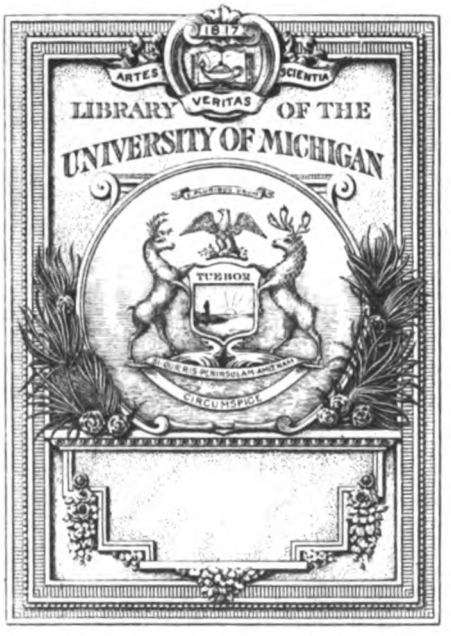
B 3 9015 00240 810 5
University of Michigan – BUHR


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

GN
700
.M285

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
JUL 20 1926

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

18. Band
Heft 1—2

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1926

Inhalt des vorliegenden 1. und 2. Heftes des 18. Bandes:

I. Abhandlungen.

		Seite
Soergel, W.:	Das Alter der paläolithischen Fundstätten von Taubach-Ehringsdorf-Weimar. Mit 1 Abbildung im Text	1
Rademacher, E.:	Die Kerbschnittkeramik. Mit Tafel I—V	14
Reuter, Otto Sigfrid:	Astronomie und Mythologie. — Zur Methodik	33
Wilke, Georg:	Die Vorgeschichtsforschung in Sachsen von 1900—1925	79
Kossinna, Gustaf:	Zu den frühneolithischen Skelettfunden. Mit 18 Textabbildungen	103

II. Mitteilungen.

Friedrichs, Gustav:	Mythen-, Märchen- und Sagendeutung	116
Bayer, J.:	Die Verwechslung der Aurignacschwankung mit dem Interglazial durch H. Obermaier und ihre Folgen	125
Renck, Julius:	Die prähistorischen Funde von Lämmerspiel bei Offenbach a. M. — Mit 10 Abbildungen im Text und auf Tafel VI	129
Stampfuß, R.:	Neue Ausgrabungen in der Wasserburg Buchau	139
Günther, Adam:	Aus der Geschichte eines rheinischen Heimatmuseums	142

III. Bücherbesprechungen.

IV. Nachrichten.

Einladung zur 9. Tagung für Vorgeschichte zu Braunschweig 25.—30. Mai 1926.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Vorgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1926 12 RM.; für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 1 RM. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonstraße 18b (Postscheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen. Österreichische Mitglieder zahlen fürs Jahr 15 Schilling und können den Betrag auf Postsparkassenkonto Wien No. 156722 des Verlags einzahlen, Mitglieder in der Tschechoslovakei zahlen 75 kč für das Jahr und können diesen Betrag auf das Konto des Verlags Kabitzsch bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauer Gasse 11 einzahlen. Im übrigen beträgt der Beitrag für Mitglieder im Ausland 15 RM.

Neuanmeldungen sowie Abmeldungen sind entweder an den Vorsitzer, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Snethlage, Berlin NW 5,** Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonstraße 18b. Postscheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna,** Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen,** die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des „Mannus", im Buchhandel während des Erscheinens beträgt RM. 18 für den Band, nach Abschluß des Bandes wird er erhöht. Ferner sei auf die **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht, von welchen 4 bereits vorliegen; Für die ersten 16 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—XVII und **Ergänzungsband** I bis IV können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegt ein Prospekt aus dem Verlage von J. F. Lehmann, München bei.

Geſellſchaft für deutſche Vorgeſchichte

Mannus

Zeitſchrift für Vorgeſchichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Guſtaf Koſſinna

18. Band (1926)

Mit 294 Abbildungen im Text und 29 Tafeln

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzſch
1926

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Printed in Germany.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Abhandlungen und Mitteilungen 1, 116, 167, 203, 253
Nachrichten 165, 252, 372
Bücherbesprechungen 157, 238, 365

Adrian, Walther: Frühneolithische Flammenmergelartefakte, gefunden bei Bielefeld. Mit 8 Abbildungen 220
Bayer, J.: Die Verwechslung der Aurignacschwankung mit dem Interglazial durch H. Obermaier und ihre Folgen 125
Bierbaum, Georg: Ein frühkaiserzeitlicher Goldring aus Sachsen. Mit 1 Textabbildung 230
Grenzel, Dr. Walter: Ein mesolithischer Einzelfund aus Mitteldeutschland. Mit 4 Textabbildungen 227
Friedrichs, Gustav: Mythen-, Märchen- und Sagendeutung 116
Friedrichs, Gustav: Die drei mythischen Hasen und ihre Verwandten an Kirchen und anderen Gebäuden und Hasen in Märchen und Sagen. Mit 12 Textabbildungen 339
Gaerte, Dr.: Auf den Spuren des ostpreußischen Mammut- und Rentierjägers. Mit 3 Abbildungen 253
Günther, Adam: Aus der Geschichte eines rheinischen Heimatmuseums 142
Hagen, J. O. v. d.: Der Depotfund von Falkenwalde in der Uckermark. Mit 31 Textabbildungen und Tafel XXIX 358
Helmrath, Ernst: Ein vorgeschichtliches Seilergerät 165
Jahn, M.: Hermann Schmidt 166
Knote, Geh. Stud.-Rat Prof. Dr.: Der Angrivarierwall. Mit 1 Karte im Text 197
König, M.: Ein Gräberfeld der Hausurnenzeit bei Kleckewitz in Anhalt. Mit 75 Textabbildungen und Tafel VII—XIII 261
Kossinna, Gustaf: Zu den frühneolithischen Skelettfunden. Mit 18 Textabbildungen 103
Müller-Brauel, Hans: Vorgeschichtliche Funde und Grabungen im Kreise Zeven, Provinz Hannover 167
Müller-Brauel, Hans: Vorgeschichtliche Ackerfelder zwischen Elbe und Weser. Mit 2 Textabbildungen 184
Neumann, Ernst Wilhelm: Die Totenbestattung bei den Naturvölkern 232
Prietze, H. A.: Die wissenschaftliche Bewertung von Schädelfunden. Mit 7 Abbildungen auf Tafel XXVII und XXVIII 332
Rademacher, E.: Die Kerbschnittkeramik. Mit Tafel I—V 14
Renck, Julius: Die prähistorischen Funde von Lämmerspiel bei Offenbach a. Main. Mit 10 Textabbildungen und Tafel VI 129
Renck, Julius: Schatzfund aus der Bronzezeit bei Offenbach a. Main. Mit 5 Textabbildungen und 1 Karte 258
Reuter, Otto Siegfrid: Astronomie und Mythologie. — Zur Methodik 33
Schemmel, Hertha: Heimatmuseen 165
Schirmeisen, Karl: Neue diluvialarchäologische Funde aus Mähren 203
Schulz, Walther: Zur Merowingerzeit Mitteldeutschlands. Neuere Funde und Forschungen. Mit 19 Abbildungen und auf Tafel XIV—XVIII 285
Soergel, W.: Das Alter der paläolithischen Fundstätten von Taubach-Ehringsdorf-Weimar. Mit 1 Abbildung im Text 1
Stampfuß, R.: Neue Ausgrabungen in der Wasserburg Buchau 139
Strauß, Konrad: Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Keramik. Mit Tafel XIX—XXVI 298

Seite
Teudt, Direktor: Altgermanischer Gestirndienst. Mit 15 Textabbildungen 349
Voegler, Albert: Steinzeitliche Siedelungen im Kreise Liebenwerda. Mit 98 Textabbildungen 208
Wagner, Dr. Friedrich: Literatur zur Vor- und Frühgeschichte der Pfalz 1900—1925 190
Wilke, Georg: Die Vorgeschichtsforschung in Sachsen von 1900—1925 79

Bücherbesprechungen.

Abel, Othenio: Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglaube (Wolfgang Schultz) 157
Absolon, K.: Bericht über die paläolithische Abteilung am mährischen Landesmuseum und die paläolithische Forschung in Mähren (Karl Schirmeisen) 367
Absolon, K. und Czižek, K.: Die paläolithische Erforschung der Pekarnahöhle in Mähren (Karl Schirmeisen) 368
Baumgärtel, Elise: Dolmen und Mastaba (G. Wilke) 239
Beiträge zur Natur- und Kulturgeschichte Litauens und angrenzender Gebiete (Adolf Mahr) 370
Birkner, F.: Der diluviale Mensch in Europa (Eduard Beninger) 242
Bumüller, Johannes: Die Urzeit des Menschen (E. Fritzweiler) 162
Buschan, Georg: Illustrierte Völkerkunde II (Walther Schulz) 243
Byhan, A.: Kaukasien, Ost- und Nordrußland, Finnland (Walther Schulz) . . . 243
Die Eiszeit: Zeitschrift für allgemeine Eiszeitforschung (I^2 u. II^1) (Eduard Beninger) 161
Dobiáš, Jos.: Fund römischer Ziegel bei Muschau (Karl Schirmeisen) 369
Goeßler, P.: Der Urmensch in Mitteleuropa (R. Stampfuß) 158
Haberlandt, A.: Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung (Walther Schulz) 243
Haberlandt, A.: Die Mittelmeerlandschaften Nordafrikas und die Kanarischen Inseln (Walther Schulz) 243
Haberlandt, M.: Die indogermanischen Völker des Erdteils (Walther Schulz). . 243
Hoffmann, Johannes: Aus Deutschlands Urzeit (Walther Schulz) 243
Kossinna, G.: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit I (W. Gaerte) 250
Kunkel, Otto: Der Mäander in den vor- und frühgeschichtlichen Kulturen Europas (M. Jahn) 241
Kunkel, Otto: Oberhessens vorgeschichtliche Altertümer (M. Jahn) 365
Kunkel, Otto: Aus Pommerns Urgeschichte (M. Jahn) 365
Mahr, A.: Das vorgeschichtliche Hallstatt (Friedrich Wagner) 164
Pericot y Garcia, Luis: La civilizacion megalitica catalana y la cultura pirenaica (G. Wilke) 238
Pfizenmayer, Mammutleichen (Hahne) 366
Richter, Heinrich: Die altsteinzeitliche Höhlensiedlung von Treis a. d. Lumda (H. Heß v. Wichdorff) 240
Richthofen, Frbr. von, Bolko: Die ältere Bronzezeit in Schlesien (Hans Gummel) 245
Rühle, Oskar: Sonne und Mond im primitiven Mythus (Wolfgang Schultz). . . 157
Schnippel, E.: Die englischen Kalenderstäbe (Wolfgang Schultz) 249
Spieß, Karl: Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn (Wolfgang Schultz) 245
Staudacher, W.: Führer durch Buchau und das Federseeried (R. Stampfuß) . . 160
Stocky, A.: La Bohème à l'âge de la pierre (Beatrice Goering) 162

I. Abhandlungen.

Das Alter der paläolithischen Fundstätten von Taubach – Ehringsdorf – Weimar.

Von W. Soergel, Tübingen.

Mit 1 Abbildung im Text.

Seit etwa fünfzehn Jahren herrscht unter der Mehrzahl der mittel- und norddeutschen Geologen (3, 4, 9, 14, 15, 16, 17) Einmütigkeit darüber, daß die fundreichen Travertinbildungen von Taubach, Ehringsdorf und Weimar der letzten (sog. II. norddeutschen) Zwischeneiszeit angehören. Die Zahl der Geologen, die in dieser Frage eine andere Auffassung vertreten haben, ist außerordentlich gering. 1910 haben Siegert, Naumann und Picard (7) auf Grund ihrer Terrassenstudien die Ansicht ausgesprochen, „daß die Bildung der Kalktuffe bis in die Postglazialzeit gereicht hat". 1912 hat Siegert (6) diese Altersstellung weiterhin dahin präzisiert, daß „die gesamte Travertinablagerung der Gegend von Taubach in die Postglazialzeit gestellt werden" muß. Ein so jugendliches Alter glaubten die genannten Gelehrten aus der Altersstellung der den Travertin unterlagernden Schotterterrasse ableiten zu können, die sie mit ihrer postglazialen Saaleterrasse für gleichaltrig hielten. Diese Beurteilung der den Travertin unterlagernden Ilmschotter hat sich später, wie wir noch sehen werden, nicht bestätigt, und gegen das postglaziale Alter sprechen von vornherein die im unteren Travertin überlieferten Funde: die Antiquusfauna, der Neandertalmensch und die altpaläolithischen Artefakte.

Für ein höheres Alter der Travertinbildungen als letzte Zwischeneiszeit ist seither kein Geologe mehr, unter den Prähistorikern aber wiederholt Bayer (1) eingetreten. Er stellte sie, ehe er sich für nur mehr zwei Eiszeiten, ein großes zwischenliegendes Interglazial und eine Schwankung innerhalb der letzten Eiszeit entschieden hatte, in das vorletzte (sog. I. norddeutsche) Interglazial. Diese Auffassung gründete sich auf Anschauungen über die Altersstellung von Kulturen und Faunen, die er in anderen Gebieten gewonnen hatte, und auf seine Bestimmung der Taubacher und Ehringsdorfer Kultur als Altacheuléen und Acheuléen. Geologisch vermochte er sie nicht zu stützen, wenn nicht der folgende Satz aus einer (1) der zahlreichen Arbeiten, in denen Bayer sein Chronologiesystem des Eiszeitalters verteidigt, in diesem Sinne bewertet sein will: „Im Ilmtal fehlen sicher datierbare glaziale Ablagerungen, wie ich mir zu wiederholen erlaube, denn sonst wären die dortigen glazialen Ablagerungen bisher doch wenigstens von einem Geologen richtig als mindelglazial bestimmt worden und nicht als rißglazial." Diese Hoffnung

Bayers auf die Feststellung eines so hohen Alters der den Travertin unterlagernden Ilmkiese haben Terrassenuntersuchungen nicht erfüllt, die ich von Naumburg im Saaletal an flußaufwärts bis Kranichfeld a. d. Ilm, d. h. über ein großes Talgebiet flußaufwärts und flußabwärts des Travertingebietes der Gegend von Weimar-Ehringsdorf-Taubach durchgeführt habe (12). Es ließen sich, geben wir zunächst einen Überblick über die Ergebnisse, im ganzen zehn übereinander folgende Flußschotterterrassen nachweisen und mit Ausnahme der obersten über das ganze in Betracht gezogene Ilmtalgebiet verfolgen. Die vier höchsten (IV—I), sogenannte präglaziale Terrassen, sind aufgeschüttet worden, ehe das Eis der sogenannten ersten norddeutschen Vereisung Thüringen erreichte, sie sind daher frei von nordischen Geschieben (nordische Granite und Gneise, Kreidefeuerstein). Nach dem Abschmelzen dieses ersten, Thüringen erreichenden Inlandeises sind weitere sechs (vielleicht sieben) Schotterterrassen aufgeschüttet worden, die ich von den höheren älteren zu den tieferen jüngeren mit 1—6 bezeichnet habe. Sie führen im Gegensatz zu den präglazialen Terrassen nordisches Material.

Von diesen Terrassen ließ sich eine Anzahl auf Grund ihres Lagerungsverhältnisses zu nordisch-glazialen Bildungen sicher mit den im norddeutschen Vereisungsgebiet bisher nachgewiesenen Vereisungen parallelisieren. Die untere präglaziale Terrasse (I), zu der die Schotter von Süßenborn gehören, wurde in der Vorstoßphase der sogenannten ersten norddeutschen Vereisung aufgeschüttet; die zweite Terrasse der mittel- und jungdiluvialen Terrassengruppe (1—6) wurde während der Vorstoßphase der sog. zweiten norddeutschen Vereisung, die fünfte während des ersten weit über die Elbe nach Süden greifenden Vorstoßes der sog. dritten norddeutschen Vereisung gebildet. Die sechste kann dann ihrem „kalten" Säugetierbestand und ihrem Lagerungsverband zum jüngeren Löß 2 nach nur dem zweiten Vorstoß oder der zweiten Phase der sog. dritten norddeutschen Vereisung zugehören. Da teils geologische, teils faunistische Kriterien mit Bestimmtheit dafür sprechen, daß auch die übrigen Schotterterrassen unter einem eiszeitlichen Klima von einmal ausgeprägterem, einmal weniger ausgeprägtem Charakter aufgeschüttet worden sind, da die Erosionszeiten zwischen den einzelnen Aufschotterungen auf Grund der Verlehmungen (Entkalkungen) in den Schotter- und Deckschichtenprofilen, mit denen sie nachweisbar gleichzeitig sind, Zeiten eines humiden, gemäßigten Klimas gewesen sein müssen, so ergab sich aus den geologischen Befunden eine viel weitergehende klimatische Gliederung des Eiszeitalters, als bisher angenommen worden war. Berücksichtigen wir auch die kalte Phase des sog. baltischen Vorstoßes, deren Spuren in einer Schotteraufschüttung im Ilm-Saalegebiet noch nicht sicher nachgewiesen werden konnten, so haben wir mit elf kalten und elf gemäßigten Perioden im Ablauf des Eiszeitalters zu rechnen. Diese Gliederung stimmt, wie ich vor kurzem (13) gezeigt habe, vollständig überein mit einer ganz unabhängig von mir und nahezu gleichzeitig von Köppen-Wegener (Die Klimate der geologischen Vorzeit, Gebr. Bornträger, Berlin 1924) aufgestellten astronomischen Gliederung des Eiszeitalters. Da unser Terrassensystem feste Bezugsstellen hat zu den drei in Norddeutschland bisher angenommenen Vereisungen, so läßt sich auch jede derjenigen Terrassen, die nicht auf eine der in Norddeutschland bisher gesicherten Vereisungen bezogen werden kann, zeitlich in den Rahmen des bisherigen norddeutschen Systems eingliedern.

Der Altersbestimmung der Ilmkiese unter dem Travertin von Taubach—Ehringsdorf—Weimar, und diese ist entscheidend für die Altersstellung des

Travertin, erwächst zunächst eine Schwierigkeit dadurch, daß das Travertingebiet in einem tektonischen Graben, dem sogenannten Ilmtalgraben liegt, für den, wie ich früher (11, 12) gezeigt habe, mit Störungen bis in die jüngere Diluvialzeit hinein zu rechnen ist. So konnte rein terrassengeologisch der sichere Anschluß der den Travertin unterlagernden Schotterterrasse an die Schotterterrassen flußaufwärts und flußabwärts des Grabens noch nicht gewonnen werden. Aber im Bereich des Grabens selbst haben wir sichere Anhaltspunkte für eine terrassengeologische Alterseingrenzung dieser Schotterterrasse. Es folgen nämlich über ihr am Talhang innerhalb des Grabenbereichs noch drei Schotterterrassen, deren Kiese nordisches Material führen, die also alle jünger sind als die sog. erste norddeutsche Vereisung. Es können danach die Kiese unter dem Travertin höchstens der vierten Schotterterrasse unseres mittel- und jungdiluvialen Terrassensystems zugehören, sie können auf keinen Fall älter sein. Es bliebe rein terrassengeologisch aber noch die Möglichkeit offen, daß sie die fünfte Schotterterrasse darstellen, also noch jünger wären. In einem solchen Falle würde die Travertinbildung, da die fünfte Terrasse dem ersten Vorstoß der sog. dritten norddeutschen Vereisung entspricht, innerhalb der letzten Eiszeit bzw. zwischen ihre beiden Maximalphasen fallen und es würde, sehen wir ganz von den gegen eine solche Altersstellung sprechenden paläontologischen und prähistorischen Funden ab, unmöglich sein, die im Travertinprofil dokumentierten geologischen Ereignisse mit denen in Einklang zu bringen, die über den gleichen Zeitraum im Talgebiet der Ilm und anderer Thüringer Flüsse und im norddeutschen Vereisungsgebiet abgelaufen sind. Dagegen besteht eine überraschende Übereinstimmung in der Abfolge der geologisch dokumentierten Ereignisse in den drei Gebieten (vgl. Soergel [12]), wenn wir die Ilmkiese im Liegenden des Travertin der vierten Schotterterrasse zuweisen und ihnen damit die höchste nach dem geologischen Befund überhaupt mögliche Altersstellung geben. Die drei über ihr folgenden, nordisches Material führenden Terrassen im Grabenbereich gestatten nicht die unter dem Travertin liegenden Kiese einer höheren Terrasse als der vierten zuzurechnen. Denn diese drei höheren feuersteinführenden Terrassen können ja auf keinen Fall älter sein als die drei höheren, feuersteinführenden Terrassen (1—3) des mittel- und jungdiluvialen Terrassensystems (1—6) im Talgebiet außerhalb des Grabens. Im ganzen Gebiet ist die sog. erste norddeutsche Vereisung die Grenzmarke, vor der feuersteinfreie, nach der feuersteinführende Kiese abgelagert wurden. Würden wir den drei höheren feuersteinführenden Terrassen im Graben ein höheres Alter als den drei höheren feuersteinführenden Terrassen außerhalb des Grabens zusprechen, so müßten sie unbedingt teilweise oder ganz mit den Terrassen parallelisiert werden, die über diesen drei höheren, feuersteinführenden Terrassen oder über der obersten dieser Terrassen außerhalb des Grabens folgen. Das sind aber die präglazialen Terrassen; von denen wissen wir, daß sie feuersteinfrei sind. Feuersteinfreie und feuersteinführende Terrassen können innerhalb des von den Eismassen der sog. ersten norddeutschen Vereisung ehemals bedeckt gewesenen Gebietes nicht gleichaltrig sein. Deshalb kann die höchste feuersteinführende Terrasse innerhalb des Grabens kein höheres Alter haben als die höchste feuersteinführende Terrasse (1) außerhalb des Grabens und die vierte feuersteinführende Terrasse (Kiese unter Travertin) innerhalb des Grabens kann dann eben höchstens der vierten feuersteinführenden Terrasse außerhalb des Grabens entsprechen. Diese schlüssige Argumentation hat wohl nur Bayer nicht verstanden; er behauptet in einer

Besprechung meiner Arbeit im ersten Heft des zweiten Bandes der Zeitschrift „Die Eiszeit" 1925, ich hätte, „ohne zu begründen warum", die Schotterterrasse unter dem Travertin der vierten Stufe der beiden Talstrecken flußaufwärts und flußabwärts des Ilmtalgrabens gleichgesetzt.

Auf der neuen geologischen Grundlage läßt sich das Alter des Fundschichten führenden unteren Travertin genauer bestimmen als es bisher möglich war. Die Periode, die im bisherigen System als letzte Zwischeneiszeit zwischen sog. zweiter und sog. dritter norddeutscher Vereisung bezeichnet wurde, zerfällt jetzt durch Einschaltung zweier kalter Phasen (Schotterterrassen 3 und 4) in fünf Phasen, von denen drei, die Zeiten der Erosion und der chemischen Verwitterung, als gemäßigt betrachtet werden müssen (vgl. die Gliederungstabelle am Schluß der Arbeit). Der untere Travertin von Taubach—Ehringsdorf—Weimar fällt, da er den Schottern der letzten der beiden einzuschaltenden kalten Phasen auflagert, in die letzte der drei gemäßigten Phasen und damit in das letzte Drittel oder Viertel des Zeitraums, der früher als letztes Interglazial bezeichnet wurde (oder genauer ausgedrückt, hätte bezeichnet werden müssen, wenn in der Auffassung von Siegert, Naumann und Picard alle Terrassen des Ilm- und Saalegebietes in richtiger Weise auf die bisher angenommenen drei norddeutschen Vereisungen bezogen worden wären).

Die paläolithischen Fundschichten im Travertin des Ilmtales bzw. der untere Travertin gehört im Rahmen der bisher gebräuchlichen Eiszeitchronologie Norddeutschlands der Endphase des letzten Interglazials an, im Rahmen der neuen Vollgliederung des Eiszeitalters einem Interglazial, das weit nach der sogenannten zweiten norddeutschen Vereisung zwischen einer bisher nicht bekannt gewesenen kalten Periode (Prä-Würmeiszeit = Eiszeit IV*a*) und dem ersten Vorstoß der letzten oder Würmeiszeit (Eiszeit IV*a*) liegt.

Die über dem unteren Travertin im Ehringsdorfer Profil folgenden Schichten (Pariser, oberer Travertin 1, Pseudopariser, Oberer Travertin 2, Gehängemassen und jüngerer Löß 2) zeigen einen wiederholten, geologisch und faunistisch begründeten Klimawechsel an, auf den ich hier nicht näher eingehen will, nachdem ich mich in einem in der Paläontologischen Zeitschrift erscheinenden Aufsatz erst kürzlich ausführlich mit dieser Frage beschäftigt habe. Es scheint mir aber für die Sicherung unserer Altersbestimmung des die Fundschichten führenden älteren Travertins sehr bemerkenswert, daß diese Klimaschwankungen in vollstem Einklang stehen sowohl mit denen, die wir aus der jüngeren, nach Aufschotterung der vierten Schotterterrasse ablaufenden geologischen Geschichte des Ilmtals in dem ganzen untersuchten Bereich ableiten müssen (vgl. Soergel [12]), als auch mit denen, die auf astronomischer Grundlage Köppen-Wegener abgeleitet haben (vgl. Soergel [13]).

Diese Altersstellung des unteren Travertin, sowie das geologisch vollständig gesicherte höhere Alter der Kiese von Markkleeberg und das noch höhere Alter der Unstrutkiese von Wangen, die Bayer mit dem unteren Travertin bzw. dem Travertin von Taubach für ungefähr gleichaltrig hielt, sind für Bayers Chronologiesystem sehr verhängnisvoll. Denn dieses ist damit widerlegt in einem Gebiet, das durch das Vorhandensein einer ganzen Anzahl wichtiger paläolithischer Fundstätten, durch sehr günstige geologische Verhältnisse und durch die direkte Bezugsmöglichkeit auf das im norddeutschen Vereisungsgebiet bisher gewonnene Gliederungsgerüst in besonderem Maße

berufen ist, die Grundlage für ein Chronologiesystem zu bilden. Bayer hat daher in einer Besprechung meiner Arbeit („Die Eiszeit", 2. Bd., 1. H. 1925) versucht, meine geologischen Befunde in einer Weise umzudeuten, die ihm seiner Meinung nach gestattet, mit seiner Auffassung Recht zu behalten. Er deutet die nordisches Material führenden Schotterterrassen im Ilmtalgrabenbereich über der den Travertin unterlagernden Schotterterrasse als meine drei oberen präglazialen Terrassen (IV—II) und rechnet demgemäß die Kiese unter dem Travertin der unteren oder I. präglazialen Terrasse zu, der bekanntermaßen die Kiese von Süßenborn angehören. Selbst wenn eine solche Auffassung möglich wäre, würde sie das Alter des unteren Travertin nicht so bestimmen wie es erst kürzlich durch Bayer (2) geschehen ist. Es folgte nämlich dem Absatz des eine kalte Fauna führenden Auemergels, der die Schotteraufschüttung unter dem Travertin nach oben abschließt, sogleich die Travertinbildung. Das zeigt einmal die in weiten Teilen des Ehringsdorfer Gebietes unter dem Travertin intakt erhaltene Oberfläche des Auemergels, das Fehlen von Verwitterungs- oder Verlehmungsspuren am Auemergel und schließlich sehr deutlich ein Mammutunterkiefer, der mit seinem unteren Teil im Auemergel, mit den oberen Teilen der aufsteigenden Äste im Travertin saß. Zwischen Abschluß der Auemergelbildung und Einsetzen der Travertinbildung fehlt ein Hiatus. Es muß also der untere Travertin unbedingt dem ersten Teil desjenigen Interglazials mit angehören, das der Schotterterrassenaufschüttung (Kiese plus Auemergel) folgte. In diesen ersten Teil seines großen Interglazials, und das hätten wir nach Bayers Altersbestimmung der Schotterterrasse unter dem Travertin vor uns, stellt Bayer (2) aber die Kiese von Mauer und erst in den zweiten Teil die Travertine der Gegend von Weimar. Diese Unstimmigkeit innerhalb seiner eigenen Deutungen tritt jedoch völlig in den Hintergrund vor seiner bedenkenfreien Umdeutung der drei höheren feuersteinführenden Terrassen im Grabenbereich. Trotzdem sie feuersteinführend sind, ein Umstand, den er in der Besprechung auch erwähnt, zählt er sie den präglazialen Terrassen zu. Es weiß aber jeder, der sich etwas mit der diluvialen Geschichte Mittel- und Norddeutschlands beschäftigt hat, daß Fehlen oder Vorhandensein von nordischem Material in ungestörten Flußkiesen das erste und wichtigste Kriterium zur Altersbestimmung ist. Die sog. erste norddeutsche Vereisung, die das nordische Material nach Mitteldeutschland brachte, ist die wichtigste Grenzmarke im historischen Ablauf der diluvialgeologischen Ereignisse. Alle nordisches Material führenden Schotterablagerungen sind jünger als diese Vereisung, also jünger als die Kiese von Süßenborn (= untere oder I. präglaziale Terrasse) und damit viel jünger als die drei höheren präglazialen Terrassen (II—IV). Das Vorhandensein von nordischem Material in den drei Terrassen über der den Travertin unterlagernden beweist also, gleichgültig ob und in welchem Maße diese drei Terrassen durch spätere tektonische Vorgänge abgesenkt worden sind, ihre Stellung nach der sog. ersten norddeutschen Vereisung. Das nicht genau bekannte Ausmaß der tektonischen Störung, dessen Vernachlässigung bei Altersbestimmung der Kiese unter dem Travertin Bayer für meinen „Kardinalfehler" hält, spielt hier keine Rolle, es ist für die von uns verfolgte Argumentation ganz belanglos; hier entscheidet die Feuersteinführung der verschiedenen Terrassen und nicht die direkte Anschlußmöglichkeit der Terrassen im Grabenbereich ihrer Höhenlage nach an die Terrassen flußaufwärts und flußabwärts der Grabenstrecke. Bayers Umdeutung dieser Terrassen als zeitliche Äquivalente seiner altdiluvialen Eiszeit (= sog. erste norddeutsche

Eiszeit) ist also ganz unmöglich und ganz unmöglich damit natürlich auch die von ihm verfochtene Altersstellung des unteren, die paläolithischen Fundschichten führenden Travertin.

Wir müssen leider konstatieren, daß sich Bayer mit den elementarsten Grundlagen der Diluvialgeologie eines Gebietes, über dessen diluviale Geschichte mitzuurteilen er sich seit vielen Jahren für berechtigt hält, nicht vertraut gemacht hat, und daß er offenbar auch nicht in der Lage ist, einer rein geologischen Argumentation zu folgen.

Nicht weniger unglücklich ist Bayers fauniistische Beweisführung für das von ihm vertretene Alter des unteren Travertins. Er nennt Elephas trogontherii als die Elefantenart des Kieses unter dem Travertin und sieht darin einen Beweis für die Stellung dieses Kieses zur unteren präglazialen Terrasse (I), weit vor die Kiese von Markkleeberg. Er stützt sich dabei wohl auf eine ältere Arbeit von mir (8), in der Elephas trogontherii aus diesen Kiesen tatsächlich angegeben wird. Dieser Bestimmung liegt ein Milchmolar zugrunde, der ein primitiveres Gepräge trägt als die Milchmolaren geologisch jüngerer Mammute und den man allerdings El. trogontherii zusprechen kann. Die stratigraphische Bedeutung eines einzelnen Zahnes kann aber bekanntlich gerade in den nicht scharf geschiedenen, ineinander übergehenden Formenkreisen des El. trogontherii und El. primigenius gering sein und Milchmolaren sind aus zwei Gründen mit ganz besonderer Vorsicht stratigraphisch auszuwerten. Einmal sind uns bisher wohl die Milchzähne von El. trogontherii und der geologisch jüngeren Mammute, aber nicht die der älteren Mammute bekannt. Zweitens bewahren Milchzähne in der Zahl der Schmelzbüchsen und damit in der Länge (hinten—vorn) der Schmelzbüchsen über einen längeren Abschnitt der Stammesentwicklung ein primitiveres Gepräge, weil die Zunahme der Lamellenzahl im Lauf der Stammesgeschichte bei ihnen eine prozentual viel geringere ist als bei den Molaren (vgl. Soergel, 10, S. 86). In einer Zeit, da die Molaren das Mammutstadium schon länger erreicht, das El. trogontherii-Stadium also überschritten hatten, können die Milchzähne noch einen primitiveren Charakter tragen. Ich würde heute daher, nachdem eine ganze Anzahl von letzten Molaren aus dem Kies und Auemergel unter dem Travertin vorliegt, Bedenken tragen, den Milchzahn noch zu Elephas trogontherii zu stellen. In der älteren Arbeit ist er in der Tabelle über die M. M. II max. übrigens als Elephas trogontherii primigenius aufgeführt. Stratigraphische Schlüsse habe ich damals auf diesen Zahn nur insoweit gegründet, als ich die Fauna des Kieses als ein jüngeres Äquivalent der Süßenborner Fauna bezeichnete, also die Kiese als eine unter ähnlichen klimatischen Bedingungen entstandene, aber jüngere Bildung auffaßte. In der gleichen Arbeit ist aber in der Tabelle über die M. III mand. ein Zahn aus eben diesem Kies als Elephas primigenius bezeichnet und in seinen Haupteigenschaften charakterisiert worden.

Vielleicht hat Bayer in seiner Meinung auch die Beurteilung der bis 1910 in dem Kies bzw. Auemergel unter dem Travertin gefundenen Mammutzähne durch Wüst (17) bestärkt, nach dem diese Zähne einer zweifellos altertümlichen Form des El. primigenius Blumenb. angehören, „vielleicht sogar einer bereits recht primigenius-artigen Form des Elephas trogontherii Pohl. zugerechnet werden" könnten. Das gesamte heute vorliegende Material läßt nun aber keinen Zweifel mehr darüber, daß wir es mit einem echten Mammut zu tun haben. In einer Bayer offenbar entgangenen Arbeit (4) habe ich bereits El. primigenius und Rhinoceros antiquitatis als den Säuge-

tierbestand der Ilmablagerungen unter dem Travertin genannt und ausgeführt, daß der Elefant aus den Kiesen „als ein typischer Elephas primigenius und nicht als Elephas trogontherii bezeichnet werden muß". Daß dieses Mammut primitiver ist als das des jüngeren Löß und der Niederterrasse ist bei seinem höheren geologischen Alter selbstverständlich. Doch kommen auch im jüngeren Löß, besonders aber auch in der rheinischen Niederterrasse Mammutzähne vor, die in der Zahl und in dem Abstand der Schmelzbüchsen und auch in der Dicke des Schmelzes denen aus dem Kies unter dem Travertin durchaus entsprechen. Im folgenden gebe ich für eine Anzahl im geologischen Alter gesicherter letzter Unterkiefermolaren — und solche bilden die Hauptmasse der in dem Kies und Auemergel unter dem Travertin gefundenen Mammutzähne — die Werte für durchschnittliche Länge (hinten—vorn) einer Schmelzbüchse plus Zementintervall. Dieser Wert, der als Quotient aus Länge und Lamellenzahl berechnet wird, liefert ein meist gutes Kriterium für die phylogenetische Höhe der einzelnen Formen im Stamm El. trogontherii — El. primigenius. Es ist jedoch zu bemerken, daß dieser Wert nicht einen absoluten Gradmesser für die phylogenetische Höhe bedeutet, es können, wohl in Abhängigkeit von klimatischen Verhältnissen und ihrem Einfluß auf die Stoßzahn- und damit mittelbar auf die Backenzahnentwicklung (vgl. Soergel [10]), in einem jüngeren Formenkreis entgegen dem zu erwartenden Verhalten hier und dort größere Werte des Längen-Lamellen-Quotienten auftreten als sie für einen älteren Formenkreis im allgemeinen bezeichnend sind. Die folgenden Zahlen zeigen aber auf jeden Fall, daß die Zähne aus dem Kies unter dem Travertin dem echten Elephas primigenius zugerechnet werden müssen. Der Längenlamellenquotient schwankt bei letzten Unterkiefermolaren des Elephas trogontherii von Mosbach zwischen 15,2 und 17,4, des Elephas trogontherii von Süßenborn zwischen 14,0 und 19,5, an einem diminutiven, daher nicht voll vergleichbaren Zahn geht er hinunter auf 13,8. Bei einem letzten Unterkiefermolar von Elephas primigenius aus dem älteren Löß, aus dem intakte Zähne mir sonst nicht bekannt geworden sind, fand ich 14,0. Für das Mammut des jüngeren Löß ergaben sich an den letzten Unterkiefermolaren Werte zwischen 9,4 und 11,8, für das Mammut der rheinischen Niederterrasse zwischen 11,4 und 12,9. Die letzten Unterkiefermolaren aus dem Kies und Auemergel unter dem Ehringsdorfer Travertin zeigen 10,9, 11,7 und 12,5, und damit Werte, die unter die tiefsten Werte für Elephas trogontherii von Süßenborn und Mosbach fallen, sich beim Mammut der rheinischen Niederterrassenschotter und des jüngeren Löß aber keineswegs selten finden. Sind die letzten

Abb. 1. Letzter Oberkiefermolar von Elephas primigenius aus dem fluviatilen Auemergel der 4. Schotterterrasse unter dem älteren Travertin von Ehringsdorf, Bruch Kaempfe. Museum f. Urgeschichte zu Weimar. Etwa $^1/_2$ nat. Größe.

Unterkiefermolaren des Ehringsdorfer Mammut in einer etwas größeren Schmelzdicke primitiver als die Hauptmasse (nicht als alle) der letzten Unterkiefermolaren der rheinischen Niederterrasse und des jüngeren Löß, so steht dieser Charakter mit ihrem höheren geologischen Alter in bestem Einklang. Den weiten Abstand unseres Mammuts von Elephas trogontherii veranschaulicht am besten der in Abb. 1 wiedergegebene letzte Oberkiefermolar aus den Ilmablagerungen unter dem Travertin. Er führt auf 19,7 cm Länge 18 Lamellen, einen hinteren Talon und vorn eine Dentinfläche, die mehreren abgekauten Schmelzbüchsen entspricht. Durch Abkauung mögen vorn 5 bis 6 Lamellen nebst dem vorderen Talon verloren gegangen sein. Die Schmelzdicke beträgt 1,5—2 mm. Der Quotient aus Länge und Lamellenzahl ergibt 9,9; er stimmt vollständig mit dem Längenlamellenquotienten letzter Oberkiefermolaren des Mammut aus dem jüngeren Löß (9,5, 9,8, 10,8, 11,4) und aus der rheinischen Niederterrasse (9,0, 9,8) überein, ist dagegen wesentlich niedriger als selbst die niedersten entsprechenden Werte für Elephas trogontherii von Süßenborn (13,0 bzw. 12,2—20,1) und von Mosbach (14,0—21,0). Der Elefant der Ilmablagerungen (Kies und Auemergel) unter dem Travertin ist ein echtes Mammut. Mit ihm schließt das Vorkommen von Rhinoceros antiquitatis, das in der Literatur seit über zehn Jahren bekannt ist (9), die von Bayer befürwortete zeitliche Parallelisierung der den Travertin unterlagernden Ilmkiese mit den Rhinoceros etruscus führenden Kiesen von Süßenborn (I. oder unterste präglaziale Terrasse) vollständig aus.

Auch faunistisch ist die von Bayer vertretene Altersstellung der Travertinbildungen von Taubach—Ehringsdorf—Weimar ganz unhaltbar.

Mit dem erwiesenen relativ jungen Alter der Ilmtaltravertine ist auch die weitere Frage nach der Gliederung des Eiszeitalters gegen Bayer entschieden. Wenn er selbst auch sagt, daß sein Chronologiesystem von Spanien bis Rußland „bestens fundiert" sei, so gibt uns die hier an einem Beispiel durchgeführte Prüfung seiner Fundierungsmethode doch das Recht, sein System weniger optimistisch zu beurteilen. Wir wollen hier im Anschluß an die Altersbestimmung des Ilmtaltravertin nur eine größere Frage der Eiszeitchronologie kurz behandeln, die Frage nach der Zahl der durch die Antiquusfauna charakterisierten Interglaziale.

Es ist unbestritten, und auch Bayer teilt diese Auffassung, daß die Elephas antiquus führenden Kiese von Mauer älter sind als die Elephas antiquus führenden Travertine von Taubach-Ehringsdorf-Weimar. Da nun der ältere oder untere Travertin ohne zeitlichen Hiatus, wie wir oben feststellten, dem Elephas primigenius führenden Auemergel und Kies in seinem Liegenden folgt, so würden die Elephas antiquus führenden Kiese von Mauer, wenn man sie zeitlich dem Travertin möglichst nahe rücken will, doch nur vor diese Elephas primigenius führenden Kiese gestellt werden können. Es würde sich also zwischen zwei Antiquusfaunen eine Primigeniusfauna einschieben, und schon diese nur ganz allgemeine Tatsachen auswertende Betrachtung zeigt, daß wir mindestens zwei Antiquusinterglaziale haben. Dafür läßt sich auch ein spezieller geologischer Beweis ohne weiteres führen. Gerade in der durch den Fund eines menschlichen Unterkiefers berühmt gewordenen Grube am Grafenrain bei Mauer beobachtete schon Sauer (5), daß die Mauerer Sande vom überlagernden älteren Löß durch eine scharfe Erosionsfläche getrennt sind. Damit steht, ganz abgesehen von der Frage nach

der Stellung dieses älteren Löß in der Gruppe der älteren Lösse, zunächst fest, daß die Mauerer Sande wesentlich älter sind als dieser ältere Löß; an anderer Stelle liegen bekanntlich die Kiese der Elsenz zwischen den Mauerer Neckarsanden und dem älteren Löß. Für die Fundschichten führenden Travertine von Taubach—Ehringsdorf—Weimar steht aber nach unseren Untersuchungen (12) fest, daß sie jünger sind als selbst der jüngste der älteren Lösse. Der Altersabstand zwischen den Kiesen von Mauer und dem unteren Travertin des Ilmtalgrabens ist also ein sehr beträchtlicher. Wir haben auch heute, nachdem die Mauerer Sande von mancher Seite in das sog. erste norddeutsche Interglazial gestellt worden sind, keinen Grund daran zu zweifeln, daß sie demjenigen Interglazial angehören, das der sog. ersten norddeutschen Eiszeit vorausging und daß sie in diese sog. erste Eiszeit ein kleines Stück noch hineinreichen. Zwischen dieses älteste bisher bekannte Antiquus-Interglazial und das viel jüngere von Taubach—Ehringsdorf—Weimar fällt in unserem Chronologiesystem eine ganze Anzahl von kalten und von gemäßigten Perioden (vgl. die Gliederungstabelle auf S. 10f. dieser Arbeit). Der Mangel an Fossilfunden läßt uns heute noch nicht beurteilen, ob in jeder dieser gemäßigten Phasen oder Interglaziale die Antiquusfauna aus ihrem europäischen Standgebiet in West-, Südwest- und Südeuropa gegen Osten weiter vorgestoßen ist, ob sie Mitteldeutschland in jedem Fall (auszunehmen sind sicher die beiden letzten gemäßigten Perioden) erreicht hat. Eines dieser Interglaziale nach der sog. ersten norddeutschen Vereisung und vor dem Taubacher Interglazial können wir aber heute schon als ein weiteres Antiquus-Interglazial erweisen. In den Kiesen der ersten mitteldiluvialen Terrasse hat sich im Geragebiet und im Ilmgebiet Elephas antiquus gefunden, dessen Vorkommen in der gleichen Terrasse des Unstrutgebietes zunächst nur wahrscheinlich ist (vgl. Soergel [12]). Diese Kiese gehören, ziehen wir die astronomische, mit unserer geologischen völlig übereinstimmende Gliederung in Betracht, einer kalten Phase von geringerer Intensität an. Wir dürfen annehmen, daß zunächst nur in höher gelegene Gebiete zwischen dem alpinen und dem norddeutschen Vereisungsgebiet ein vollglaziales Klima zurückkehrte, daß in diesen Hochgebieten, dem Einzugsgebiet auch der Thüringer Flüsse, die Wirkungen des glazialen Klimas voll zur Geltung kamen, daß den Flüssen unter dem Einfluß der Frostverwitterung viel Gesteinsschutt zugeführt wurde, die Flüsse also auch in tiefer gelegenen Landstrichen aufschottern mußten. In diesen tiefer gelegenen Gegenden aber braucht das Klima nicht oder doch erst im Höhepunkt dieser Eiszeit einen vollglazialen Charakter besessen zu haben, es konnten Tiere des gemäßigten Klimas bis in diese Eiszeit hinein — wie weit, lassen die Fundumstände der Elephas antiquus-Zähne nicht sicher entscheiden — in diesen Gegenden leben. Und von Elephas antiquus wissen wir ja aus den Funden von Steinbach in Baden (9) — Zusammenvorkommen von Elephas antiquus mit einer Kälte liebenden Weidenart —, daß er einer Klimaverschlechterung nicht sofort gewichen ist. Wenn aber Elephas antiquus während eines Teils dieser Eiszeit in Thüringen lebte, so wird er erst recht in dem vorhergehenden Interglazial, aus dem uns Funde bzw. Gesteinsneubildungen bisher noch nicht bekannt sind, in Thüringen gelebt haben. Da er aber während der diesem Interglazial vorhergehenden großen, weite Teile von Thüringen überdeckenden Vereisung (sog. erste norddeutsche) nicht hier gelebt haben kann, so ist dieses Elephas antiquus-Vorkommen nach unten sicher abgegrenzt: Vom Mauerer Antiquus-Interglazial trennt es die sog. erste norddeutsche Vereisung. Gegen oben ist dieses Antiquus-Interglazial,

Die Gliederung

Gliederung des Eiszeitalters im Bereich der alpinen Vereisung	Gliederung des Eiszeitalters im Bereich der norddeutschen Vereisung	Vollgliederung des Eiszeit-Zeitlage vor der Gegenwart Benennung in Anlehnung an das Penck-Brückner'sche System
Bühlvorstoß	3. Vorstoß der letzten Eiszeit	Würm III (Baltischer Vorstoß)
Achenschwankung	Rückzugsschwankung	Würm II—Würm III Zwischeneiszeit
Würm II Eiszeit	2. Vorstoß der letzten Eiszeit	Würm II
Große Rückzugsschwankung	Große Rückzugsschwankung	Würm I—Würm II Zwischeneiszeit
Würm I Eiszeit	1. Vorstoß der letzten Eiszeit	Würm I
Riß-Würm Zwischeneiszeit	Letzte Zwischeneiszeit	Prä-Würm—Würm I Zwischeneiszeit Prä-Würm Riß II—Prä-Würm Zwischeneiszeit Riß II Riß I—Riß II Zwischeneiszeit
Riß Eiszeit	Vorletzte Eiszeit	Riß I
Mindel-Riß Zwischeneiszeit	Vorletzte Zwischeneiszeit	Prä-Riß—Riß I Zwischeneiszeit Prä—Riß Mindel II—Prä-Riß Zwischeneiszeit
Mindel Eiszeit	Drittletzte Eiszeit	Mindel II
Günz-Mindel Zwischeneiszeit	Diluviale Präglazialzeit	Mindel I—Mindel II Zwischeneiszeit Mindel I
Günz Eiszeit		Günz II—Mindel I Zwischeneiszeit Günz II Günz I—Günz II Zwischeneiszeit Günz I

des Eiszeitalters.

alters (die Zahlen geben die in Jahrtauſenden an) Zahlenbenennung	Die Stellung des Diluvialprofils von Ehringsdorf im Gliederungsſyſtem	Die Stellung einiger wichtiger deutſcher diluvialprähiſtoriſcher Fundſtellen reſp. Kulturen im Gliederungsſyſtem
Eiszeit IVc 26—21		Spät-Magdalénien vom Schmiechenfels und vom Hohlefels bei Hütten
Zwiſcheneiszeit IVb—IVc 66—26		
Eiszeit IVb 74—66	Jüngerer Löß 2, z. T. geröllreiche, z. T. humoſe Gehängemaſſen	Früh-Magdalénien vom Sirgenſtein, Früh-Magdalénien von Munzingen, Solutréen vom Sirgenſtein
Zwiſcheneiszeit IVa—IVb 110—74	Jüngerer Travertin 2 Pſeudopariſer Jüngerer Travertin 1	Aurignacien vom Sirgenſtein
Eiszeit IVa 118—110	Pariſer	Mouſtérien vom Sirgenſtein
Zwiſcheneiszeit IVα—IVa 139—118	Älterer Travertin mit den Fundſchichten	Kultur von Taubach, Ehringsdorf, Weimar
Eiszeit IVα 144—139	Schotter und Auemergel der 4. Ilmſchotterraſſe im Liegenden des Travertin	
Zwiſcheneiszeit IIIb—IVα 183—144		
Eiszeit IIIb 193—183		
Zwiſcheneiszeit IIIa—IIIb 225—193		
Eiszeit IIIa 236—225		Kultur von Markkleeberg, (Elſter-Pleiße), Kultur von Hundisburg, Kultur von Wettin (Salzke)
Zwiſcheneiszeit IIIα—IIIa 302—236		
Eiszeit IIIα 306—302		Kultur von Wangen (Unſtrutgebiet)
Zwiſcheneiszeit IIb—IIIα 429—306		
Eiszeit IIb 434—429		
Zwiſcheneiszeit IIa—IIb 470—434		Homo Heidelbergensis
Eiszeit IIa 478—470		Schaber aus Braunkohlenquarzit aus der II. präglazialen Ilmterraſſe bei Raſtenberg a. d. Finne
Zwiſcheneiszeit Ib—IIa 543—478		
Eiszeit Ib 550—543		
Zwiſcheneiszeit Ia—Ib 585—550		
Eiszeit Ia 592—585		

wenigstens fauniſtiſch, nicht ſo ſcharf abzugrenzen. Es fehlen aus der erſten mitteldiluvialen Terraſſe bisher die Reſte „kalter" Tiere. Die nächſte fauniſtiſche Abgrenzung gegen das Antiquus-Interglazial von Taubach—Ehringsdorf gibt uns erſt die zweite mitteldiluviale Terraſſe, in der Elephas primigenius und Ovibos moschatus nachgewieſen ſind und für die die Aufſchotterung in der Vorſtoßphaſe der ſog. zweiten norddeutſchen Vereiſung geologiſch ſicherſteht. Und dann folgen von fauniſtiſch noch nicht zu belegenden, aber geologiſch erwieſenen Interglazialen getrennt bis zum Travertin von Taubach-Ehringsdorf noch zwei durch „kalte" Fauna charakteriſierte kalte Perioden. Die Zwiſchenſtellung dieſes Antiquus-Interglazials zwiſchen Mauer und Taubach—Ehringsdorf, beſonders das gegenüber Mauer jüngere Alter beweiſt auch die Entwicklungshöhe des nachgewieſenen Elephas antiquus. Der letzte Oberkiefermolar aus der erſten mitteldiluvialen Terraſſe von Riethnordhauſen im Geratal unterſcheidet ſich ſcharf durch ſeine höhere Lamellenzahl und vor allem auch die größere Zahnhöhe von den entſprechenden Mauerer Antiquus-Zähnen.

Wir haben alſo heute ſchon drei durch Elephas antiquus charakteriſierte Interglaziale. Inwieweit auch die übrigen, geologiſch geſicherten Interglaziale (mit Ausnahme der beiden letzten), durch das Vorhandenſein von Elephas antiquus ausgezeichnet ſind, müſſen zukünftige Funde lehren. Von nur einem Elephas antiquus führenden Interglazial aber kann ſchon heute, ja ſchon ſeit vielen Jahren gar keine Rede mehr ſein.

Auf Bayers allgemeine Bemerkungen über mein Chronologieſyſtem brauche ich hier nicht näher einzugehen, nachdem ich die geologiſchen Grundlagen in mehreren Arbeiten dargeſtellt habe. „Unſere Gliederung gründet ſich letzten Endes auf die nicht anzufechtende Auffaſſung, daß Geſteine von der gleichen petrographiſchen Zuſammenſetzung, von der gleichen Struktur und von dem gleichen Foſſilgehalt nur unter einem jeweils gleichen Bedingungskomplex, d. h. in unſerem Falle unter einem jeweils gleichen Klima entſtanden ſein können" (Soergel [12]). Wer ohne Berückſichtigung dieſer elementaren Grundlagen allerdings und ohne Berückſichtigung der geſicherten Erfahrungen über die Beziehungen zwiſchen Klima und Geſteinsbildung und Geſteinsumbildung mit Bayer meint, daß Verlehmungszonen im Gebiet zwiſchen der alpinen und nordiſchen Vereiſung ſowohl unter einem glazialen als unter einem interglazialen Klima entſtanden ſein können, daß auf eine glaziale Vorſtoßphaſe zwei, im Profil durch eine Verlehmungszone getrennte Löſſe fallen, der kann mit dem bisher veröffentlichten diluvial-geologiſchen Beobachtungsmaterial dieſes oder jenes Chronologieſyſtem „beweiſen", kann ſogar verſuchen, die ganz antiquierte Vorſtellung von nur zwei Eiszeiten und einem dazwiſchen liegenden großen Interglazial neu zu beleben.

Zum Schluß ſtelle ich in einer Tabelle die neue, auf geologiſchen Befunden im ſächſiſch-thüringiſchen Randgebiet der norddeutſchen Vereiſung aufgebaute Vollgliederung des Eiszeitalters in Vergleich mit der im norddeutſchen Vereiſungsgebiet ſelbſt aufgeſtellten und der von Penck und Brückner im alpinen Vereiſungsgebiet gefundenen, letztere mit der ſchon früher von mir vertretenen Modifizierung in der Auffaſſung der Gliederung der letzten Eiszeit. In der neuen Gliederung ſind hier ohne Rückſicht auf ſpezielle klimatiſche Verhältniſſe, alſo ſchematiſierend, die Zeiten geringerer oder ſehr geringer Eisausdehnung zwiſchen je zwei Eiszeiten als Zwiſcheneiszeiten bezeichnet worden. Die Eis- und Zwiſcheneiszeiten beigefügten Zahlen geben die Zeitlage der einzelnen Perioden in Jahrtauſenden vor der Gegenwart nach der aſtronomi-

schen Gliederung des Eiszeitalters durch Köppen-Wegener (Strahlungskurve), die mit der von mir gefundenen geologischen völlig übereinstimmt. In einer besonderen Rubrik ist das Diluvialprofil von Ehringsdorf dem System eingegliedert, in einer weiteren die Stellung einiger wichtiger deutscher diluvial-prähistorischer Fundstellen bzw. Kulturen angegeben worden. Kulturen aus Gesteinen (Kiesen), die in der Vorstoßphase einer Vereisung gebildet wurden, sind in die betreffende Eiszeit hineingestellt.

Literatur.

1. Bayer, J.: Die Unhaltbarkeit der bisherigen Eiszeitchronologie Norddeutschlands. Mannus, Bd. X, 1918.
2. Derselbe: Der Wechsel in der Säugetierfauna Europas während des Eiszeitalters. Die Eiszeit. Bd. I, 1924.
3. Hahne, H. und E. Wüst: Die paläolithischen Fundschichten und Funde der Gegend von Weimar. Zentralbl. f. Mineral. Jahrg. 1908.
4. Heß von Wichdorff: Entstehung, Aufbau und Alter des Kalktuffs der paläolithischen Fundstätten von Ehringsdorf und Taubach bei Weimar. Mannus 1922.
5. Sauer, A.: Erläuterungen zu Blatt Neckargemünd (Nr. 32) der geologischen Spezialkarte des Großherzogtums Baden. 1898.
6. Über die Altersstellung der Travertine von Taubach. Zeitschr. d. deutsch. geol. Ges. Jahrg. 1912. Bd. 64.
7. Siegert, L., Naumann, E. und E. Picard: Über das Alter des Thüringischen Lösses. Zentralbl. f. Min. usw. 1910. S. 98.
8. Soergel, W.: Elephas trogontherii Pohl. und Elephas antiquus Falc. usw. Paläontographica. Bd. LX. 1912.
9. Derselbe: Die diluvialen Säugetiere Badens. I. Teil. Älteres und mittleres Diluvium. Mitt. d. großh. bad. geolog. Landesanstalt. Bd. IX. H. 1. 1914.
10. Derselbe: Elephas columbi Falc. Ein Beitrag zur Stammesgeschichte der Elefanten und zum Entwicklungsmechanismus des Elefantengebisses. Geol. und paläontol. Abhandlungen. N. F. Bd. 14, H. 1/2. 1921.
11. Derselbe: Beiträge zur Geologie von Thüringen. III. Das Alter der Ilmtalstörung. Zentralbl. f. Min. usw. Jahrg. 1913.
12. Derselbe: Die diluvialen Terrassen der Ilm und ihre Bedeutung für die Gliederung des Eiszeitalters. G. Fischer, Jena 1924.
13. Derselbe: Die Gliederung und absolute Zeitrechnung des Eiszeitalters. Fortschr. d. Geol. u. Paläontol. H. 13. 1925.
14. Werth, E.: Zur Altersstellung der Paläolithe führenden Kalktuffablagerungen bei Weimar. Zeitschr. d. deutsch. geol. Ges. Bd. 68. 1916.
15. Derselbe: Der fossile Mensch. 2. Teil. Gebr. Bornträger, Berlin 1922.
16. Wiegers, Fr.: Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abhandl. d. preuß. geol. Landesanstalt. N. F. H. 84. 1920.
17. Wüst, E.: Die pliozänen Ablagerungen des Travertingebietes der Gegend von Weimar und ihre Fossilienbestände in ihrer Bedeutung für die Beurteilung der Klimaschwankungen des Eiszeitalters. Zeitschr. f. Naturwissensch. Bd. 82. Halle a. S. 1910; 1911.

Die Kerbschnittkeramik

mit besonderer Berücksichtigung der Sammlungen des städtischen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Köln am Rhein.

Von E. Rademacher, Regierungsbaurat, Köln-Jülich.

Mit 5 Tafeln.

Abkürzungen: StZ, KZ, BZ, HZ, LTZ = Steinzeit, Kupferzeit, Bronzezeit usf.
Abschnitte:
1. Geschichtliches.
2. Zeitstellung, Kulturkreis, Rassen und Volkstum.
3. Kunstgewerbliches; Technik, Muster, Einlage.
4. Künstlerische Bedeutung.
5. Kurze Besprechung der abgebildeten Funde.

1. Geschichtliches zur Entwicklung des Kerbschnitts.

Bei dem Worte Kerbschnitt denkt heute jeder fast unwillkürlich an mehr oder weniger überflüssige Schränkchen, Wandbretter, Schachteln und ähnliche Gebilde, deren Geschmacklosigkeit ihren Ursprung in einem Laden für „Handfertigkeit" hat und die zusammen mit Brennarbeiten, Laubsägesachen wenigstens der Geduld ihrer Verfertiger ein gutes Zeugnis ausstellen.

Aber der Kerbschnitt hat, von diesen Gelegenheits-„Kunstwerken" abgesehen, sehr ernste Seiten, und einer von diesen möchte ich in der vorliegenden Arbeit nachgehen.

Nicht bekannt ist neben vielem anderen dem Durchschnittsdeutschen z. B., daß Kerbschnitt und Verwandtes lange Zeit hindurch eine sehr große Rolle im germanischen Kunstschaffen gespielt haben. Am ehesten sind noch die Kerbschnittmuster der sog. „romanischen" Zeit sowohl in Holz als auch im großen in Stein bekannt. Alte Truhen in unseren Museen, dann die Architekturen geben Beispiele genug. Von weniger bekannten seien erwähnt: In dem Buche: Romanische Baukunst in Frankreich (Bauformen Bibl. III) sehe man sich die Tafeln 9, 13, 23, 43, 54, 55, 81, 137, 141, 142, 143, 149, 174, 175, 182, 190, 191, 192, 193 an, um einen Überblick zu haben. Von dieser Zeit stammen über die Gotik und spätere Entwicklung weg die in der Holzarchitektur des germanischen Nordens (siehe Hildesheim) so häufigen Kerbschnittmuster, die auch in der Bauernkunst aller deutschen Lande bis heute eine große Rolle spielen.

Das romanische Vorkommen war aber nur das Ende einer Entwicklung des Kerbschnittes, die uns aus der Völkerwanderungszeit bekannt ist. Von diesen fränkischen und anderen Arbeiten geht die Technik in die romanische

Kunst hinein. Als Beweis genügt ein Gang durch ein Museum mit Altertümern des 5. bis 7. Jahrhunderts nach Chr. Die Technik des Kerbschnitts ist damals bekannt gewesen auf Holz, Leder und Metall, in letzterem wurde er nach Holzmodellen gegossen. Besonders interessant sind die Totenschuhe der Alemannen (Lindenschmit) aus Holz; dann aus Bronze, Silber, Gold die Gürtelschließen und Fibeln. Aus Leder z. B. zeigen den Kerbschnitt sehr schön die Sandalen von Moorleichen im Museum Hannover (dort auch gute Nachschnitzung!). Hier ist allerdings die Zeit nicht ganz sicher belegt.

Woher dieser germanische Kerbschnitt nun stammt, ist auch ohne Zweifel. Er ist dem Arbeiten in Holz zu verdanken und hat sowohl im kleinen bei Schmuckarbeiten, als auch im großen in der Baukunst Verwendung gefunden. An Literatur hierzu s. Haupt, Die älteste Baukunst der Germanen u. a. Wie sehr viele Bestandteile der alten germanischen Holzbaukunst sind dann auch die Kerbschnittmuster auf den Stein übertragen worden.

Andererseits will z. B. Riegl (Die spätrömische Kunstindustrie) auch diese Technik auf die römische Kunst zurückführen und damit auf die Mittelmeerkultur. Ihm folgt noch ein großer Teil unserer Kunsthistoriker und Archäologen. Daß diese Ansicht aber irrig ist, beginnt langsam, aber sicher klar zu werden.

Strzygowski tritt in „Altai-Iran und Völkerwanderung" für eine Entstehung dieser Technik in Osteuropa—Südrußland, und zwar auf dem Boden nordischer Stämme ein, wobei man unwillkürlich an alle die Germanenzüge in das Gebiet des Schwarzen Meeres denkt — von den Kugelflaschen und Schnuramphoren bis zu den Goten u. a. Von diesem Zentrum aus läßt Strzygowski nun den Kerb- und Schrägschnitt nach Westen gehend die angedeutete Entwicklung nehmen, und andererseits in die islamitische Kunst eindringend dort bis heute liebevolle Pflege finden. Dieser letztere Gedanke, der darauf beruht, daß die islamitische Kunst in ihrer langsamen Entwicklung und bei ihrem geringen Wechsel in den Kunstrichtungen viele alte Elemente indogermanischer und sogar germanischer Kunst besser und getreulicher bewahrt habe als die Indogermanen und Germanen selbst, ist ohne Zweifel ein sehr glücklicher. Man denke nur an das Bandgeflecht! Es beginnt als nordisches Flächenmuster auf LT-Gefäßen der Elbgegend bis zur Mark hin; spielt in der Kaiserzeit eine große Rolle (Darzau, Rädchenmuster); findet sich stark bei frühen Goten u. a. nach Osten gezogenen Völkern (vgl. auch Strzygowski, Die armenische Baukunst in Europa); ist sehr stark in der deutschen und nordischen Völkerwanderungszeit, in der romanischen Kunst und tritt noch als wichtiger Baubestandteil in der Gotik auf.

Die islamitische Kunst hat es ebenfalls von den nordischen Kreisen entnommen und bis heute treu gepflegt. Ihr Meisterstück ist der Mimbar von Kairwan, eine Bagdader Arbeit des 12. Jahrhunderts.

Das stimmt also mit der Bewahrung des Kerbschnittes in der islamitischen Kunst durchaus.

Diese ganze Entwicklung des Kerbschnittes ist es aber nicht, die ich hier besprechen will. Auch das erste, mir bekannte Stück mit echtem Kerbschnitt will ich nur kurz angeben. Es ist eine Knochenplatte mit Durchbohrung, auf der Reihen des echten Zickzackbandes in Kerbschnitt ausgestochen sind. Das Stück gehört dem späten Campignien an und ist auf Rügen gefunden. Genauere Besprechung und Abbildung folgt später. Ein ähnliches von ist das bekannte Stück von Kleinmachnow.

Auch hiervon sei also abgesehen.

Rund 1500 Jahre aber ist der Kerbschnitt einmal lebendig gewesen, und zwar in einer ganz einheitlichen, in sich völlig abgeschlossenen Entwicklungsreihe, die mit den anderen erwähnten Vorkommen in keinerlei Verbindung steht. Ich meine die kerbgeschnitzte Keramik der urkeltischen und keltischen Gebiete. Hier ist der Werkstoff der Ton der Gefäße. Auf gleichzeitigen Metallarbeiten kommt nie etwas derartiges vor.

Diese sog. Kerbschnittkeramik hat schon lange die Archäologen stark beschäftigt. Am meisten bekannt waren die vielen Hügel der Rauhen Alb bis Elsaß (Hagenau), die die schönen geschnitzten und gestempelten Trichterrand-Einhenkelkrüge und Henkeltassen lieferten und man hat lange Zeit den Kerbschnitt für bronzezeitlich und die erwähnten Landstriche als das Hauptgebiet des Kerbschnitts angesehen. An Literatur hierzu siehe Schumacher, Alt. d. Heidn. Vorzeit V, Taf. 35—42 und Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands. Später aber ergab sich immer mehr eine viel größere Ausdehnung der Kerbschnittware und zeitlich schoben sich Anfang und Ende weiter auseinander.

Die neuen Anschauungen habe ich kurz angegeben in Mannus 1925, IV. Ergänzungsband in E. Rademacher, Die niederrheinische Grabhügelkultur von der Spätsteinzeit bis zum Ende der Hallstattzeit. Ferner im Reallexikon der Vorgeschichte, s. Frankreich C. Dort auf Tafel 55, Abb. französischer Gefäße. Ferner ebendort eine Karte (Bd. IV, 1 Taf. 49), auf der die in Deutschland nicht so bekannten französischen Fundplätze eingetragen sind. Ebendort siehe auch den Artikel: Kerbschnittkeramik der französischen BZ., siehe auch unsere Tafel II.

2. Zeitstellung, Kulturkreis, Rassen- und Volkstum.

Das Gebiet des Kerbschnittes ist ein sehr großes (Tafel I). Von Brabant (Holland) geht die Grenze nördlich des Lippetals (Coesfeld bei Münster) bis zum Teutoburger Wald, der lange Zeit Grenzgebiet zwischen germanischen und urkeltischen Völkern war; von da südlich — sie umfaßt Bayern, Württemberg, Baden, eben noch die Nordschweiz (Zürich, siehe Rütimeyer, Ethnographie der Schweiz, Basel 1924, Napf vom Pfahlbau Enge). Weiter ein Teil von Südfrankreich, Mittelfrankreich, das Gebiet der Marne, Belgien, Holland.

An Museen und Literaturangaben kann ich hier nur das Wesentlichste bringen. Für Holland siehe das Rijksmuseum von Leiden und dessen Veröffentlichung: Mededeelingen, dann Reallexikon: Holland und Riethoven. Für den Niederrhein besonders Museum Köln, dann Krefeld, Bonn, Emmerich, Xanten, Kevelaar, Heinsberg. An Veröffentlichungen besonders E. Rademacher, Mannus 1915, IV. Erg.-Bd. Für Westfalen Museum Dortmund und Altertümer der heidnischen Vorzeit V, Taf. 35/42. Für Nahe bis Eifel Museum Bonn und Mayen. Weiter südlich die bekannten Museen, Zeitschriften usw., Altertümer der heidnischen Vorzeit, besonders Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands, dann Naue, Vorrömische Denkmäler im Elsaß, Straßburg 1905, Taf. V, VII, XIII. Für Oberbayern s. Naue, BZ. Oberbayern, Taf. XLII, XLIII, XLVIII. Für Baden: Wagner, Fundstätten. Für die Schweiz ist Rütimeyer schon erwähnt.

Für Frankreich ist die Übersicht im Reallexikon schon erwähnt, vgl. Taf. II. Die französischen Forscher nennen die Kerbschnittware meist decor incisé, auch excisé kommt vor. Die Hauptangaben befinden sich bei Déchelette, Manuel II, 1 S. 378ff. und Chauvet in Congr. Int. d'Anthropol. 1900,

Paris, S. 371ff. Letzteres handelt vorzüglich über den frühen, sehr wichtigen Platz von Bois du Roc (Charente), Abbildung Reallexikon Frankreich C, Taf. 55 und unsere Tafel II, Abb. 1, 3—10. Die Departements Frankreichs, aus denen Kerbschnittfunde vorliegen, sind nach Déchelette und Chauvet folgende (Tafel II, Abb. 1): Gard, Haute-Loire, Puy-de-Dôme, Yonne, Rhône, Jura, Marne, Aude (?), Oise (Clermont), Doubs, Cher, Ardèche, Vosges, Seine et Oise, Charente, Lorraine (Hügel von Azelot).

Aus Belgien sind Funde im Musée Cinquantenaire zu Brüssel; vgl. auch Reallexikon: Belgien.

Die beigegebene Übersichtskarte (Taf. I) zeigt die Verbreitung in ganz rohen Umrissen. Von jenseits der Loire bis über den Böhmerwald, fast von der Küste bis zu den Alpen reicht der Kerbschnitt. Ein wichtiger Unterschied noch ist auf der unteren Skizze deutlich: Es ist nämlich eine verschiedene Entwicklung im Norden und den westlichen und östlichen Südgebieten festzustellen. Im Norden geht der Kerbschnitt von 2000 vor Chr. bis 700 vor Chr. ununterbrochen durch und hat eine starke Ausbildung während der BZ. 5 und der HZ. 1. Im Süden hat die späteste BZ. und frühe HZ. nur schwache Spuren des Kerbschnitts. Der Grund liegt in der bekannten Einwanderung der Urnenfelderleute, die ihre Toten in Flachgräbern verbrannt beisetzten; ganz im Gegensatz zu der alteingesessenen Bevölkerung, die ihre Toten in Hügeln liegend begrub. Diese Urnenfelderleute erreichten den Niederrhein kaum noch. (Hierüber siehe E. Rademacher, Niederrheinische Grabhügelkultur, Mannus 1925, Erg.-Bd. IV.) Die Karte zeigt also, wo der Kerbschnitt nicht zeitweilig durch die Urnenfelderkeramik in den Hintergrund gedrängt wurde. Und das zeigt uns mittelbar, wie bedeutsam der Einfluß dieser Urnenfelderbevölkerung im damaligen Rheinland gewesen ist. (Vgl. Reallexikon Kelten, Frankreich C, D.). Ferner ist im Osten die meiste Stempeltechnik, was nach Ungarn hindeutet. In den Westbezirken sind die frühen Stücke BZ. 1 am häufigsten.

Aus der Karte sind auch ohne weiteres die Nachbarn ersichtlich. Westlich mit hin- und her sich verschiebender Grenze Iberer, Aquitanier — wie man will; südlich Pfahlbauern, Ligurer (Alpiner Rasse); östlich zuerst Aunjetitzer, dann die daraus entwickelte Lausitzer Kultur und endlich nördlich Germanen. Somit auch sonst schon längst erkannte Grenzen, die eine große und wichtige Kulturprovinz — der Urkelten und später Kelten — umziehen.

Daß der Kerbscheitt keltisch ist, ist übrigens nichts Neues. Vgl. Kossinna 1912, Mannus IV, S. 177.

Besonders erwähnen möchte ich, daß die Übersichtskarte eben nur eine Übersicht sein soll. Einzelheiten sind durchaus vernachlässigt (z. B. Thüringen, Saalegebiet, wo die durchzogene Linie der Kerbschnittsgrenze sicher mehrere große nach Westen gerichtete Bögen hat.

Bemerkenswert ist, daß das Kerbschnittgebiet, das uns als altbekannte Fundprovinz entgegentritt, auch geographische Grenzen hat! Ein Blick auf unsere Übersichtskarte und eine physikalische Karte von Europa lehrt, daß die Urkelten nirgendwo in das Tiefland, die Marschen, herabgestiegen sind — der grüne Teil der sog. physikalischen Karte ist frei. Nirgends reichten sie bis zur Küste. Man könnte, wenn man wollte, den Schluß ziehen: Keine Händler — keine ausschließlichen Ackerbauer und Viehzüchter — für die sich die Marschen gut eignen. Weiter: Begrenzt ist das Gebiet durch Gebirgszüge. Im Osten geht es bis an den Teutoburger Wald (wenigstens bis 900/800, wo die Germanen herüberdrängten. Von da zieht es sich in noch sehr schlecht

erfaßten Übergängen westlich des Harzes, Thüringerwaldes, Fichtelgebirges, Riesengebirges nach Süden; überall an den Grenzen sich schon sehr vermischend. Die Alpen sind nicht einbezogen. Westlich gehts nach Frankreich, wo die Cevennen, rechts der Rhone noch teilweise, aber anscheinend nur früh mit einbezogen sind. Die Hochfläche der Auvergne, die mit dem französischen Mittelgebirge (Mont-Doré 1900 m und Puy-de-Dôme) die höchsten Erhebungen Frankreichs hat, ist die Grenze. Nördlich davon kommt noch der Ausläufer nach der Charente der vielleicht den Weg bezeichnet, den die Kultur gekommen ist. (Bois-du-Roc Taf. II, Abb. 3—10). Dann folgt als Grenze das Küstentiefland bis Westfalen.

Gebirge wie Eifel, Westerwald, Rothaargebirge, Taunus werden zuerst vorzugsweise an den Rändern besiedelt, später, besonders HZ. 4, ist im Norden eine stärkere Hineindrängung in die hochgelegenen Flächen dieser Gebirge zu merken, die durch das Andrängen der Germanen veranlaßt wurde.

Daß das umschriebene Gebiet auch das der bekannten Ringwälle aus Steinen und Erde des keltischen Typs ist — Wälle mit sichelförmigen Vorlagen, Abschnittswällen u. dgl. — später (LTZ.) mit Holzeinbauten — (Süddeutschland — Ostfrankreich) sei nur nebenbei bemerkt.

Zu der Karte von Frankreich, Taf. II, 1 sei noch bemerkt, daß sie nach Angaben der französischen Literatur, besonders der von Déchelette und Chauvet gesammelten, gezeichnet ist. Man sieht auch hier: Es fällt zusammen die Ausbreitung: 1. der Kerbschnittkeramik, 2. Hügelgräberbronzezeit, 3. des Hallstatthügelkreises, 4. der langen eisernen Hallstattschwerter, 5. der Urnenfelder (Villanova-Typen). Nicht aus der Karte zu ersehen ist, daß es auch das Gebiet der spätsteinzeitlichen Zonen- und Schnurbecher ist, wovon die ersten aber auch sonst auftreten.

Also: Genau dasselbe Bild wie im Rheingebiet und weiter östlich.

Die unteren Zeichnungen stellen einen Scherben von St. Dévédème (Gard) dar, die die Entstehung des Kerbschnitts aus der Glockenbecherware gut zeigt. Die übrigen stammen aus Bois-du-Roc (Charente) — schon erwähnt. Besonders zu beachten sind die Glockenbecher mit Kerbschnitt, das Kerbschnittkreuz auf dem Boden eines davon. Dann die Einhenkelkrüge früherer und späterer Art, zum Teil mit Schrägrand. Die Ornamentik ist hier bei den frühen Stücken sehr verwickelt und schwierig. (Abb. 3—10.) Es ist das die bekannte Erscheinung, daß bestimmte Formen oft zu Anfang die beste Ausprägung haben, die nachher verflacht.

Bemerken möchte ich hier noch zu dem Kulturkreise, daß der Süden bis nach Frankreich hin gelegentlich Dinge aus dem Aunjetitzer und Lausitzer Gebiete führt. Vgl. Buckelgefäße aus Süddeutschland bei Behrens, BZ. Taf. XV, XIII und Frankreich, Hügel bei Lémainville (Meurthe-et-M.); siehe auch E. Rademacher, Reallexikon, Frankreich C, D, Taf. 55.

Das wäre in Kürze die geographische Darstellung.

Wie später besprochen wird, ist der Kerbschnitt entstanden aus der Zonenverzierung der Glockenbecher und ist ein westisches Kulturelement.

Von besonderer Bedeutung ist eine zwar schwache, aber doch nicht wegzuleugnende Verwandtschaft unseres urkeltischen Kerbschnitts mit der ungarischen, inkrustierten Keramik (s. Wosinsky). Diese drückt alle ihre reichhaltigen Ziermuster flach ein und füllt mit weißer Farbmasse. Geschnitten, oder auch nur tief gestempelt wird also hier nicht. Trotzdem ist die Technik verwandt. Verbindungen nach Osten haben in unserer BZ. wohl bestanden; so die Säbelnadeln und schon erwähnten Buckelgefäße.

Deren (Lausitzer) Kultur liegt stark in der Lausitz und Böhmen. Es wäre noch möglich, daß sich südlich davon — über Wien ein Verbindungsstreifen nach Ungarn hinzöge. Auf eine solche Verbindung weist hin, daß wir im östlichen Gebiet unseres Kerbschnitts — in Bayern — neben weniger echter Schnitzarbeit viel Stempeltechnik finden, von der im Westen (Frankreich) kaum etwas bekannt ist. So könnten sich über den Semmering die stempelnde bayerische und die ebenfalls eindrückende ungarische Art die Hand reichen. Bei dieser wäre dann in ihrer abweichenden Art, besonders in ihren vielen und geschwungenen Mustern die Nachwirkung der bandkeramischen Kultur zu erkennen, während die Technik des Eindrückens der Muster von Westen kamen. Daß die Kultur, der wir den Ursprung des Kerbschnitts zuschreiben müssen — die Glockenbecherkultur — bis nach Ungarn gekommen ist, ist ja bekannt. Die schönen rotpolierten Becher von Tordos im Berliner Museum zeigen die Stempeltechnik zur Genüge. Das stimmte also sehr gut zusammen. Desgleichen stimmt auch, daß in der illyrischen Hallstattkultur das Stempeln noch bekannt war und diese saß hauptsächlich in den deutschen Provinzen Österreichs. Weiter kann hier auf diese längst nicht genügend bearbeiteten Fragen nicht mehr eingegangen werden.

Zum Norden — England — ist zu bemerken: Die Küstenstriche hatten vor Ausbildung des Kerbschnittes eine starke Welle über den Kanal abgegeben, die dort selbständig blieb und die Kerbschnittentwicklung nicht mitmachte. Es war dies eine Einwanderung gemischt westisch-dinarischer Bevölkerung. Die Keltisierung (und damit Indogermanisierung) Südenglands erfolgte aber erst im 4. Jahrh. vor Chr., als von den Germanen nach Westen die Seine entlang abgedrückte Keltenscharen jenseits des Kanals keltische Reiche gründeten.

Nach den Ergebnissen der letzten Jahre, besonders auch nach besserer Bekanntschaft mit dem französischen Vorkommen des Kerbschnitts kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Kerbschnitt westischer Art ist und aus der Glockenbecherkultur hervorging. Auf Glockenbechern findet sich der erste Kerbschnitt unserer Reihe. Das bis zuletzt so beliebte Zickzackband tritt hier schon völlig ausgebildet in echtestem Kerbschnitt auf. Als Beispiele seien einige angeführt: St. Vérédème (Gard) (s. Taf. II, 2) und Déchelette II, 1, S. 378; Bois-du-Roc (Charente) (s. Taf. II, 3—10) und Congress int. Anthropol. Paris 1900, S. 371; Groß-Mehring, Altertümer der heidnischen Vorzeit, V, Taf. 61, Nr. 1103; Thüringen, Größler in Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Bd. VIII, 1909, Taf. 1; Schmidlingen, Kr. Querfurt, Museum Halle, ganz ähnlich wie Bois-de-Roc.

Sämtlicher Kerbschnitt, früh oder spät, ist stets in dieser alten Weise in Zonen angebracht. Damit setzt sich der Beginn der Technik auf etwa 2000 vor Chr. Durch die gesamte BZ. ist der Kerbschnitt belegt. Es finden sich frühe Formen, der Trichterrand-Henkelkrug und die Henkeltasse, sowohl ganz im Norden (Taf. III 1 und IV 11) (Museum Köln und Leiden; vgl. E. Rademacher, Mannus 1925, Erg.-Bd. IV); im äußersten Westen: Bois-du-Roc (Taf. II, 6, 7, 11); im Süden und Osten die bekannten häufigen Funde vom Elsaß, rauhe Alb und Bayern. Abgeleitete Formen gehen durch die frühere und mittlere BZ. hindurch.

Der Kerbschnitt gehört im allgemeinen durchaus zu der sog. „Hügelgräber-BZ.", ein Ausdruck, der zunächst von der süddeutschen Art der Hügel gebraucht wurde, der aber eine Fundprovinz bezeichnet, die eben auch durch

die Ausbreitung unseres Kerbschnitts umschrieben wird. Die Hügelgräber dieses ganzen weiten Gebietes gehören zusammen und bergen die zeitliche Abwicklung einer Kultur. Dazu aber gehören auch Flachgräber in Süddeutschland — die der sog. Adlerbergstufe — so z. B. Behrens, BZ. Süddeutschlands, S. 68, von Heroldingen, mehrere fast noch zonenkeramische Henkelkrüge, davon einer mit schönem Kerbschnitt und Rudernadel. Die Toten dieser Zeit ruhen als liegende Hocker am Niederrhein schon alle in Hügeln (vgl. E. Rademacher, Mannus 1925, Erg.-Bd. IV, S. 124, 126; ferner auch Wagner, Fundstätten Badens, II, S. 353 von Sinsheim). Man denke ferner an die bekannten Hügel der Schnurbecherart mit Brand, die bis zur Schweiz reichen, und sich auch auf dem rechten und linken Rheinufer bis zur Maas hin zum Teil sehr häufig finden. Vgl. auch die vielkantigen Beile, Bootäxte u. a. m. in Ostfrankreich, die den Gang dieses Kulturstroms zeigen (Bosch-Gimpera, Reallexikon, Frankreich B, S. 45 und 82). Alles dieses läßt darauf schließen, daß die Sitte des Hügelbauens von Norden kam und sich im Süden langsamer ausbreitete. Damit sind die Flachgräber der Adlerburgstufe wohl erklärt, besonders da somatisch kein Unterschied ist. Der Hügelbau muß also wohl von dem bekannten Zuge der Schnurkeramik nach der Nordschweiz und nach Frankreich hineingebracht worden sein: Dieser Zug bedeutet die Indogermanisierung des Rheinlandes und Ostfrankreichs und zugleich infolge der Mischung der nordischen, westischen und dinarischen Volksteile und Kulturen die Geburtsstunde des Urkeltenkreises. Die Hügelgräberbevölkerung ist also eine Mischung von Schnurkeramik- und Glockenbecherleuten gewesen; d. h. die Kultur war aus nordischen und westischen Elementen zusammengeflossen; das zeigen die Funde auf das deutlichste. Von den Rassenbestandteilen wissen wir noch viel zu wenig. Gut belegt sind neben nordischen Schädeln, rundköpfige Dinarier, die überall als Träger der westischen Glockenbecherkultur erscheinen. (Vgl. Bartels, Die Schädel von Adlerberg bei Worms und Schliz, Remedello, Straubing, Adlersberg, Prähist. Zeitschr. 1912). Westische Schädel wird es sicher auch geben — Spuren von früherer Siedlung der Mittelmeerrasse stellen heutige rassenkundliche Forschungen noch im Rheinland fest (S. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 209, 211). Dieser westische Einschlag muß bei der Völkerverschiebung vor 2000 nach dem Rheinland gekommen sein.

Diese ganze Ansicht der Kultur- und Volkszusammensetzung ist meines Erachtens erheblich besser als die bisher oft genannte, daß die Hügelgräber-BZ. eine Einwanderung aus Mitteldeutschland bedeute, wobei Schumacher an die großen Hügel von Leubingen, Helmsdorf, den Pohlsberg, denkt. (S. Schumacher, Kultur und Siedlungsgeschichte der Rheinlande I, BZ.). Diese Einwanderung aus Mitteldeutschland ist schon dadurch erledigt, daß die neuesten Forschungen dargetan haben, daß die Aunjetitzer Kultur sich zu der Lausitzer weiterentwickelt hat, also als Ursprung für die so sehr andere urkeltische Kultur überhaupt nicht in Frage kommen kann. Übrigens ist ohne weiteres klar, daß eine so erheblich westisch eingestellte Kultur wie die Hügelgräber-BZ. mit ihrem Kerbschnitt unmöglich von Osten kommt.

Verschieden ist die Entwicklung des Kerbschnitts. In Süddeutschland—Frankreich hört die Blüte mit dem Ende der mittleren BZ. 1200 auf. Unter dem Einfluß der Urnenfelder-BZ. 5 verringert sich die Technik sehr. Doch ist ihr Vorhandensein durch alle Stufen bis zur zweiten Blüte in der späteren

HZ. deutlich nachzuweisen, wie mir Dr. Kraft vom urgeschichtlichen Institut in Tübingen freundlichst bestätigte. — Meine Auffassung der westischen Herkunft des Kerbschnitts wird dort ebenfalls geteilt.

Im Gegensatz zum Süden zeigt der Norden, der in der Frühzeit, bis jetzt wenigstens, mit seinen Funden ärmer dasteht, eine ausgesprochene Blüte in der BZ. 5 und HZ. 1. Hier wirkte eben der Einfluß der Urnenfelderleute nicht mehr so stark, deren nördlichste Felder bei Siegburg liegen. Am Niederrhein endet der Kerbschnitt mit der Bemalung, die ihm aus der zweiten süddeutschen Hallstatt-(Gundlinger)Stufe zukam. Graphit und echter Kerbschnitt — allerdings nur noch Linien-Muster — finden sich zusammen auf Urne Taf. III, 6 von der Iddelsfelder Haardt bei Köln-Delbrück.

Die zweite Blüte in Baden hat keine Ableger nach Norden entsandt. Sie unterscheidet sich durch freiere Art des Stempelns und Schneidens, hat anderen, weiter entwickelten Ornamentenschatz und soll hier nicht in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen werden. Da der Kerbschnitt nach den neuen Feststellungen auch hier tatsächlich durch BZ. 5, HZ. 1 und 2 durchgeht, ist das Wiederaufleben nach Auffaugung der andersgearteten Kultur kein Wunder mehr. Ganz ebenso ist z. B. auch vielerorts unter dem Einfluß der hügellos beisetzenden Urnenfelderleute der Hügelbau eine Zeitlang abgeschwächt, er fehlt oder es erscheinen die ganz winzigen Hügelchen, wie am Niederrhein. Wenig später setzt er sich aber überall wieder durch.

Mit dieser zweiten Blüte verschwindet der Kerbschnitt vom europäischen Boden. Erst viel später taucht er, diesmal nicht der Tonindustrie, sondern der germanischen Holzarbeit entnommen, neu auf. Das wenige, was sich aus dem Gebiete des römischen Kunsthandwerkes aufweisen läßt, ist meist kein echter Kerbschnitt, zum wenigsten kein Schrägschnitt, sondern echte und nachgeahmte durchbrochene Arbeit und kann keinen Anspruch auf eine als solche selbständige Technik machen.

Das wäre in Kürze die geographische Verbreitung und ihre chronologische Untersuchung. Ziehen wir daraus die Schlüsse für eine völkische oder rassenmäßige Zuteilung, so ergibt sich, daß wir den Kerbschnitt auf den Tongefäßen des zweiten vorchristlichen Jahrtausends den Vorfahren der Kelten zuschreiben müssen, da sich die Fundprovinz des Kerbschnitts mit diesem Gebiet durchaus und genau deckt. Es ist in der Hauptsache die bekannte Hügelgräber-BZ., später die skelettbegrabenden Hallstatthügelleute einschließlich des ganzen niederrheinischen Brandhügelkreises.

Es ist das Gebiet der Radnadeln, der Schwerter vom Typ dessen von Courtavant, der Hallstatt-Rasiermesser bekannter Art, der bemalten Hallstattkeramik, überhaupt der Hallstattware und vieler anderer Dinge mehr. Für Süddeutschland ist diese Fundprovinz genau genug bekannt; für den nördlichen Teil vgl. meine Zusammenfassung: Niederrheinische Hügelgräberkultur im Mannus 1925, Erg.-Bd. IV. Für den Westen vgl. meine Arbeiten im Reallexikon der Vorgeschichte unter Frankreich C. D. Ferner Déchelette, Manuel II, 1/2. Siehe auch Taf. II auf der Hügelgräber-BZ. und HZ. (beide ziemlich gleich), Kerbschnitt, Hallstattschwerter und Urnenfelder dargestellt sind.

Es ist ferner das Gebiet der späteren Kelten. Von einer großen Völkerbewegung und Neusiedelung ist nichts nachzuweisen mit Ausnahme des Einbruchs der Urnenfelderleute aus dem Alpenvorland (BZ. 5), deren Aufgehen in der alten Hügelbauerbevölkerung sehr schön zu verfolgen ist. Da ihr Kulturbeitrag von Bedeutung ist — es beginnt mit dieser Vermischung das Hinneigen

nach dem Mittelmeerkreis, so habe ich von dieser Mischung an die Bezeichnung: Kelten, vorher die: Urkelten gebraucht.

An einem großen Einmarsch sog. „Hallstattvölker" vermag ich, wie ich an anderer Stelle (Mannus, Erg.-Bd. IV) auseinandergesetzt habe, nicht zu glauben. — Die Schliz'schen Schädeluntersuchungen und daraus abgeleiteten Ergebnisse sind mit äußerstem Mißtrauen zu betrachten. Es läßt sich nämlich unschwer nachweisen, daß seit dem zweiten Jahrtausend in dem betrachteten Gebiet sämtliche Rassen schon vertreten sind. Die westische und die dinarische kamen von Westen mit den Glockenbechern, die ostische (alpine) war schwach vertreten und vermehrt sich anscheinend erst durch die Urnenfelderleute. Die nordische Rasse war mit Schnurbechern u. a. von Norden und Osten eingerückt. Man vgl. Bartels, Die Schädel von Adlersberg und Schliz, Remedello, Straubing und Adlersberg, Prähist. Zeitschr. 1912. An mehr Rassen (nach Schliz), als sie von der heutigen Rassenkunde unterschieden werden — also z. B. an besondere „Hallstattvölker" vermag ich nicht zu glauben.

Eine letzte Spur unseres Kerbschnittes, wieder auf keltischem Gebiete, möchte ich der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt lassen: Innerhalb der keltischen Marnekultur (LTZ. 1—2) findet sich ein Becher von Ecury-sur-Coole (Marne), der eingeschnittene und ausgetiefte Latènemuster zeigt. (Abb. s. E. Rademacher, Frankreich E, Taf. 69, Reallexikon.) Desgleichen erinnern entfernt an den Kerbschnitt noch die eingeschnittenen Latènemuster von Plouhinec und Saint-Pol-de-Léon (Finisterre), die mit den verwandten englischen von Glastonbury schon der Spätzeit angehören. (Siehe E. Rademacher, Frankreich E, S. 78, Reallexikon; Abb. s. Déchelette II, 3 S. 1468.)

3. Kunstgewerbliches, Technik, Einlage, Muster.

a) Die Technik.

Nach diesem archäologischen und chronologischen Überblick käme nun eine Untersuchung der Technik selbst an die Reihe.

Zuerst ist hier der Stoff zu bedenken: Ton, und zwar ungebrannter, der erst nach Einschneiden der Verzierung in den lufttrockenen Ton am Feuer gebrannt und gehärtet wurde. Der Ton war zwar weich und gut plastisch, aber doch so fest, daß ein sicheres Schneiden möglich war. Ziemlich fester Plastilin gibt nach meinen Versuchen etwa die Zähigkeit und Härte an, bis zu der man den Ton antrocknen lassen mußte, um die Ornamente fest und sicher, aber ohne Schaden für die Gefäßwand einschneiden zu können. Ohne Zweifel müssen wir uns vorstellen, daß während der Arbeit ein Kissen, ein gewöhnlicher Tonklotz die Rückseite schützte, so daß der Schneiddruck nicht Einbeulungen der oft recht dünnen Gefäßwand herbeiführen konnte.

Die Technik selbst ist eine sehr mannigfaltige. Allen Arten gemeinsam ist die besondere Eigenschaft des Kerbschnitts: Die ebene Oberfläche des Tones weist Stellen auf, an denen sie durch Hereindrücken oder Herausschneiden unterbrochen ist, und es können sowohl die Löcher als die stehenbleibenden Stege der Oberfläche, oder beide das Ziermuster bilden. Die Vertiefungen sind manchmal durch Eindrücken — Stempeln — hergestellt, meist aber durch Herausnehmen von Teilen der Oberfläche. Das Herausnehmen kann etwa durch Einschneiden senkrechter Schnitte und Herauskratzen des Inhaltes geschehen —, so besonders bei größeren Flächen — oder durch Einstechen eines Röhrchens, etwa einer Federpose und Auskratzen des stehenbleibenden Zylin-

ders; oder aber, und das ist die Hauptsache, durch echten Schrägschnitt, derart, daß z. B. ein dreieckiges Loch durch drei gleiche, mit der Spitze zusammenstoßende dreieckige Schnittflächen, die schräg zur Oberfläche liegen, mehr oder weniger tief eingestochen wird. Ferner gibt es — besonders bei kleinen Dreiecken — ein Einstechen mit verschiedenartig zugespitztem Holz- oder Metallstift. dieses tiefe Einstechen ist der Übergang zur Stempeltechnik. Alle diese Fälle sind sehr häufig und schon die Tafeln III und IV lassen für die angegebenen Arten Beispiele genug finden.

Selten — mir nur einmal bekannt — ist die Art des Gefäßes, Taf. IV, 7 = 7a, wo die Dreiecke mit einem scharfen, im Winkel von etwa 75—80° geknickten Blech schräg eingestochen und dann nach unten herausgekratzt sind. Die Kratzspuren, genau senkrecht, sind deutlich zu erkennen.

Hierzu tritt dann das Stempeln. Meist sind es Kreise, oft konzentrische, mit und ohne Mittelpunkt, manchmal auch ein Kugelabschnitt, der flach eingedrückt wird. (Abbach bei Kelheim, s. Behrens, Süddeutsche BZ., S. 117.) Diese Stempeltechnik hat ihre Verbreitung im Elsaß, Südbaden und hauptsächlich in Bayern (s. Behrens, S. 217ff.). Sie liegt zeitlich in der mittleren bis späteren BZ.

Die Technik des Kerbschnitts stellt sich in sehr sorgfältig ausgeführter Art mit schönstem Schrägschnitt vor und andererseits auch in der nachlässigsten Arbeit. Man vgl. Taf. III, 5 und Taf. IV, 4.

Im allgemeinen ist zur Technik zu sagen, daß die kunstvollste und mühsamste Technik die älteste ist: Bois-du-Roc, Taf. II, 3—10, BZ. 1. Die spätere Zeit, die letzte BZ. und frühe HZ. zeigen eine deutliche Verarmung. Das ist nicht etwa so aufzufassen, daß die Ware an sich schlechter würde. Durchaus nicht, nur der Formenschatz wird sehr viel ärmer. Er besteht zuletzt fast nur noch aus dem Zickzackband, Reihen von Dreiecken und eingeschnittenen Linien und Bogen. (Taf. III, 8, III, 7, Taf. IV, 1, 2, 3, 6.) Als letztes — am Niederrhein, bleibt nur die eingeschnittene Linie (Muster Taf. V, 23), insofern also noch echter Kerbschnitt! — Taf. III, 6 auf echtem Hallstattgefäß der HZ. 2 mit Graphitbemalung.

Die Gefäße, auf denen die Technik arbeitet, sind auch mit der Zeit sehr verschieden. Das älteste sind glockenbecherartige Formen, so Elsaß, Sammlung Nessel-Hagenau; s. Naue, Vorrömische Altertümer im Elsaß, ferner Bois-du-Roc und Vilhonneur (Charente)(s. Taf. II, 3, 4, 5), wo auch das bekannte Kreuz auf dem Boden in Kerbschnitt vorkommt. Besonders wichtig ist der Scherben Taf. II, 2 von St. Vérédème (Gard), der neben echten Glockenbechermustern ebenso echten Kerbschnitt zeigt. Die Herkunft der Technik ist damit erwiesen: Sie ist westisch und leitet sich von der eindrückenden und einritzenden Arbeit der Glockenbecherleute her. Sie ist gewissermaßen eine Verstärkung dieser mehr oberflächlich arbeitenden Weise. Es läßt sich der Kerbschnitt auch als Ersatz für Inkrustation denken. Bis in die HZ. 1 kommt der Kerbschnitt gelegentlich mit weißer (und roter) Einlage vor. (Taf. III, 10 beides, vergl. später); meist ist er aber ohne Einlage. Mit der sehr starken Farbwirkung der Einlagen konnte nur eine Technik sich vergleichen, die ebenfalls erhebliche Kontrastwirkung zeigt, und das tut der Kerbschnitt durch die starke Schattenwirkung.

Daß aus Gründen dieser Herkunft und Ableitung des Kerbschnitts sämtlicher Kerbschnitt in Zonen angeordnet ist, habe ich schon erwähnt. In diesem Sinne gehört jedes Kerbschnittgefäß zur Zonenkeramik!

Zu diesen Becherformen tritt der Einhenkelkrug der Zonenkeramik, der sich in der frühen BZ. mit Kerbschnitt bedeckt (so von Heroldingen, s. Behrens, BZ.). Tassen und Schalen mancher Art sind von Anfang an dabei, auch die zonenkeramische Fußschale wird verwendet, aber umgestaltet. (S. Behrens, BZ., Taf. XVI, 1 von Kirchlach, Elsaß.) Der Einhenkelkrug entwickelt sich zum Trichterrandkrug und spielt lange Zeit eine Hauptrolle. Er kommt auch am Niederrhein vor, Kevelar, Taf. III, 1, 2 zeigt das Originalstück. Die Ergänzung ist ohne Zweifel formecht. Spätere Ableitungen davon siehe Mannus, Erg.-Bd. IV, Taf. X, A 1 und B 1.

Neben dem Krug treten halbkugelige Einhenkelnäpfe — schon früh, BZ. 1, z. B. Bois-du-Roc, Taf. II, 11, Gefäße wie Taf. II, 7, Taf. III, 3 und sind schon mittlere BZ., Taf. III, 4, derselbe Typ, aber verblaßt, schon spätere BZ. oder HZ. 1 — darin lag ein Stück einer Eisennadel!

Von schnurkeramischen Deckeldosen stammen Deckelgefäßchen, wie Taf. IV 10 (hier ohne Deckel, aber mit den Ösen zum Durchstecken des Schließstäbchens.

Die letzten dieser Formen verschwinden in Süddeutschland vor den Urnenfelderleuten, die selbst vor dem Kerbschnitt nur sehr wenig aufnahmen. Es erscheinen die großen bauchigen Gefäße, oft mit Schrägrand, die sich zuerst in der BZ. 5 der Pfahlbaustationen finden (s. Chantre, Age du Bronze, bei Lac de Bourget.) Diese sog. Hallstattformen stammen sicher nicht vom Osten her.

Mit diesen größeren Gefäßen stimmt am Niederrhein eine offenbar einheimische Form: Taf. IV, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7. Die älteren (2) haben schwach nach innen abfallenden Rand, die jüngsten (7) das Randprofil der Urnenfelder-Villanova-Typen. Eine Vorstufe dieser Form ist III, 5. Die Herleitung ist noch nicht ganz deutlich, wohl nur, weil von der Keramik der BZ. 1—2 so sehr wenig vorhanden ist, da die Gräber in Niederrhein und Westfalen meist fundleer sind. Es kann eine Weiterentwicklung der Umformung des Glockenbechers sein, die ich zu Taf. IX, 5, 6 im IV. Erg.-Bd. des Mannus beschrieben habe.

Vor allem aber tritt am Niederrhein die große Schale in der Spätzeit (HZ. 1) als Träger des Kerbschnitts auf. Taf. III, 7, 8. Der Maßstab von 8 ist nicht übertrieben! Die Schale hat über 60 cm Durchmesser. Sie ist sehr flach, schildförmig, hat z. T. Villanova-Form, Knickungen und Rillen. Das Kreuz in dem Boden kommt später oft in Graphit vor. Es gibt dieser Schalen ziemlich viele in Ritzmustern, Museum Köln, Bonn und Mayen. Eine der schönsten ist III, 8 von Mayen. Eine noch schönere, mit großem Speichenrad verzierte liegt nur in Scherben vor; III, 7. Diese großen Schalen sind das Schwierigste, was der Kerbschnitt geschaffen hat. Ich kann mir nur denken, daß sie auf Formen liegend geschnitten wurden, sonst hätte die dünne Wand die Bearbeitung kaum aushalten können. Die Tafeln geben nur einen schwachen Überblick über die sehr vielen und schönen Kerbschnittgefäße, die wir der späten Blüte der Technik am Niederrhein verdanken, aber daß hier eine solche — von der bislang wenig bekannt war — tatsächlich vorliegt, das dürfte klar sein.

Das Vornehmste unserer Technik bleiben aber die feinen Trichterrandkrüge aus dem Strich Elsaß—Rauhe Alb, sowie die frühen Sachen im Stile von Bois-du-Roc.

Das Material ist durchweg schwarz- bis grautonige Ware, auch heller, gelb und rot, selten auch ins Braune spielend. Die Oberfläche ist mattglänzend,

oft poliert, oft rauh. Das Korn des Tones ist fein, was zum Schneiden ja notwendig ist.

Als Werkzeug möchte ich weniger ein Schnitzmesser von der Art der heute für den Holzkerbschnitt gefertigten annehmen, da ja für den noch weichen Ton ein solcher Druck und damit ein so kleiner Hebelarm nicht notwendig war; am besten ist ein dünner scharfer, schrägschneidiger Meißel. Übrigens tut es jedes dünne, spitze Messer.

Gewisse zeichnerische Gewandtheit muß vorausgesetzt werden, da zuerst eine Zeichnung des gesamten Ornaments über die Gefäßfläche gezogen werden mußte, was durch feines Einritzen geschah, denn oft findet man diese Ritzen noch an den Grenzen der Muster, Zickzackbänder und da, wo die Dreieckspitzen liegen. Dieses Vorzeichnen geschah nicht alles aus freier Hand — das ist sehr schwer, sondern wohl durch Drehen des Gefäßes an einer Schablone. Der Vorzeichnung folgte dann das allmähliche Ausstechen. Versuche haben mir gezeigt, daß es sehr viel schneller geht, als man annehmen sollte.

Wird der Ton zu trocken und hart, so lassen sich die schön gleichmäßig liegenden Schrägflächen nicht mehr so sauber herstellen und man erhält eine Art Arbeit, die wie nachlässiger Kerbschnitt aussieht, mehr senkrechte Wände hat und den Gedanken an Einschneiden der Lochwände und Auskratzen des Grundes hervorruft. Ohne Zweifel ist das so auch oft zustande gekommen, denn die richtigen Schrägflächen sind wohl auf keinem einzigen Gefäß überall zu finden. Seinen Grund hat das wohl darin, daß zwar eine gewisse Weichheit des Tones zum Kerbschneiden am tauglichsten ist — aber nicht zur Erhaltung der Form. Die oft sehr dünnwandigen Gefäße — oft kaum $^1/_2$ mm mehr als die Durchschnittstiefe des Kerbschnitts — mußten selbstverständlich ihre Form behalten, und das ist die eigentliche technische Schwierigkeit des Kerbschnitts. Ich sagte schon, daß ich an Gegenhalten eines Arbeitskissens u. dgl. denke. Hier fehlen noch Versuche von Töpferseite.

Als etwaige Durchschnittstiefe seien 3—4 mm angegeben, als normale Breite der Zickzackbänder 1—1,5 cm, der eingeschnittenen Linien 4—5 mm.

b) Kunstgewerbliches. Die Einlage.

Ein besonderer Abschnitt muß von der sog. Inkrustation handeln. Das ist die Ausfüllung der eingeschnittenen Verzierungen mit einer farbigen Masse. Diese Ausfüllung soll die Vertiefungen als hell leuchtende Muster aus dem dunkeln Grunde der Gefäßwand hervortreten lassen. Sie ist häufig genug. Sie findet sich so ziemlich in allen jungsteinzeitlichen Gruppen von der spanischen Glockenbecherkeramik (Ciempozuelos) bis zur donauländischen Bandkeramik aller Stile; ebenso von der nordischen Megalithware bis zur Mondsee- und Laibachgruppe; desgleichen in den Mischstilen: Rössen, Großgartach usf.

So stellt also die Einlage auf unserer Kerbschnittware offenbar einen Nachlaß aus der Jungsteinzeit dar, ebenso wie die ungarische Art der Einlage.

Im ganzen nimmt die Sitte der Einlage in der BZ. stark ab, weil einesteils die Einritzung der Muster — die Voraussetzung — stark nachließ und andererseits die Bearbeitung des neuen Metalls die bisherige prunkvolle Arbeit der Tongefäße mehr oder weniger in den Hintergrund treten ließ.

Vor allem zeigen frühe Kerbschnittfunde reiche Einlage (Bois-du-Roc); aber sie reicht mit gelegentlichem Vorkommen bis HZ. 1, Taf. III, 9, 10; weiß und rot von Mayen, wo sich manches findet. Am eigentlichen Niederrhein — nördlich Siegburg — ist mir nur ein einziger Fund (BZ. 5 bis HZ 1)

mit weißer Einlage aus der Nähe von Wassenberg an der Roer (nahe der holländischen Grenze) bekannt. Sehr häufig ist sie nicht, was sich dadurch erklärt, daß der Kerbschnitt — in guter Ausführung — nicht für sie geeignet ist. Der Schrägschnitt hat ja keinen Zweck, wenn er wieder zugedeckt wird! So wird man bei senkrechten, womöglich etwas unterschnittenen Löchern am ersten an Einlage denken.

Die Füllung ist fast stets weiß, es sind bei den steinzeitlichen gipsartige Massen und solche aus gebrannten Knochen festgestellt worden, für den Kerbschnitt fehlt es an Untersuchungen. Es kommt aber auch rote Einlage vor, allerdings sehr selten, und zwar sowohl früh als spät. Ich kann nur drei Fälle aufzeigen: 1. Remoulins (Gard, Südfrankreich), s. Déchelette, Manuel II, 1, S. 382 Anm. und 2. Mayen, Taf. III, 10, HZ. 1, weiß und rot, außerdem aus Gräbern von Gering einige Schälchen, deren Ritzverzierung rot gefüllt war.

Die Technik der Einlage besteht in Ausfüllen der Muster mit einer erhärtenden Farbmasse und nachfolgendem Polieren. Dadurch entsteht eine glatte Fläche mit den farbigen Mustern. Man denke etwa die heutige Tulatechnik, die umgekehrt arbeitet, nämlich Vertiefungen in Silber mit schwarzem Schwefelsilber ausschmilzt und dann das Ganze abschleift und poliert.

Zum Schlusse dieses technischen Überblicks über den Kerbschnitt sei noch bemerkt, daß sich überall neben guter Ware auch schlechte, neben künstlerischer Arbeit auch plumpe und durchaus minderwertige Stücke finden. In manchen Fällen geht eine kerbschnittartige Verzierung in Ritz- und Strichtechnik über, ohne daß bei gewissen Gruppen die Grenzen sicher festzustellen wären. Von sehr fein und sorgfältig im Schrägschnitt ausgeführtem Zickzackband verflacht sich z. B. dieses zu einer Doppelreihe von nur wenig versetzt eingestochenen oder auch nur eingeritzten, seichten Vertiefungen (s. Haltern, Altertümer der heidnischen Vorzeit V, Taf. 35/42).

c) Die Muster.

Nach diesen allgemeinen technischen Bemerkungen seien nur ganz kurz die vorkommenden Muster oder Zierweisen besprochen. Wie schon erwähnt, finden sich die kunstvollsten in der Frühzeit von den oft sehr verwickelten Mustern auf Glocken- und Zonenbechern abgeleitet. Je später, desto einförmiger wird der Musterschatz. In Zonen liegen sämtliche Muster in allen Fällen.

Das häufigste, ganz allgemein verbreitete und durch die ganze Zeit reichende Muster ist das Zickzackband, manchmal auch Wolfszahnmuster genannt. Tafel V, 1—11 zeigt so ziemlich alle Formen, zu deren erster Reihe noch besondere, wie V, 17, 20, 22, 29 hinzutreten. Das Muster stammt aus der Glockenbecherware und hält sich in unveränderter Kraft bis in die frühe HZ., wo es am Niederrhein das weitaus bedeutsamste ist. Es reicht somit hier von 2000—800 vor Chr.! Seine Ausführung ist sehr verschieden. Die richtige kerbschnittmäßige, wirklich stilechte Art ist V, 1. Eine minderwertige Ausführung, bei der der Schrägschnitt nicht so deutlich ist, zeigt 2. 3 ist eine meist mit kleinen Dreiecken eingestempelte Art, die nicht mehr so streng bandförmig gefaßt ist. 4 ist aus rundlichen Löchern zusammengestellt. Es kommt auch doppelt und dreifach vor, so daß viele Reihen entstehen, Taf. III, 3 und 4. Diese Art reicht von der mittleren BZ. III, 3 bis in die frühe HZ. (Bei III, 4 fand sich ein Stück einer Eisennadel.) 5 ist eine späte Form, ganz verkommen (Haltern). Eine ähnliche ist 6 mit einer Mittellinie

(also kein echtes Zickzackband mehr). Ein solches ist aber 7, eine Sonderausführung aus dem Elsaß, und ebenso 8 von Bois-du-Roc.

Ein doppeltes Zickzackband zeigt 9, eine ähnliche, aber typisch andere Art 11. Beide stehen etwa im Verhältnis wie Abb. 1 zu Abb. 3. Etwas anderes und sehr schön ist 10, das namentlich bei tieferem Schnitt eine der vornehmsten Wirkungen gibt.

Sehr alt, einfach und immer widerkehrend ist auch das einfache hängende und stehende Dreieck; meist geht eine Reihe davon als Abschluß an einer Linie vorbei. 12 ist die einfachste Form, doppelt 13 mit einer Seite rechtwinklig gestellt 14 (falsch gezeichnet, man denke sich die linken Kanten senkrecht zur oberen Linie); in gleich gerichteter Doppelreihe 15, in drei- und mehrfacher Reihe 16, im Zickzackband angeordnet 17 (Mayen, Taf. III, 10), zu fünfen zu einem größeren Dreieck zusammengesetzt 18 (ganz früh: Taf. II, 6 über die ganze BZ. [s. Behrens] bis spät: Taf. IV, 5), zu einer Raute gestellt V, 19, dann 20 ein verwickeltes Dreieck, aus mehreren Wülsten bestehend. Eingeschnittene oder eingestochene Rauten 21 werden zu Bändern, oft bis sechsfach zusammengesetzt. Ein anderes Rautenmuster ist 22.

Die geradlinigen Abschlüsse besorgen einfache Schnittlinien 23, bisweilen auch Wülste mit Schnittkerben 24. Auch schmale und breitere Bänder, wie 25 und 27 dienen dazu. Manchmal nur eingeschnitten (27) von Schützendorf, s. Behrens, S. 142. Auch im Kölner Museum. Manchmal ist dieses Muster umgekehrt, d. h. die Vierecke sind erhaben, statt vertieft. Auch Reihen von eingestochenen kleinen Löchern kommen vor 28 (Andernach Behrens, S. 178 und unsere Tafel III, 3), wo geschickt in Abständen ein Stich über der Reihe steht, um den Eindruck des Spitzenhaften, nach oben Verlaufenden hervorzubringen.

Als unterer Abschluß dient oft der hängende Bogen 30; ein- bis mehrfach, der oft in geneigte Strichlagen 29 aufgelöst ist (s. Taf. IV, 1, 2, 4). Auch lange Dreiecke, Kerben, an Kannelüren erinnernd, kommen vor, 31; vgl. III, 3.

Nach diesen geschnittenen und gestochenen Mustern kommen die gestempelten. Einfache 32, zwei konzentrische 33, drei konzentrische 34 Kreise; Kreise mit Punkt in der Mitte und ein Kugelabschnitt, Delle. Diese Stempelmuster sind, wie schon erwähnt, besonders von Württemberg bis Bayern vertreten. In diesem Osten unseres Kreises nehmen die geschnitzten Gefäße stark ab, die gestempelten zu und es schiebt sich eine neue Art von Verzierung schon ein: schraffierte Winkelbänder, die Behrens mit Recht mit der Mondseekeramik zusammenbringt.

Mit diesen kurz angegebenen Mustern bestreitet der Kerbschnitt sein ganzes Aufgebot an Verzierungsweisen. Es soll hier nicht behauptet werden, daß es keine anderen Muster mehr gibt — aber die hauptsächlichsten sind angeführt. Ein Durchsehen von Behrens und Naue zeigt das schon. Gelegentlich treten noch größere, ausgehobene Flächen hinzu, die sich als Dreiecke oder Rauten nach dem Boden der Gefäße ziehen.

Noch einige Worte seien der Anbringung und Zusammenstellung der Muster gewidmet. Von der Anordnung in Zonen nach guter, alter Sitte ist schon gesprochen. Es wechseln Linien, Musterbänder und unverzierte Bänder ab. Häufig sind lange Spitzengehänge nach dem Boden zu. Oft findet sich auch bei kugelbödigen Gefäßen ein Kreuzmuster außen auf dem Boden, wie aus dem Kreise der Glockenbecher wohlbekannt (Taf. II, 5). S. a. Behrens, BZ., Taf. 16.) Ebenso gibt es öfter am Innenrand der Gefäße eine Reihe von eingeschnittenen Dreiecken (Behrens, BZ., Taf. 13 und 20) oder auch

Zickzackbänder, auch bei Schalen (Behrens, Taf. 7). Auch das ist alte Überlieferung, die sich häufig bei den Schnurbechern der Spät-STZ. zeigt.

Nach all diesen aus der Technik und den Mustern — was hier nur angedeutet ist — angezogenen Hinweisen ist über den Ursprung des Kerbschnittes und seine dadurch bedingte Eigenart wohl im Großen kein Zweifel. Im einzelnen hätte ich die Überleitung der Ziermuster von den verwickelten der Glocken- und Zonenbecher zu den ähnlichen des frühen Kerbschnittes und auch die folgende Verarmung des Musterschatzes gerne im Besonderen nachgewiesen. Leider muß ich es bei den oberflächlichen Beobachtungen, die jeder bei Durchsicht der einschlägigen Literatur leicht überprüfen kann, bewenden lassen.

Hierzu kommen in Frage: Altertümer der heidnischen Vorzeit, Jahresschrift der Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Abercromby, British Pottery, die Mededeelingen und die hier angegebenen Schriften von Schumacher, Behrens, Naue, Wagner, E. Rademacher; Déchelette und Chauvet.

4. Die künstlerische Wertung.

Wenn wir heute versuchen, den künstlerischen Leistungen längst vergangener Zeiten nahe zu kommen, so bleibt uns im Grunde gar nichts anderes übrig, als diese so einfach scheinende Aufgabe zunächst einmal zu zergliedern. Und da ergibt sich bald, daß wir eine alte Kunstform von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten können und müssen.

Wir können nämlich erstens sehr einfach und bequem unser heutiges Kunstempfinden — was ja übrigens gerade heute unendlich verschieden ist und bekanntlich selbst bei ausgewachsenen Menschen, Deutschen des 20. Jahrhunderts, bis zum Schönfinden der elendesten Karrikaturen gehen kann — als Richter über alles setzen und dann mit größter Leichtigkeit Werturteile abgeben. Dabei vergessen wir dann gewöhnlich, daß unsere durchgängig durch die sog. „klassische Kunst" beeinflußte Kunstmeinung alles andere ist als sachlich und unabhängig. Und zweitens vergessen wir, daß es ein rein objektives Betrachten von Kunstwerken nicht gibt, daß vielmehr jedes künstlerische Werturteil auch ein Urteil über den Urteilenden ist. Das legt dann sofort die Frage nahe, ob wir in jedem etwa vorliegenden Falle in die Subjektivität — es fällt mir kein deutsches Wort ein — des Kunstschaffens uns hineinversetzen können.

Ein schönes Beispiel für das hier Gemeinte liefert Salin, Die altgermanische Tierornamentik, Stockholm 1904, S. 229: — Es ist die Rede von den bekannten unnatürlich verzerrten Tiergestalten: „Dies (nämlich die Unnatürlichkeit) hängt zusammen mit der Unfähigkeit der damaligen Germanen, plastisch zu sehen; wie alle weniger entwickelten Naturen hatte er mehr Auge für die Details!" Hier haben wir folgenden Gang der Schlüsse: Von dem heutigen Kunstempfinden aus wird das Fehlen des bei den damaligen Germanen überhaupt nicht vorhandene Darstellenwollens von richtig gesehenen Gestalten als Unfähigkeit angesehen. Aus dieser wird einfach auf Minderentwicklung gefolgert. Also: Aus einer vorgefaßten Meinung heraus ein falsches Werturteil! Es erhellt, daß wir beim Beurteilen derartiger Fälle zunächst das Kunstwollen uns nach Möglichkeit klarzumachen haben.

Während die alten Mittelmeerkulturen ihr Kunstwollen schon in sehr früher Zeit — Ägypten — auf die Darstellung von lebenden Wesen einstellten, sind die nordischen Kulturen viel länger und viel mehr bei den rein ornamentalen und den stilisierten Ausdrucksformen des Kunstwollens ge-

blieben. Diese Art der Kunstempfindung ist durchaus nicht allein vorgeschichtlich. Der Gegensatz zwischen der idealisierten Wiedergabe des Realen im Süden und der Stilisierung im Norden findet sich immer wieder. Man denke an die germanische Völkerwanderungszeit und ihre stilisierte Kunst, Die „romanische" Kunst mit ihren stark stilisiert ornamentalen und figürlichen Darstellungen; die Gotik mit ihrer stark stilisierten Pflanzenmustern. Ferner die nordische Entwicklung (Oberitalien gehört infolge seines Einschlags germanischen Bluts in etwa dazu) der Renaissance über das Barock zum Rokoko. Auch in der heutigen Art des Kunstwollens ist wieder der starke Drang nach Stilisierung, d. h. Verinnerlichung, nach Ausdruck von Gedanklichem durch das Körperliche.

Diese nordische Art zeigt sich u. a. auch in der Anordnung und Aufteilung der Muster auf einer Fläche ganz anders als die der Mittelmeerkultur. Diese hat schon früh die Aufteilung in verzierte und nicht verzierte Flächen; dazu auch die Symmetrie und die Darstellung von Menschen und Tieren (Kreta u. a. m.). Die nordische Art bemächtigt sich der ganzen Fläche und löst sie in Ziermuster auf. Statt der Symmetrie hat sie das gut abwägende Zusammenstimmen verschiedener aber gleich stark wirkender Teile.

Zu dieser Art von Darstellung gehört auch die Kunst der BZ. diesseits der Alpen. So die germanische sog. „schöne BZ." mit ihren prachtvollen, flächenlösenden, füllenden Mustern und auch unser Kerbschnitt. Ein Blick über die Abbildungen — nicht nur die hier beigegebenen — zeigt folgendes: Fast überall ist die ganze Fläche, der die Schmuckabsicht galt, meist der Schulterteil der Gefäße, oft auch der Hals, erfaßt und mit Mustern übersponnen. Dabei sind Fälle offensichtlich, wo das Muster als solches wirken soll, Abb. IV, III, 8 und ähnliches. Es ist also einfach ein Verzieren eines Teils der Fläche und ist, wenn wir die Art der Verzierung — den Kerbschnitt — als gegeben ansehen, die einfachste und anspruchsloseste. Meist findet sich diese Weise bei den späten Arbeiten. Etwas viel höher stehendes ist die Verzierungsweise der Gefäße nach Taf. IV, 1, IV, 10, III, 3. Hier ist die ganze Fläche zum Muster geworden. Es wirkt nicht mehr das einzelne Schmuckband, sondern die zwischen den Zonen liegenden Oberflächenteile sind auch zum Ziermuster geworden, wenn man so sagen will. Es ist also hier die Fläche aufgelöst in ein lebendiges Spiel von regelmäßig und straff geordneten Zonen. Es kann einfach schematisch ein Abwechseln von Zickzackbändern und Schnittlinien sein wie Taf. III, 1; es kann aber auch ein sorgfältig und mit Geschmack zusammengestelltes Werk werden, wie Taf. IV 1, 4 oder III, 3.

Das Erreichen dieser letzteren Wirkung setzt voraus, daß der Verfertiger sich über Ursache und Wirkung klar war. Diese Wirkung beruht auf der von Licht und Schatten, dann auf dem Gegensatz zwischen der mehr oder weniger glatten, glänzenden Oberfläche zu den in der Lichtwiedergabe stumpferen Wirkung der Schnittflächen. Die stehenbleibende Oberfläche wird zu einem glänzenden Netz aufgelöst, das sich gegen die stumpfen Lagen der Schnitte nicht stark, aber in feiner Weise abhebt. Dazu tritt das bei jeder Beleuchtung wechselnde Spiel der Schatten. Immer ist zu bedenken, daß die Oberfläche heute viel von ihrem Glanz eingebüßt hat, so daß die Wirkung nicht mehr die ursprüngliche ist.

Die Licht- und Schattenwirkung bringt eine Auflockerung der schweren Gefäßmasse für das Auge hervor, und täuscht dadurch eine malerische Tiefe vor, die sich bei entsprechender Beleuchtung zu sehr feinem Leben der ganzen Fläche steigert (IV, 1, 4).

Auf einige Besonderheiten sei noch aufmerksam gemacht. Beachtsam ist es, wie gut gesehen in manchen Fällen der Unterschied von Bauch und Schulter oder Hals der Gefäße herausgearbeitet ist. So ist z. B. bei Taf. IV, 3 die Schulter in breit hingelagerten wagerechten Bändern gut der Fläche entsprechend aufgelöst, während der Hals, als senkrecht sich hochstellend, mit stabartigen Mustern hochgezogen ist. Ähnlich die Zwischenschaltung des senkrechten Stabes auf Taf. III, 2 (andere Ansicht von III, 1).

In manchen Fällen geht die Schnittechnik in bloße Ritzung über, so bei vielen großen Schalen der Spätzeit (Museum Köln und Mayen). Aber auch hier ist oft trotz der einfacheren und anspruchsloseren Technik eine gute Anpassung an deren Stil festzustellen.

Sehr schön angeordnet ist dann ferner oft der Übergang zum Boden der Gefäße durch eine Auf- und Abspitzung der Dreiecke, die fransenartig die Schmuckzone nach unten abschließen. So z. B. Taf. III, 3. Diese vornehme Art findet sich meist auf früheren Arbeiten (BZ. 1—3).

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß diese feine und geschmackvolle Arbeit ein Erbteil ist aus der Zeit der schönsten Gefäße — wenigstens soweit die Schmucktechnik in Frage kommt — nämlich der Jungsteinzeit. Diese Blüte der Keramik, die ganz besonders im Kreise der nordischen Tiefstichwaren auffällt (Bernburg-Latdorfer Stil u. a. m.), dann auch der Schnurkeramik, des Rössener und Großgartacher Stils, hat wieder ihre ganz besondere Begründung, die auch für den Kerbschnitt noch gilt. Sie ist daraus zu erklären, daß eben zu dieser Zeit die Tonware das Hauptgebiet der kunstgewerblichen Betätigung war. Mit Eintreten in die BZ. ging besonders im germanischen Norden die Hauptbetätigung auf die Bronze über. Man denke an die „schöne BZ." Norddeutschlands und Skandinaviens, um das bestätigt zu sehen. In dem urkeltischen Kreise ist von einer derartigen künstlerischen Erfassung des neuen Werkstoffes wenig zu spüren. Wir sehen im allgemeinen eine einfache, zweckmäßige Gestaltung der Bronzewerkzeuge; von einer künstlerischen Verarbeitung und gar Beherrschung der Bronze aber wenig. Und das erklärt eben, daß in diesem Kreise die Keramik ihre alte bedeutende Rolle beibehält.

So ist also diese Verteilung der kunstgewerblichen Betätigung Grund zu dem Schlusse, daß die urkeltische Kultur weniger fortschrittlich und weniger geneigt war, den neuen Werkstoff, eben die Bronze, mit allen ihren Möglichkeiten zu erfassen und aus eigener Kraft heraus zu Eigenem, Bedeutendem zu fördern.

Das Vornehmste der ganzen Kerbschnittware bleiben die frühen Krüge und Tassen mit der großen Mannigfaltigkeit der Muster, von denen hier an Abbildungen nur Tafel III, 3 erscheint. Sie gehören bis jetzt mehr dem Süden an. Bei der Auswahl der Abbildungen ging es hier aber darum, die noch viel zu wenig bekannten Kerbschnittgefäße des Niederrheins an ihre richtige Stelle rücken zu lassen. Für die mehr südlichen Funde ist auf die Literatur schon aufmerksam gemacht worden.

5. Kurze Besprechung der abgebildeten Funde.

Fast alle auf Tafel III und IV gegebenen Gefäße sind Grabhügelfunde. Die Fundorte selbst sind auf den Tafeln angegeben. Die Photographien

sind im Kölner Museum durch die städtische Bildstelle aufgenommen. Der Maßstab ist etwa 1:5.

Tafel III. 1 Trichterrandkrug. 2 ist das erhaltene Oberteil mit zwei Durchbohrungen, deren Zweck rätselhaft bleibt. 1 zeigt unsere Ergänzung, die Herr Fr. Springensguth-Köln besorgte. Es ist bis jetzt das einzige derartige Gefäß am Niederrhein. III, 3 ist das bekannte Gefäß von Andernach, nach einem Abguß des Mainzer Museums. Es ist in den Altertümern der heidnischen Vorzeit und auch bei Behrens schon veröffentlicht. III, 4 ist eine verwandte, aber späte Form, die sich mit Deckschale in einem Hügel bei Reusrath (Opladen) fand. Dabei lag ein Stück einer Eisennadel. III, 5, Original im Museum Kevelar. Sehr interessante Form mit ziemlich primitivem Ornament. III, 6 stammt aus einem Hügel des großen Hügelfeldes Iddelsfelder Haardt bei Köln-Delbrück. Das Gefäß hat echten Kerbschnitt, tief eingeschnittene Kerben, dabei echte Hallstattform und ist völlig mit Graphit überzogen. Es ist das späteste Kerbschnittgefäß vom Niederrhein. Auch die Sechsschilder-Teilung der Bauchung ist echt hallstättisch, ebenso wie die Muster. Dieselbe Aufteilung, dieselben Muster auf Bauch und Hals finden sich auch in reiner Graphitbemalung im Kölner Gebiete. III, 7 ist ein Scherben (zusammengesetzt) aus einem Hügel von Leidenhausen bei Troisdorf. Es war eine rottonige, außerordentlich schöne, flache Schale. III, 8 ist die größte und schönste Schale dieser Art. Sie stammt aus einem Doliengrabe von Gering bei Mayen, zusammen mit zwei Schälchen wie III, 11, und ist wie diese und III, 9 schon von P. Hörter, Mayen im Mannus veröffentlicht worden. III, 10 ist ein Stück einer feinen Schale mit eingestochenen Dreiecken, die rote und weiße Einlage zeigen. Es stammt aus einem Wohnplatz der HZ. 1 bei Gering (Mayen). III, 9 ist ein ganz besonderes Stück — eine Kinderrassel — oder Kultwerkzeug von Mayen, mit Buckeln und feiner Verzierung mit weißer Einlage. (Schon von Hörter im Mannus veröffentlicht.) Taf. IV, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 sind Typen niederrheinischer Gefäße der spätesten BZ. und HZ. 1. Alle sind gleicher Art: Starker Bauch und senkrechter Hals; das jüngste, 5, mit der Randbehandlung der Villanovaformen. 7 ist in 7a in genauer Seitenansicht gegeben, um die Form des Steilrandes zu zeigen. Alle sind Hügelfunde. IV, 8 ist eine Form, die der Keramik der Urnenfelderleute entlehnt ist. Der Kerbschnitt — oben — ist ziemlich dürftig. 9 hat eine siebenfache Reihe von eingestochenen runden Löchern um den Henkel herum und doppelte Reihe unter dem Rande. 10 ist ein sehr feines Beigefäß zu einer fast doppelkonischen Urne, die ihrer Art nach nicht sehr früh liegt. 11 ist nach einer Nachbildung photographiert. Das Original ist im Museum von Leyden. Es stammt aus einem Hügel (Riethoven Nordbrabant, Holland) und ist in den Medeedelingen veröffentlicht worden. 12 ist ein Randscherben mit sehr tief eingeschnittener Verzierung von Urmitz. Es ist mehr als bedauerlich, daß wir nicht mehr davon haben!

Der Zweck dieser Arbeit ist schon angedeutet. Es galt einer Zusammenfassung, wie kurz und lückenhaft sie auch blieb, dessen, was sich über die Ausbreitung und Zeit des Kerbschnittes älterer Art sagen ließ, und nebenbei der Bekanntmachung der noch wenig veröffentlichten niederrheinischen Ware. Denn jede Untersuchung über die betreffende Zeit in unserem Rheinlande litt an dem Mangel, daß gen Norden die Fäden sich ins Ungewisse verloren.

hier, wenigstens in großen Zügen, etwas ans Licht zu rücken, war meine Absicht.

Zugleich habe ich versucht, durch einfache Zusammenstellung der Muster und durch Eingehen auf die Schmuckabsicht das Verständnis für die Technik des Kerbschnitts, und damit für die Wertschätzung und die Behandlungsart unserer keramischen Ware in kunstgewerblicher Beziehung fördernd zu wirken.

Zum Schlusse kann ich noch verraten, daß die Kerbschnittgefäße, so schön sie in den Abbildungen und noch schöner sie im Museum sich ausnehmen, doch eine für den Museumsleiter sehr unangenehme Seite haben: Sie sind außerordentlich zerbrechlich, kommen meist in unendlich vielen Scherben aus der Erde und die Zusammensetzung ist eine bösartige Geduldsarbeit. An die Urne IV, 1 denke ich noch mit Grausen!

Astronomie und Mythologie. Zur Methodik.

(Vortrag, gehalten in der Sitzung der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte zu Berlin, am 1. Dezember 1925.)

Von Otto Sigfrid Reuter, Bremen.

Die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte hat von den ersten Jahren ihres Bestehens an ihr Augenmerk nicht nur auf ihr engstes Gebiet, die Wissenschaft von den Funden gerichtet, die in der Tat uns eine ursprünglich gar nicht zu erhoffende Fülle der herrlichsten Belehrung verschafft haben, sondern von vornherein auch scheinbar abseits stehende Hilfswissenschaften, vornehmlich die Mythologie, in den Kreis ihrer besonderen Aufmerksamkeit gezogen. Das vorgeschichtliche Leben unseres Stammes bestand ihr niemals nur aus Geräten und Waffen, aus Kleidungsstücken und Grabbeigaben, sondern neben allem und weit höher hinauf aus dem Geiste, der einst in allen diesen Dingen lebte, der schließlich selbst es war, den man aus der Tiefe des Bodens ans Licht zu holen hoffen durfte.

Zeugen einer wesenhaften Verbindung zwischen Vorgeschichte und Mythologie sind zahlreiche wertvolle Veröffentlichungen, die in immer steigendem Maße die Fundergebnisse in mythologischer Beziehung verwerten, wie umgekehrt die Fundwissenschaft bei der Mythologie Anregung und Hilfe zur Deutung und Aufklärung der Funde sucht. So sind auch die schwedischen Felsbilder, deren wirre und doch geheimen Sinn verratende Linien und Gestalten nur mit Hilfe bestimmter Methoden gedeutet werden können, mit den Gestalten des uns bekannten Mythos in Beziehung gebracht worden.

In diesem Sinne also bedeutet Hilfswissenschaft Methode, das Mittel und den Weg der Forschung. Die Geschichte der Wissenschaft ist im Grunde eine Geschichte der Methoden, mittels derer man hoffte, den Rätseln der Welt beizukommen. Wieviele haben als unbrauchbar beiseite geschoben werden müssen, nachdem sie ihre Zeit entzückt hatten, wie wenige sind ihrer Aufgabe gerecht geworden. Es liegt auf der Hand, daß, wenn die Felsbilder unseres Nordens von der Niederschrift der Edda mehr als zwei Jahrtausende getrennt sind, eine Beziehung zwischen beiden erst wieder nachgewiesen werden müßte. Man darf nicht annehmen, daß 2000 Jahre hindurch die Ausdrucksweise unserer Vorfahren, das mythische und begriffliche Denken auf derselben Stufe stehen geblieben wären. Es wäre von vornherein angreifbar, die Edda durch die Felsbilder, diese wiederum durch die skandinavische Mythenüberlieferung deuten zu wollen. Helfen könnte also nur der Grundsatz, beiden in besonderer Weise, in gesonderter Methode sich zu nähern, die Felsbilder

lediglich aus sich und den Möglichkeiten ihrer Zeilstufe, die Edda aus dem moderneren Zusammenhange für sich deuten zu wollen. Und um ein Beispiel zu bilden: Justus Bing hat vor Jahren in einer eingehenden Beweisführung eine durchgreifende Deutung des großen Felsbildes von Backa versucht und zur Erklärung der seltsamen Seilverschlingungen auf das gemeingermanische Dingseil, auf die Hegung des Things im geschichtlichen Rechtsbrauch unserer Vorfahren hingewiesen, er hat auch die taciteische Schilderung des Semnonendienstes im Fesselwalde herangezogen und es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß in den Felsbildern dieselbe Überlieferung zutage trete. Er glaubt die Begegnung des Maigrafen und Wintergrafen vor sich zu haben, die uns noch aus unserer eigenen Zeit bekannt sind. Aber man braucht keineswegs der Ansicht zu sein, daß so alte Bräuche nicht wirklich eine Geschichte von Jahrtausenden hinter sich haben könnten und muß doch den Argwohn rege halten, daß wir in diese alten Bilder Dinge hineinlegen, die mit ihnen von Haus aus gar nichts zu tun haben. Und es müßte als Grundsatz gelten, daß erst, wenn beide Überlieferungsgruppen aus sich ohne Zuhilfenahme der anderen erklärt würden und beide Erklärungen trotz gesonderter Methode ein gleiches oder doch vergleichbares Ergebnis zutage gefördert hätten, daß erst dann von einer durchlaufenden Überlieferung gesprochen werden und nunmehr auch die bisher getrennt betrachteten Überlieferungsgruppen unter gleiche Betrachtung und Betrachtungsweise gestellt werden dürften.

Es ist nicht meine Absicht, sämtliche Methoden, die in den letzten 120 Jahren zur Deutung der Mythenüberlieferung aufgekommen und wieder verworfen, danach auch wieder aufgelebt sind, nunmehr hier einer endgültigen gründlichen Verurteilung zu unterziehen. Dies ist jeweils bei vorschreitender Erkenntnis schon von den berufenen Mythenforschern geschehen, ich erinnere nur an Mannhardts kritisches Vorwort zum zweiten Bande seiner Feld- und Waldkulte, in dem er mit der vergleichenden Mythologie Adalbert Kuhns und mit der ethnographisch-anthropologischen Betrachtung Bastians und Tylors abrechnete, an die bittere Gigantomachie Ernst Krauses gegen die Philologen in der Vorrede zu seinen Trojaburgen und an die kürzlich im Mannus veröffentlichte Sichtung jüngster Methoden durch Wolfgang Schultz.

Wenn die deutsche Vorgeschichte uns mit einer Fülle der wundervollsten Formenschönheit bekannt gemacht hat, die schon in der jüngeren Steinzeit lebendig war und in der Bronzezeit germanischem Boden entsprang, wenn andererseits die heutige philologisch-historische Methode gelegentlich dem Gotte Balder einen babylonischen Ursprung verschafft, wenn die Entlehnungstheorie dem Nordgermanen der Wikingerzeit nicht einmal den Begriff der Schönheit zu fassen zutraut, dann ist die Frage berechtigt, ob nicht die Methode selbst es ist, die uns den Weg in unsere geistige Heimat versperrt. Würde ferner die Erläuterung der Schriften des Neuen Testaments und der kirchlichen Glaubenssymbole lediglich in der Hand der Sprachwissenschaft gelassen und hätten die Theologen der christlichen Kirche keine Möglichkeit, die Lehre der Schrift und die Deutung der überlieferten Bräuche durch die Inbrunst ihres ererbten Glaubenslebens zu stützen, so wäre es um die christliche Kirche nicht nur, sondern auch um die Wissenschaft schlecht bestellt. Die Edda aber, ein Buch, das sich ebenfalls mit einer Glaubenswelt befaßt, wenn sie auch nur in dunklen Mythen auftritt, liegt ganz allein in den Händen der Sprachler und der Mythologen. Soweit ist freilich auch die heutige Forschung gekommen, einzusehen, daß Mythologie und Religion nicht dasselbe sind. Wo aber ist

unter wissenschaftlicher Begründung der Versuch gemacht worden, die eigentlichen Grundpfeiler des Glaubenslebens unserer Vorzeit vom Schutte der Mythen zu befreien und zu zeigen, daß auch unter den kalten Steinen einst ein menschliches Herz schlug und ein gläubiges Auge den leuchtenden Himmel suchte? So werden wir noch heute mit Mythologien abgespeist, die zwar in treuer Arbeit Trümmer an Trümmer reihen, nicht aber dem Baugedanken der alten Burg nachgehen. Das zurückgelassene steinige Geröll ist nicht das Wesen des Gebirgsstroms, der ehemals aus himmlischen Höhen belebend und fruchtbar in die Täler und Ebenen der germanischen Stämme herabsprang.

Vergessen wird vornehmlich, daß zwischen uns und unseren heidnischen Vorfahren der Einbruch fremder Waffen und fremder Glaubenswelt liegt, die als Eroberer alle Erinnerung der Unterworfenen an die eigenen alten Glaubensgüter zu vernichten streben mußten und strebten. Vergessen wird, daß die geringen Überreste nur deshalb auf uns gekommen sind, weil sie von den Eroberern als harmlos geduldet wurden, daß das Wesentliche des alten Gottums zerstört ist. Und doch wäre es ebenso verkehrt, in die spärlichen Überreste unseres Altertums eine Gedankenwelt hineinzulegen, die heute nach einer mehr als tausendjährigen Beeinflussung durch das Christentum von der unserer Vorfahren vielleicht gerade in den entscheidenden Gedanken abweichen würde.

So bleibt also doch nichts anderes übrig, als immer wieder voraussetzungslos uns jenen dunklen Rätseln zu nähern, die uns die Anwendung der bisherigen Methoden zur Auflösung überlassen hat. Es bleibt allzeit unbenommen, an ihrer Statt auf neuem Wege einen Zugang zu unserem Altertume zu bahnen. Und indem ich mir erlaube, heute Ihre Aufmerksamkeit auf einige wenige bisher unverstandene Strophen der nordischen Überlieferung zu lenken, ist es doch nur die besondere Auswahl dieser Strophen, die im Zusammenhange den Anschein erwecken könnte, als wollte ich die astronomische Methode als die nunmehr einzige Retterin den anderen gegenüberstellen.

I.

Man wird sofort einwerfen, daß uns von einer Himmelskunde unserer Vorfahren nichts bekannt sei, daß wir also auch kein Recht hätten, bei ihnen eine auch nur geringe Kenntnis des Himmels und seiner auffälligeren Erscheinungen zu suchen oder gar zur Erklärung dunkler Überlieferung heranzuziehen. Aber diese Einwände gehen nicht von den Astronomen aus, sondern von den Philologen. Wenn gelegentlich behauptet wird, daß ich dem nordischen Naturvolke eine Höhe der Himmelskunde beilege, die völlig modern sei, so werde ich dagegen zu erläutern haben, daß die von mir bei den Germanen und ihren Vorfahren vorausgesetzte Himmelskenntnis nicht über den einfachen Himmelsanblick, der jedem offenen Auge gegönnt ist, hinweggeht.

Im Anschluß an Roschers lehrreiche Untersuchungen über die Neun- und die Siebenzahl wie über die Zahl 40 in den griechischen Überlieferungen ist die vergleichende Mythenforschung immer mehr dazu übergegangen, einen engen Zusammenhang zwischen dem Kalender, dem diese Zahlen entnommen schienen, und dem Mythos, in dem sie auftraten, anzunehmen. Welche Gründe diesen angenommenen Zusammenhang hervorgerufen haben, ist von ihr noch nicht ermittelt. Ich nehme an, daß man in ältester Zeit die Gestirne für leuchtende Spuren himmlischer Wesen hielt, ein Kapitel, das bei W. Gundel in seinem Buche über Sterne und Sternbilder im Altertum, Bonn 1922,

eine ausgezeichnete Behandlung empfangen hat, und daß man deshalb die jenen Gestirnen anhaftenden, bei längerer Beobachtung ermittelten regelmäßig wiederkehrenden Fristen und Zahlen mit eben den Glaubensgestalten verbunden wähnte, denen diese Gestirne zugeschrieben wurden. Wie dem aber auch sei, so ist bei einem Zusammenhange zwischen Kalender und Mythos zunächst das Verständnis des Kalenders wichtig, zu dem diese Beziehung stattfand. Diese Kalenderkenntnis aber läßt sich nicht ohne genaue Kenntnis des Laufes desjenigen Gestirnes erwerben, das diesen Kalender erst ermöglicht hat. Im indogermanischen Gebiete ist nun im besonderen, wenn auch keineswegs ausschließlich, der Mond Regler der Zeiten gewesen. Aber gerade dieser Mond ist der „unsicherste Kantonist" am ganzen Himmel. Denn man muß methodisch davon ausgehen, daß die Indogermanen an himmlischer Kenntnis nichts besaßen, das über den einfachen Himmelsanblick hinausging. Aber gerade dieser bot die unerwartetsten Schwierigkeiten. Die Neusichel in den europäischen Breiten erschien keineswegs mit erwünschter Regelmäßigkeit nach einer bestimmten Reihe von Tagen. Und wenn die Leute gar nach Nächten, nicht nach Tagen zählten, so ist es wiederum ungewiß, aus welchem Grunde.

Bekanntlich ist der Mond nicht nur des Nachts, sondern auch tags auf seiner Erdumwanderung begriffen; wir sehen ihn mit bloßem Auge nicht nur um Mitternacht oder abends, sondern auch am hohen Vormittag oder frühen Nachmittag hoch am klaren Himmel neben der Sonne in voller Deutlichkeit den Tag erhellen. Der Grund hierfür liegt darin, daß die Ostbewegung des Mondes von anderer Geschwindigkeit ist als die der Ostumdrehung der Erde um ihre Achse. Für den Laien ist nichts vorteilhafter, als sich an Hand eines guten Kalenders über die Nacht- und über die Tagesdauer des Mondlichtes zu unterrichten. Aus der vergleichenden Tafel, die ich für die beiden äußersten Zeitpunkte, und zwar des Jahres 1926, d. h. für die beiden Mondumläufe vor den Sonnenwenden im Juni und im Dezember errechnet habe, ist zu ersehen, daß vom letzten bis zum ersten Viertel im Juni der Mond über Tag läuft, während er die Nacht kaum streift. Aber im Dezember geht er schon stärker durch die Nacht, doch nur, weil in der dunkelsten Winterzeit hier als „Nacht" die längere Spanne zwischen dem Sonnenuntergang um rund 3 Uhr 45 Minuten nachmittags und dem Sonnenaufgang um rund 7 Uhr 50 morgens angenommen ist. Auch sind der Neumond und die ihm naheliegenden Mondphasen im Juni ungefähr 16 Stunden über dem Horizont, im Dezember nur 8 Stunden. Umgekehrt leuchtet der Vollmond im Juni nur 8, im Dezember 16 Stunden. Tatsachen, die damit zusammenhängen, daß wir zur Zeit des Vollmondes den Mond in dem der Sonne entgegengesetzten Sternbilde der gemeinschaftlichen Bahn, also dort erblicken, wo die Sonne vor einem halben Jahre stand.

Es erhellt, daß es für die Auflösung der dunklen Rätsel des Mythos von größter Bedeutung ist, eine klare Kenntnis von den astronomischen Tatsachen, die der Mond uns vor Augen führt, zu erhalten. So ist die alte germanische und wohl indogermanische Zählung nach Nächten statt nach Tagen von den Mythologen mit Recht auf eine Mondkalenderrechnung der Alten zurückgeführt worden. Aber, wenn wir bedenken, daß der Mond zur Hälfte seines Umlaufes nicht nur für die Berechnung, sondern auch für den unverbildeten Anblick des Himmels über Tag fährt, daß er zur selben Zeit die Nacht fast zu meiden scheint, so steht die Begründung, welche die Mythologen der alten Nächtezählung geben, in einem auffälligen Widerspruch zu

Mondgang über dem Horizont von Berlin
zwischen dem letzten und dem ersten Viertel vor den Sonnenwenden 1926 (M. E. Z.).

Monatstag 1926	Sonne		Mond [1]			Dauer des Mondgangs [2]			
	Aufg.	Unterg.	Lichtgestalt	Aufg.	Unterg.	nachts		tags	
						Std.	M.	Std.	M.
3. Juni	3^{44}	8^{12}	☾	1^{08}	11^{24}	2	36	7	40
4. „	3^{44}	8^{13}	9 Uhr	1^{30}	12^{45}	2	14	9	01
5. „	3^{43}	8^{14}	vorm.	1^{52}	2^{04}	1	51	10	21
6. „	3^{42}	8^{15}		2^{12}	3^{23}	1	30	11	41
7. „	3^{42}	8^{16}		2^{33}	4^{41}	1	09	12	59
8. „	3^{41}	8^{17}		2^{56}	5^{57}	0	45	14	16
9. „	3^{41}	8^{18}		3^{22}	7^{12}	0	19	15	31
10. „	3^{40}	8^{18}	○	3^{54}	8^{20}	0	02	16	24
11. „	3^{40}	8^{19}	11 Uhr	4^{33}	9^{21}	1	02	15	46
12. „	3^{39}	8^{20}	vorm.	5^{19}	10^{12}	1	52	15	01
13. „	3^{39}	8^{21}		6^{15}	10^{53}	2	32	14	06
14. „	3^{39}	8^{21}		7^{16}	11^{26}	3	05	13	05
15. „	3^{39}	8^{22}		8^{19}	11^{52}	3	30	12	03
16. „	3^{39}	8^{22}		9^{25}	12^{00}	3	38	10	57
17. „	3^{39}	8^{22}		10^{32}	12^{14}	3	52	9	50
18. „	3^{39}	8^{23}	☽	11^{39}	12^{32}	4	09	8	44
			12 Uhr mittags						
27. Nov.	7^{43}	3^{51}	☾	11^{36}	1^{28}	8	07	5	45
28. „	7^{45}	3^{51}	8 Uhr	12^{00}	1^{46}	7	45	6	01
29. „	7^{46}	3^{50}	vorm.	12^{43}	2^{03}	7	03	6	17
30. „	7^{48}	3^{49}		1^{50}	2^{19}	5	58	6	31
1. Dezbr.	7^{49}	3^{48}		2^{58}	2^{35}	4	51	6	46
2. „	7^{51}	3^{47}		4^{03}	2^{52}	3	43	7	01
3. „	7^{52}	3^{47}		5^{20}	3^{13}	2	32	7	21
4. „	7^{54}	3^{46}		6^{34}	3^{38}	1	20	7	44
5. „	7^{55}	3^{46}	○	7^{48}	4^{10}	0	31	7	51
6. „	7^{56}	3^{45}	7 Uhr	8^{59}	4^{52}	1	07	6	46
7. „	7^{58}	3^{45}	vorm.	10^{04}	5^{46}	2	01	5	41
8. „	7^{59}	3^{44}		10^{57}	6^{53}	3	09	4	47
9. „	8^{00}	3^{44}		11^{39}	8^{00}	4	25	4	05
10. „	8^{01}	3^{44}		12^{13}	9^{31}	5	47	3	31
11. „	8^{02}	3^{44}		12^{38}	10^{53}	7	09	3	06
12. „	8^{03}	3^{44}	☽	12^{59}	12^{00}	8	16	2	45
			8 Uhr vorm.						

den wirklichen Himmelserscheinungen. Wenn z. B. Siegmund Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, Berlin 1913, S. 261, die Nächterechnung aus dem von ihm irrigerweise angenommenen Umstande herleitet, daß der Mond nur bei Nacht sichtbar sei, so bestätigt die Richtigkeit dieser Feistschen Mondlehre ausdrücklich Heinrich Leßmann im „Mitra", Monatsschrift für vergl. Mythenforschung, Wien 1914/20, Sp. 148, wenn er schreibt: „Auf S. 261 gibt Feist zwei Erklärungen (für die Rechnung nach Nächten). In Z. 5 von oben stellt er sie als eine Folge der Voranstellung der Nacht vor den Tag hin...., in Z. 17 aber sagt (Feist): ‚Dieser vorgeschichtliche Brauch, nach Nächten statt nach Tagen zu zählen, findet wohl seine Er-

[1]) Die fett gedruckten Zeiten fallen zwischen 6 Uhr abends und 6 Uhr morgens.
[2]) Als Tag ist die Zeit von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang zugrunde gelegt.

klärung in dem Umstand, daß der Zeitmesser aller alten Völker, der Mond, nur nachts sichtbar ist'. Heist hätte, so fährt Leßmann fort, sich nur mit einer Erklärung begnügen, aber sich auch für eine bestimmt entscheiden sollen. Nur die zweite ist stichhaltig (also, daß der Mond nur nachts sichtbar sei!); denn die Gewohnheit, die Nacht dem Tage vorangehen zu lassen, ist selbstverständlich nur eine Folge der Rechnung nach Nächten." Vgl. auch Heinr. Leßmann, Aufgaben und Ziele der vergleichenden Mythenforschung, Leipzig 1908, S. 34. Denselben, nicht nur auf dem Gebiete der Kalenderlehre, sondern auch auf dem des Mythos völlig irreführenden Aberglauben teilt, außer neueren Forschern, L. v. Schröder, Arische Religion 1, 251: „Jeder Monat zerfiel in zwei Hälften, Neumond und Vollmond; und da der Mond nur nachts sichtbar ist, wurde nach Nächten, nicht nach Tagen gerechnet". Auch Otto Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Straßburg 1901, S. 976 unter „Zeitteilung" ist dieser Ansicht: „Der Monat, sagt Schrader, zerfiel nach Neumond und Vollmond in zwei Hälften, und es wurde, da der Mond nur des Nachts sichtbar war, nach Nächten, nicht nach Tagen gerechnet".

Für einen Mythologen kann es nichts Lehrreicheres geben, als nach der Art der umstehenden Tafel das leuchtende Gestirn nunmehr durch das ganze Jahr zu verfolgen. Je klarer ihm der Himmelsanblick wird, um so mehr klärt sich ihm auch der Mythos. Alte Irrtümer der Gelehrsamkeit werden an der frischen Natur zuschanden. Der Kampf des Mondes mit der Sonne, die Neumondzeit, d. h. das völlige Verschwundensein des Mondes ist von verschiedener Dauer, in unseren Breiten auf 3—5 Tage zu berechnen; in Babylon wurden nach E. F. Weidner durchschnittlich drei Tage angenommen. Mit Recht nannte man diese Zeit „Tage", und zwar mondlose Tage: *ἡμέραι ἀσέληνοι*. Mondlose Nächte gibt es schon nach der nebenstehenden Übersicht in jedem Monat mehr als drei, denn es ist der kleine Zeitbruchteil der von der ganzen täglichen Monddauer auf die Nacht entfällt, in den Halbmonaten vom letzten bis zum ersten Viertel schwerlich als Erleuchtung der Nacht empfunden worden und überhaupt gegenüber der Tagesdauer des Mondlichts ins Gewicht fallend. Noch fünf Tage vor Neumond im Juni fallen vom Mondlicht auf die Nacht nur anderthalb, auf den Tag dagegen bei voller Sichtbarkeit des Mondes fast zwölf Stunden. Früher lebte man mit der Natur, heute mit den Büchern. Die Anwendung einer astronomischen Methode auf die Enträtselung des Mythos und des Kalenders jener alten Völker kommt einer Zurückführung auf die Natur gleich. Ohne richtige Naturansicht, ohne astronomische Grundlage lassen sich Mythos und Kalender nur mißdeuten. Man muß die Erfahrung durch das Auge belehren lassen. Man muß den Mond in seiner lichten Fahrt am leuchtenden Tageshimmel beobachten, ihn verfolgen, man muß zu staunen lernen. Mit dem Monde lernt nicht aus, wer ihn nur als heiteren Weggenossen der trüben Erde mit freundlichem Blicke betrachtet.

In seinem trotz aller Einseitigkeit noch heute grundlegenden Werke: „Orientation, Studien zur Geschichte der Religion", Berlin 1906 f., vergleicht Heinrich Nissen den Ursprung von Mond- und Sonnenrechnung, S. 61: „Ohne Zweifel bezeichnet die Rechnung nach Monaten eine ältere Stufe der Entwicklung und hat in den Herzen nomadischer Völker tiefe Wurzeln geschlagen. Umgekehrt drängt der Ackerbau, der an den Wechsel der Jahreszeiten gebunden ist, zur Annahme des reinen Sonnenjahres hin. Es scheint eine einfache Sache und hat doch unsagbarer Arbeit bedurft, bevor diese

Forderung des nüchternen Verstandes über die alten Rechte des Mondes obsiegte".

Fragen wir: Was sieht überhaupt ein Naturvolk am Himmel? Bei geregeltem Ackerbau, den wir nicht nur bei den Germanen, sondern nach den Ergebnissen der vorgeschichtlichen Forschung schon bei dem indogermanischen Urvolke anerkennen müssen, ist die Vorhersage der Saatzeit wichtig. Wenn auch die Erfahrung lehrt, daß selbst im Spätfrühling der Winter noch zurückkehren kann, darf doch der Bauer nicht warten, bis ihn die Fülle des Grases belehrt, daß die Saatzeit längst vorüber ist. Er muß auf zuverlässigere Mittel sinnen und diese erfährt gerade der Feldarbeiter ohne sein Zutun. Er sieht ja den Sternenhimmel über sich kreisen und Jahr für Jahr mit voller Regelmäßigkeit dieselben Sterne und Sternbilder zur selben Zeit heraufkommen. „Wenn die Plejaden aufsteigen, singt der Bauerndichter Hesiod und er meint damit den Aufgang des Sternbilds am Morgenhimmel vor der Sonne, so beginne mit der Saat". Solch ein Zeitweiser bleibt lange Jahrhunderte hindurch zuverlässig; das Sternjahr ist noch heute auf Borneo wie bei den Eskimos lebendig. Durch den Wiederaufstieg derselben Sternbilder vor Sonnenaufgang ist der Ablauf eines Sternjahres gegeben. Diese Zeitspanne reicht von Frühling zu Frühling, von Winter zu Winter, Abschnitte der Zeit, die schon von selbst dem Landmanne durchaus zum Bewußtsein kommen. Erik Brate, Höknatten, S. 416.

Die schwere Arbeit auf dem Felde beginnt vor Sonnenaufgang. Aber nun verblassen die Sterne, die strahlende Sonne taucht empor, das Nachtfeld wärmt sich. Wenn der Bauer, der säen wollte, nach ihrem ersten Aufblitzen schaute, so bemerkte er, daß sie zu dem ihm günstig erscheinenden Tage hinter dem Stamme jenes alten Baumes aufsprang. Und es muß ihm nach einigen Tagen auffallen, daß dasselbe mächtige Strahlenungeheuer sich nun einen anderen Aufgangspunkt gesucht hat und daß es Tag für Tag in gleicher Richtung weiter entfernt von jenem ersten Punkte am Baume aufgeht. Diese so auffällige Beobachtung erweitert sich. Die Aufgangsstellen wandern von einem Kehrpunkte wieder zurück, an dem alten Baume wieder vorbei, bis zu einem zweiten Kehrpunkte und es zeigt sich, daß die beiden Kehrpunkte, der eine in die härteste dunkelste Winterzeit, der andere in die Zeit fällt, wann die Sonne am heißesten brennt. Er stellt nun fest, daß die Sonne von seiner Hütte gesehen an jenem Baume in der Mitte zwischen den beiden Sonnenwenden aufgeht, diesen Ort merkt er sich, da ist Frühling, da ist Saatzeit. Die finstere Jahreszeit ist von einer helleren abgelöst, die Tage wurden länger von dem Winterkehrpunkte, der Wintersonnenwende an, und werden wieder kürzer, wenn die Sonne an der jenseitigen Kehre aufgegangen ist. Der Landmann kennt also in einiger Zeit die Beziehungen des Sonnenstandes zu den Jahreszeiten. Er hat den Himmelsrand bald durch einen Baum, durch einen Felsen oder sonst auffällige Marken, durch Landmarken abgeteilt, wie wir dies von vielen Naturvölkern, so auch von den Germanen wissen. Vielleicht macht er sich Steinsetzungen, Trojaburgen, die ihm diesen Sonnenkalender festlegen, und zwar auch für die Zeit brauchbar machen, wenn die Sonne durch Wolken dem irdischen Anblicke entzogen ist.

Daß die Nordgermanen die Beobachtung der Sonne übten, geht allen Zweifeln gegenüber aus den Zeugnissen des Pytheas und des Prokop hervor. Als um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung der kühne und kenntnisreiche Massaliote die äußerste Thule aufsuchte, zeigten ihm die Nordleute den Ort, wo die Sonne ihren Ruheplatz habe, *ὅπου ὁ ἥλιος κοιμᾶται*. Ganz richtig vermutet Müllenhoff, daß sich ihnen der Abschnitt

des Horizonts zwischen dem Auf- und dem Untergange der Sonne so verkürzte, daß dieser Abschnitt selbst, unter der Polarkreisbreite, ihnen nur das Lager zu bezeichnen schien, in das sich die Sonne kurz vor Mitternacht niederlegte, um bald nach Mitternacht sich wieder daraus zu erheben. Pytheas belehrt uns durch seine Nachricht, daß die Nordleute den Ort kannten und im Gedächtnis hatten, an welchem die Sonne den Horizont nur zu berühren schien, ohne unterzugehen, den Ort der Mitternachtssonne, die Sommersonnenwende. Dieser Punkt am Himmelsrande ist in jenen Breiten der astronomische Nordpunkt. Das andere Zeugnis ist das des Prokop, der von den nördlichsten Bewohnern Skandinaviens berichtet, daß sie nach 35 Tagen Nacht ihre Berggipfel erklimmen, die nahende Sonne erspähen und den drunten Harrenden verkünden. Dieser Zeitpunkt ist die erste Wiederkehr der Sonne nach der Wintersonnenwende und die Richtung, nach welcher die Augen spähten, war der astronomische Süden. Aus der Nachricht Prokops, daß sie diese Rückkehr ihrer Sitte nach alljährlich erspähten, geht aber deutlich hervor, daß ihnen dieser Zeitpunkt und diese Richtung im voraus bekannt waren.

Beide Zeugnisse, das des Pytheas und das des Prokop lehren die Beobachtung der Sonne und zumindest der beiden Sonnenwenden. Wenn auch nicht bezeugt durch irgendeinen Bericht, so darf man doch hieraus annehmen, daß den Leuten des Pytheas nicht nur die Sommersonnenwende im Nordpunkt, sondern auch der Winterstand der Sonne im astronomischen Südpunkt an dem Tage, an welchem also die Sonne überhaupt nicht aufging, bekannt waren, wie umgekehrt den Leuten des Prokop außer der Dauernacht der Dauertag und sein Beginn und astronomischer Ort. Über diese Vermutung hinaus aber wollen wir uns jetzt nicht wagen. Nur das eine ist sicher, daß sie ihre Zeiteinteilung nicht allein nach dem Monde zu bestimmen brauchten, wenn ihnen die Sonne so auffällige Merkpunkte am Himmelsrande gab, die um rund 180 Tage voneinander entfernt lagen. Durch die beiden Sonnwendpunkte war aber ferner, weil sie sich gerade gegenüberlagen, auf jener Breite eine feste und stets wieder auffindbare Himmelsrichtung gegeben, vom Horizontstande der Sonne in der Winterwende zum Sommerwendstande im Horizont, d. h. von Süd nach Nord.

Aber diese astronomische Richtungsbestimmung und die daraus vermutete Kenntnis des Sonnenjahres würde nur für die Breite zutreffen, von welcher die beiden Griechen berichten. Diesseits des Polarkreises und insbesondere in den mitteleuropäischen Breiten liegen die Verhältnisse anders. Und dennoch haben wir höchst bemerkenswerte Nachrichten, die uns auch für südlichere Breiten die Kenntnis der Südnordrichtung vermuten lassen. Diese Nachrichten berühren die Grundfragen der alten Religionsideen und sind auch für das Verständnis einiger Strophen der Edda von besonderer Bedeutung. Ich muß aber, bevor ich auf die Strophen der Edda eingehe, eine der erwähnten Grundfragen näher ausführen, um die enge Beziehung, ja die Übereinstimmung von Astronomie und Mythologie, von Himmelsbild und Glaubensansicht in einer sehr alten Periode aufzuzeigen.

II.

Um dies beurteilen zu können, muß man zunächst fragen, wonach überhaupt eine Richtungsbestimmung möglich ist, die zu allen Zeiten dieselbe bleibt und also immer und von allen wiedergefunden werden kann, ohne daß sie besonderer Kenntnisse bedürften.

Da die Auf- und Untergänge von Sonne und Mond am Morgen- und am Abendhimmel täglich und nächtlich wechseln, so würde eine Richtstellung nach dem Auf- oder dem Untergange dieser beiden Gestirne täglich bzw. nächtlich eine andere sein müssen. Da selbst die größte Höhe des Mondes nicht immer auch seine Meridianhöhe ist, so wäre nur der täaliche Höchststand der Sonne um Mittag im Süden imstande, eine genaue Richtung anzugeben, aber das gilt schwerlich für unser Altertum, da von Schattensäulen und anderen Werkzeugen zur Bestimmung dieser Richtung nichts bekannt ist. Erst eine aufmerksame und dauernde Beobachtung der Abend- und Morgenweiten, d. h. der Hin- und Hergänge des Aufgangs bzw. des Untergangs zwischen den beiden Wendepunkten im Nordosten oder im Südosten bzw. im Nordwesten oder im Südwesten hätte feste Richtpunkte ergeben. Aber für das hohe Altertum, von dem wir reden, etwa für die ältere Steinzeit, haben wir keine Zeugnisse, die uns die Genauigkeit dieser Beobachtung anzunehmen gestatteten.

Der einzige Punkt, der unerschütterlich feststand und der durch leichte Beobachtung in jeder sternhellen Nacht gefunden werden konnte, war die Stelle, um die sich das gesamte Himmelsrund dauernd Nacht für Nacht und Jahr für Jahr zu drehen schien, die Mitte des Himmels, der Nordhimmelspol. Dieser Punkt hat in den Vorstellungen der alten Völker vermutlich den Anstoß zur Vorstellung der Weltsäule, die den Himmel trägt, gegeben. Da der Pol oder der Stern, der ihm am nächsten stand, die Angelstelle der ganzen Umdrehung, die Achse des Weltalls zu sein schien, vor allem aber der einzige verläßliche Richtpunkt im Weltall war, so konnten die ältesten Völker nicht anders, als auch von ihm alle Richtung auf Erden ausgehen zu lassen. Selbst wenn man in späterer Zeit mit Hilfe der Beobachtung der Gleichen zu einer Ostrichtstellung übergegangen war, so blieb doch die Nordrichtung nach dem Himmelspol die Urrichtung alles irdischen Daseins.

Leider ist es noch nicht möglich, über die Richtung der steinzeitlichen Gräber ein einigermaßen sicheres Urteil zu gewinnen. Eine genaue astronomische Aufnahme aller steinzeitlichen Grabbauten, wie auch der späteren Gräber, sei es aus der älteren Bronzezeit, solange das Brandalter eine Grabrichtung noch nicht überflüssig machte, sei es aus der Eisenzeit, erscheint unerläßlich. Soweit sich aber erkennen läßt, ist die Nordrichtung schon in den ältesten Gräbern der Steinzeit nachweisbar, nicht vereinzelt, sondern sie wird zu einer gewissen Regel (vgl. S. Müller, Nord. Altert. 1, 87, 91, 117); aber auch die Ostwestrichtung kommt zur selben Zeit vor. Die Unsicherheit für unsere Beurteilung rührt daher, daß innerhalb der Steinzeit die zeitliche Bestimmung der Gräber der Sicherheit entbehrt.

Wie schwierig es heute noch ist, aus den Grabrichtungen eine allmähliche und fortschreitende Entwicklung der Himmelskenntnis zu lesen, geht daraus hervor, daß zwar auf Jütland in den Gräbern der Völkerwanderungszeit die Leiche in der Richtung von Ost nach West, auf Seeland aber in den Gräbern derselben Zeit der Kopf der Leiche in südlicher oder in südnördlicher Richtung gebettet liegt. Auf Bornholm herrscht diese südnördliche Richtung ebenfalls in der Völkerwanderungszeit. (Vgl. S. Müller, 2, 114, 117, 102.)

Eine Richtstellung nach Norden aus irdischer Begründung ist unmöglich, wenn man vom Zufall absehen will. Selbst wenn man aus der Erfahrung wüßte, daß es in einer bestimmten Richtung immer kälter würde, so liegen doch die Erdbreiten in bezug auf Kälteänderung soweit auseinander, daß man danach kaum die kältere Richtung finden könnte. Zumal, da die Wärme

sich nicht immer nach den Breiten richtet. In Norwegen nimmt infolge der Wirkung des Golfstroms nach Norden nicht die Kälte, sondern die Wärme zu, so daß in Tromsö, unterm Nordkap eine höhere Wärme im Januar herrscht, als in Oslo, Stockholm und selbst in unseren Breiten. Auch wird man kaum annehmen dürfen, daß die Germanen ihre himmlischen im irdischen Norden gesucht hätten. Zur Nordrichtung gehört auch mehr als eine ungefähre Angabe, daß es irgendwo kälter sei. Es bleibt also dabei, daß eine allgemeine Nordrichtung in jenen Zeitaltern lediglich durch den Himmelsanblick gefunden werden konnte, durch die Beobachtung, daß um einen einzigen feststehenden Punkt das ganze Sternenheer sich drehte.

Mit der einmal gefundenen und immer wieder auffindbaren Nordrichtung ist für den zum Pol Aufblickenden alsbald auch die rückwendige Richtung, der Süden gegeben. Ebenso lassen sich aus dieser südnördlichen Grundstellung die Richtungen linker und rechter Hand, also West und Ost festlegen und immer wieder erkennen. Wenn aber in der älteren Bronzezeit und sogar in der Steinzeit eine regelhafte ostwestliche und westöstliche Lage der Leichen auftritt, so muß man annehmen, daß die einfache Querrichtung zur südnördlichen Grundrichtung keine genügende Erklärung einer so wichtigen Beobachtung bieten kann.

Wie wir aber gesehen haben, ist die Richtstellung Ost oder West aus dem Sonnengang nur dann möglich, wenn wir annehmen, daß die alten Völker bereits den Mittelpunkt zwischen den beiden Sonnenkehrpunkten auf dem Himmelsrande beobachtet hatten, nämlich die Gleiche des Frühlings oder des Herbstes. Will man die unwahrscheinliche Querrichtung zur Nordlage umgehen, so bleibt, wenn die Grabrichtungen richtig aufgenommen sind, nichts anderes übrig, als schon der Steinzeit eine Beobachtung des Sonnengangs zuzubilligen, die zur Festlegung des Ost- und des Westpunktes führte, die beide vom Sonnengange im Laufe des Jahres nur an zwei Tagen, nämlich in der Frühlings- und in der Herbstgleiche berührt werden. Diese beiden Punkte konnten aber nur nach einer Feststellung der Kehrpunkte im Hochsommer und im dunkelsten Winter, der beiden Wenden gefunden werden, die Richtlage der Gräber Weststost oder Ostwest setzt hiernach mit aller Sicherheit die Kenntnis der vier Jahrpunkte und ihre Festlegung am Himmelsrande voraus. Die Ost- und Westrichtungen sind keineswegs nur Richtungen nach der auf- oder der untergehenden Sonne, sie zielen vielmehr, wenn sie richtig aufgenommen sind, unfehlbar auf die beiden Tage im Jahre, in denen die Sonne allein im Ostpunkt auf und im Westpunkt unterging und untergeht, auf die Frühlings- bzw. die Herbstgleiche. Daß dem so ist, geht auch daraus hervor, daß diese Richtung nicht etwa vereinzelt unter vielen anderen vorkommt, sondern daß die beiden Jahrpunkte der Gleichen eine regelhafte Richtung bilden.

Wenn Otto Schrader, Reallexikon S. 664 „den Blick nach Osten die älteste Orientierungsweise im Raume" nennt, so irrt er, wie wir oben abgeleitet haben. Der Ostpunkt ist nur auf zweierlei Weise zu ermitteln: 1. als Richtung der rechten Hand beim Aufblick nach dem Nordhimmelspol und 2. als Mitte des Wendenwinkels. Die erste Richtung ist in jeder sternhellen Nacht zu finden, die zweite nur dann, wenn man sich die beiden Wendenpunkte durch Landmarken gemerkt hat. Aber die Marken verlangen die Beziehung auf einen und denselben Beobachtungsort. Osten könnte also nur immer an dieser Stelle wiedergefunden werden, man kann den Ostpunkt an anderem Orte erst nach einjähriger Beobachtung der Wenden neu fest-

legen usf. Der Nordhimmelspol bleibt also trotz Schrader die älteste Richtungsmöglichkeit im Raume.

Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, Leipzig 1906, S. 48: „Gewöhnlich liegen diese Gräber (Steinkisten) in der Richtung von Nord nach Süd". Bisweilen haben sie ein Loch auf der östlichen Langseite, bisweilen nur im südlichen Ende. Die Längsrichtung des bekannten Kivikgrabes geht von Süd nach Nord (Montelius, a. a. O., S. 128).

Ein Bericht von F. Sarer „Auf den Spuren steinzeitlicher Pferdejäger", Kosmos-Handweiser 1926, 2, S. 71f. über die neuesten Ergebnisse der Grabungen bei Solutré erwähnt, wohl nach authentischer Quelle: „Der Grabungsfeldzug 1924 förderte mehrere Skelette dieses Menschenschlages (des Aurignacensis) zutage; alle waren offensichtlich bestattet, die Leichen waren genau in der Ostwestrichtung gebettet, und zu ihren Häupten reckten sich Grabsteine empor". Nach der beigegebenen Zeichnung stehen die Steine hinter den westwärts ruhenden Häuptern gegen Westen.

Schon der Aurignacensis muß also, wenn, wie ich annehme, diese Nachrichten zutreffen, zur Festlegung dieser Begräbnisrichtung entweder die beiden Sonnwendpunkte von jener durch lange Jahrtausende bewohnt gebliebenen Stelle aus beobachtet und nach deren Mitte den „genauen" Westpunkt bestimmt haben, den Punkt also, an dem die Sonne nur an den beiden Tagen der Tagundnachtgleiche unterging, oder als Querlage (Linksrichtung) zum Himmelspol. Die Steinplatte erhebt sich zwischen dem Westpunkte und dem Kopfe, der also nach Osten blickt, wenn er sich erheben würde. Schützte ihn die Steinplatte sinnbildlich vor der Untergangswelt des Himmelsrandes?

Man möchte wünschen, daß in Solutré die Möglichkeit der Festlegung der beiden Sonnwendpunkte vom Felsen aus geprüft würde. Die Bearbeitung des noch zu sammelnden einschlägigen Stoffes von sachkundiger Seite erscheint dringend geboten.

Für Stonehenge wird allgemein die Richtungsachse nach der Sommersonnenwende (Nordost) angenommen. Pekings Straßennetz ist nach der Wintersonnwende (Südost) gerichtet; Nissen 90, 28.

Nach allem rückt die Möglichkeit eines rohen Sonnenjahres, d. h. der Beobachtung und Verwendung der vier Jahrpunkte in die Steinzeit hinauf, was angesichts der außerordentlichen Auffälligkeit der Erscheinungen der Sonnenkehren am nordöstlichen und nordwestlichen Himmelsrande im Sommer wie am südöstlichen bzw. südwestlichen Himmelsrande im Winter nicht verwunderlich ist. Ganz irreführend ist die Ansicht Al. Tilles und Bilfingers, daß dazu umständliche mathematische Berechnungen vorauszusetzen seien.

Daß aber neben der Selbständigkeit eines Sonnenjahres, das nunmehr mit den zwischen den Wenden oder den Gleichen liegenden Tagen gegeben war, wenn man sich nur die Mühe des Zählens nahm, die ältere Nordrichtung als Grundrichtung des Weltgangs bekannt und geehrt blieb, geht nicht nur aus den oben genannten Begräbnisbräuchen der Völkerwanderungszeit hervor, sondern es treten auch die schriftlichen Überlieferungen unseres eigenen und fremden Altertums bestätigend hinzu.

Was die Bestimmung einer Himmelsrichtung nach dem Laufe des Mondes betrifft, so könnte es auch der angestrengtesten Aufmerksamkeit nicht gelingen, mit Hilfe der Altsichel, die am frühen Tageshimmel zu verschwinden pflegt, die Ostrichtung festzulegen.

Auch nach Sternaufgängen im Osten kann diese Richtung in unseren Breiten nicht bestimmt sein, weil es dieser Himmelsrichtung an auffälligen Sternen gebrach, die dazu geeignet hätten sein können.

Es bedarf noch der Erwähnung, daß die Nord- und Südrichtung in späteren Zeiten einer reiferen Beobachtung außer nach dem Himmelspol auch nach der Süd- und Nordwanderung der halbjährigen Sonnenbahn bestimmt werden kann, eine Südnordrichtung im Sommer und eine Nordsüdbewegung der Sonnenbahn von der Sommer- zur Winterwende.

Von den schriftlichen Zeugnissen ragt durch ihr Altertum die altrömische Feldmessung hervor. Sie hängt eng mit der Himmelsteilung zusammen. Eingehend hat darüber neben Niebuhr, Röm. Geschichte 2, 703f. neuerdings Heinrich Nissen in dem schon erwähnten, leider zu wenig bekannten Werke „Orientation", Studien zur Geschichte der Religion, Berlin 1906, 1910, S. 79ff. gehandelt. Nach allgemeiner Regel wird das dem Staate gehörende Land zunächst in der Richtung von Süd nach Nord durch die Hauptlinie, den Kardo, geteilt. Kardo ist = Weltachse (vgl. Festus, Plinius, N. Hist. 18, 331, 188). In späterer Zeit wird die Südnordrichtung am Mittag durch den Sonnenschatten gefunden, ein Mittel, das der ältesten Zeit wahrscheinlich unbekannt gewesen ist. Auch der Gebrauch des Ausdrucks Kardo für diese Linie beweist unwiderleglich den ursprünglichen Sinn; diese Nordrichtung muß daher ursprünglich in der Nacht nach dem Himmelspole festgelegt sein. Es genügte dazu der Augur, der seinen Krummstab in genauer Richtung nach dem Pol auf das Feld auszulegen hatte. Das so von der Hauptlinie bezeichnete und nach der Weltachse gerichtete Feld wurde danach durch rechtwinklig zu ihr aufgesetzte Linien, die also westöstliche Richtung hatten, in kleinere Felder geteilt. Die Westostrichtung unterlag genau so der Regel, der Himmelsteilung zu entsprechen, wie die südnördliche Grundlinie. Ost und West sind aber nur in den beiden Gleichen zu bestimmen, also hätte der Decumanus, wie die Querlinie genannt wurde, ursprünglich nur an zwei Jahrestagen gefunden werden können. Dadurch wäre auch die Möglichkeit der Feldteilung auf diese beiden Jahrestage beschränkt worden, was unsinnig anzunehmen ist. Sie konnte zu jeder Zeit als rechter Winkel zur südnördlichen Hauptlinie, dem Kardo, festgelegt werden, wodurch klar wird, daß ursprünglich der Kardo, wie aus seiner Bedeutung „Weltachse" selbstverständlich, die einzige Hauptrichtung gewesen ist. Daß hiernach die Feldmessung sich nicht nach beliebigen Sonnenaufgängen richten durfte, welches Vorkommen auch von Frontin und Hygin getadelt wird, geht aus Allem deutlich hervor. Denn die Aufgänge wechseln ihre Lage täglich, der Kardo würde also niemals die vorgeschriebene rechtwinklige Lage zum Decumanus haben, der Kardo würde nicht mehr Kardo sein und bedeuten können. Mit Recht zieht daher auch Nissen den Schluß: „Das Streben der Feldmesser ist mit aller Entschiedenheit darauf gerichtet, daß innerhalb des ganzen Orbis romanus ein einziges Limitationsschema angewandt werde; die Einheit wird dadurch erreicht, daß die Vermessung überall und in allen Fällen mit dem Meridian beginnt". Der Schluß Nissens aber, daß die älteste Feldteilung nach dem Sonnenaufgang erfolgt sei, entspringt einer allzu geringen Beachtung der astronomischen Wirklichkeiten und der überlieferten Zeugnisse. Nissen, dessen Verdienste nicht geschmälert werden dürfen, ist leider völlig von dem Begriffe der Orientation geblendet.

In Übereinstimmung mit der römischen Feldteilung nach dem Himmelspol steht die Überlieferung, daß der Sitz der höchsten Götter, insbesondere

Jupiters, am Himmelspol, im Norden gelegen sei. Nach Varro bei Festus unter sinistrae ist, „wenn man vom Sitze der Götter nach Süden schaue, Osten links und Westen rechts gelegen": a deorum sede cum in meridiem spectes, ad sinistram sunt partes mundi exorientes, ad dexteram occidentes; factum arbitror, ut sinistra meliora auspicia quam dextra esse existimentur. Sei es, daß der Augur nach Süden oder sei es, daß er nach Osten schaue, immer ist ihm die linke Hand an der heilverkündenden Seite, im Osten oder im Norden: Die Aufgangsstelle der Sonne in den Gleichen, und ursprünglicher der Götterstitz am Himmelspol.

Die altrömische Himmelsteilung begann gleichfalls mit dem Mitternachtspunkte, d. i. Norden, von welchem das erste Viertel bis zum Ostpunkte reichte, und von diesem Himmelsteile geht alles Glück aus (vgl. Plinius, N. hist. 2, 142): In sedecim partes caelum in eo spectu divisere Tusci. prima est a septentrionibus ad aequinoctialem exortum, secunda ad meridiem, tertia ad aequinoctialem occasum, quarta optinet quod reliquom est ab occasu ad septentriones...ideo cum a prima caeli parte venerint (scil. fulmina) et in eandem concesserint, summa felicitas portenditur..cetera ipsius mundi portione minus prospera aut dira. Über die Sechzehnteilung als einfache Vermehrung der altrömischen Vierteilung des Himmels vgl. Cicero, de div. 2, 42. Auch nach der von Martianus Capella in einem altertümlichen Bruchstück überlieferten Himmelsteilung schleudert Jupiter seine Blitze aus der nördlichen Region; vgl. die Belege bei Nissen, a. a. O. S. 270ff., K. O. Müller, Die Etrusker 2, 124 ff.

Zur römischen Feldmessung meint Nissen a. a. O. S. 81, daß, da der Kardo, nach dem Meridian, d. i. mittags bestimmt, den Gebrauch der Uhren vorausseße, diese Bestimmung nicht vor dem 3. Jahrhundert vor Chr. eingeführt sein könne, aber er übersieht, daß die Festlegung des Kardo mühelos, der altrömischen Augurenzeit entsprechend (vgl. Ennius über die nächtliche Himmelsbeobachtung durch Romulus und Remus, Cicero, de div. 1, 48) bei Nacht nach dem Himmelspol selbst und ohne Uhrgebrauch gefunden werden konnte. Vgl. Festus: Kardo: nominatur quod directus ad cardinem caeli est; nam sine dubio caelum vertitur in septentrionali orbe. — Plin. hist. XVIII, 331: haec erit ab exortu aequinoctiali ad occasum aequinoctialem, et limes qui ita secabit agrum decumanus vocabitur. Vielleicht deutet auch der Name decumanus = Zehntelungslinie zur Genüge an, daß der Vermessung der Zehntellose die Festlegung des Kardo als Grundlinie vorangegangen sein mußte.

Ein fesselndes Gegenstück zur römischen Ackerteilung nach der Südnordrichtung bietet vielleicht das älteste China. Auch dort geht aus dem alten Gedanken der Weltharmonie alles irdische Gesetz und aller irdische fromme Brauch hervor. Diese Religion reicht durch die ganze älteste Erde, sie findet sich keineswegs nur in Babylon, sie läßt auch im altgermanischen Glauben den Gedanken der Entsprechungen in manchem Beispiel sichtbar werden (Rätsel der Edda 2, 227). Das altchinesische Orakelbuch I-King aus der Zeit des Khong-Fu-tse spricht diesen Grundgedanken mit großer Schönheit aus: „Der Himmel offenbart Ideen; der Heilige nimmt sie zum Vorbild".

Wenn wir nun im Schi-King, dem altchinesischen Liederbuche aus der gleichen Zeit als alten Brauch der Vorfahren geübt finden, die heilige Arbeit des Pflügens am südlichen Ende der Äcker zu beginnen, also den Pflug von Süden nach Norden zu leiten (vgl. Confucii Chi-King, sive liber carminum ed. Jul. Mohl, Stuttgart 1830, S. 66, 124, 125, 202, 203. Schi-

King, das kanonische Liederbuch der Chinesen, übersetzt und erklärt von Victor v. Strauß, Heidelberg 1880, S. 352, 354, 491, 493), so stimmt das mit dem altchinesischen Verbot, nach Norden zu fluchen oder andere unehrerbietige Handlungen zu verrichten, überein. Die Himmelseinrichtung greift überall in den irdischen Brauch über, daher auch die Häuser in China wie in Griechenland, in Ägypten und Rom und noch heute die christlichen Kirchen nach den Himmelsgegenden gerichtet werden.

Der altchinesische Glaube ist reiner Monotheismus, der Name Tian bezeichnet den Himmel, der Name Ti den Herrn oder Herrscher, das höchste Wesen. Es hängt damit das Alter der chinesischen Himmelsbeobachtung zusammen, für welches der Schi-King genügend Zeugnisse bietet. (Vgl. bei Strauß, S. 53, 87, 238, 337, 383). Man darf annehmen, daß überall, wo der Aufblick zum Himmel eine Folge des Glaubens ist, auch die Beobachtung der himmlischen Bewegungen von alters her geübt wurde.

Nach dem Gesetzbuche des Manu 1, 97 erblickt das älteste Indien den Sitz seiner himmlischen Götter am Nordhimmelspol: „Ein Jahr der Sterblichen ist ein Tag der Götter, die um den Nordpol sitzen". In vielen Zeugnissen der Upanishads erweist sich der Norden als die Richtung des Opfers. Das Haupt Brahmas ist nördlich, seine Füße südlich. Die Belege habe ich in meinem Rätsel der Edda 1, 85 gesammelt. Wir erfahren aber auch, das „der Pfad, den die Sonne nordwärts schreitet, der Götterpfad genannt wird". Der Nordweg der Sonne ist die Bewegung der Sonnenbahn von der winterlichen Südlage nach dem Norden im Sommer. Im Süden befindet sich als Gegenpol des erhabenen Meru, des Götterberges am Nordpol, der niedrige Meru und der Sitz des Totengottes Yama (Joh. Hertel, Die Himmelstore im Veda und im Awesta, Leipzig 1924, S. 32). Bei frommem Beten vermeiden die Hindu noch heute, sich mit dem Antlitze nach Süden zu wenden (Ginzel 1, 336. P. von Bohlen, das Alte Indien 2, 211). Daß sich der Brahmane beim Gebet an den Sonnengott nicht nach Norden, sondern nach Osten bzw. zum Aufgangsorte der Sonne wandte, ist dabei selbstverständlich und genügend bezeugt. Beide Gebetsrichtungen widersprechen einander nicht, sondern gehen nebeneinander her. Man wendet sich dorthin, wo man die Gottheit glaubt, wie die Griechen auch an den Erdboden klopften, wenn sie zu den Unterirdischen beten wollten. Brahma steht oberhalb der Sonne, er ist nördlich, die Sonne östlich.

Im alten Indien ist die Rechtsrichtung die heilkündende; nur bei der Grundstellung nach Norden aber liegt die Aufgangsseite des Himmels rechts und der Osten ist mit dieser Bedeutung also bei den Indern, den Römern und den Griechen die Glücksseite, wenn man nur die Einstellung des Augurs von Norden nach Süden in Rom, die des Mantis in Griechenland von Süden nach Norden wie in Indien sich vergegenwärtigt. Vgl. Rigv. 2, 42, 43: „Schreie, o Vogel, rechtsher vom Hause".

Es kommt nicht auf die rechte oder die linke Seite an, sondern darauf, daß gewisse Himmelsrichtungen heilsbringend geglaubt werden. Es ist gleichgültig, ob man sie rechter oder linker Hand hat. Nur bei der amtlichen Vogelschau oder dem priesterlichen Gebet ist die Grundstellung vorgeschrieben, derart, daß die Heilsseite einer bestimmten Körperseite entsprach. Es steht also im Einklang mit der oben erwähnten Entsprechung zwischen Himmel und Erde und insbesondere dem Vorbild, das der Himmel der Erde bietet, daß in der Richtbestimmung die Entscheidung nicht beim Menschen liegt, sondern vom Himmel ausgeht.

Wie in Rom, so war auch in Iran die Richtstellung Nordsüd, wenn man aw. apâxtara = „Norden" und „rückwärts" für beweisend halten will. Aber nach Herodot 1, 131 nennen die Perser Zeus den ganzen Umkreis des Himmels und auch dort wird ursprünglich der Gottessitz im Himmel, d. h. in seiner Mitte, dem Himmelspol gedacht worden sein. Im Manichäismus noch kommt die große Schlußgestaltung vom Himmelspol: „Der Urmensch kommt alsdann von der Welt des Polarsternes" (Flügel, Mani, S. 101); „Gott Ormuzd aus der oberen (nördlichen) Region"; F. W. K. Müller, Abhandlungen der Berliner Akademie 1904, S. 20. Nach Spiegel, Awesta 3, 21 wendet man sich in Kerman und Barotch, einem der rechtgläubigsten Gebiete Persiens noch heute im Gebete nach Norden.

Überaus deutlich ist die Nordrichtung des Gebetes auch für Griechenland bezeugt. Am bekanntesten ist die religions- und geistesgeschichtlich gleich wichtige herrliche Stelle der Il. 12, 230—243, worin es heißt:

„Aber du ermahnest, den weitgeflügelten Vögeln
Mehr zu vertraun. Ich achte sie nicht, noch kümmert mich solches,
Ob sie rechts hinfliegen, zum Morgenglanz und zur Sonne,
Oder auch links dorthin, zum nächtlichen Dunkel gewendet".

Hier ist die Grundrichtung des Vogelschauers nach Norden ganz deutlich. Sie steht in dem bekannten Gegensatze zur römischen, wie Cicero de div. 2, 82 betont: „Den Römern ist die gute Vorbedeutung links, den Griechen und den Barbaren rechts". Dennoch ist beides das Gleiche im Endergebnis: Beiden ist der Osten der Bringer des Heils, beiden der Norden der Sitz der Götter. Zeus selbst hat sein Bild und das seiner Ammen an den nördlichen Polarkreis versetzt (vgl. Theonis Scholia in Arat. Phaen. v. 45. Creuzer 4, 719). So wird Apollon der Lenker des Pols genannt, so trägt selbst Kybele, die phrygische Göttermutter, das Szepter des strahlenden Pols. Vgl. die Belege: R. d. E. 1,84; 2, 96 f. Die Bedeutung des griech. σκαιός = „link" und zugleich „westlich" zeigt ebenfalls den Norden als griechische Grundstellung. In den Orphischen Hymnen, die auf alter Überlieferung beruhen, wird Helios „rechts Erzeuger der Früh' und links Erzeuger des Dunkels" genannt, was gleichfalls nur durch die nördliche Grundstellung verstanden werden kann. Nach dem Olymp wandte man sich im Gebete nach Norden, weil der Berg für Griechen im Norden lag; aber der wahre Olymp war ja die Himmelshöhe und es galt das alte Sternbild am nördlichen Himmelspol, das später unter dem Namen der Kassiopeia bekannt ist, den Alten mit dem Namen θρόνος als der Thron des Zeus. Wir haben also für Griechenland den Sitz der Weltlenkung wie für das älteste Indien am nördlichen Himmelspol bestimmt und das alte Italien stimmt dem bei, wie zum Überfluß noch eine Stelle bei Ovid, Fast. 1, 119 f. lehren mag, wenn der altitalische Himmelsgott Janus von sich bezeugt, daß er die Wache der Welt versehe und allein das Recht habe, den Kardo, d. i. die Weltachse zu drehen:

Me penes est unum vasti custodia mundi,
Et ius vertendi cardinis omne meum est.

Aus sprachvergleichenden Gründen behauptete noch O. Schrader, Reallexikon 370, daß die früheste Orientierung im Raume bei den Indogermanen in der Weise erfolgt sei, daß man das Gesicht der aufgehenden Sonne zuwendete und demnach den Osten als vorn, den Westen als hinten, den Süden als rechts und den Norden als links bezeichnete. Wir haben aber gesehen, daß Sonnenaufgang und Ostrichtung nur an zwei Tagen im Jahre etwas miteinander zu tun haben, da auf unseren Breiten die Aufgänge an

den beiden Kehrpunkten etwa 80 Grad auseinander stehen. Unsere Großstadtmenschen sehen nichts von dem gewaltigen Sonnendrama, das Jahr für Jahr die scheinbar so ruhig und schwer atmende Erde bestürmt; es bedarf einer größeren Verwachsenheit mit dem Leben der Schöpfung, um auch in Sinnenwelt und Seelengeheimnis unserer Vorwelt einzudringen. Vor allem aber zeigt dies Beispiel, daß eine rein sprachvergleichende Schlußfolgerung nicht genügen kann, wenn sie an den wesentlichsten Überlieferungen schriftlicher und vorgeschichtlicher Art wie an den astronomischen Möglichkeiten vorbeigeht.

Die Festlegung der genauen Ostrichtung setzt entweder eine geschulte Beobachtung des jährlichen Sonnenganges voraus oder sie tritt als Querachse zur Nordrichtung auf. Auch in Babylon ist in ältester Zeit die Gebetsrichtung der Norden gewesen und erst dann ist der Osten Gebetsrichtung geworden, als „die Lehre von Babylon, die den Kreislauf mit dem Frühlingspunkte beginnt", zur Herrschaft gelangt war; vgl. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur, S. 53; H. Winckler, Babylonische Geisteskultur, Leipzig 1907, S. 105f. Auch im Sumerischen ist die Begründung der Gebets-Nordrichtung, daß die Götter um den Himmelsnordpol sitzen, daß vom Pol die Welt gelenkt wird. Für die Breite Babylons von rund 32 Grad liegt der Pol schon tief im Norden. Und es scheint, daß alle diese alten Völker ursprünglich in der Nacht die göttliche Lichthalle der Sterne geöffnet gesehen und aus ihr Lehre und Richtung geschöpft haben. Die Ostrichtung ist dagegen das Erzeugnis einer Sonnenbeobachtung, hängt also mit einem Glauben zusammen, der an die Stelle der Weltlenkung das kleine Tagesgestirn setzte, das mit seinem aufdringlichen Scheine die wahre Größe des Weltalls den Augen verdeckt.

Während demgegenüber der Israelit sich im Gebete nach Jerusalem, der Muhammedaner nach Mekka wendet, erkennt das frühe Christentum keine Gebetsrichtung, übernimmt aber nach der Ausstreuung in die anderen Völker des Mittelmeeres die herrschend gewordene Ostrichtung (Nissen, 391ff.), wogegen erst in den kommenden Jahrhunderten vereinzelt Stellung genommen wurde.

Aber noch in und nach der Bekehrungszeit wurde im germanischen Gebiete die Ostrichtung beim Gebete anbefohlen, und zwar, weil sie in einen festen Gegensatz zur heidnischen Nordrichtung treten mußte und sollte. Die Nordrichtung, d. i. der Sitz der Weltlenkung am Himmelsnordpol wird, abgesehen von meiner Beweisführung aus der astronomischen Zahl $540 \times 800 = 432000$ in den Grimnismál (R. d. E. 1, 72ff. u. f.), durch schriftliche Zeugnisse belegt.

In der Jómsvíkinga Saga (Fornmanna Sögur 11, 134) wird die Nordrichtung ausdrücklich genannt: „Der Jarl warf sich da nieder auf beide Knie und betet für sich und wendet sich doch nach Norden". Ein anderes, ebenso starkes Zeugnis findet sich in der nordischen und deutschen Gerichtssitte, für welche Jacob Grimm, RA. 808, die Belege gebracht hat. Die Njálssaga belehrt ausdrücklich, daß der Kläger die Südseite, der Beklagte die Nordseite einnimmt. Grimm und neuerdings Wolfg. Schultz, Zeitrechnung, S. X haben Wert darauf gelegt, daß der Richter stets nach Osten blickt, Schultz hat daraus auf eine grundsätzliche Ostrichtung geschlossen. Dem aber widerspricht die Geschichte des Rechtsgangs selbst; vgl. Brunner, Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte, Leipzig 1901, S. 21, 71. Ursprünglich lud der Kläger seinen Gegner ohne jede Mitwirkung des Gerichts zum Rechtsstreite:

Gunnar stand von Norden, Gizur stand von Süden: Niálss. 74; sie gingen von Süden zum Gericht und Sloši und die andern Ostfjordleute mit ihm gingen von Norden zum Gericht: Niálss. 143. In feierlichen Worten und unter Anrufung der Götter erhob der Kläger seinen Klagevorwurf und beschwor sodann den Beklagten, ihm auf die Klage zu antworten; Brunner, S. 20. Das Urteil gaben auf Forderung des Klägers die Dingleute. Das Recht wurde durch die unerbittliche Strenge der Form geschützt. In christlicher Zeit dagegen und infolge Erstarkung der Staatsgewalt wurde diese Gerichtsselbsthilfe eingeschränkt. Die heidnischen Formen wurden ausgemerzt und durch christliche ersetzt; Brunner, S. 71. Der Kläger schreitet nicht mehr von Süden nach Norden zum Gericht, er ruft nicht mehr die Himmlischen an, er eidet nicht mehr auf seine Waffe. Die Vorladung des Beklagten erfolgt nicht mehr selbst durch den Kläger, sondern durch richterlichen Befehl. Der Richter ist ein königlicher Beamter; Brunner, S. 72. Vgl. auch K. Lehmann b. Hoops, Reallexikon unter Anklage 1, 107 und Gerichtsverhandlung 2, 172; Gerichtsverfahren 2, 163. Der Richter, von dem in den Quellen die Rede ist, vertritt also den neuen christlichen Rechtsbrauch. Er nimmt daher auch die Richtung nach Osten ein, während in der Stellung der Streitenden keine Änderung einzutreten braucht. An die Stelle der alten volkstümlichen und geheiligten Südnordrichtung des Gerichts ist nunmehr die Ostrichtung getreten. Damit entfallen die Folgerungen, die aus diesem späten Rechtsbrauch für die altgermanische und gar indogermanische Zeit gezogen worden sind. Der Kläger, d. i. das verletzte Recht, ruft die Götter an und kommt demnach von Süden und wendet sich nach Norden. Die Anrufung der Götter scheint also bestimmend für die Südnordrichtung des Gerichts; demgegenüber hat der Beklagte unter dem Himmelspol stehend gegen Süden den Eid zu leisten; vgl. den Eid bei der südwärts gerichteten, d. h. vormittäglichen Sonne: at sol inni suðrhollu, Atlakv. 31. Der Reinigungseid in peinlichen Sachen wird dagegen gen Norden geleistet, da handelt es sich nicht um einen Rechtsstreit, sondern um Haut und Haar; der Schwur wird vor den obersten Richterstuhl gebracht, der am Stamme der Weltesche steht, zu welcher täglich Recht zu sprechen die Asen reiten: Grimnism. 30. So ist Vol. 39 die Tür des Nastrandsaales nach Norden gerichtet, der Ort, an dem die Meineidigen auf den Weltkampf warten; er steht unter dem Sitze der Himmlischen. Im selben Sinne ist der Galgen als eine Entsprechung der Weltesche, an welcher Odin hing, Hav. 138, gegen Norden geneigt, wie der Aufblick gegen Norden, wie die Weltachse, der Kardo: Die Willküren der Brokmänner fordern für den Galgen einen nordwärts gerichteten Baum; vgl. Grimm, RA. 683, 809. Die heidnischen Dänen brachen den schon gechristeten Friesen eine niedrige Tür in die Nordseite ihrer Häuser und hielten darauf, daß sie nur gebückt aus dieser einzigen Öffnung hervorkamen, gezwungen also, ihre Verehrung den heidnischen Gewalten darzubringen, die im Himmel nordwärts über ihnen wohnten. Seitdem erst galt den Friesen das Nordkönigreich, zu dem sie früher gehört hatten, als „grausame Ecke". Noch Keisersperg im Omeiß erwähnt das Beten gegen Mitternacht. Nach bayerischem Gesetz soll der Hammerwurf gegen Mittag, Morgen und Abend, aber nicht gegen Norden geschehen., RA. 57, 809. Das setzt eine Nordsüdteilung voraus, von Norden ausgehend. Daß der Helweg „nieder- und nordwärts" führt, Gylf. 49, widerspricht nicht der Gebetsrichtung zum Himmelspol.

Im übrigen ist mit der Bekehrung der Osten die Gebetsrichtung geworden. Im alten Gulathinggesetze beginnt die neue Zeit: „Das ist

der Anfang unſerer Geſetze, daß wir uns oſtwärts neigen ſollen und zum heiligen Chriſt beten": ver skulum luta austr, oc biđja til ens helga Krists ars oc friđar (syntagma de baptismo). Der Norden wurde nun die unſelige heidniſche Richtung. Noch in der Voluſpa 40 iſt der Oſten die Stätte der Rieſenbrut und er wird daher ſtets als Ziel von Thors Oſtfahrten gegen die Rieſen genannt, während der Kriſt im Oſten das Heil aufgehen ſah. Von Oſten kommen Nacht und Helſtro m. Dm. 13. Vol. 37. Gerade im Nordviertel Islands, das nach Wolfg. Schultz, Zeitrechnung S. X, ſchon und gerade vom Heidentum verflucht ſein müßte, liegt am Olafsfjord in den Hvanntälern zwiſchen ſchwer zugänglichen Klippen eine grasreiche Wieſe, Odainsacr genannt, deren Kräuter den Tod vertreiben ſollten; Weinhold, Altnord. Leben, S. 385. Und an der nördlichen Längsſeite der nordiſchen Königshalle wie der Bauernſtube fand ſich bis ins 11. Jahrhundert der alte Pfeilerſitz mit den geſchnitzten Götterbildern, ihm gegenüber an der Südwand der geringere Ehrenſitz; Hjalmar Falk b. Hoops 2, 538. Die für die Bekehrung notwendige Abänderung, die Verlegung des heidniſchen nördlichen Pfeilerſitzes nach der inneren öſtlichen Giebelwand, geſchah unter angelſächſiſchem, alſo chriſtlichem Einfluß. Bis dahin hatte man auch zu den Bildern der Götter an den Pfeilern nordwärts aufgeblickt. Und noch im Reineke Fuchs betet der Fuchs chriſtlich, der Wolf heidniſch. Die Nornen weben dem Helgi das Schickſal, ſie ſchlingen die Goldfäden nach Oſten und nach Weſten, aber das Seil, das ſie nach Norden werfen, verſpricht ihrem Schützling ewige Dauer: Helg. Hund. 1, 4. Alle Goldfäden ſind aber mitten im Mondſaal feſtgeknüpft: und mánasal miđjan, alſo mitten in der Himmelshöhe, das iſt für den Norden der Himmelspol, um den der geſamte Himmel Nacht für Nacht und Jahr für Jahr ſeinen Umſchwung vollzieht, deſſen Sinnbild die kreiſende Spindel auch der Moiren iſt. Auch würde Tacitus, als Mitglied des Fünfzehnerkollegiums für auswärtige Kulte der beamtete Kenner römiſcher und auswärtiger Religionsgebräuche, über das feierliche Gebet der Germanen anders berichtet haben, wenn ihm eine Oſtrichtung des Gebetes bekannt geweſen wäre. Er ſagt aber nicht etwa: ad orientem versus spectans, nicht „nach Oſten gewendet", ſondern ausdrücklich und abweichend von der römiſchen Übung: zum Himmel aufblickend, caelum suspiciens, was im Einklange mit ſeinem Ausdruck caelestes für die germaniſchen Götter ſteht.

Wie ſehr noch in ſpäteren Zeiten die Nordrichtung verpönt blieb, geht aus den kirchlichen Beſtimmungen hervor, die ſeit dem Tridentiner Konzil galten: situs igitur cappellae... in orientem versus recte spectet, nec vero ad solstitialem sed ad aequinoctialem orientem omnino vergat. si vero positio huiusmodi esse nullo modo potest, episcopi iudicio facultateque ab eo impetrata ad aliam partem illius exaedificatio verti poterit: tuncque id saltem curetur, ut ne ad septentrionem sed ad meridiem versus si fieri potest plane spectet: [Die Lage der Kapelle ſoll ſo ſein, daß ſie nach Aufgang blickt, nicht aber nach dem Aufgang an den Wenden, ſondern an den Gleichen. Wenn das aber nicht angeht, ſo kann der Biſchof eine andere Richtung beſtimmen: dann aber muß wenigſtens geſorgt werden, daß ſie nicht nach Norden, ſondern wenn irgend möglich nach Süden blicke.] (Miſſen, S. 413, 441, 247.)

Die Kenntnis des Nordſterns wird durch die gemeingermaniſche Übereinſtimmung in der Bezeichnung des „Leitſterns" (mittelhochdeutſch bei Gottfried), altengliſch „loadstar", altnordiſch „leidarſtiarna" für die Jahrhunderte um den Beginn unſerer Zeitrechnung verbürgt.

Es erscheint verwunderlich, daß die Finsterniswölfe, Vol. 40, im Osten geboren werden, daß dort die Alte im Erzwalde hauſt, daß der Helſtrom, der „Schlimme" von Osten kommt mit Dolchen und Schwertern, Vol. 36, ebenſo der Rieſe Hrym, Vol. 50, daß Njord als Geiſel von den Göttern oſtwärts zu den Rieſen geſchickt wird, Lokaſ. 36 (Gering überſetzt irrig „zu den Göttern"), daß Thor droht, Loki oſtwärts zu ſchleudern, in ſeine rieſiſche Heimſtätte, wo ihn niemand mehr ſehen ſolle, Lokaſ. 59, daß Thor gegen die Rieſen ſtets oſtwärts fährt, Lokaſ. 60, Harbardlied u. a., aber noch verwunderlicher, daß nach Wafthr. 13, 14 der Hengſt Hrimfaxi „von Osten die Nacht herzieht über die herrlichen Götter". Und doch bietet vielleicht die letztere Stelle die Aufklärung für die auffällige Kennzeichnung des Oſtens (der uns gerade das Licht zu bringen ſcheint) als Dunkelgegend der Rieſengeſchlechter. Den Wortlaut:

hve sá iór heitir,
er austan dregr
nótt of nýt regin? —
Hrímfaxi heitir,
er hverja dregr
nótt of nýt regin;
méldropa
fellir hann morgin hvern,
þaðan kømr døgg um dala —

macht Gering, Edda, S. 61, unverſtändlich, wenn er den Hengſt die Nacht den Göttern „herniederbringen" läßt. Die Nacht iſt Reifrieſentochter, Gylf. 10, und hat ihren Wohnſitz bei den Rieſen im Oſten, ſie wird von Hrimfaxi täglich auf ihrem Wagen über den Himmel heraufgezogen. Wie faſt immer, überſetzt Genzmer genauer (Edda II, 88):

„Wie heißt das Roß,
das den Katern die Nacht
aufzieht von Oſten her?"

Von der Sonne wird auch Gylf. 11 und ſonſt nirgends berichtet, daß ſie von Oſten komme. Das würde für den hohen Norden auch wenig zutreffen, denn im Oſtpunkt ſteht die Sonne dort nur die kürzeſte Zeit; für die isländiſche Breite beträgt der Sehwinkel der beiden Sonnwendpunkte ſchon nahezu 180°, d. h. die Sonne geht mittſommers im Nordpunkt, mittwinters im Südpunkt auf. Während des Halbjahres verteilen ſich in den Gebieten des Polarkreiſes die Sonnaufgänge über den ganzen Himmelsrand vom Nordpunkt im Sommer bis zum Südpunkt im Winter, aber der Art, daß ſie ſich am engſten an den beiden Wendepunkten im Norden oder im Süden drängen, am lockerſten dagegen in der Mitte zwiſchen den beiden Wendepunkten, gegen den Oſtpunkt, ſtehen. Im Oſtpunkt geht die Sonne nur zweimal im Jahre auf, an den Tag- und Nachtgleichen. Auf unſerer Breite beträgt der Sehwinkel zwiſchen den beiden Wendepunkten immer noch über 80°, auf der Breite Roms ſchon nur mehr 65°. Je näher wir uns am Äquator befinden, um ſo mehr drängen ſich die Sonnaufgänge um den wahren Oſtpunkt zuſammen. Man ſieht daraus, wie aus rein geometriſchen Gründen die Lehre vom Oſten als dem Bringer des Lichtes ihre Entſtehung in ſüdlichen Breiten genommen haben muß, während ſie in nördlichen Breiten immer mehr und ſchließlich völlig ihre Naturgrundlage und damit ihren Sinn verliert. Für die Edda gilt dieſe Lehre gewiß nicht und es iſt dies nicht verwunderlich, weil ja der Oſtrichtung im heidniſchen Norden die Heiligung durch die Sonnaufgänge fehlte. Wenn

die Kirche also die babylonisch-römische Ostrichtung beim Gebete einführte, so setzte sie sich nicht nur mit den Gewohnheiten des germanischen nordwärts betenden Heidentums, sondern auch mit den Gewohnheiten der Natur in Widerspruch.

Wenn die Edda nun aber weitergeht und nicht nur nicht das Licht, sondern sogar die Nacht im Osten aufsteigen läßt, so muß nunmehr auch dieser Ausdruck (über den die sprachliche und vergleichende Methode bisher stillschweigend hinweggegangen sind, obgleich sein Dunkel eine Deutung geradezu fordert) in einer himmelskundlichen Tatsache seine Erklärung finden. Denn diese Lehre scheint sich nicht aus südlichen Quellen herzuleiten, da sie in vollem Widerspruch zu den gewohnten Anschauungen des Südens steht. Die Wölbung der Erdkugel zeitigt eben im Norden ganz andere Erscheinungen als wie sie von der Antike gesehen und unter ihrer Herrschaft auch von uns angenommen zu werden pflegen. Während auf unseren Breiten im Sommer die Dämmerung den Tag bis gegen 10 Uhr abends hinauszieht, überfällt schon etwa auf Capri die schwarze Nacht den Nordländer mit aufregender Schnelligkeit am frühen Abend. Die flachere Lage der Sonnenbahn im Norden ist es also auch, welche dort den Erdschatten am Osthimmel sichtbar werden läßt, der nach Sonnenuntergang am entgegengesetzten Himmelsrande sich erhebt. In der Tat erhebt sich am Osthimmel nach Sonnenuntergang ein breiter dunkler Bogen. Vom Ostrande also scheint wirklich die Nacht heraufzusteigen, denn dieser Erdschatten steigt nun immer höher, je tiefer die Sonne hinter uns versinkt, bis er das Weltall zu füllen scheint, bis wir völlig in ihm selber, in der Nacht stehen.

In der Lehre vom Ostaufgange der Nacht prägt sich also die Naturbeobachtung der Nordländer aus. Noch im Jahre 1689 erzählte ein „grauhaariger Bonde" auf dem Disting bei Upsala die Art, wie die schwedischen Bauern damals die Zeit der Neumonde bestimmen. Es ist ihnen dabei wichtig, ob der Mond mitten im „Nachtringe" zu sehen ist oder außerhalb. „Nachtring nennen sie einen goldrotgelben Ring am Himmel, der den stets nach Sonnenuntergang größer und größer werdenden dunkelblauen Teil am Himmel vom lichtblauen Teile trennt; derselbe Ring trennt wiederum am Morgen das Morgenrot von dem dunkelblauen Teil und da wird er ganz klein und kleiner": eller om de see månan stå mitt uti natringen, när Solen up eller nedergår, så är det rätt i fylle. Natringen kalla de en Gullrödbleek ring på himmelen, som skillier den mörcka blå delen på Himmelen, som alltijd bliffwer effter Solens nedergång större och större, och skillier Himmelen från den liusa blå delen, hwilcken åter om Morgon skillier Morgonrödnan från den mörckblå delen, och då blifwer allt mindre och mindre. O. Rudbeck, Atlantica II, 633; Erik Brate, Nordens äldre tidräkning, Stockholm 1908, S. 15f.; Ginzel, Handb. d. math. u. techn. Chron. 3, 74; Wilh. Schmidt, Astr. Erdk., Leipzig 1903, S. 84.

Dieselbe Beobachtung der im Osten aufsteigenden Nacht, des dunklen Bogens, der sichtbar höher und höher steigt, liegt noch im „Rabensange Odins", Str. 13 vor:

„Zugleich kommt von Osten aus den Elivagar
Der Dorn mit Macht des Thursen des reifkalten:
Mit welchem schlägt die Völker Dainn alle,
Über Mitgard hin, den herrlichen, zu jeder Nacht."

Unter dem Thursen ist Nörvi, der Vater der Nacht zu verstehen, unter Dainn (der „Tote?") der Nacht- oder Todeselbe; vgl. Die Sprüche Hars 142

und Grimn. 33 bei Gering, Edda, S. 106, 76. Vielleicht gehört hierher auch der Schlafdorn, mit dem Odin die ungehorsame Walküre sticht; Sigrdr. 4f.; Gering, a. a. O., S. 212. Näher noch Wafthr. 31.

Man sieht auch aus diesen Beispielen, wie wichtig es für die Erklärung der nordischen Mythen ist, sich durch astronomische Überlegungen von den mitgebrachten klassischen Vorstellungen befreien zu lassen, die nur in ihren südlicheren Entstehungsbreiten ihren Sinn haben und behalten können. Zugleich aber bietet die Himmelskunde einen Weg, die nördliche Herkunft dieser uns anfänglich so dunkel erscheinenden Rätsel zu klären.

Unter dem Himmelspol liegt in der irdischen Tiefe der kalte Norden der Reifriesen. Der „Helweg geht nieder und nordwärts", Gylf. 49. Der Stabreim nidr oc nordr scheint das Alter des Ausdrucks und der Vorstellung zu bezeugen. Es ist wohl derselbe Weg, den Loki und die Leute der hel, Vol. 36, „von Norden" zum Endkampf gegen die Götter fahren. Im Norden steht der Riesensaal auf Finsterfelden, Vol. 37; im Norden haust der leichenverschlingende Nar, Gylf. 18, der mit dem Bewegen seiner Schwingen den Sturm in der Welt erregt. Es handelt sich in diesen Vorstellungen um die unterirdischen Wohnungen der Reifriesen, wie richtig noch im Rabensange Odins, Str. 25, 26 bezeugt wird: „Zum Nordrande des Weltgrunds unter die äußerste Wurzel des Edelbaums gingen zur Lagerstatt die Riesen". Der Sitz der Reifriesen „in den Tiefen der Totenwelt unter des Baumes Wurzeln" auch Skirn. 6. Vgl. R. d. E. 2, 68.

Je weiter man nach Süden geht, um so tiefer senkt sich der Himmelspol nordwärts; er steigt um so höher, je weiter man nach Norden gelangt. Auf ihren frühgeschichtlichen Südwanderungen schon (und in ihrem Gefolge auch die heimkehrenden und die Berichterstatter) müssen die Germanen die Beobachtung der Polverschiebung gemacht haben, welche außerordentlich auffällig ist, um so mehr, wenn man dem „Leitstern" Aufmerksamkeit zu schenken gewohnt ist. Für die südwärts wandernden Stämme mußte, wenn der Leitstern tiefer zum Horizont sank, der Eindruck entstehen, daß sie aufwärts wanderten; für die nordwärts ziehenden Stämme dagegen, für die der Pol immer höher emporzusteigen schien, mußte das Gefühl entstehen, als ob sie nordwärts zugleich auch immer tiefer, „nieder- und nordwärts" zögen. Diese Vorstellung von der Nordtiefe kann aber noch viel älter sein. Sie ist, wie der nächtliche Osten, auf Naturgrundlage, nicht aus Entlehnung zu erklären. Mit den Kimmeriern Homers haben diese soviel größeren und urwüchsigeren Vorstellungen nichts zu tun, es sei denn, daß diese aus dem Norden stammten.

Je höher im Norden der Pol stand, um so mehr schien er die „Mitte der Welt", des Mondsaals. Schon auf unseren Breiten scheint er, trotz unserer nur 52 Grade „uns zu Häupten" zu stehn, wenn er auch „nordwärts geneigt" ist. Auf 65—66° isländischer Breite scheint er aber schon so senkrecht aufzuragen, daß er als „Leitstern" für die Schiffahrer nur schwer noch in Betracht kommen konnte; man richtete sich wahrscheinlich mehr nach dem ihn umkreisenden „Wagen". Auf Island trug der Leitstern auch den Namen „Knarrstern", wohl weil die Achsendrehung des Weltalls nicht gut ohne Knarren vor sich gehen konnte; vgl. das Achzen der Himmelsmühle, R. d. E. 2, 57.

Wie sehr noch um 1500, also doch schon geraume Zeit nach der Bekehrung von den nordischen Bauern der Himmelspol beobachtet wurde, berichtet Olaus Magnus, hist. de gentium septentr. var. cond., Rom 1555, lib. 1, c. 33, Baseler Ausg. S. 44: „Die nördliche Weltachse beobachten sie erstaunlich als Säule des ganzen himmlischen Stundenzeigers. Ebenso

die Wagen oder Bären, den Spindelrocken und dazu die Spindel der Frigga, gleichsam vertraute Kennzeichen der alten Gottheit." Aus diesen Beobachtungen schließen sie auf künftige Ereignisse. Praeterea polum Arcticum mire observant uti gnomonem totius caelestis horologii. Item plaustra seu ursas, colum ac fusum Veneris, tanquam familiaria antiqui numinis signa: quorum natura inspecta, mire provident casibus eventuris satis provide considerantes, quod natura neminem vult esse otiosum, sed aliquid addiscere vel invenire et inventis superaddere robur.

Zum Verständnis der durchaus glaubwürdigen und wichtigen Stelle ist zu beachten, daß der Gnomon, die Schattensäule der antiken Stundenzeiger, senkrecht auf der Erde aufstand. Der Anblick des Himmelspols gleicht hiernach ebenfalls einer senkrechten Säule. Unter Polus arcticus ist nicht etwa der Nordstern, sondern der Pol selbst, dessen Stelle sternlos ist und war, zu verstehen. Polus bedeutet dem gelehrten Erzbischof von Upsala „Umschwung" und „Weltachse". Über Polus und Gnomon vgl. Ginzel, Handb. d. math. u. techn. Chronologie 2, 306; 1, 14.

Zur Literatur noch: H. Winckler, Bab. Geistesk., 1907, S. 105ff. und v. Meyer, Über den Ursprung von Rechts und Links, in Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte 1873, S. (25f.) und S. B. Jevons, Indoeuropean modes of orientation. The Classical Review X, 22. Edw. B. Tylor, Anf. d. Kultur, 1873, II, 423ff.

Wenn dem allem so ist, wenn Himmelspol und Gebetsrichtung übereinstimmen, so kann eine himmelskundliche Einstellung, eine Verbindung zwischen Himmelsansicht und Glaubenswelt unserer fernen Vorfahren nicht wohl von der Hand gewiesen werden.

III.

Ich kann deshalb dazu übergehen, an einigen Beispielen aus der altnordischen Überlieferung die Wirksamkeit einer so begründeten astronomischen Methode zu zeigen.

Ich beginne mit einer dunklen Strophe aus der Voluspa, die seit langem den Sprachforschern ein großes Rätsel aufgegeben hat. Im Zusammenhange der vorhergehenden und der nachfolgenden Strophe heißt es da (Gering, S. 3):

3. „Im Weltalter war's, als Ymir lebte,
da war nicht Kies noch Meer noch kalte Woge;
nicht Erde gab es, noch Oberhimmel,
nur gähnende Kluft, doch Gras nirgends.

5. Die Sonne von Süden, gesellt dem Monde,
rührte mit der Rechten den Rand des Himmels;
nicht wußte die Sonne, wo sie Säle hatte,
der Mond wußte nicht, welche Macht er hatte,
die Sterne wußten nicht, welche Stätte sie hatten.

4. Da lüpften Burs Söhne die Lande empor
und erschufen den schönen Midgard,
von Süden beschien die Sonne den Boden,
da wuchs aus dem Grunde grünendes Kraut.

Die anscheinend in diesen Strophen herrschende Verwirrung hat früher schon Müllenhoff ergötzlich geschildert (DA. 5, 91): „In der einen visa

wirkt die Sonne ganz normal von Süden und läßt Kräuter aus dem Erdboden sprießen. In der folgenden [die ich hier freilich vorangesetzt habe], irrt sie noch planlos einher und was die ersten beiden Zeilen eigentlich besagen, hat noch kein Sterblicher herausgebracht. Zuerst meinte man wohl, sie fuhr oder tastete von Süden her mit der rechten Hand herum...der rechten, etwa, weil sie die Zügel des Gespannes hält. Sie tastete nach der Himmelsroßtür, so daß sie sich im Dunkeln befunden zu haben scheint oder blind war. Dann hieß es, sie schlang die Rechte um die Himmelsroßtiere, entweder aus purer zweckloser Zärtlichkeit oder aus einem anderen unbekannten Grunde. Oder auch, sie suchte die Rosse mit der ausgestreckten Hand, um sie einzufangen usw. Neuerdings hat man nun herausgefunden, daß die Sonne mit der rechten Hand am Rande, an der Umzäunung des Himmels umherlangte, aber der Grund für diese ihre Tätigkeit ist unbekannt geblieben. Wenn irgendwo, sagt Müllenhoff, kommt hier eine der von Herrn Bugge treffend so benannten Dummheiten eines Interpolators, der nicht zu sagen wußte, was er wollte und sollte, an den Tag, und zwar erst recht durch die vielseitigen Bemühungen der Herren Ausleger, einen Sinn in seinen Worten zu finden".

Die sprachliche Erklärung der Worte: Sol varp sunnan hendi inni hoegri um himinjoður bleibt bei dem Wortlaute stehen: Die Sonne umschlingt von Süden mit der geschickteren Hand den Himmelsrand.

Auch die Mittel der vergleichenden Mythologie reichen nicht aus, um Sinn in die dunklen Worte zu bringen. Man hat deshalb das Heil in einer romantischen Deutung gefunden, und zwar soll hiernach die Strophe die Schilderung des Sonnenlaufes in der nordischen Sommernacht darstellen, in welcher die Sonne von Nordosten über Süden nach Nordwesten den langen täglichen Weg dicht über dem Himmelsrande ringsum vollführt. Der Ausdruck „von Süden" bleibt dabei ohne Sinn. Eine derartige Schilderung ist hier jedoch, wo es sich um die Zeit handelt, als es den geregelten Sonnenlauf noch gar nicht gab, nicht am Platze. Die Sonne wußte nicht, wo sie Säle hatte, das kann gewiß nur bedeuten, daß sie weder ihre Aufgangs- noch Untergangsstellen kannte, ebensowenig wie ihr Gefährte der Mond und die Sterne. Sie konnte also gerade am allerwenigsten den Mittsommerlauf vollführen, ihren höchsten Bogen rings um den Himmelsrand herum.

Abgesehen von dem Widerspruch, dem eine derartige romantische Auffassung der Strophe sich im Verlaufe des Textes selbst aussetzt, verlangt auch der Stil der Dichtung, daß der Verfasser sich nicht mit romantischen, und zwar völlig modernen Gefühlsschwärmereien aufhält, die den Gang der mythologischen Handlung willkürlich und sinnlos unterbrechen. Aber dem Vorgange J. Hofforys, Eddastudien, Berlin 1889, S. 73ff., sind Gering, Heusler, mit besonderem Nachdruck Paul Herrmann in seiner weitverbreiteten Mythologie u. a. gefolgt. Und doch: Der Standpunkt der Seherin ist weit erhaben über die gegenwärtige Erde, sie spricht und kündet Weltallsgeschicke vor Göttern und Menschen. Nicht die Schönheit der Sommernächte des Nordens zu schildern, ist ihre Aufgabe, vielmehr den Fortgang der Schöpfungsgeschichte zu erzählen; ihre Aufgabe ist seherischer und mythologischer Art.

Man pflegt anzunehmen, daß die genannte Strophe aus einem anderen Schöpfungsliede stamme und fälschlich in die Voluspa geraten sei. Das wird richtig sein. Daß sie aber vielleicht mangels einer verlorenen echten Strophe berechtigt war, will ich zu beweisen versuchen, und zwar mit Hilfe einer astronomischen Durchleuchtung des Wortlauts.

Ich habe vorhin die schwierige fünfte Strophe zwischen die dritte und

vierte gesetzt. Dann ergibt sich zunächst als Sinn der Erzählung: Solange Ymir lebte, gab es nur die Urkluft Ginnungagap, das Weltall ohne Erde und Himmel, die Urhöhle, den Weltraum. „Mitten im gähnenden Himmel", sagt Snorri Gylf. 8. Von Süden kommen die Funken aus Muspellsheim, um von den Göttern als Sterne an den Himmel gesetzt zu werden, einige fest, andere lose, die unter dem Himmel herfahren, die Wandelsterne. So kommt auch die Sonne von Süden. Da sie aber ihre Säle noch nicht hat, die Stätten der Auf- und Untergänge, schlingt sie die geschicktere, d. i. die rechte Hand um den Himmelsrand. Da nun ausdrücklich gesagt wird, daß sie von Süden kommt, so ist der Himmelsrand, an dem sie sich mit der rechten Hand hält, der östliche. Sie blickt nach Norden. Sie klammert sich an den östlichen Himmelsrand, solange die Götter ihr die festen geregelten Bahnen noch nicht gesetzt haben. Der Sinn ist also der: Die Sonne klammert sich im Südpunkt stehend mit der rechten Hand dort fest, wo sie später aufgehen soll. Sie ging also noch nicht auf, nicht unter. Das aber bedeutet, daß es in der Urkluft finster war. Die Himmelslichter, Sonne, Mond und Sterne, schienen noch nicht, bis die Söhne Burs, die Götter, den schönen Mittgart und den Himmel darüber aus dem getöteten Ymir schufen. Da beschien dann die Sonne auf ihrem Tagesbogen von Südosten über Süden nach Südwesten, immer höher im Süden steigend, immer weiter nordwärts ihre täglichen Bahnen zum Sommer breitend, den Boden und es wuchs grünendes Kraut auf der Erde.

Der Ausdruck „die Sonne von Süden umfaßte mit der Rechten den Rand des Himmels" setzt also eine Erdbreite voraus, auf welcher die Sonne zuerst im Süden aufgeht. Das ist auf dem Polarkreise, und zwar genau in der Wintersonnenwende der Fall. Auch für die Breiten nordwärts des Polarkreises trifft dies zu wie für die dicht südlicher liegenden, nicht aber für unsere Erdbreite. Denn südlicher weicht der Sonnenaufgang alsbald nach Ost aus. Das Lied, dem diese dunkle, in die Voluspa später eingesetzte Strophe entstammte, muß also auf Polarkreisbreite oder nördlicher entstanden sein, oder wenn man zeitlich zurückgehen zu dürfen meint, in eine Zeit, in der der Polarkreis Islands Norden noch streifte, etwa um Christi Geburt auf Island. Aber damals wohnten auf der Insel unseres Wissens keine Germanen, die Entstehung des Liedes ist also nach Norwegen zu verlegen. Es sei denn, daß man den Ausdruck sunnan = von Süden nicht so wörtlich nehmen will. Aber schon Pytheas berichtete im 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wie genau die Nordleute auf Thule den Sonnenlauf verfolgten, wie eifrig ihm diese Norweger, denn ein anderes Land wird kaum gemeint sein, den Ruheplatz der Sonne in der Mittsommernacht zeigten. Diese Leute haben dann gewiß auch den entgegengesetzten Punkt, den Südpunkt in der Wintersonnenwende gekannt. Der Ausdruck „von Süden" ist also, wenn er überhaupt Sinn haben soll, wörtlich zu nehmen.

Die ganze Darstellung der Schöpfungssage erfordert aber eine Angabe, daß es vor der Einrichtung des Laufes der Himmelslichter finster war, und das wird in dieser uralte Sprache atmenden Strophe dadurch ausgedrückt, daß die Sonne sich noch an dem Himmelsrande festhielt, an welchem sie später nach Festsetzung ihres Laufes und ihrer Untergangssäle täglich aufgehen sollte, nämlich am östlichen. Dieselbe Absicht birgt der Ausdruck: der Mond kannte seine Macht noch nicht, die Sterne noch nicht ihre Stätten. Ohne den geregelten Gang von Sonne, Mond und Sternen herrschte zeitlose Finsternis.

Mit der so gewonnenen Klarheit läßt sich nun auch eine Stelle aus dem Plutarch heranziehen, die Schilderung des Chaos, die er einer alten orphischen

Dichtung entnimmt: „Noch hatte die Sonne nicht ihren bestimmten Ort und ihren festen unveränderlichen Lauf, noch nicht schied sie den Abend vom Morgen und führte die Zeiten des Jahres wechselnd herauf in dem Kranze von Ähren." Auch in diesem alten orphischen Bruchstück bedeutet derselbe Ausdruck die Finsternis der Welt, den Mangel an Wärme und an den Gaben der Jahreszeiten (R. d. E. 1², 148. 2, 150).

Dem Weltalter Ymirs aber geziemte gerade diese zeitlose Finsternis. Erst als die Götter ihn getötet hatten, erschien die göttliche Macht in der Festsetzung der himmlischen Lichtordnung. In der Wintersonnenwende jener nördlichen Breiten zeigt sich die Sonne genau im Süden. Dort ist ihr Jahresaufgangspunkt und mit diesem Punkte beginnt also die Zeit. Nun kann, da aus Ymir Erde und Himmel geschaffen sind, die Sonne den von ihrem uranfänglichen Südpunkte aus mit der Rechten ergriffenen östlichen Himmelsrand loslassen, sie vermag aufzugehen und vom mittäglichen Süden, d. h. dem täglichen Südhöchstpunkte am Mittage den Boden zu bescheinen, auf dem alsdann grünendes Kraut emporsprießt.

Die Schöpfungsstunde dieser göttlichen Lichtordnung des Weltalls ist also nach unserem alten Liede, das inhaltlich weit vor die Voluspa gesetzt werden muß, die Stunde, in welcher die Sonne für die nördlichen Breiten Norwegens im Südpunkte aufgeht, die Wintersonnenwende. Sie ähnelt dem Zeitpunkt, an dem die Norweger Prokops ihr heiligstes Fest feiern, das Fest der Wiederkehr der Sonne aus der vierzigtägigen Nacht. Die astronomische Methode erlaubt uns also ein volleres Verständnis als die nur sprachliche oder vergleichende. Der Wortlaut birgt ein aus dem einfachen Himmelsanblick, aus der Beobachtung des Sonnenganges entnommenes Sinnbild: Wie das heiligste Fest bei der Wiederkehr der Sonne aus der langen Nacht gefeiert wird, so ist hier die Wintersonnenwende Beginn der Zeit überhaupt, Beginn der diesseitigen Götterschöpfung, der Lichtordnung der Welt.

IV.

In dem sehr viel jüngeren „Sonnenliede" ist die schöne, sicher auf alte Vorstellungen zurückgehende Strophe enthalten:

„Den Sonnenhirsch sah ich von Süden kommen,
von zweien am Zaume geleitet:
Auf dem Felde standen seine Füße,
die Hörner hob er gen Himmel."

Die himmelskundliche Deutung gründet sich darauf, daß die Sonne den Weg von Süden nach Norden schreitet. Dies ist die alljährliche Hebung des Höchststandes der Sonnenbahn vom Winter- zum Sonnenstande. Der Tagbogen der Sonne schreitet nach Norden, d. h. es wird Sommer. Das Bild „von zweien geleitet" ist dann ohne weiteres klar: denn die Auf- und Untergangspunkte der Tagbogen schreiten mit diesem gleichzeitig nach Norden voran, die Aufgangspunkte von Südost über Ost nach Nordost, die Untergangspunkte von Südwest über West nach Nordwest. Dieser Weg ist kein anderer als der vorhin erwähnte Brahmanweg Indiens: „Wo die Sonne nordwärts geht, dieser Weg heißt der Götterpfad." Denn Brahmas Haupt ist nördlich, seine Füße südlich. Und die Götter sitzen um den Nordpol des Himmels. Der Sonnenhirsch schreitet den Weg vom Sonnentiefststande im Winter zum Höchststande im Sommer, von Süden nach Norden, zum Götterstitze am Himmelspol, zur Weltesche, der am Nordstern gipfelnden Weltachse:

Der Sinn der Strophe also ist: es wird Sommer. „Auf dem Felde standen seine Füße": Auf jener Breite, wo der Wendekreis des Krebses im Nordpunkt fast den Horizont berührt, im nördlichen Island, ist der Steinbockkreis im Südpunkt in Berührung mit dem Horizont. Der winterliche Tiefstpunkt der Sonne sieht sie also wirklich auf dem Felde, dem südlichen Himmelsrande stehen und die Hörner leuchten ihm gen Himmel, gen Norden (R. d. E. 2, 117f.).

Auch zur Erklärung dieser dunklen Strophe genügte also nicht das sprachliche Verständnis. Wir sehen auch hier, daß der Dichter keine romantische Schilderung der Sonne im dichterischen Bilde eines Hirsches geben will. Die vergleichende Sagenforschung weiß viel von Sonnenhirschen in deutscher und indischer Sage, sie weiß von den Hirschen der Artemis und ich selbst habe auf die Hirschbilder auf den bohuslänschen Felsbildern hingewiesen, die in Verbindung mit Sonne und Mond gesetzt scheinen. Aber auch die vergleichende Methode bringt uns nicht weiter. Erst das genaue Verständnis der Himmelserscheinungen auf den für die Erklärung zur Verfügung stehenden Erdbreiten erlaubt uns, den inneren Sinn der Strophe zu verstehen, an dem die anderen Methoden verständnislos vorübergingen.

V.

Wir kommen jetzt zu dem Glanz- und Prachtstück der Verschwisterung von Mythologie und Astronomie. Die Strophen des Grimnirliedes enthalten eine kurze und wirkungsvolle Handlung, in welcher sich der Götterkönig in seiner ganzen Himmelsgröße offenbaren will. Diese Gelegenheit haben einige Spätdichter benutzt, um die Fülle ihres mythologischen Wissens in die bequeme Schale hineinzuschütten. In dem Augenblicke, in dem Odin anhebt, die Herrlichkeit seiner Walhall zu preisen, erhebt sich auch der Interpolator und erklärt, daß es für jeden der Götter eine Wohnung gebe und er zählt sie, ehe Odin dazu kommt, ihn daran zu hindern, der Reihe nach auf. Es sind 13 Götterwohnungen: Thrudheim, Ydalir, Alfheim, Walaskjalf, Sökkwabek, Gladsheim, Thrymheim, Breidablick, Himinbjorg, Folkwang, Glitnir, Noatun, Widi. Vgl. Gust. Neckel, Walhall, Studien über germ. Jenseitsglauben, Dortmund 1913, S. 61f. An der Zahl 13 ist nicht zu rütteln, sie mag noch so unbequem erscheinen, man muß sie als solche gelten lassen. Seit Finn Magnusen bis auf den heutigen Tag hat man sich nun abgemüht, diese Götterhäuser mit den zwölf Tierkreiszeichen des Altertums in Verbindung zu bringen. Aber dazu braucht man zwölf Götterhäuser und eines ist hier überzählig. Man erklärt, daß die Zählung nicht in Ordnung sei und das darf wohl angenommen werden, aber es bleiben trotzdem 13. Noch jüngst hat Franz Rolf Schröder das Übel dadurch zu beseitigen gesucht, daß er Ull und Freyr für Wechselgötter erklärt, wodurch dann ein Haus in Wegfall käme. Auch nach Rich. M. Meyer bildet die Zwölfzahl der Asen den „Gipfel der theologischen Zählung". Es wird darauf hingewiesen, daß auch sonst die Zwölfgötterzahl bezeugt sei. Allerdings sagt Snorri, Gylf. 20, daß der Asen zwölf seien, aber, fährt er fort, die Asinnen sind nicht minder heilig. Und doch zählt das Grimnirlied die Göttinnen mit auf. An einer anderen Stelle sagt derselbe Snorri auch, daß es 12 und 1 = 13 Asensitze gebe. Und folgen wir Snorri in seiner Darstellung der Asen, so zählen wir wieder 13, nämlich Odin, Thor, Baldr, Njord, Freyr, Tyr, Bragi, Heimdall, Hod, Widar, Wali, Ull und Forseti, und an Asinnen zählt er gar 23 auf. Wenn es im Hyndlaliede heißt, daß noch elf vom Asenstamme lebten, als Baldr auf den Holzstoß sank, so ist auch

dadurch die vermeintliche Zwölfzahl nicht gesichert. Gylf. 15 zählt elf Asenhengste; Baldrs Hengst sei mit ihm verbrannt, Thor gehe zu Fuß. Vgl. Grimn. 30, wo dieselben 10 Hengste ohne Sleipnir genannt werden. Das setzt wiederum 13 Asen voraus. Zutreffend sagt daher auch Gering gegenüber den Verfechtern der Zwölfzahl (Edda, S. 123): „Von der Zwölfzahl der Asen ist öfter die Rede, doch werden die zwölf nirgends aufgezählt, und wenn man alle Götter, denen der Asenname beigelegt wird, zusammenzählt, so kommt eine größere Zahl heraus. Durch Fortlassung des einen oder anderen die Zwölfzahl zustande zu bringen, ist eine Willkürlichkeit."

Demgegenüber möchte ich mir erlauben, auf die Aufzählung der Asen in den Skáldskaparmál hinzuweisen. Wie diese neun Himmel aufzählen, neun Mädchen Odins, neun Töchter der Ran, so ist anzunehmen, daß, wenn nun auch die Götter genannt werden, sie auch in der beabsichtigten Zahl auftreten werden. Anscheinend ist noch nirgends bemerkt worden, daß hier der Götter ebenso **13** genannt werden, wie die Grimnismál 13 Götterwohnungen aufzählen, wenn auch die Namen der Götter selbst nicht übereinstimmen. Genannt werden in den Skáldsk. 75: Yggr, Thor, Yngvifreyr, Vidar, Baldr, Vali, Heimdall, Tyr, Njord, Bragi, Hod, Forseti und Loki.

Auch die Asinnen finden hier ihre Aufzählung, statt der oben von Snorri geschilderten 23 sind es hier **27** und welche Bedeutung die 27 im kalendarisch-mythologischen Zusammenhange der weiblichen Gottheit hat, ist völlig bekannt. In beiden Zählungen kann nicht der Zufall zu diesen kalendarisch gleich wichtigen Zahlen geführt haben. Und jedenfalls haben wir mit der genauen und von uns nicht willkürlich veränderten Zählung sicheren Boden unter den Füßen im Gegensatz zu allen denen, die mit der Zwölfzahl der Asen den Nachweis klassischer und babylonischer Einwirkung zu erbringen versuchen.

„Das klassische Muster steht hier fest", sagt R. M. Meyer in seiner Altgermanischen Religionsgeschichte, 1910, S. 531. Man vergleiche dagegen G. Wilke, Die Zahl dreizehn im Glauben der Indogermanen, Mannus X, 121—152 (Kossinna-Festschrift 1918).

Es ist klar, daß zwölf Götterhäuser den zwölf Monaten des Sonnenjahres entsprechen würden. Man denkt eben durchaus nicht daran, daß die Zahl von 13 Monaten einem anderen Kalendersystem eignen könnte, von dem gerade in unserem alten Norden genügend Spuren vorhanden sind. Merkwürdigerweise werden in demselben Grimnirliede auch die Walküren mit derselben Zahl 13 aufgezählt, wozu man aus einem Helgiliede die 3 mal 9 = 27 Mädchen der einen Walküre Sigrun ergänzen könnte. Volkstümliche Nachricht bietet noch ein altdänisches Rätsel in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. 3, 129: „Ich weiß einen Baum zuhöchst auf dem Berge, mit 13 Ästen, vier Zweigen auf jedem Ast, sechs Vögeln auf jedem Zweig, der siebte trägt eine goldene Feder". Das ist das Jahr von 13 Monaten zu je vier Wochen von je sieben = 364 Tagen. Die Lösung kann nicht etwa das Schaltjahr sein, da die Gesamtzahl der 364 Tage das gewöhnliche Jahr verbürgt. Es liegt der altnordische Kalender von 52 Wochen zugrunde, der 13 Monate zählte von je 28 Tagen, also 13 siderische Monate. Der Mond macht eben im Jahre auf dem Tierkreis 13 Umläufe und nicht zwölf. Die Zwölfteilung rührt von dem 29,5 tägigen Monat nach den Lichtgestalten her, der nicht gemeint sein kann, wenn man Monate von 27 oder von 28 Nächten hat. Ich füge hier schon hinzu, daß 30 tägige Monate einer Zwölfteilung des 360-tägigen Rundjahres entspringen und daß sie mit dem Monde nur den Namen

gemein haben, es sei denn, daß sie zum Ausgleich je mit einem 29tägigen gepaart auftreten.

Ich schiebe hier eine Stelle aus des Macrobius Kommentarien zum Traume des Scipio ein, um zu zeigen, wie genau man im Altertum über den Unterschied zwischen dem Mondumlauf zwischen den Sternen und dem Umlauf der Mondgestalten zu unterscheiden wußte. Der genaue Betrag des Umlaufes des Mondes von Stern zum selben Stern zurück war in Babylon schon seit Jahrtausenden bekannt, auf Bruchteile von Sekunden. Im Runden zählte man ihn zu 27 Nächten und acht Stunden. Der Betrag lag also zwischen 27 und 28 ziemlich in der Mitte, die Abrundung konnte auf 27 oder auf 28 Nächte erfolgen, aus deren Teilung sich dann eine neun- oder eine siebennächtige Woche ergab. Macrobius schreibt, wohl nach älteren Schriftstellern: „Der Mond umläuft, sagt Macrobius, in nahezu 28 Tagen den Tierkreis. Denn wenn er auch [erst] in 30 Tagen zur Sonne, von welcher er aufgebrochen ist, zurückkehrt, so verbringt er dennoch [nur] 28 Tage im Umlauf des Tierkreises, in den übrigen [zwei Tagen] erreicht er [erst wieder] die Sonne, die von dem Orte, an welchem er sie verlassen hatte, [inzwischen] selbst weitergegangen war. Die Sonne nämlich durchmißt in jedem vollen [30tägigen] Monat eines von den zwölf Zeichen. Angenommen, die Sonne stehe fest im Anfange des Widders und der Mond sei aus ihrem Kreise sozusagen aufgetaucht, weil wir ja auch vom Geborenwerden des Mondes reden: dann kehrt er nach 27 Tagen und acht Stunden zum Anfang des Widders zurück, findet dort aber die Sonne nicht. Denn inzwischen ist auch diese selbst nach ihrem eigenen Bewegungsgesetze weiter [auf dem Tierkreis] weggewandert; und so glaubt man [irrtümlich], daß der Mond noch nicht an seinen Ausgangsort zurückgekehrt sei, weil unsere Augen damals den Ausgang von der Sonne, nicht von dem Anfange des Widderzeichens rechneten."

Auch Varro bei Gellius 3, 10, 6 erläutert den siderischen Monat: der Umlauf des Mondes vollende sich in vier mal sieben Tagen, denn am 28. Tage kehre er in das Zeichen zurück, aus dem er aufgebrochen sei: Urheber dieser Ansicht sei Aristarch von Samos. Auch Hipparch erläutert den den Babyloniern seit langem genau bekannten Sternmonat. Ähnlich sind die Belege, die Roscher für den von ihm sogenannten „Lichtmonat" bringt, fast durchweg siderisch zu deuten. Sie betonen, daß der Mond in 27 oder in 28 Tagen seinen Umlauf auf dem Tierkreise vollende, sie haben also nichts mit einem Monat von 30 Tagen zu tun und bedürfen im geringsten nicht irgend einer Schaltung von drei Tagen am Ende. Der Sternmonat hat nicht 30, sondern 27 oder 28 Tage. Er rollt mit Neuner- oder mit Siebenerwochen durch das Jahr und einer Schaltung bedarf diese Rechnung nur am Jahresende gegen den Betrag des künstlichen oder des wahren Sonnenjahres. Zählt man den Monat zu 27 Nächten oder Tagen, so hat man ebenso 13 Monate, wie wenn man den Monat zu 28 Nächten zählt.

Das altnordische Jahr, das zu 364 Tagen gerechnet wurde, ist ein Wochenjahr gewesen, die Datierung erfolgte, wie die zahlreichen Belege ausweisen, scheinbar nicht nach den schon benannten Monaten, sondern nach der Zahl der Wochen, die seit Beginn des Sommers oder des Winters verflossen waren. Die Datierung war durchaus bequem. Aber es gibt ein altnordisches Spiel, hnefatafl, dessen eine Partei zwölf, dessen andere Partei dreizehn Steine zählte, und die beiden Gegner sind wohl, wie ich an anderer Stelle ausführe, das zwölf- und das dreizehnmonatige Jahr, d. i. Christentum und Heidentum gewesen. Und wenn die Grimnismál 13 Götterhäuser aufzählen, so gehören

diese dreizehn dem Heidentum, das Odins Herrlichkeit darstellen soll, während die von den bisherigen Erklärern darin vergeblich gesuchte Zahl zwölf in der Tat den klassischen oder auch den babylonischen Ursprung und Einfluß verraten haben würde. Wie denn auch der von Beda überlieferte Kalender der Angelsachsen in der Übernahme des 25. Dezembers, die Richtigkeit der Nachricht Bedas vorausgesetzt, schon den julianischen Einfluß verrät, den die Grimnismál vermeiden.

Wir sehen in der Zahl 13 der Grimnismál eine enge Zusammenarbeit zwischen der Götterlehre und dem auf himmelskundlicher Grundlage fußenden Kalender. Zugleich sehen wir aber, daß die kalendarische Wichtigkeit der Zahl der Monate den Sieg davonträgt. Der Einfluß, der dahin strebte, die Zahl der Götter, entsprechend dem römischen Zwölfgöttersystem, auf zwölf festzusetzen, scheiterte an der nordischen Kalenderübung, die u. a. noch in dem erwähnten volkstümlichen Jahresrätsel ihren Ausdruck findet.

Wir sehen aber auch, daß die sprachliche und geschichtliche Methode, wie ihre Vertreter mit Gerings gewichtiger Ausnahme beweisen, soviel klassisches Rüstzeug mitbringen, daß sie nicht einmal auf den Gedanken kommen, es könne in der Zahl 13 eben ein anderes Kalendersystem hervortreten, als sie allein für berechtigt halten. Auch die vergleichende Methode führt hier irre, denn auch deren Vertreter stimmen in den allgemeinen nach der großen Zwölfzahl rufenden Chor ein, gerade die Vergleichung drängt dazu, die unbequeme 13 aus der Welt zu schaffen.

VI.

Wir kommen nun aber zu der inzwischen schon fast berühmt gewordenen Strophe von den Toren Walhalls und der Zahl der Einheerer (Grimn. 23):

„Fünfhundert Tore und dazu vier Zehner,
so meine ich, daß an Valholl sind;
achthundert Einheerer gehen zugleich aus einem Tor,
wenn sie fahren, wider den Wolf zu kämpfen."

Schon vor mehr als hundert Jahren haben deutsche und nordische Forscher die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt darauf gelenkt, daß die in unserer Zählung sich ergebende Gesamtzahl 432000 der Einheerer den alten indischen Weltalterzahlen entspreche und es sind schon damals Versuche gemacht worden, diesen Zahlen, die in Indien einen astronomischen Untergrund haben, auch im Norden auf himmelskundlichen Wegen nahezukommen. Leider hat selbst Jakob Grimm dieser Sache nirgendwo sein Augenmerk gewidmet und in der nachfolgenden Zeit ist die Sicherheit der sprachlichen Methode so gewachsen, daß man, bevor ich im Jahre 1921 die Aufmerksamkeit aufs neue mit astronomischer Begründung auf diese Zahlenübereinstimmung lenkte, auf seiten der Germanisten von ihr nichts wissen wollte. Es ist ja bekannt, daß im Altnordischen um 1200 die Zahl hundrad fast allgemein einen Zahlenwert von 120 hat. Dementsprechend vermochte die sprachliche Methode in der Zahl der Walhallschilderung auch nicht die Zahl 540, sondern mußte in ihr 640, und nicht 800, sondern 960 lesen. Damit entfiel auch der Vergleich mit den kosmischen Zahlen des alten Indiens. So hat Gustav Neckel in seinem Buche über Walhall die Tore zu 640 gezählt und Eugen Mogk behauptete gar in Pauls Grundriß der german. Phil.: „Unzählig sind die Scharen der Einheerer, die tagtäglich aus den 540 Toren ausziehen" und „durch mehrere hundert Türen gehen die Einheerer aus und ein." In Hoops Reallexikon gibt Mogk noch die Gesamtzahl auf „über 400000" an. Sehr fesselnd

ist auch die Stellungnahme des bekannten Germanisten Rich. M. Meyer (Altgerman. Rel.-Gesch. S. 268): „Weshalb das Heim 540 Tore hat, weiß ich nicht zu erklären. Neun ist Odins Zahl; aber was bedeutet neunmal 60? Zumal 60 keine heilige Zahl ergibt. Ebensowenig ist die Zahl der 800 Einheerer zu erklären oder mit der der Tore in Übereinstimmung zu bringen. Daß Bilskirnir 540 Räume hat, wie Valholl soviel Tore, ist natürlich nur unverständige Nachbildung". Und derselbe S. 531: „540 Tore in Walholl; 800 Einherier..etwas viel Tore für etwas wenig Krieger! Sogar das berühmte ägyptische Theben wird nur 100torig genannt. Vielleicht ist die 40 alt, da vier doch immerhin eine altgermanische Zahl ist; dann würden durch jedes Tor 20 Recken reiten..aber auch 20 ist keine alte Zahl, 500 erst recht nicht."

Es ist fesselnd, sage ich, diese sprachliche Methode an der Arbeit zu beobachten. Wenn bei der in allen Grundzügen nachweisbaren, also wesentlichen Übereinstimmung der indoiranischen Weissagung vom Weltuntergange mit dem nordgermanischen Göttergeschick (Olrik, Ragnarök; R. d. E. I², 139ff.) die Weltalter Indiens und Irans sich in der Zahl 432000 (= 3 × 144000 in der Apokalypse des Joh. 14, 1; 21, 17) vollenden, so sollte man erwarten dürfen, daß sich diese Zahl auch in der nordischen Göttergeschicksage im Augenblicke des Weltunterganges einfinde. In der Tat finden sich dort die Zahlen „5 Hundert Tore und dazu 40, aus denen (zum Endkampf) je 8 Hundert Einheerer" ausziehen, um dem Allwolf zu begegnen. Die beiden Zahlen ergeben die von der vergleichenden Sagenforschung geforderte große Zahl 432000, wenn das genannte „Hundert" = 100 gerechnet wird. Ganz anders aber lauten die Zahlen, wenn das Hundert nicht als 100, sondern vielmehr als Großhundert = 120 zu zählen ist. Hierfür spricht der Umstand, daß ‚hundrad' im Westnordischen gewöhnlich 120 bedeutet, wenn auch die Bedeutung 100, besonders im Ostnordischen, vorkommt. Vgl. A. Noreen, Geschichte d. nord. Sprachen, 3. Aufl., Straßburg 1913, S. 199: „hundrad, on. auch hundrada bezeichnet 120 (so gewöhnlich im Westnordischen) oder 100 (besonders im Ostnordischen)"; vgl. auch A. Noreen, Altisl. und altnord. Grammatik, 2. Aufl., Halle 1892, S. 199f. Die zehntige Zählung der Walhallzahlen (540 × 800 = 432000) setzt aber die Möglichkeit richtigen Verständnisses durch den Hörer oder Leser voraus, ob man ihre Entstehung oder ihre Übernahme in hohes Altertum oder in die Schreibezeit, also nach der Bekehrung setzen will. Dagegen führt die zwölftige Zählung mit 640 Toren und je 960 Einheerern zu einer Gesamtzahl 614400, welche nebst den Faktoren die Strophe selbst völlig sinnlos erscheinen lassen würde. Schon dieser Grund macht die zwölftige Zählung hier unwahrscheinlich.

Die Zehnerrechnung findet sich als indogermanisches Erbgut bei allen Völkern dieses Stammes als das Grundgefüge (vgl. Raph. Meyer bei Hoops, RL. 1, 439). Sie findet sich noch in der altnordischen Gebietsteilung des ‚hundari' und des angelsächsischen ‚hundred', welche beide 10 × 10 gerechnet werden; Grimm, RA. 533 (4. Ausg. 2, 57); Siegfr. Rietschel in Hoops, a. a. O. 2, 571f. In die Landteilung scheint im alten Norden die babylonische Zwölferrechnung nicht eingedrungen zu sein. Ich werde aber nachzuweisen versuchen, daß in den Walhallzahlen eine Raumteilung vorliegt, wenn auch nicht gerade irdischer Art.

In der Zeit aber, in welche man die Einschiebung der Walhallstrophe in das Grimnirlied zu setzen hat, d. h. in den ersten Jahrhunderten nach der Übernahme des Christentums auf Island, scheint die zwölftige Zählung des ‚hundrad', ihre allgemeine Geltung im Sprachgebrauche schon wieder zu

verlieren. Es wird in jener Zeit schon nötig, dem ‚hundrad', eine Kennzeichnung beizufügen, ob man es zehntig, d. h. als 100, oder zwölftig, d. h. als 120 gezählt haben will. Die Saga Olafs kon. h. helga, herausgeg. von R. Keyser und C. R. Unger, Krist. 1849 (2,38) berichtet, daß es ‚200 vetra tolfroed', d. h. 200 Winter zwölftig = 240 Jahre gedauert habe nach der Besiedelung Islands, bis man dort angefangen habe, Sagas zu schreiben. Wenn also spätestens um 1200 der Zusatz tolfraett oder tiraett „der Deutlichkeit halber" (vgl. Fritzner, Ordbog) nötig ist, so muß auch für die Zählung unserer Walhallstrophe, wenn man die Entstehung oder Übernahme der beiden Zahlen in dieselbe Zeit setzt, die Möglichkeit der zehntigen Zählung zugegeben werden.

Für die zehntige Zählung spricht sich Franz Rolf Schröder, Germanentum und Hellenismus, Untersuchungen zur germanischen Religionsgeschichte, 1924, S. 18 aus, indem er annimmt, daß die Zahl, insbesondere die ‚fimm hundrod', von den Goten vermittelt sei, da sich derselbe Zahlenwert in der Bibelübersetzung Wulfilas mehrmals als ‚fimm hunda', genannt finde. Bedenken gegen diese Begründung leite ich aus dem Umstande her, daß die Teiler 540 und 800, wie sich zeigen wird, nicht aus der antiken und babylonischen, insbesondere der hellenistischen Welt nachweisbar sind, daß, wenn auch die Gesamtzahl 432000 in jenen Zeiten übernommen sein könnte, doch jedenfalls nicht die Teiler 540 und 800, deren Charakter in eine ältere Epoche bzw. in eine andere Kultur weist, als die von einer hellenistischen Überlieferung anzunehmenden babylonischen Faktoren 120 und 360 der großen Zahl. Die gotische Vermittelung, wenn sie trotzdem stattgehabt hätte, würde nicht in die hellenistische Welt führen. Will man ihr aber beipflichten, so muß man untersuchen, welchen Ursprungs nicht etwa die Gesamtzahl 432000, sondern ihre Teiler 540 und 800 sind. Mit Recht betont Schröder auch, daß wir ja gar nicht wissen, wie alt die Zählung 120 für hundrad im Norden ist. Für unsere Untersuchungen genügt aber schon die Möglichkeit, neben der üblichen Großhundertzählung die zur Zeit der Einschiebung der Strophe gebrauchsbereite zehntige Zählung des ‚hundrad' in den Walhallzahlen des Grimnirliedes zu finden. Daß der Interpolator den Zahlen seine Zählart nicht mit tiraett oder tolfraett hinzugefügt hat, kann ihm nicht verübelt werden: In ein Gedicht paßt dergleichen nicht hinein. Er mußte von den Hörern und von den Lesern annehmen, daß sie die Zahlen kannten, was allerdings für ihr Altertum spricht.

Die indische, iranische und sogar die apokalyptische Parallele fordern nun aber für das Weltende bzw. die Götterburg die Vollendungszahl 432000. Wenn also auch die rein sprachliche Methode bei einem non liquet stehen bleiben könnte, so wird sie doch durch die vergleichende Mythenforschung, d. h. durch das Schwergewicht der indoiranischen Parallelen, welche die Zahl 432000 fordern, zur Anerkennung der zehntigen Zählung des ‚hundrad' in der Walhallstrophe 23 des Grimnirliedes gezwungen.

Das babylonische Sexagesimalsystem verlangt für die Großzahl 432000 zwangsläufig Faktoren, die ihm entsprechen, vornehmlich die Tierkreiseinteilung 12 und 360 oder 72×6 oder 18×24. Die Zahl 800 des Grimnirliedes aber läßt eine sexagesimale Teilung nicht zu. Schon hieraus geht hervor, daß, wenn den Zahlen, wie auch Schröder mit Recht annimmt, ein Bedeutungsinhalt anhaftet, dieser Inhalt nicht der babylonischen Welt entstammen kann. Zur Feststellung des wahren Bedeutungsinhaltes der Zahlen aber bedarf

wiederum die vergleichende Methode anderer, und zwar ihr, wie wir eingangs gesehen haben, ursprünglich fernliegender Mittel.

Ich habe in einer längeren Ausführung der zweiten Auflage meines ersten Bandes die Gründe aufgeführt, die für eine zehntige Zählung des hundrad in dieser Strophe sprechen und habe das Glück gehabt, bei einem jungen Heidelberger Germanisten wenigstens soviel Beifall zu finden, daß auch er die Berechtigung meiner Ausführungen anerkennt. Seitdem haben auch andere die zehntige Zählung der Strophe zugegeben und es steht zu erwarten, daß einmal nirgendwo mehr ein Zweifel daran geäußert werden wird. Die erste Zustimmung, wie ich dankbar anerkenne, fand meine Zählung im „Mannus" 1923, S. 179f. durch Oskar Fleischer, der mit Recht die zwölftige Zählung für „geschraubt" erklärte.

Aber kaum scheint eine Zustimmung in Sicht, da wird schon sofort, wie von Schröder, S. 17, diese Zahl 432000 als entlehnt bezeichnet: „Wann allerdings die Übernahme dieser den Griechen und Iraniern fremden, spezifisch babylonischen Zahl erfolgt ist, wird sich schwerlich mit Sicherheit feststellen lassen, doch glaube ich: am ehesten in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten."

Auch ich selbst habe in meiner Ausführung über die zehntige Zählung in der Walhallstrophe R. d. E. 1^2, 173f. ausdrücklich erklärt: „Es stünde auch nichts im Wege, in der zehntigen Zählung des Grimnirliedes späten christlichen Einfluß anzunehmen, wenn man die alte indogermanische Überlieferung einer solchen heiligen Zahl nicht zugeben wollte." Und ich habe schon damals, 1922, a. a. O. darauf hingewiesen, daß das Wesen der Zahl keineswegs in der Gesamtgröße, sondern in den Teilern besteht.

Den Verfechtern der babylonischen These muß ich erwidern, daß in der Edda die von ihnen als babylonisch bezeichnete Zahl 432000 überhaupt nicht genannt wird. Genannt werden allein die Zahlen 540 und 800 und diese gilt es zu erklären, nicht die Gesamtheit zunächst. Hätte es dem Verfasser der Strophe an der großen Zahl 432000 gelegen, so hätte er nicht Teiler für diese Zahl benutzt, die in Babylon nahezu ungeläufig sind. Das Wesen einer Zahl besteht doch nicht in ihrer Größe, sondern in ihrem inneren Aufbau und das eben hat der Walhallkenner des Grimnirliedes wohl gewußt.

Auch das himmlische Jerusalem in der Apokalypse des Johannes spielt in verkappter Weise mit der Zahl 432000, wie ich das in meinem ersten Bande schon 1921 nachgewiesen habe, aber seiner Tore sind nicht 540, sondern 12, wie sich das für Jerusalem und in seinem Kulturkreise gehört. In unserem Kulturkreise hat aber die Zwölfzahl wenig zu suchen und wenn man die Zwölfzahl sogar der Asen einschmuggeln will, so ist es immer wieder notwendig, auf die wirkliche Zählung der 13 hinzuweisen. Es ist ein beklagenswertes Schauspiel, zu sehen, daß der an sich berechtigte Babylonismus auch unter den Germanisten weder Maß noch Ziel zu kennen scheint. Auch in unserem heutigen Zahlensystem ist die Zahl 432000 enthalten, aber niemandem wird es einfallen, deshalb die Zahl für eigentümlich deutsch zu halten Erst wenn die Zahl aus bestimmten, nur in Deutschland vorkommenden Teilern zusammengesetzt aufträte, dann wäre es möglich und richtig, diese so aufgebaute Zahl deutsch oder deutschen Ursprungs zu nennen. Insofern also die Walhallzahl, in ihrer Gesamtheit betrachtet, auf 432000 berechnet erscheint, ist sie weder nordisch noch babylonisch oder indisch, sie ist vielmehr eine Allerweltszahl und man müßte in vergleichender Methode nur suchen, was anderen

Orts unter dieser Zahl verstanden ist, um der Bedeutung als Walhallzahl irgendwie sich nähern zu können. Insofern aber die Walhallzahl aus bestimmten Teilern gebildet wird, während sie selbst nicht einmal genannt wird, ist das Wesentliche in diesen Teilern gegeben und es gilt zu ermitteln, was diese bedeuten. Erfahren wir dann, daß diese Teiler eine babylonische Vergangenheit haben, so ist auch die Gesamtzahl als babylonisch anzusprechen, sind aber die Teiler etwa rein nordisch und nirgendwo anders nachzuweisen, so ist auch die Gesamtzahl nordisch bestimmt und die äußere Übereinstimmung der Gesamtzahlen rückt wieder in die zweite Linie. Mit Recht weist Schröder darauf hin, daß mit dieser Zahl auch ihr Bedeutungsinhalt übernommen sein müßte, aber es liegt ihm nun völlig fern, dieser Bedeutung mittelst ihrer Teiler nachzugehen, die der Verfasser der Walhallstrophe für so wichtig hielt, daß er sie allein namhaft machte.

Nachdem die sprachkritische Methode uns nicht nur ein Verständnis der Walhallstrophe versagt, sondern sogar den bereits vor 100 Jahren in Angriff genommenen Brunnen wieder mit der gebotenen Akribie zugedeckt hat, fragen wir nunmehr, wie weit uns die vergleichende Methode führt. Insbesondere wird es wichtig sein, uns über den behaupteten babylonischen Charakter der großen Zahl ein zutreffendes Urteil zu ermöglichen. Aber die Ausbeute, die uns aus dem babylonischen Gebiete zuteil wird, ist recht gering. Vor allem erscheint die Zahl auf babylonischen Rechentafeln aus dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend, den sogenannten Nippurtafeln, welche Hilprecht wieder hergestellt hat. Diese Tafeln stellen nach Hilprecht eine Divisionstabelle auf astronomischer Grundlage dar, in welcher die je zwei nebeneinanderstehenden Zahlen auf die große Präzessionszahl 12960000 hinweisen. In diesen Tafeln tritt auch die Zahl 432000 sowie 4320000 als Divisor auf, aber unter 28 anderen Divisoren. Wenn wir Hilprecht darin folgen, daß diese Teiler auf die Vorrückungszahl des Frühlingspunktes hinleiten können und vielleicht sollen, die in Wirklichkeit allerdings nicht zu 12960000, sondern nur zu 25920 Jahren gerechnet wurde, so ist doch nicht zu erkennen, daß gerade die ganz versteckt ohne jede Betonung unter den anderen Zahlen verborgenen Zahlen 432000 und 4320000 gegenüber der eigentlichen Vorrückungszahl eine besondere Bedeutung in Babylon genossen hätten. Insbesondere ist auch hier nichts von den Teilern zu bemerken, die in der eddischen Überlieferung das große Rätsel bilden. Die Übereinstimmung der beiden Zahlen auf der keilschriftlichen Rechentafel mit der Zahl 432000 des Grimnirliedes erstreckt sich also lediglich auf die Ziffern und berührt nicht einmal das Wesen. Nur soviel ist zuzugeben, daß auch auf dieser Tafel die Zahl 432000 mit einer großen als Vorrückungszahl angesehenen Zahl zusammenhängt, daß sie also astronomischen Charakter trägt. Von Weltaltern ist dabei nicht die Rede.

Deutlicher aber tritt die Zahl 432000 bei dem babylonischen Priester Berossos auf, der nach Alexander dem Großen in Babylon sein Priesteramt bekleidete. Nach ihm haben die assyrischen Dynastien vor der großen Flut 120 Saren, d. s. 432000 Jahre geherrscht, nach der Flut 34080 Jahre. C. F. Lehmann ist geneigt, in den ungenau aufgeführten zehn nachflutlichen Saren einen Monatsbetrag der 120 vorflutlichen zu sehen. Jedenfalls haben wir hier eine Periode von 432000 Jahren, die mit einer irdischen Bedeutung ausgestattet werden, sie bilden die Zeitperiode vor der großen Flut, können also als Weltperiode angesprochen werden. Aber, wenn wir bedenken, daß Berossos lange nach der persischen Herrschaft erst nach Alexander in Babylon

lebte, so dürfen wir, wenn nicht andere Belege ihm zu Hilfe kommen, ihn nicht als Kronzeugen für „Babylon" mit Beschlag belegen. Auch an ihm wird die iranische Kulturwelle nicht wirkungslos vorübergegangen sein.

Andererseits wird die Grundzahl von 432000, insofern sie babylonisch ist, immer auch mit einer Teilung in 360 Grade verbunden bleiben; man braucht diese nur 1200mal zu nehmen, so steht uns die Walhallzahl zur Verfügung. Aber gerade das ist ihr Verhängnis, denn die Teiler 12 und 36 sind nicht diejenigen, von denen uns die Grimnismál berichten. Auch die 360 bilden nur einen Teiler der großen Zahl. (Vgl. Jeremias, Handb. d. altor. Geistesk. 195f.)

Zu einer ganz anderen und viel höheren Bedeutung gelangt unsere Zahl in Indien und in Iran.

Bekanntlich läuft nach der iranischen Sage das Schöpfungsgeschehen in 12000 Götterjahren ab, die, jedes zu 360 iranischen Rundjahren gerechnet, die Gesamtzahl von 4320000 Menschenjahren ergeben. Das ist dasjenige Zeitmaß, welches Indien benutzt. Die Iranier teilen aber, wie bei Gutschmid, Kl. Schriften 3, 205ff., über das iranische Jahr nachzulesen, die Zeit auch in Perioden von je 1440 Jahren ein, von denen drei auf die Zahl 4320 führen. Bei der Rechnung nach einem beweglichen Sonnenjahre von 360 Tagen beläuft sich der Rückstand gegen das wahre Sonnenjahr nach 1440 Jahren auf gerade ein Rundjahr von 360 Tagen ohne Resttage. Ich erwähnte schon, daß auch die Apokalypse des Johannes, die ganz unter persischem Einflusse steht, die Walhallzahl 432000, absichtsvoll gedrittelt, mit 144000 enthält. Ihre gewaltige Bedeutung erreicht die Zahl in Indien. Sie tritt dort zuerst bei Manu auf (1, 69). Die vier Weltalter umfassen da je ein Vielfaches der großen Zahl und dauern doch zusammen wieder das Zehnfache des vierten, jetzt noch laufenden Weltalters. Wir sehen hier auch bei Manu 1, 66 den Sinn der großen Zahlen angegeben, wenn er einen Tag der Götter einem Menschenjahr gleichsetzt.

Haben wir sonst Beispiele für die Bildung großer Perioden in Indien? Das von Ginzel 1, 70 angeführte Yuga von fünf Jahren, welches 1830 Tage umfaßte, ist ein solches lehrreiches Beispiel. Die Inder hatten ein Jahr zu monatlich 27 Nächten, zu monatlich 29, zu 30 und zu 30½ Tagen. Für alle diese verschiedenen Monatsarten bildeten sie in der Zahl 1830 einen Hauptnenner, denn es geben:

67	Monate	zu	27⅓	Tagen	= 1830	Tage,
62	„	„	29½	„	= 1830	„
61	„	„	30	„	= 1830	„
60	„	„	30½	„	= 1830	„

Aber ich glaube, daß das Yuga keineswegs fünfjährig gedacht war, vielmehr zehnjährig, denn 1830 + 1830 ergeben 3660 Tage, also eine Verzehnfachung des wahren Sonnenjahres, das man in Indien zu 366 Tagen rechnete. Die Eigentümlichkeit des zehnjährigen Yuga ist also, daß in ihm alle vier Jahresarten zusammen sich unterbringen lassen, daß jede Jahresart genau nach zehn Jahren wieder mit ihrer eigenen Berechnungsweise beginnen kann. Diese Art der Periodenbildung ist typisch. In neueren Zeiten, nach dem Ausgang des Mittelalters bildete noch Skaliger z. B. die große Julianische Periode von 7980 Jahren durch Multiplikation der kleineren Perioden von 28, 19 und 15 Jahren. Ptol. Alm. IV 2, p. 86f., Beda, 1688, tom. I, p. 166.

Es hat den Anschein, daß auch der großen Weltalterzahl eine ähnliche Periodenbildung zugrunde liegt. Das indische Rundjahr zählte wie in Iran

360 Nächte, die den babylonischen 360 Tagen entsprachen. Die Zahl von 360 Nächten bildete sich also nicht allein nach dem Sonnenjahre, sondern sie war ursprünglich eine Mondzahl, und zwar rechnete das Sonnenjahr zu 40 Neunerwochen. Diese Neunerwochen bildeten wiederum zu je dreien den Sternmonat von 27 Nächten. Die Geltung dieses Monats in Indien ist nicht nur durch ein zwölfmonatiges Jahr von insgesamt zwölfmal 27 = 324 Nächten, sondern auch durch ein Jahr von 351 Nächten bezeugt, das 13 Monate von je 27 Nächten umfaßte. Und diese Jahresarten sind nicht nur gelehrte Erfindungen der Brahmanen, sondern sie sind vielmehr volkstümlich gewesen, wie der Ausdruck zehnmonatig für die durchschnittlich 273 Tage währende menschliche Fruchtreife bezeugt, welcher sich an mehreren Stellen im Rigveda, aber auch im ältesten Persien, in Griechenland und in Rom findet. Dieser Ausdruck bestätigt überall die Geltung des Monats von 27 Nächten, d. i. des Mondumlaufes unter den Sternen. Vgl. R. d. E. 2, 129f.

Wollte man nun eine Himmelsteilung haben, in der die beiden Zahlen, nämlich die Mondumlaufszahl 27 und die Jahreszahl 360, die eine Sonnen- und Mondzahl war, übereinstimmten, einen Hauptnenner, wie in dem zehnjährigen Yuga von 3660 Tagen, so fand man ihn in der Zahl 4320, wenn man nämlich die 360 als eine Einheit bestehen ließ. Die Teilung der Ekliptik oder des Himmels überhaupt in 4320 Einheiten, „Grade", wie wir zu sagen pflegen, entsprach also der rechnerischen Notwendigkeit, Jahr- und Monatsteilung oder Mondjahr und Sonnenjahr in periodische Übereinstimmung zu bringen. Die Bahn von Sonne und Mond am Himmel wie auch der Wandelsterne ist ohnehin nahezu dieselbe, muß also auch am Himmel selbst die gleiche Teilung beanspruchen dürfen.

Das Rundjahr von 360 Nächten bildet sich also aus 40 Neunerwochen, später erst unter babylonischem Einfluß aus den zwölf Monaten von je 30 Tagen. Jedenfalls hängt die persische Periode von 1440 mal 3 = 4320 Jahren aufs engste mit der indischen zusammen.

Die Brauchbarkeit der Zahl 4320 ist aber noch nicht erschöpft. Als Zeitspanne gerechnet stellt sie 160 Sternmonate und zwölf Rundjahre von je 360 Nächten dar. Die Inder hatten nun aber schon in der vedischen Periode (Ginzel 1, 374) einen Jupiterzyklus von zwölf Jahren, den sie nach der Umlaufszeit des Wandlers zwischen den Standsternen berechneten. Da die vedischen Zeugnisse den Jupiterumlauf auf die 27 Mondhäuser der Standsterne beziehen, so läßt sich annehmen, daß sie auch die auffällige Übereinstimmung zwischen dem Jahr des Jupiterzyklus und dem Rundjahr von 360 Nächten bemerkt und verwertet haben. Der Ring von 12 Jahren zu 360 Nächten gerechnet ergab ja wieder 4320 Nächte [Sternmonat und Planetenjahr können nur nach Nächten, nach Sternsicht gerechnet werden]. Auf das Jahr von rund 365¼ Tagen bezogen hat der indische Jupiterumlauf die Dauer von 4320:365,25 = 11 Jahren und 303 Nächten. Die heutigen Berechnungen stimmen damit ziemlich genau überein, sie zählen elf Jahre 315 Tage, also nur rund zwölf Tage mehr, was den Indern ein gutes Zeugnis ausstellt.

Die Zahl 4320 ermöglicht also eine gemeinsame Rechnung für Mond, Sonne und Jupiter, d. i. für die drei ältesten in Indien nachweisbaren Kalendergestirne. In dieser Teilung des später sogenannten Tierkreises legte also der Mond täglich 160, die Sonne täglich zwölf, der Jupiter täglich 1 Grad zurück.

Kennzeichnend für den Mondursprung dieser himmlischen Zahl ist es, daß ein auf den Grundlagen der Neunerwoche und des Neunerjahres, den

beiden älteſten überlieferten Zeitgrundlagen aller epiſchen Dichtung der Indogermanen, aufgebauter Kalender samt den einfachen ſich völlig nur in der Neunzahl bewegenden Schaltungen glatt in die großen Weltalterzahlen Indiens, in die 432 übergeht. Meine Aufſtellungen hierüber, beſonders den verſuchsweiſe aufgebauten Kalender, den ich in meinem zweiten Bande des R. d. E. gebracht habe, habe ich inzwiſchen durch ein Kalenderbruchſtück altgriechiſchen Urſprungs aufs eingehendſte von C. F. Lehmann in ſeinen Unterſuchungen über zwei Hauptprobleme der altoriental. Chron. S. 196ff. bis in die Schaltungsweiſe hinein beſtätigt gefunden. Auch nach Lehmanns Unterſuchungen handelt es ſich bei dieſem Kalenderbruchſtück von Rhodos um einen Ausgleich zwiſchen dem Rundjahr von 360 und Sternmonaten zu 27 Nächten.

Wenn nun zum Schluſſe der Weltallsherr Prajapati in den Upaniſhads als Jahr, und zwar als ſechzehnteilig bezeichnet wird, zugleich aber der Mond ſein ſoll, ſo kann die Teilbarkeit durch 16 ſich nicht auf ein irdiſches Jahr von 360 Nächten, ſondern muß ſich auf den Himmelsumſchwung von 4320 oder 432000 beziehen, denn gerade dieſe, durch 16 geteilt, ergeben den Monat von 27 Nächten.

Aber aus dieſem ſinnvollen Gedankenſpiel führe ich Sie ſogleich auf den Boden aſtronomiſcher Tatſachen zurück.

Nicht nur Oskar Fleiſcher, ſondern auch Ginzel, Franz Boll und weiter zurück Alexander v. Humboldt haben betont, daß die Beobachtung des Mondumlaufs zwiſchen den Sternen und alſo auch die Feſtlegung von 27 oder 28 Mondhäuſern das erſte Zeitelement ſei, das bei den einfachſten Völkern auftreten könne. Die Zählung iſt viel leichter als die Zeitſpanne zwiſchen zwei Mondgeſtalten zu beſtimmen. Man braucht nur die Augen und das Zählvermögen dazu. In Indien wird häufig ſtatt der Anzahl von 27 die von 54 gebraucht, weil man den Tag in die beiden Hälften, Nacht und Tag, teilte; Rigv. 6, 9, 1: „der ſchwarze und der weiße Ahar rollen durch die beiden Lufträume." Ahar iſt der Halbtag von zwölf Stunden, der Ganztag wird durch den Dual ausgedrückt. So werden auch die 360 Jahrestage gelegentlich als 720 gezählt. An die Stelle der 54 Nakſhatra treten ſpäter 56, ſobald man die Dauer des Mondumlaufs zwiſchen den Standſternen von 27 Nächten und 8 Stunden nicht mehr auf 27, ſondern auf 28 abrundete; vgl. Albr. Weber, Ind. Stud. 10, 306f. Über die Teilung der 28 Nakſhatras in viermal ſieben Gruppen von Sternen, Will. Kirfel, Kosmographie, S. 190, ein klarer Beleg über die Herleitung auch der Siebenerwoche aus dem Sternmonat. Hierzu gehört noch, daß Ganeça, die von den Indern meiſt angerufene Gottheit, als Führer des Jahres 13 Götter im Gefolge hat, deren Namen aber niemals genau beſtimmt werden; P. v. Bohlen, Alt. Indien 1, 245, 261. Das Gefolge des Jahresgottes können nur die Monate ſein, deren bei Rechnung nach dem Sternumlauf des Mondes 13 gebraucht werden, ob man ihn nun zu 27 oder zu 28 Nächten zählt.

Wie ſteht es nun aber mit der Walhallzahl? Welche Bedeutung haben die beiden Teiler 540 und 800? In der Apokalypſe des Johannes tritt als ein altes Rätſel die Zahl von $3^1/_2$ Zeiten auf, die von 42 Monaten und 1260 Tagen abgelöſt werden. Noch Herm. Gunkel, Schöpfung und Chaos, Göttingen 1895, S. 328, bezeichnete dieſen „einen Hauptpunkt des Kapitels, die geheime Zahl $3^1/_2$ als aus dem Zuſammenhange ganz unerklärlich". Ich habe vor einigen Jahren darauf hingewieſen, daß dies $3^1/_2$ Jahre zu je 360 Tagen des perſiſchen Jahres gerechnet gleich 1260 Tagen und 42 Monaten zu je 30 Tagen ſind

und daß die $3^1/_2$ der Apokalypse in allen Fällen ihres Auftretens volle Aufklärung findet, wenn man sie den beiden $3^1/_2$ Keschvars des Bundeheschs und des Awesta gleichsetzt, der hellen und der dunklen Hälfte des iranischen Weltbilds, R. d. E. 1, 93ff. Aber der iranische Weg führt noch weiter. Auch die Herkunft der Zahl der 144000 Heiligen auf Zion gilt noch nach Gunkel, 4. Esra in Kautzsch, Apokryphen und Pseudoepigr. d. A. T. 2, 357 für „unbekannt". Auch für diese Zahl habe ich den Zusammenhang mit der indoiranischen Weltalterzahl nachgewiesen (a. a. O. 1, 96ff.): Nach Wegfall der dem Apokalyptiker so geläufigen Drittelung der wirklichen Zahlen sind es 432000 Heilige auf Zion, wie 432000 Einheerer auf Walhall. Die Spuren der großen Zahl, die in der Offenbarung des Johannes durch fast zwei Jahrtausende unenträtselt geblieben ist, führen aus der Apokalypse nach Iran.

Wenn aber ferner der Umkreis der apokalyptischen Himmelsstadt 144000 Stadien beträgt, wenn ihrer Tore zwölf sind, und wenn allgemein aus diesen Zahlen der himmlische Charakter der heiligen Stadt anerkannt wird, weil es die Sonnenbahn, der Tierkreis mit seinen zwölf Monatstoren ist, welcher das ganze Zahlengebäude erklärt, so ist auch anzunehmen und der Schluß erlaubt, daß, wenn dieselbe Zahl 144000, aus ihrer künstlichen Drittelung erlöst, als 432000 der Götterburg Walhall eignet, dann auch Walhall einen Himmelssitz bedeuten solle. Statt der zwölf Tore des himmlischen Jerusalem finden sich aber in Walhall 540 Tore.

VII.

Es wäre methodisch durchaus angreifbar, aus einer vermuteten Übereinstimmung der indischen und skandinavischen Teiler der großen Zahl eine Deutung dieser Walhallzahl gewinnen zu wollen, so fesselnd diese Übereinstimmung und so fruchtbar sie auch erscheinen mag. Es wird vielmehr nötig sein, die skandinavischen Teiler aus ihrer eigenen Umgebung, aus den nordischen Breiten zu verstehen. Da aber außer der Sonne nur der Mond und die Wandelsterne im sogenannten Tierkreise ihre nur ihnen eigentümlichen Ostbahnen verfolgen, so kommen auch zur Aufklärung der skandinavischen Teiler nur die Zahlen dieser Umläufe in Betracht: Die „Türen" oder „Golfe" der beiden Grimnismálstrophen sind also entweder Häuser oder Tore der Sonne, des Mondes oder eines Wandlers, Sonnen-, Mond- oder Planetenörter.

Die Verzehnfachung oder Verhundertfachung der Grundziffern wird man als astrologische Übung oder Gradunterteilung außer Betracht lassen dürfen. Der Teiler 54 entspricht dann dem Umlaufe des Mondes zwischen den Sternen, der auf 27 Nächte bzw. zweimal 27 = 54 Tage und Nächte abgerundet wurde, während dieser selbe Teiler 54 oder 540 weder zum Umlaufe der Sonne noch dem der Wandler irgendwelche Beziehung verrät. Für den skandinavischen Norden wie für die mitteleuropäischen Breiten gilt aber, daß die starken Dämmerungserscheinungen einer Abgrenzung und Festlegung von Sonnenhäusern im Wege stehen. Während auf der Breite von Babylon die Sonne bald nach dem Verblassen der Sterne aufgeht, kaum um eine Viertelstunde zeitlich von deren Sichtbarkeit getrennt, jener Sterne also, vor denen sie im Jahresumlaufe der Erde hergeht, verbreitet sie in den nördlicheren Gegenden schon lange vor ihrem Aufgange soviel Licht, daß ihre Stellung vor den Sternen überhaupt nicht erkannt werden kann. Für diese Breiten also gilt, was Franz Boll, Sternglaube und Sterndeutung, Leipzig 1919, S. 71, sagt: „Die zwölf Zodiakalbilder kann man als die Stationen der Sonne auffassen. Aber leichter als für sie, vor deren Glanz die Sterne erlöschen, ließ sich für den Mond fest-

ſtellen, in welcher Sterngruppe er jede Nacht bei ſeinem Umlauf von 27 oder 28 Tagen erſcheint oder ‚Station' macht." Die nördlichen Völker können alſo niemals aus ſich zu einer Einteilung der Sonnenbahn in Sternbilder gelangt ſein und die Geſchichte des Tierkreiſes ſtimmt damit überein, indem ſie lehrt, daß die Sonnenhäuſer, die zwölf Tierkreiszeichen, ihren Urſprung in ſüdlicheren Breiten genommen haben. Anders iſt es aber mit der Bahn des Mondes, die auch im Norden von Nacht zu Nacht verfolgt werden konnte; von Nacht zu Nacht, ſo weit er nicht überhaupt Tagesſtellung hatte, war er weiter gen Oſten ſichtbar zu anderen Sternen auf einer im übrigen immer nahezu gleichen Sternbahn gezogen. Leicht erzeugte dieſer Anblick die Vorſtellung von Türen oder von Häuſern, die nebeneinander gereiht den geſamten Himmel umkränzten, aus denen er nachts oder tags, in immer gleicher Folge hervortrat.

Man könnte der Meinung ſein, daß die Vierundfünfzigteilung der Mondbahn, wenn ſie als eingeboren und nicht entlehnt gelten ſolle, auch eine nordiſche Eigentümlichkeit dieſer Zählweiſe gegenüber der Siebenundzwanzigteilung vorausſetze, welche nachzuweiſen ſei. In der Tat aber war im nordiſchen Altertum wie noch heute die Berechnung von Tagesſtrecken, von Reiſen zu Waſſer und zu Lande, nicht nach Tagen oder nach Nächten üblich, vielmehr nach ‚doegr', einem Halbtagesmaß, entſprechend einer Zeit von zwölf Stunden. Das Landnehmerbuch kennt die Zählung nach doegr, es ſind ihm alſo vier Tage gleich acht doegr. Auch die Rymbegla, 1780, S. 114, 1, 17, 80 lehrt, daß 24 Stunden gleich zwei doegr ſeien: „Svo ſkal daegur tvö deila til ſinátalna: 24 ſtunder eru i tveim daegrum." Die Edda kennt ebenſo den Begriff wie das Wort: vgl. dazu Gering, Gloſſar 1896, S. 33 unter doegr. Vollen Beweis aber, daß gerade auch Mond- und Sonnenlauf im alten Norden nach Halbtagen, nicht nach Ganztagen, alſo z. B. nicht zu 27, ſondern zu 54 Einheiten gezählt wurden, bietet Gylf. 10, wo es von Sonne und Mond heißt, daß ſie „in je 2 Halbtagen (á hverium 2 dœgrum) um die Erde reiſen ſollen". Erſt in der kirchlichen Komputiſtik tritt an die Stelle der altnordiſchen die babyloniſch-julianiſche Rechnung nach 24 Stunden. Die Zählung zu 54 Toren oder Golfen entſpräche alſo altheidniſcher Übung.

Nach Falk und Torps Etym. Wörterbuch unter ‚døgn' ſteht nun aber „das altnordiſche ‚dôgr' im Ablautverhältnis zu ‚dag', ſo daß auf vorgermaniſchen [d. i. alſo indogermaniſchen] Urſprung auch des Begriffes geſchloſſen werden kann". Da überdies Babylon den Mondumlauf nicht in 540, auch nicht in 270, ſondern in 480 Grade einteilte, vgl. H. Winckler, Bab. Geiſteskultur, S. 57, ſo könnte die eigentümlich nordiſche Teilung der Mondbahn in 540 oder in 54 doegr ſehr wohl auf die indogermaniſche Zeit zurückgehen, alſo mit der Vierundfünfzigteilung derſelben Himmelserſcheinung im älteſten Indien desſelben Urſprungs ſein. Für unſere Unterſuchung kann dieſe Möglichkeit jedoch außer Betracht bleiben.

Darauf aber müſſen wir hinweiſen, daß allgemein, nicht nur in Skandinavien, ſondern auch in Indien und umgekehrt, der zur Siebenundzwanzigteilung der Mondbahn gehörige Monat auch zu 27 Nächten gezählt ſein muß, bei 54 oder 540 Türen zu 54 Halbtagen. Denn der Beobachtung liegt der Umlauf des Mondes zwiſchen den Standſternen zugrunde und mit dieſem iſt ein anderer als der julianiſch-babyloniſche Kalender gegeben. Und ſo müſſen wir ferner in den Grímnismál mit ihrer Sternmondzahl an der Stelle der julianiſch-babyloniſchen Zwölfzahl die aſtronomiſch notwendige Zahl von 13 Monaten erwarten und in der Tat zählt der Interpolator nicht zwölf, ſondern 13 Götter-, d. ſ. Monatshäuſer auf. Das heute übliche Unterfangen,

aus der unbequemen 13 eine zwölf zu machen, um dadurch den klassischen Einfluß zu erweisen, ist also nicht nur textkritisch, sondern auch sachlich unberechtigt. Die Grímnismál enthalten eine einheitliche Kalenderlehre. Wir gewinnen diese nicht aus dem Vergleiche mit Indien, obgleich dieser sich deutlich anbietet, sondern auf der astronomischen Grundlage der zur Behandlung stehenden nordischen und mitteleuropäischen Breiten.

Die Berechnung der Tagesdauer nach den Umläufen des Mondes findet sich bei Prokop de b. G. 2, 15. Das 13monatliche Jahr der benachbarten heidnischen Ehsten, Finnen und Karelier ist, gleich einigen Monatsnamen, schon vor dem Einbruch der julianischen Zwölfer-Rechnung aus dem germanischen Skandinavien entlehnt worden. Die Monate werden schon zu 28 Nächten gerechnet. Über die Schaltung dieser Jahrform auf Island Ginzel, 3, 69, 70. Über siderische Monatsrechnung bei den Naturvölkern vgl. Ginzel, z. B. 1, 60: 13 Monate zu 28 Tagen bei den Haida-Indianern. Bei anderen nordamerikanischen Stämmen 13 siderische Monate, festgelegt mit Horizontmarken; ebenda 2, 143. Die mongolischen Stämme Sibiriens rechnen das Jahr zu 13 Monaten, insbesondere deren Westgruppe, während die Ostgruppe zwölf zählt (Ginzel 2, 124f., 152). Die Verwendung der siderischen Monatsrechnung bei den Atchinesen (vgl. Ginzel 1, 428f.) muß wegen der Möglichkeit altindischer Beeinflussung außer Betracht bleiben. Zu dem von Hommel entdeckten 13. Tierkreiszeichen äußert sich zurückhaltend Franz Boll, Sphaera, S. 199.

Die Grímnismál scheinen es darauf angelegt zu haben, die Zahlen des Sternmondkalenders von 27 Nächten, von 13 Monaten, von 40 Wochen in ihrer Schilderung Walhalls und seines Zubehörs unterzubringen. In Str. 36 werden von einem anderen Interpolator, der die Absicht des ersten wohl verstand, die Walküren aufgezählt, und zwar sind es mit Hrist, Mist, Skeggold, Skogul, Hlokk, Herfjotur, Hild, Thrud, Geirolul, Goll, Randgrind, Radgrid und Reginleif deren 13, wie der Himmel und Hel verbindenden Ströme gerade 40. Der Zusammenhang der Walkürenvorstellung mit Freyja und deren Zusammenhang mit dem Monde ist aus dem Hyndlaliede und den 27 Mädchen der einen Walküre Sigrun deutlich: vgl. mein Rätsel der Edda 1², 109ff. und 2, 132f.

Was aber die vorausgesetzte Abrundung des 27 Nächte und acht Stunden währenden Mondumlaufs zwischen den Sternen auf 27 betrifft, die sich nicht nur hier finden müßte, wie sie sich in Babylon findet, so bedarf diese Voraussetzung noch der Begründung. Man könnte sagen, das überschießende Tagesdrittel, jene acht Stunden seien bei dem Mangel an Uhren und überhaupt gleicher Stundenzählung u. a. überhaupt nicht aufgefallen. Aber einer solchen Begründung würde der Umstand widersprechen, daß schon nach drei Monaten der Beobachtung des Mondlaufes unter den Sternen der Mond den drei Monaten um eine ganze Tagesstrecke, um ein Siebenundzwanzigstel des Monatumlaufs voraus gewesen wäre. In Wirklichkeit liegen die Dinge so, daß es auch den Germanen und ihren Vorfahren darauf angekommen sein muß, zu brauchbaren Zahlen zu kommen, d. h. zu solchen, die auch in kleinere Zeiteinheiten bequem eingeteilt werden konnten.

Die Geschichte der Kalenderrechnung ist wesentlich nicht eine Geschichte der Mondrechnung, sondern der Loslösung vom Monde. Wie die Ägypter mit ihrer Rechnung nach dem Frühaufgange des Sirius sich Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung vom Gebrauche der Mondrechnung völlig abwandten (ohne damit die herkömmlichen Neu- und Vollmondfeste aufzu-

geben, vgl. Ed. Meyer, Geschichte d. Alt. 1, 1, 98, 195ff.; Ginzel 1, 69, 170, 198; 2, 502), so zeigt sich das Bestreben, von den Unregelmäßigkeiten und Eigentümlichkeiten des Mondes unabhängig zu werden, überall. Die Babylonier setzen die schwankende Dauer der Unsichtbarkeit des Mondes auf drei Tage fest (E. F. Weidner, Alter und Bedeutung der babylon. Astronomie, Leipzig 1914, S. 76); der ihnen bekannte, im dritten Jahrhundert vor u. Z. schon bis auf drei Sekunden genau beobachtete Betrag des Sternmonats wird doch auf 27 abgerundet (Ginzel 1, 125; E. F. Weidner, a. a. O., S. 14). Alle durchrollenden Wochen beweisen die Unabhängigkeit vom Monde, nicht nur die Zehner- und Fünferwochen, sondern auch die von sieben oder neun Nächten. Auch der römische Monat von 30 und 31 Tagen hat nichts mehr mit dem Monde zu tun (vgl. Ideler 1, 60; Roscher, ennead. u. hebd. Fristen, Abh. phil.-hist. Kl. Sächs. Ges. d. Wiss. XXI, IV, Leipzig 1903, S. 30; derselbe, Hebdomadenlehren, ebenda XXIV, 6, S. 165, 201 im Anschluß an Cumont; derselbe, dekad. u. pent. Fristen in XXVI 1, 101). Auch die Naturvölker suchen, wie es in der menschlichen Art liegt, für ihren Zeitgebrauch zu festen Zahlen zu kommen. Wir dürfen deshalb auch für die indogermanische Zeit, jedenfalls aber für das Zeitalter der Grimnismál und der Entstehung ihrer astronomischen Grundlagen eine ähnliche Unabhängigkeit vom wirklichen Mondumlaufe annehmen und die 540 Tore der Mondbahn um Walhalls Herrlichkeit stehen nicht im Widerspruche zu der wirklichen Dauer des Mondumlaufs von 27 Tagen 7 Stunden 43 Minuten und 11,4 Sekunden. Auch der heutige Kalender weicht übrigens ganz vom Mondlaufe ab. Und wie die Ägypter trotz ihrer völligen Abkehr von aller Mondrechnung doch an ihren alten Mondfesten unbekümmert festhielten, so tut dem astronomischen Charakter der Walhallzahl auch nicht die bekannte Tacitusstelle über die Zusammenkünfte der Germanen an Neu- und an Vollmonden Abbruch. Diese Stelle ist, da sie überdies gar nicht behaupten will, daß die Germanen an jedem Neu- und Vollmond zusammengekommen seien, kein Beweis für den kalendarischen Gebrauch der Lichtgestalten.

Man muß jedoch fragen, ob gerade auch für die germanischen Gebiete die Loslösung vom Monde in der Kalenderrechnung ursächlich begründet war und wodurch. Wenn für die Breite Babylons, Arabiens und Roms das Ausrufen der Neusichel eine bequeme Handhabung des Monatsbeginns bildete, so lag dies daran, daß der meist heitere Himmel jener Erdstriche die Lichtgestalten des Mondes fast immer deutlich zu beobachten gestattete. Anders war dies naturgemäß in den niederschlagsreichsten Gebieten Europas, d. h. an der Westküste Norwegens und der südlichen Hälfte Islands. An unserer norddeutschen Küste schon muß es als Glücksfall gelten, wenn man in den Monaten vom Herbst bis zum Frühjahr die Neusichel mehrere Male hintereinander erblickt. Für die norwegisch-isländischen Gebiete aber, die hier in Betracht kommen, muß (bei einer jährlichen Regenmenge von 150 bis 200 cm) mit einer noch drei- bis vierfach längeren Bedeckung gerechnet werden, als wir sie in Norddeutschland kennen. Man darf sich vorstellen, daß die so seltene Klarheit des nordischen Himmels der Bevölkerung den mächtigsten Eindruck machte; den Sternensaal, die Halle der Himmlischen geöffnet zu sehen, mußte das immer zum Lichte drängende menschliche Gemüt dort oben aufs tiefste erschüttern. Und man wird auch annehmen dürfen, daß die Nordleute in der Zeit unbedeckten Himmels das an Beobachtung und Kenntnis nachzuholen versucht haben werden, was ihrem Anblicke sonst entzogen war. Aber der südliche Brauch, die Neusichel als Monatsbeginn aus-

zurufen, konnte trotzdem dort nicht aufkommen, wo sie so selten zu sehen war. Wollte man dort überhaupt zu einer Mondregel des Kalenders kommen, so mußte man also von dem kalendarischen Gebrauche der Lichtgestalten überhaupt absehen und zu einer abgerundeten, dem Mondlaufe entnommenen festen Zahl seine Zuflucht nehmen. Die auffälligste Regelmäßigkeit bietet aber der Umlauf des Mondes um den Himmel zwischen den Sternen, der sich in immer 27 Nächten und etwa 8 Stunden vollendet. Diese Beobachtung ist völlig unabhängig von den Lichtgestalten, die der Mond in etwa 29½ Tagen zeigt. Der Umlauf des Mondes auf seiner Sternbahn zeigte den Nordleuten, daß dieses Tag und Nacht beherrschende Gestirn von einem unverbrüchlichen Zahlengesetz getrieben oder begleitet wurde. Hatte man die Zahl der rund 27 Nächte oder 54 Halbtage einmal als immer wiederkehrend erkannt, auch gesehen, daß man bei dieser Beobachtung an jeder beliebigen Stelle des Mondlaufs beginnen und ihn trotzdem immer in derselben Zahl sich vollenden sehen konnte, so bedurfte man hinfort der dauernden Beobachtung des Gestirns nicht mehr. Die feste Zahl des Mondumlaufs, auf 27 oder 54 abgerundet, bot den Nordleuten nunmehr die einzige Möglichkeit einer regelmäßigen Mondrechnung. Und wenn man in südlicheren Breiten sich schon sehr frühe von den Launen des Mondes (Ginzel 1, 93; 2, 226) loszulösen getrachtet hat, so waren es im Norden die klimatischen Verhältnisse, welche noch darüber hinaus zu einer (kalendarischen) Loslösung vom Monde zwangen.

Das Zahlengesetz, in runder Zahl vom Himmel abgenommen, wird in der Zeitrechnung zu einer selbständigen Größe. Die Zahl 27, vom Mondlaufe, nicht von den Mondgestalten entlehnt, teilt sich leicht in drei kürzere Abschnitte von je neun Nächten, die dem Gebrauche nötig waren. Der Kalender der Grímnismál fordert die Neunerwoche. Die Siebenzahl kennt er nicht.

Der Übergang von der Siebenundzwanzigzählung auf die von 28 Nächten, also auf die Siebenerwoche muß kalendarisch mit einem Übergange vom 360nächtigen Jahre mit fünf Restnächten auf das 364nächtige begleitet gewesen sein. Das erstere zeigt sich noch um 500 nach Chr. im hohen Norden, das letztere auf Island gegen 1000 und noch im altdänischen Volksrätsel. Die 13 Monate gehören jedoch zu beiden Arten des Sonnenjahres, das gerade in jenen hohen Breiten eine Selbstverständlichkeit war. Auch mit der Siebenerwoche übernahm das germanische Altertum von Rom oder von der Kirche nicht zugleich die julianische Rechnung mit zwölf Monaten.

Wenn sich das 360nächtige Jahr aus 40 Neunerwochen zusammensetzte, so bleiben diese 360 Nächte doch zugleich Sonnentage. Sie bilden den Ausgleich zwischen dem Gebrauch der Neunerwoche und dem Jahre. Deutlich zeigt Prokop in der angeführten Stelle, welche Bedeutung die Sonne für den Norden hatte, daß es die Sonne, nicht der Mond war, der ihr größtes Fest gewidmet war, das der Wiederkehr des Lichtes galt. Über den Gebrauch eines Sonnenjahres, nicht nur eines Naturjahres, hoffe ich demnächst eine besondere Arbeit vorlegen zu können, in der zugleich die überlieferten Mittel der alten Volksastronomie im Norden und u. a. die Genauigkeit ihrer Ergebnisse in bezug auf die Beobachtung der Sonnenwenden behandelt sein werden. Der Mond war nicht der einzige Zeitmesser und besonders die nordischen Breiten sind, wie schon das Zeugnis des Pytheas ausweist, mit dem Sonnenlaufe vertraut gewesen.

Die Kalenderlehre der Grímnismál müßte daher außer der Mondrechnung mit 540 Toren auch eine Sonnenzahl enthalten. Bei der Zahl 40 der Himmel und Hel verbindenden Ströme könnte sie vorliegen, da die 40 Mond-

wochen immerhin auf ein Sonnenjahr schließen lassen könnten, zum mindesten auf den rohen Betrag eines Naturjahres. Außerdem könnte man einwenden, daß die Zahl 40 nicht ausdrücklich überliefert sei.

Haben wir aber in den 540 Toren Walhalls eine kosmische Zahl gefunden, die dem Norden eigentümlich war, so bleibt noch die Bedeutung des zweiten Teilers der himmlischen Zahl 432000, der 800 Einheerer zu ermitteln. Läßt man die Verhundertfachung außer Betracht und hält sich allein an die Grundziffer, so kann diese nicht ohne weiteres auf eine zweite Tierkreiszahl gedeutet werden. Weder Sonne noch Mond noch Wandler bieten uns babylonisch eine Erklärungsmöglichkeit. Die Zahl müßte sich auch anders wie in Indien zusammensetzen, wo wir in ihr die Gemeinzahl für Sonnen-, Mondbahn und Jupiterumlauf gefunden haben. Andererseits darf man annehmen, daß auch in der Achtzahl eine kosmische, der ersten Zahl verwandte Größe verborgen sei. Als solche bietet sich ungezwungen die Zahl der Weltgegenden, in die der alte Norden den Himmelsrand teilte (vgl. S. Rühl b. Hoops 4, 305). Es sind deren acht mit eigentümlichen nordischen Bezeichnungen, die bei ihm nachweisbar eingeboren sind; M. M. Mjelde, Eyktarstad-Problemet og Vinlandsreisene, Hist. Tidskrift 3. Lev. 1924, Oslo 1925, S. 273, 274. Diese nordische Einteilung hat später sogar die südlicheren seefahrenden Völker beeinflußt und die heute noch geltende Kompaßteilung, die Windrose bestimmt. Nach dieser Himmelsrandteilung pflegte der alte Norden sogar den Tag einzuteilen, indem er die Teilung nach dem Stande der Sonne über den Weltpunkten bestimmte. Diese Achtteilung war also nicht nur eine Teilung des Himmelsrandes, sondern auch der Sonnenbahn, völlig verschieden freilich von dem babylonischen und dem modernen Verfahren. Denn offensichtlich bezog sie sich nicht auf den Jahresumlauf der Sonne durch die zwölf Tierkreisbilder, vielmehr teilte sie nur den täglichen Umlauf der Sonne für die nordischen Breiten bequem in festliegende Marken. Daß dies Verfahren nur in hohen skandinavischen Breiten, nicht aber bei uns in Deutschland, geschweige in noch südlicheren Breiten möglich war, liegt auf der Hand. Es würde zu einer astronomischen Erklärung der 800 die Himmelsrandteilung völlig genügen. Aber man wird die im Norden wirklich geübte Übertragung auf den Tageslauf der Sonne heranziehen dürfen. Wir hätten dann in den beiden Teilern die Bahnzahlen von Sonne und Mond ausgesprochen, die den Hauptnenner, also die gemeinsame Himmelszahl von 432 ergäben.

Da im isländischen und norwegischen Gebiete bis weit über den Polarkreis hinaus, im Beginne der soq. parallelen Sphäre, d. h. in jenen hohen Breiten, in denen die Sonnen-, Mond- und Wandlerbahn immer deutlicher dem Himmelsrande gleichläuft, auch die Achtteilung dem Himmelsrande und der Sonnenbahn gemeinsam gehandhabt wurde, so darf man versucht sein, auch aus diesem Grunde für die Entstehung der Grimnismal und ihrer Walhallschilderung mit den Teilern 800 und 540 eine hohe Erdbreite anzunehmen.

Jedenfalls bezeichnen beide Zahlen, so wohl die 540 wie die 800 übereinstimmend einen Umkreis des Himmels und lassen also auch für die Gesamtzahl keine andere Deutung als die einer himmlischen Zahl übrig. Wenn aber diese Zahl mit ihrer ganzen Größe die Endzahl von Walhalls Herrlichkeit vorstellen soll, Walhall in seiner ganzen Pracht der 540 Tore, aus deren jedem am Ende der Zeit 800 Einheerer ausziehen werden, um gegen den Wolf der Finsternis zu kämpfen, dann kann Walhall selbst nichts anderes sein, als eben das Weltall selbst, die strahlende Himmelshöhe, von Sonnen- und Mondbahn umkreist.

Über das alte Auftreten der 27 in den vorgeschichtlichen Funden des Nordens, z. B. auf dem Thrundholmer Mondwagen und auf vielen anderen Geräten und Schmuckstücken ist von G. Wilke, Schultz u. a. vieles beigebracht. Die 27 ist heiligste Zahl des indogermanischen Altertums und steht mit der Neunerwoche wie mit dem Neunerjahre und den 40 Wochen des 360nächtlichen Jahres in engstem Zusammenhang. Vgl. mein Rätsel der Edda 2, 127ff. Ich habe sie schon auf den bohuslänschen Felsbildern als Mondkalenderzahl nachgewiesen; a. a. O. 1, 158; 2, 110f.

Mithin darf auch aus diesem Grunde angenommen werden, daß die Teiler 54 und 8 in der Walhallzahl auf skandinavischem Boden gewachsen sind, daß sie nicht babylonischem oder klassischem Vorbilde ihr Dasein verdanken. Daß man aus diesen beiden Grundzahlen in eigentümlich nordischer Weise die große Zahl gebildet hat, deren Glanz ganz Indien und Iran erfüllt, darf nicht verwundern. Wie in Indien und Iran steht in Skandinavien die Zahl 432000 an der Grenze des sich vollendenden Weltalters, das im Norden das „Menschenalter" = ver-old (Welt) wie in Indien = Manusha yuga ist. Wie in der indoiranischen, so ist auch in der nordischen Weissagung, deren Spuren wir geschichtlich auch in Deutschland nachzuweisen vermögen, dieses letzte Weltalter noch nicht zu Ende, wir sind berufen in Himmelshöhe die Zahl der Streiter zu erfüllen, die der Gott braucht, um den Endkampf zur Vollendung der Welt zu bestehen.

Nach allem bieten die Grimnismál mit den darin auftretenden Zahlen ein geschlossenes kalendarisches und zugleich mythologisches System. Die Zahl acht teilt den Himmelsrand, sie ist die Zahl der acht Weltgegenden. Die 13 Götterhäuser entsprechen den 13 Monaten des Sternmonats im Sonnenjahre. Die 540 Tore Walhalls stellen den mit 27 oder 54 Tages- oder Halbtagesstrecken sich erfüllenden Umlauf des Mondes auf der Sonnen- und Mondbahn dar. Und wenn der heiligen Ströme, welche den Gau der Götter im Himmel mit der Hel verbinden, gerade 40 aufgezählt werden, so werden diese den 40 Neunerwochen entsprechen, die das alte Jahr dieses ganz auf einfachster Himmelsansicht beruhenden Kalenders füllen.

Wenn übrigens in der eingeschobenen Strophe 24 auch Thors Palast Bilskirnir geschildert wird als „alter Häuser größtes" mit 540 golfa, so ist ohne weiteres klar, daß diese Nachbildung nicht, wie R. M. Meyer will, „unverständig" ist. Im Gegenteil versteht der zweite Einschiebler klar die Absicht des ersten. Denn er setzt an die Stelle der 540 dura nunmehr 540 golfa, ein Ausdruck, der genau dem antiken Begriffe der Mondhäuser (*οἶκοι*) entspricht.

Der Einschiebler der Grimnismál arbeitet in das alte Gedicht eine klassische Schablone hinein. Diese besteht darin, daß er die Zahl der Götterheime der Zahl der Monate des Sonnenjahres gleichsetzt. Aber er füllt diese Schablone nicht mit dem klassischen Inhalte des Zwölfgötterssystems, sondern mit dem nordischen, auf indogermanischer Wurzel erwachsenen Inhalt. Daher erscheint nun die himmlische Zahl als Umschwungszahl, der klassische Tierkreis nicht in 360 Grade, sondern in deren 432 und die Weltallszahl nicht in zwölfmal 36, sondern in 54 × 8 geteilt, statt der zwölf Götter werden richtig 13 Monatshäuser aufgezählt und der Götter und der Göttinnen in den übrigen Nachrichten sind 13 bzw. 27. Die Wochenzahl füllt das Sonnenjahr richtig mit der Zahl 40. Der Walküren werden 13 genannt.

Wie wenig dem Interpolator an der Richtigkeit und Vollzähligkeit der Götternamen und wieviel mehr an der Zahl 13 der Götterhäuser als Monatshäuser gelegen war, ersieht man daraus, daß Odin zwar mit zwei Häusern

genannt wird, daß aber die Asen Hönir, Wali, Bragi und sogar Tyr selber leer ausgehen. Sie werden überhaupt nicht genannt. Drei Heime werden weiblichen Gottheiten zugeschrieben, der Freyja, der Saga (= Frigg?) und nun nicht etwa einer anderen der bekannten Asinnen, sondern der Gattin Njords, der Riesin Skadi. Ihr Haus ist auch nicht mit einem Asennamen belegt, sie bewohnt auch nicht das schon besonders aufgeführte Haus ihres Gatten Njord, sondern sie haust im Hause ihres Vaters, des Sturmriesen Thiazi, in Thrymheim. Nach Gylf. 23 hat das unpassende Ehepaar sich getrennt. Die Einführung der Skadi, der Frostriesin, scheint auf einen Wintermonat deuten zu sollen (vgl. R. d. E. 2, 209f.). Ihr Haus ist das sechste, das Njords dagegen das elfte. Da es sich nicht um (für den Norden unerkennbare) Sonnenhäuser handeln kann, so sind die 13 Götterhäuser des Grimnirliedes nicht mehr als Sternbilder und Tierkreiszeichen babylonischer Herkunft, sondern als ganze Mondumläufe, als Monate aufzufassen. Dieser Monate sind 13 von je 27, später von je 28 Nächten.

Aber der dadurch sichtbar werdende Sternmondkalender hat auch nur kalendarisch-mythologischen Wert. Aus den namentlichen Aufzählungen der Götter und Göttinnen geht hervor, daß es den späten Systematikern weit mehr auf die Unterbringung der Zahlen ankam, als auf eine richtige Zählung der alten Götter und Göttinnen. Die Aufzählungen weichen nicht unwesentlich voneinander ab, auch erscheinen dieselben Namen doppelt. Es werden deshalb weder 13 Asen, noch 27 Asinnen gewesen sein. Der Walküren werden im Grimnirliede 13, Skaldsk. 75 aber deren 9 gezählt. Beide Zahlen stehen mit diesem Mondkalender in Verbindung, scheinen aber auch ihrerseits zu erweisen, daß der Walküren im Volksglauben weder 13 noch 9 gewesen sind, daß die Zahlen vielmehr das Ergebnis einer späten Systematik darstellen. Dürfen wir hieraus aber einen Schluß ziehen, so kann es nur der sein, daß die germanischen und wahrscheinlich auch die indogermanischen Gottheiten überhaupt nicht als Kalendergötter angesprochen werden dürfen, wie etwa in späterer Zeit die römischen Götter unter babylonischem Einfluß, niemals aber die griechischen. Der großen germanischen Gottheiten Zahl, Freyja eingerechnet, reichte nicht einmal hin, die Tage der Siebenerwoche mit ihren Namen zu füllen.

Dagegen hat der kluge und gelehrte Spätdichter der Grimnismál durch die Hineingeheimnissung seines Zahlengebäudes uns über die älteste heilige Zeitrechnung germanischer Prägung unterrichtet, deren Grundmittel die Zahlen 13, 27, 40 und 8, ähnlich denen im alten Indien, waren. Er hat durch die große himmlische Zahl Walhall als Weltallshalle bestimmt, weil er sie aus den Teilern aufbaute, welche die Mondbahn und den gesamten Himmelsumkreis samt der Sonnenbahn bedeuteten, eine Teilung der Zahl, die im Gegensatze zu Babylon steht und der indischen entspricht. Er hat durch dieselbe himmlische Zahl das Weltalter begrenzt und dadurch die Übereinstimmung der nordischen mit der indoiranischen Weltalterlehre uns überliefert.

Da die Zahl 432000 in den klassischen Überlieferungen überhaupt nicht, in den babylonischen nur ganz versteckt und nahezu unerkennbar auftritt, auch die Apokalypse des Johannes diese Zahl zwar, aber unverständlich in einer bisher übersehenen Drittelung enthält, so könnte der Spätdichter in seiner nordischen Finsternis sie nur auf anderen Wegen erhalten haben, wenn sie überhaupt entlehnt sein soll. Als ein solcher Weg ist die sakische Übermittelung dieser Kunde aus Iran möglich und wahrscheinlicher als der

gotische Weg, der für die Grundzahlen dieses in ältesten Zeiten aller Himmelsansicht wurzelnden Kalenders viel zu jung erscheint. Notwendig ist die Annahme einer Entlehnung nicht, wenn man bedenkt, daß die große Zahl in den Grimnismál gar nicht einmal genannt wird. Die Entlehnung der Gesamtzahl wäre auch gegenüber den nicht entlehnten Teilern der Zahl unwichtig. Daß der Interpolator die beiden Zahlen 540 und 800 als Teiler der großen Weltalterzahl gedacht hat, geht nur aus der Verzehn- und Verhundertfachung ihrer Grundziffern mit einiger Sicherheit hervor. Seine Absicht war also nicht die Überlieferung der himmlischen Zahl, er, der Rationalist späterer Zeit, wollte wahrscheinlich nur dem unfähigen Odin das Wort entziehen, um selber die Schilderung von Walhalls Herrlichkeit zu übernehmen und der Nachwelt zu überliefern. Da Walhalls Herrlichkeit ihm aber überlieferungsgemäß die Herrlichkeit der Weltallshöhe war, so verwandte er zu deren Schilderung getreulich die astronomischen Tatsachen des heidnischen, nichtjulianischen und nichtbabylonischen Kalenders.

VIII.

Aus allem, was bisher zum astronomischen Verständnis dieser Überlieferung ich hier beigebracht habe, wird man nun auch verstehen, was für eine Weltesche das ist, die mitten in Walhall steht, mit einer Wurzel in der Unterwelt, mit einer anderen auf Midgard, der Welt der Menschen, mit einer dritten im Himmel an der Quelle der Urd, an des Weltvaters Sitz, die aber mit ihrem Stamme das Dach von Walhall durchbricht (Gylf. 15, 17 gegen Grimn. 31; dazu Hav. 110, Volš. S. c. 2); man wird aus den astronomischen Zahlen der größten Kreise des Himmelsumschwungs schließen dürfen, daß das astronomische Urbild dieser Weltesche eben die tragende Weltsäule, die Weltachse ist, derselbe Cardo, nach dem der römische Feldmesser zur Nacht den Grundstrich zog. Am Stamme der Weltesche sitzen die Götter wie in Indien. Durch die Mitte des Daches von Walhall ragt der Stamm empor, am nördlichen Himmelspol walten die Götter aller indogermanischen Völker der Welt. Und so erklärt sich auch die germanische Gebetsrichtung nach Norden; nicht nach Osten wie Babylon, sondern caelum suspiciens, zum Himmel aufblickend, erhob der germanische Gläubige den betenden Blick. Auch die kleine Bronzegestalt des betenden knienden Germanenjünglings (Paris, Nationalbibliothek, Nr. 915) wendet Blick und Arme nicht wagrecht (gegen Osten), sondern zum Himmel aufwärts. Es ist die Irminsul, von der noch fast ein Zeitgenosse berichtete, daß sie als universalis columna, als die Säule des Weltalls verehrt wurde, die gleichsam alles trägt.

Wie sich aus dem Himmelsbilde die Religionsansicht bildet und wie von dort die Spekulation zur philosophischen Betrachtung führt, hat für die alten Völker Eduard Meyer, Gesch. d. Alt. 1, 1, 67, 69, 75, 128f., 138 nachzuweisen gesucht. Ich selbst, an meinem bescheidenen Teile, habe (R. d. E. 2, 99) über die Himmelsansicht das Irrationale gestellt, das den Inhalt altwurzelnden Glaubens selbst über den Wandel des Weltbildes hinwegträgt. —

Ich glaube gezeigt zu haben, daß bei allen großen Verdiensten die bisherigen Methoden der Mythenforschung, voran die nur sprachliche, aber auch die vergleichende Methode nicht immer ausreichen, um die dunklen Rätsel unserer nordischen Überlieferung zu erklären; daß andererseits die anscheinend ganz fernliegende himmelskundliche Durchleuchtung des Mythos

und des Religionsbrauches wenigstens in den angeführten Beispielen brauchbare Ergebnisse zu zeitigen vermag, die auch über den Gesamtinhalt des alten Glaubenswesens ein neues Licht zu werfen vermöchten. Die hier vorgeschlagene und angewandte Methode behauptet aber nicht nur, das erhebliche Dunkel, das unbeachtet bisher noch immer über manchen mythischen Vorstellungen des alten Nordens lag, zu klären, sondern sie gestattet auch, indem sie „in des Dichters Lande zu gehen" zwingt, nach unverbrüchlichen, der Nachprüfung offenen Grundsätzen auch die Frage der Entlehnung zu untersuchen und gelegentlich zu entscheiden. Nicht als ob ich überall in den Dingen nun astronomische Geheimnisse zu ermitteln anriete, aber im Rate der wissenschaftlichen Hilfsmittel und Methoden wird künftig, und zwar nicht nur für den alten Norden, auch die Himmelskunde stehen dürfen: Es bleibt genug des Feldes für die älteren Schwestern übrig.

Die Vorgeschichtsforschung in Sachsen von 1900—1925.

Von Georg Wilke.

Wenn ich, dem Wunsche des Herrn Geheimrat Kossinna nachkommend, in den folgenden Zeilen eine Übersicht über die vorgeschichtliche Durchforschung unseres Landes innerhalb der letzten 25 Jahre zu geben versuche, so geschieht dies nicht ohne ein gewisses Gefühl der Beschämung. Zwar hatte die Vorgeschichtsforschung in Sachsen schon im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts unter Klemm und Preusker eine vielversprechende Blütezeit erlebt, und man kann wohl kühn behaupten, daß damals unser Königreich mit zu den führenden Ländern Deutschlands auf diesem Gebiete gehörte. Aber dann ist es in einen tiefen Dornröschenschlaf versunken, aus dem es erst sehr spät und nur allmählich wieder erwacht ist. Und wenn auch heute der Vorgeschichte erfreulicherweise wieder eine größere und ständig wachsende Zahl von Freunden erstanden ist und dementsprechend auch innerhalb der letzten Jahrzehnte eine starke Sammler- und Grabungstätigkeit eingesetzt hat, so liegt doch die wissenschaftliche Verarbeitung des neu gewonnenen Stoffes noch recht im Argen. Besitzen wir aus Sachsen doch selbst heute noch nicht, wie andere Länder (vgl. Götze, Höfer und Zschiesche, Die Altertümer Thüringens; Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin u. a.) — von einigen, nur für völlig unkundige Laien berechneten kleineren, zum Teil auch schon längst veralteten Arbeiten (J. Deichmüller, Sachsens vorgesch. Zeit in Wuttke, Sächs. Volkskunde[2] 1901, S. 26—52; R. Benndorf, Sachsens Vorzeit, in „Der praktische Schulmann", Leipzig, 53. Jg. 1904, S. 651—666; derselbe, Tafeln vorgeschichtlicher Gegenstände aus Mitteldeutschland, mit Erläuterungsheft[2], 5 Tafeln, Leipzig 1912 [vgl. die Anzeige von G. Wilke, Mannus IV, S. 339]; H. Braun, Ein Kulturbild aus der Vorzeit unseres Sachsenlandes in „Sachsenpost", III. Jg. 1909, H. 40, S. 1—2; 41, S. 1—3; 42, S. 3—4) abgesehen — eine zusammenfassende Darstellung von Sachsens Vorgeschichte. Ja, nicht einmal für einzelne Kreise oder auch nur Amtshauptmannschaften, wie etwa A. Götzes Beihefte zu: Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, P. Goeßlers Altertümer im Königreich Württemberg u. dgl. mehr, liegen bisher zusammenfassende amtliche Darstellungen vor [1]).

[1]) Eine Übersicht über die „Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens", die freilich verschiedene Lücken aufweist, gibt G. Dutschmann in der Mannus-Bibliothek Nr. 27, 1921.

In der Hauptsache liegt das wohl daran, daß die in erster Linie hierzu berufene und über den gesamten Stoff verfügende Person, der Leiter des vorgeschichtlichen Landesmuseums oder richtiger der Abteilungsvorstand der noch immer ein bloßes untergeordnetes Anhängsel des mineralogisch-geologischen Museums bildenden vorgeschichtlichen Abteilung in Dresden durch seine Doppelstellung als Landeskonservator und Museumsleiter derart mit Arbeiten überlastet ist, daß ihm zu einer einigermaßen großzügigen wissenschaftlichen Betätigung einfach keine Zeit bleibt, und man kann daher dem derzeitigen Sammlungsleiter G. Bierbaum nur voll beipflichten, wenn er in seinem auch in sonstiger Hinsicht beachtenswerten Aufsatz: Über den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler (Sonderbeilage zum Bautzener Tageblatt anläßlich des Beginns der dritten Tagung der „Berufsvereinigung deutscher Prähistoriker" in Bautzen am 3. Juni 1925) sehr entschieden die Trennung der beiden, bisher in einer Person vereinigten amtlichen Obliegenheiten fordert.

Günstiger als für das Land als Ganzes liegen die Verhältnisse für einzelne kleinere, enger begrenzte Gebiete, und namentlich liegen für die Oberlausitz neben zahlreichen, später zu erwähnenden Einzelbeschreibungen auch einige über größere Zeiträume sich erstreckende zusammenfassende Berichte vor. So vor allem eine Arbeit von L. Heyerabend: Der gegenwärtige Stand der vorgeschichtlichen Forschung in der Oberlausitz, AKBl. 1906, S. 88—91 und OJ. II, H. 3/4, 1907/08, S. 292—298) und desselben Verfassers vorgeschichtliche Wandtafeln Ebenso gehört hierzu ein Artikel J. Grenzels: Die Sammlungen der Ges. f. Anthr. u. Urg. zu Bautzen (BG. 1910, Nr. 8 u. 9, S. 29f.) und auch W. Grenzels Schrift: Siedelungsgeschichtliche Betrachtungen aus der Oberlausitz (OH. 1. H. 1922) und ein kleiner Aufsatz: Oberlausitzer Dörfer der Vorzeit (BAG. 1924, Nr. 9), sowie R. Needons Aufsatzreihe „Vorgesch. a. d. Oberlausitz in der WBLZ. (1904, Nr. 8; 1905, Nr. 29; 1906, Nr. 98; 1907, Nr. 98; 1908, Nr. 2; 1909, Nr. 49; 1910, Nr. 48; 1911, Nr. 52; 1912, Nr. 52; 1913, Nr. 50) sind hier zu nennen.

Eine zusammenfassende Übersicht der Funde in der Dresdner Gegend bietet J. Deichmüller (Die Gegend von Dresden in vorgeschichtlicher Zeit, Sonntagsbeilage d. Dresdn. Anz. 1907, Nr. 36, S. 146—148; Nr. 37, S. 149 bis 151; Nr. 38, S. 154—156), und über die Funde aus dem nördlichen Mittelsachsen berichtet G. Bierbaum in einer kleinen, aber inhaltreichen Schrift: Vorgeschichtliche Wanderung, Vorgeschichtlicher Überblick mit Tafeln (Sonderabdruck aus „Nordsächsisches Wanderbuch", der dritten Tagung der Berufsvereinigung deutscher Prähistoriker in Bautzen überreicht vom Verfasser). Die vorgeschichtlichen Altertümer Nordwestsachsens (einschließlich der angrenzenden Teile der Provinz Sachsen) behandelt K. Jacob (K. Jacob, Zur Prähistorie Nordwestsachsens. Übersicht über die vorgeschichtlichen Perioden und den wichtigsten Vertreter in der Leipzig-Hallischen Gegend. Diss. Leipzig 1911, Nova acta der Kgl. Leop.-Carol. Deutsch. Akad. d. Naturforscher, XCIV, Nr. 2, 1911, 231 S. u. 36 Taf.; Fundberichte aus Nordwestsachsen, JMDL. III, 1908/09), die der Grimmaer Gegend G. Henning in einem gediegenen, durchaus dem gegenwärtigen Stande der Forschung entsprechenden Aufsatz: „Zur Vorgeschichte um Grimma (Die Grimmaer Pflege, heimatl. Blätter für die Stadt Grimma und ihre Umgebung, Monatsbeil. der Nachrichten für Grimma, 4. Jahrg., Nr. 4—7) und die der Rochlitzer Pflege Cl. Pfau (Cl. Pfau, Topographische Forschungen über die ältesten Siedelungen der Rochlitzer Pflege; Mitt. d. Ver. f. Roch. Gesch., 3. H., 1900), ein ungemein rühriger Sammler von Oberflächenfunden und ein um die archivalische Orts-

geschichtsforschung gewiß ganz verdienter Mann, dem aber seine zeitraubenden, bis aufs kleinste Einzelheiten und Nebensächlichkeiten sich erstreckenden archivalischen Arbeiten nicht die Muße zu einem tieferen Eindringen in die vorgeschichtliche Altertumskunde lassen, wie es für eine fruchtbringende wissenschaftliche Betätigung auf diesem Gebiete die notwendige Voraussetzung ist.

Mit Untersuchungen anthropologisch-geographischer Art, insbesondere der Abhängigkeit des Waldbestandes vom Löß und den klimatischen Schwankungen und damit auch der Besiedelungsfähigkeit des Landes, wie sie auch aus anderen Ländern vorliegen, beschäftigt sich W. Grenzel (Vortrag in d. d. Anthrop. Vers. zu Hildesheim 1921; Siedelungsgesch. Betrachtungen a. d. Oberlauf., OH., H. 1, 1922; die vorgeschichtl. Siedelungen u. d. Siedelungsland im herzynischen Urwaldgebiet, Obersächs. Heimatstufen, H. 1). Er zeigt dabei u. a. auch, daß das häufige Zusammentreffen von Löß und Steinlandschaft nicht notwendig, wie meist angenommen wird, auf Waldfeindlichkeit des Lösses zu beruhen braucht, da der Lößboden der Gegend von Görlitz und Cupen zwar in der Bronzezeit besiedelt war und dementsprechend waldfrei gewesen sein muß, im frühen Mittelalter dagegen Urwaldcharakter zeigt [1]). Weiteren Stoff für die Besiedelungsgeschichte liefern mehrere Arbeiten des der Wissenschaft leider viel zu früh durch den Heldentod entrissenen jungen Forschers Alfred Hennig (Boden und Siedelungen im Königreich Sachsen, Diss. 1912; auch Bd. III, H. 3 der Bibl. d. sächs. Ges. u. Landesk. 1912 [vgl. E. Wahles Anzeige im Mannus V, 144ff.]; die Dorfformen Sachsens als 1. Teil der Bauernhausforschung für das Königr. Sachsen, Karte 1912), die Lissauerschen und Beltzischen Typenkarten (ZfEthn. 1904, S. 537ff.; S. 573ff.; 1905, S. 793ff.; 1906, S. 817ff.; 1907, S. 785ff.; 1911, S. 664ff. und 930ff.; 1913, S. 659ff.), die zahlreichen Fundortzusammenstellungen der verschiedenartigsten Gerätetypen durch Kossinna (ZfEthn. 1902, S. 161ff.; Mannus II, 243; VII, 97; IX, 148, 171; X, 206; XIII, 258ff.) und die Typenkärtchen G. Wilkes (Mannus IX, 1ff.).

Über die Stammeszugehörigkeit der vorgeschichtlichen Bewohner Sachsens handeln verschiedene Arbeiten von G. Kossinna, K. Schuchhardt und G. Wilke. In seiner vielgenannten Arbeit: Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet (ZfEthn. 1902, Verh. 161—220) schrieb Kossinna den nordischen Megalithkreis den noch ungetrennten Indogermanen, den bandkeramischen Formenkreis, zu dem auch Sachsen gehört, einer nicht indogermanischen Bevölkerung zu. Nach Abzug der Bandkeramiker seien dann die ersten indogermanischen Stämme in Gestalt der Träger der Kugelamphoren und des Bernburger Typus, außerdem aber auch noch die damals von ihm für nichtindogermanisch gehaltenen Schnurkeramiker eingerückt. Zu Beginn der frühen Bronzezeit sei dann die Gliederung der nunmehr schon über ein weites Gebiet verbreiteten Indogermanen in die West- und Ostgruppe erfolgt, wobei die Elbe die Grenze bildete. Sachsen selbst sei damals nur noch ganz schwach besiedelt gewesen, und in die verödeten Gebiete seien später von Südosten her thrakische Stämme, die Karpodaken, als Träger des Lausitzer Typus eingerückt. In einem 1908 in der Berl. Anthr. Ges. gehaltenen Vortrage (ZfEthn. 1908, S. 938) änderte Kossinna seine Ansichten dahin, daß

[1]) Anderseits erscheint auch Schlizes Behauptung, die Bandkeramiker hätten sich als tüchtige Ackerbauer ausschließlich auf Lößboden niedergelassen (ZfEthn. 1906, S. 334 ff.) nicht mehr haltbar, nachdem P. Reinecke (Röm.-germ. Korr.-Bl. IX, 1916, S. 71ff.) für Südostbayern zahlreiche Bandkeramiker-Siedlungen außerhalb des Lößgebietes nachgewiesen hat. Umgekehrt sind die Lößterrassen Südwestbayerns so gut wie fundfrei.

er nunmehr auch die Bandkeramiker für Indogermanen, und zwar für Südindogermanen erklärte; an der Karpodakentheorie hielt er zunächst noch fest. Eine weitere Ausgestaltung erhielt diese Auffassung in seinen Arbeiten: Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen (Mannus I, S. 17ff.; S. 225ff.; II, S. 59ff.) und Zur älteren Bronzezeit (Mannus III, 316ff.), in der er die nach seiner Auffassung aus den Trägern der Kugelamphoren, Schnurkeramik und Elbmegalithkeramik hervorgegangenen (also rein nordischen), nunmehr auch in Sachsen schon in größerer Zahl nachweisbaren Aunjetitzer für das Stammvolk erklärte, aus dem dann etwas später die Kelten im Südwesten Deutschlands, die Italiker Oberitaliens und die Illyrer am Donauknie entstanden; auch verteidigt er in dieser Arbeit sehr energisch seine Karpodakentheorie (S. 322ff.). Die nächste wichtige Etappe in der Entwicklung der Anschauungen Kossinnas bilden die beiden Fortsetzungen der vorgenannten Arbeit (Mannus IV, 173ff.; 271ff.), in denen er nunmehr die Karpodakentheorie aufgibt und die Träger der Lausitzer Kultur als Nachkommen der Aunjetitzer, und zwar als Nordillyrer auffaßt. Über das Werden der Urindogermanen und die Spaltung des indogermanischen Urvolkes handelt dann die Adalbert Bezzenberger gewidmete Arbeit „Die Indogermanen" (Mannus-Bibl. Nr. 26, 1921), von der bisher leider nur der I. Teil erschienen ist, und die zwar Sachsen nicht unmittelbar berührt, immerhin aber auch für dieses wegen der dort behandelten allgemeinen ethnischen Fragen eine gewisse Bedeutung hat. Endlich sei noch auf eine zwar nicht näher begründete, aber für seinen heutigen Standpunkt wichtige kurze Bemerkung (Mannus XVI, 175) hingewiesen, nach der er jetzt wieder zu seiner früheren Auffassung der Bandkeramiker als Nichtindogermanen hinzuneigen scheint.

In einem gewissen Gegensatz zu den geschilderten älteren Anschauungen Kossinnas suchte G. Wilke in seiner Arbeit „Neolithische Keramik und Arierproblem" (AfA. N. F. VII, 298ff.) die später für die metallzeitlichen Perioden Mitteleuropas und insbesondere Deutschlands nachweisbaren Kulturkreise — unbeschadet der auch von ihm angenommenen nordischen Zuwanderungen — bereits für die letzten Abschnitte des Neolithikums darzutun; und indem er die von ihm aufgestellten Kulturkreise mit dem von der Sprachforschung nach der J. Schmidtschen Wellentheorie aufgestellten Schema der sprachlichen Gliederung zusammenstellte, kam er schon in dieser Arbeit zu der Überzeugung, daß der Megalithkreis den Urgermanen, der südwestdeutsche Formenkreis den Kelten, der ostdeutsch-österreichische, zu dem auch Sachsen gehört, den Illyrern zuzuweisen sei. An dieser Auffassung, die er dann in einigen weiteren Arbeiten (Mann.-Bibl. Nr. 1; AfA. Nr. 5, XVII, 162ff., IMDL. VII, 1915/17, S. 21ff.) und namentlich in seinem Aufsatz: „Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrer" (Mannus IX, S. 1—54) und „Archäologie und Indogermanenproblem" (Veröff. d. Provinzialmuseums Halle I, H. 3, 1918) noch weiter zu begründen versucht hat, hält Verf. auch heute noch fest, gleichgültig wann und wie die sprachliche Gliederung vor sich ging, die vielleicht erst eine Folge der gegen Ende des Neolithikums einsetzenden nordischen Zuwanderungen und der dadurch herbeigeführten dünnen Überschichtung der bodenständigen Bevölkerung durch nordische Stämme bildete. Wesentlich ist ihm nur, daß der Grundstock der Bevölkerung in allen drei Kulturkreisen der gleiche geblieben ist, und daß insbesondere die Aunjetitzer und die aus ihnen hervorgegangenen Lausitzer die unmittelbaren, wenn auch mit nordischem und zum Teil auch westischem (Glockenbecherleute) Blut durchsetzten Abkömmlinge der alten bodenständigen bandkeramischen Bevölkerung

bilden (vgl. hierzu die ausführlichen Referate G. Wagners über die vom Verfasser in der Volkshochschule zu Rochlitz gehaltenen Vorträge im Rochlitzer Tageblatt 1923, Nr. 269, 274, 290, 287, 293). Doch hebt sich Sachsen (mit dem angrenzenden Thüringen) schon in bandkeramischer Zeit aus dem ostdeutschen Formenkreise als ein Gebiet mit besonderer Kulturschattierung heraus, eine Sonderstellung, die auch in den nachfolgenden Perioden immer wieder hervortritt und in zahlreichen Typenkarten ihren Ausdruck findet.

Wesentlich anders als Kossinna und Wilke, die im Grunde genommen nur hinsichtlich der Entstehungszeit der Illyrer abweichender Meinung sind, beurteilt K. Schuchhardt die volkliche Frage (ZfEthn. 1909, S. 947f.; PrZ. I, S. 360ff.; Verhdlg. d. Posener Philologenvers 1911, S. 70; Hoops, RL. I, S. 354; Alteuropa, S. 298). Nach ihm soll sich die Lausitzer Kultur ganz unmittelbar aus der Elbmegalithkultur (der Walternienburger Gruppe) entwickelt haben, und da er in den Trägern dieser steinzeitlichen Kultur Germanen erblickt, so sind nach ihm die Träger der Lausitzer Kultur als solche anzusprechen, und zwar könnten als Bewohner der Oberlausitz nur Semnonen in Betracht kommen, die hiernach schon um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Chr. dort ansässig gewesen wären. Die Gründe, die diese Semnonenhypothese ausgeschlossen erscheinen lassen, sind in den schon erwähnten Arbeiten Kossinnas (Mannus III, 323ff.) und Wilkes (Mannus IX, 45 und namentlich „Archäologie und Indogermanenproblem" S. 7ff.) ausführlich dargelegt worden.

Paläolithikum.

Noch in seiner oben erwähnten Übersicht in Wuttkes Volkskunde hielt sich Deichmüller — freilich entgegen den bei mir damals schon herausgebildeten Anschauungen — zu der Annahme berechtigt, daß Sachsen während der ganzen Diluvialzeit wegen der Vergletscherung des Landes nicht besiedelungsfähig gewesen sei (obwohl damals schon zahlreiche Reste quartärzeitlicher Tiere aufgedeckt und auch die paläolithischen Funde aus dem benachbarten Thüringen bereits bekannt waren). Durch die vielerörterten Funde von Markkleeberg bei Leipzig ist nun diese Anschauung gründlich widerlegt worden (K. Jacob, Paläolithische Funde aus Leipzigs Umgebung, PrZ. III, 116ff.). Nur über die geologische und kulturelle Eingliederung sind die Meinungen auseinandergegangen und gehen noch auseinander. K. Jacob glaubt, freilich lediglich auf Grund der vorkommenden Gerätetypen, nicht aber stratigraphischer Beobachtungen und unter Berufung auf Breuils, Commonts und Obermaiers gutachtliche Äußerungen, drei Schichten annehmen zu dürfen: eine noch an das Acheuléen anklingende Unterstufe, ein reines Moustérien als Mittelstufe und ein Hoch-Moustérien als Oberstufe (PrZ. V, S. 331ff.; K. Jacob und C. Gaebert, Die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig, 25 Taf., 14 Textabb., 3 Karten; VMDL. 1914, H. 5). Für ein knapp vor dem Maximum der Riß- oder Riß-Würmeiszeit seiner neuen Chronologie liegendes Moustérien erklärt auch J. Baier die Station (Mannus VII, S. 315ff.; IX, 105ff.; XIV 250ff.), dagegen hält sie R. R. Schmidt für ein Früh-Acheuléen (R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands, 1923, S. 99) und als ein älteres, der 1. Zwischeneiszeit angehöriges Acheuléen faßte sie ursprünglich auch Wiegers auf (F. Wiegers, Über das Alter der diluvialen Menschen in Deutschland; Zeitschr. d. deutsch. geol. Gesellsch., B. Monatsber. Bd. 65, 1913, S. 543—546), erklärte sie dann aber als ein der II. Eiszeit entsprechendes oberes Acheuléen (F. Wiegers,

Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft; Abh. d. Preuß. geol. Landesanstalt, N. F., H. 84, Berlin 1920). O. Hauser endlich — für den ich bei dieser Gelegenheit trotz meiner Ablehnung seiner La Micoque-Aufstellung gegen die formal nicht gerechtfertigten, oft recht gehässigen persönlichen Angriffe eintreten möchte — setzt es seinem Micoquien (dem deutschen „Köstien-Micoquien") gleich, das er bekanntlich für eine auf französischem Boden in der letzten Zwischeneiszeit zwischen Mousterien und Aurignacien auftretende landfremde Erscheinung hält, und als dessen Träger er eine ganz neue, durch den Unterkiefer von Ehringsdorf vertretene Rasse annimmt (O. Hauser, La Micoque, Die Kultur einer neuen Diluvialrasse, Leipzig 1916; Derselbe, Bemerkungen zu J. Bayer „Die Bedeutung der Mousterien-Station Markkleeberg bei Leipzig für die quartärchron. Frage", Mannus VIII, 228ff.). Die Gründe, die diese Aufstellung unannehmbar machen, hat J. Bayer a. a. O. zusammengestellt.

Über zahlreiche Fundstellen mit paläolithischen Gerätetypen, die O. Hauser gleichfalls seiner Stufe Ehringsdorf—Köstien—La Micoque zuweist (O. Hauser, Löbauer Volkszeitung v. 28. 4. 1925 und 9. 7. 1925; Derselbe, Die Umschau, 29. Jahrg. 1925, H. 30, S. 588—590) wird neuerdings auch aus der Oberlausitz berichtet (L. Feyerabend, Volksztg. vom 7. 5. 1925; P. Brauer, Sächs. Postillon Löbau v. 5. 5. 1925 und andere Zeitungsberichte). Doch läßt sich über den Charakter dieser angeblichen Gerätetypen, die besonders in Nechen, Oelsa, Dürrhennersdorf und Kohlwesa (an der Bahnstrecke Löbau-Bautzen) zum Vorschein gekommen sind, solange nichts aussagen, als sie nicht unter Beifügung der nötigen guten Abbildungen fachmännisch veröffentlicht sind. Von den zahlreichen, im Naturkundlichen Heimatmuseum des Leipziger Lehrervereins zu Leipzig ausgestellten Stücken hat mir — ich habe sie allerdings nur in den Schaukästen und bei sehr ungünstiger Beleuchtung gesehen — kaum eines den Eindruck eines Artefaktes gemacht[1]).

Endlich sei noch ein von G. Wilke (LNN. v. 10. Juni 1920) angeführter Fund von Schmölen bei Wurzen erwähnt. Hier fand sich in einer kleinen Kiesgrube ein Höhlenlöwenzahn und dicht daneben ein einfacher Steinspan und ein schöner, etwa fingerlanger Hohlschaber mit vorzüglichen regelmäßigen Steilretuschen von Aurignacharakter, zu denen sich dann später noch einige nicht sehr ausgeprägte und vom Finder selbst als zweifelhaft betrachtete kielkratzerartige Stücke gesellten, deren Charakter als Geräte jedoch R. R. Schmidt wegen der teilweise noch anhaftenden Rinde nicht für gesichert hält. Eine wissenschaftliche Veröffentlichung soll erst dann erfolgen, wenn noch mehr Stücke gefunden worden sind.

Mesolithikum.

Über eine Besiedelung Sachsens in mesolithischer Zeit liegen noch keine bestimmten Nachrichten vor. Wohl erscheinen in vielen der sogenannten Steinwerkstätten Steingeräte von ausgeprägt geometrischen Formen, wie sie für das Tourassien und Tardénoisien charakteristisch sind und namentlich finden sich in den von Cl. Pfau (Topographische Forschungen usw.) mit großem Eifer gesammelten Funden derartige Typen in ziemlich großer Zahl vertreten. Da aber ganz gleichartige Formen auch noch in neolithischer Zeit ziemlich häufig vorkommen, die für die Yoldia- und Ankylusperiode typischen

[1]) Nach einer Zeitungsnotiz sollen jedoch die Funde in einer der Sitzungen der Berliner Anthropol. Gesellschaft, der sie zur Beurteilung vorgelegt worden sind, als Artefakte anerkannt worden sein.

Knochenwerkzeuge dagegen bisher noch nicht beobachtet worden sind, so wird man vorläufig die Frage, ob Sachsen innerhalb dieser Periode besiedelt war, noch offen lassen müssen.

Neolithikum.

Auch die Frühstufen des Neolithikums sind, wenn man von den oben genannten, zum Teil vielleicht hierzu gehörigen „Feuersteinwerkstätten" absieht, in Sachsen noch nicht nachgewiesen. Um so größer ist dagegen die Zahl der innerhalb der Berichtszeit neu aufgedeckten Funde aus dem Vollneolithikum, über die auch einige zusammenfassende Berichte vorliegen. Es sind dies außer den oben angeführten allgemeinen Übersichten für Sachsen: J. Deichmüller, Die steinzeitlichen Funde im Königreich Sachsen, Korr.Bl. Ges.V. 1900, S. 183ff.; die Oberlausitz: F. Wilhelm, Neue Steinzeitfunde in der Umgegend von Bautzen, Bautzener Geschichtsbl., Jg. 2, 1910, S. 38—39; die Dresdner Gegend J. Deichmüller, Steinzeitliche Siedelungen in der Umgebung von Dresden, JB. 1910, S. 7; die Lommatzscher Pflege J. Hottenroth, Über neolithische Ansiedelungen in der Umgebung von Lommatzsch, IA. 1903, S. 67—71 und J. Deichmüller, Einige neolithische Funde aus Sachsen, IA. 1909, S. 112f.; die Leipziger Gegend: M. Näbe, Die steinzeitliche Besiedelung der Leipziger Gegend unter besonderer Berücksichtigung der Wohnplatzfunde, VMDL. 1908, H. 3; aus der Rochlitzer Pflege Cl. Pfau, Über vorgeschichtliche „Feuersteinwerkstätten" in der Rochlitzer Gegend, Mannus II, Ergänzungsband 1911, S. 49—65, der in ihnen Reste alter Grenzkultbräuche erblickt und aus ihrer Verbreitung schließt, daß die heutigen Ortsflurgrenzen schon in damaliger Zeit vorgezeichnet waren (!).

Von den einzelnen Steinzeitkulturen bleiben die verschiedenen Formen der „Bandkeramik" noch immer auf das nordwestliche Sachsen beschränkt, während rechtselbisch nur aus der Riesaer Gegend (s. u.) einige hierhin gehörige Funde bekannt geworden sind und namentlich die Oberlausitz noch völlig fundfrei ist. Die Funde stammen fast ausschließlich aus Herdgruben, die entweder nur eine der beiden bandkeramischen Formen, d. h. Stichband- oder Spiralmäanderkeramik in Reinkultur, häufiger aber beide gemischt enthielten. Siedelungen mit reiner Spiralmäanderkeramik werden erwähnt von Kaditsch und vom Pulverturm bei Grimma, von Cassabra (Schule) bei Oschatz, Wetteritz und Draschwitz bei Mutzschen, Nünchritz bei Riesa, Döbritz, Großpelsen, Kemmlitz, Kreina, Langenberg, Mettelwitz, Mügeln, Porschnitz, Remsau-Wiederoda, Schänitz bei Meißen, Schlanzschwitz, Schleben, Sornzig, Töllschütz, Wetteritz, Zeithainer Windmühle (G. Wilke, AfA., N. F. VII, 302; G. Bierbaum, Vorgeschichtliche Wanderung, S. 240). Siedelungen mit reiner Stichbandkeramik fanden sich besonders in Dresden-Löbtau, Dresden-Reichenbachstr., Mockritz bei Dresden, Lockwitz, Cassabra, Hof bei Stauchitz, Jessen, Mertitz, Mügeln, Neu-Seußlitz, Raßlitz, Röderau (G. Wilke und G. Bierbaum a. a. O.; J. Deichmüller, JB. 1903, S. 8; A. Teetzmann, IA. 1905, S. 73—79). Vergesellschaftet fanden sich beide Formen in Birmenitz, Cassabra, Deila, Döhlen-Lüttnitz, Gaumnitzhügel, Grauschwitz, Grödel, Leippen, Mauna, Nünchritz, Paschkowitz, Baderitz, Pitschütz, Prositz, Schlagwitz, Seebschütz, Schlanzschwitz, Strocken, Ziegenhain. Zu dieser Gruppe gehört auch noch die große Siedelung von Eutritzsch-Wiederitzsch bei Leipzig mit über 200 Herdstellen, die aber (außer Rössener und Elbmegalithkeramik) auch Herdgruben mit reiner Stichband- und reiner Spiralmäanderkeramik aufwies (M. Näbe a. a. O.), wobei noch besonders bemerkenswert ist, daß

beide räumlich verschieden gruppiert waren und zwischen beiden Gruppen die Herdstellen mit gemischter Keramik lagen. Endlich fanden sich beide Gattungen auch noch in der von Fr. Krause im Auftrage des Museums für Völkerkunde sehr sorgfältig untersuchten Siedelung von Carsdorf-Zauschwitz bei Pegau (JMDL. VI, 1913/14, S. 67ff.). Außerdem zählt Bierbaum, a. a. O., noch eine größere Reihe von Siedelungen mit nicht näher bestimmbarer Keramik auf.

Gräberfelder mit Bandkeramik sind bisher nicht bekannt geworden. Wohl aber fanden sich in Cutritzsch-Wiederitzsch (M. Näbe a. a. O.) und Zauschwitz bei Pegau (Die vorgeschichtliche Bedeutung des mittleren Elstertales, WBLZ. 1901, Nr. 10, S. 39) die Reste von je zwei Skeletten ohne Beigaben, die wohl als alte Wohnungsbestattungen aufzufassen sind. Außerdem sind in Lockwitz bei Dresden (J. Deichmüller, IA. 1910, Nr. 28) und auf dem Vogelberg bei Gröbel (derselbe, a. a. O.) Leichenbrandreste mit Stichbandkeramik und in Leippen ein fast vollständiges Gefäß der Spiralbandkeramik, das gleichfalls Leichenbrand enthielt, zum Vorschein gekommen (G. Bierbaum, a. a. O., S. 241). Endlich fanden sich Leichenbrandreste mit Rössener Keramik auch noch in der Gegend von Nünchritz (Sammlung Wilke).

Im Gegensatz zur Bandkeramik zeigt die Schnurkeramik ihre größte Verbreitung in der Oberlausitz, wo sie sich hauptsächlich über das etwa 300 qkm große fruchtbare Hügelland der mittleren Lausitz von Ostro im Westen bis Litten im Osten und von Nischwitz im Norden bis Doberschau im Süden erstreckt. Die wichtigeren Fundorte sind hier Burk (Geih, OJ. II, H. 1, 1905, S. 1—9; J. Frenzel, a. a. O., H. 2 1906, S. 87f.), Litten (R. Needon, a. a. O. III, 1920, H. 1), Bautzen-Artilleriekaserne (Bruger, a. a. O., III, 1920, S. 42—47), Auritz, Niederkaina, Nadelwitz, Lubachau, Quatitz, Radibor, Neschwitz, Quoos, Leutwitz, Oberuhna, Kaseritz, Prautitz, Zockau, Doberschau, Oberkaina, Strehla (H. Wilhelm, Neue Steinzeitfunde in der Umgebung von Bautzen), Caminau, Kronförstchen, Großdöbschütz, Salgenforst (BG. Bl. 1925, Nr. 10, S. 38f.) Aus dem übrigen Sachsen werden als (zum Teil freilich schon bekannte) Fundorte mit Schnurkeramik genannt rechts der Elbe: Nünchritz (J. Deichmüller, IA. 1910, S. 112f.) und Klotzsche (Derselbe, IA. 1900, S. 18—20), links der Elbe: Dölzig (K. Waase, WBLZ. 1906, Nr. 25, S. 98), Gr.-Dalzig bei Leipzig (J. Deichmüller, KBlGG. 1900, 5), Miltitz bei Leipzig (Näbe, a. a. O., S. 7; Deichmüller, a. a. O.), Cröbern (a. a. O.), Leipzig-Marienhöhe (Jacob, Fund-Ber. v. N.-W.-Sachsen), Pegau, Gautzsch bei Leipzig (Jacob, a. a. O., S. 165), Hügelgräber im Bienitz bei Leipzig, Machern (Näbe, a. a. O.), Bornitz bei Riesa, Döhlen-Lütteritz, Klein-Thiemig, Kötitz bei Meißen, Ockritz, Roitzsch bei Lommatzsch, Seebschütz, Stauchitz, Stauda, Naundorf (G. Bierbaum, a. a. O., S. 241) Weidits bei Rochlitz (Mus. Rochlitz) und Burgstädt (J. Deichmüller, KBlGG. 1900, 5), wohl der südlichste bisher bekannte schnurkeramische Fundort aus Sachsen. Die Gefäße stammen anscheinend sämtlich aus Gräbern, wenn auch die Leichen meist restlos verschwunden sind und Skelettfunde, wie der Hocker von Naundorf bei Zehren große Seltenheiten bilden. Zur Odergruppe lassen auch die Lausitzer schnurkeramischen Gefäße keine nähere Beziehungen erkennen, dagegen lehnen sie sich eng an die Thüringer Gruppe an, so daß dort wohl der Ausgang zu suchen ist.

Von sonstigen steinzeitlichen Gefäßgattungen ist zunächst die Rössener Keramik zu erwähnen, die freilich in den vorliegenden Fundberichten meist nicht als solche ausdrücklich genannt wird, aber nach den veröffentlichten

Abbildungen offenbar in vielen bandkeramischen Herdstellen neben einfacher Stichbandkeramik vorkommt. So beispielsweise in Eutritzsch-Wiederitzsch und den Siedelungen von Möritzsch und Günthersdorfer unweit Leipzig (M. Näbe, a. a. O.), die freilich beide schon auf preußischem Gebiete liegen. Ein im Museum zu Grimma befindliches profiliertes Gefäß vom Rappenberg bei Grimma (wohl aus einem nicht erkannten Grab stammend), erwähnt A. Henning, a. a. O., Nr. 4, S. 3. Die Scherben mit Leichenbrandresten meiner eigenen Sammlung von Nünchritz bei Riesa waren schon oben erwähnt.

Gleichfalls nicht ausdrücklich erwähnt wird in den Fundberichten die Bernburg-Latdorfer (Elbmegalith-)Keramik, obwohl auch sie, wenigstens in der Leipziger Gegend vertreten ist, wie namentlich die Trommeln von Eutritzsch-Wiederitzsch (Näbe, a. a. O.) lehren.

Dagegen liegen einige Berichte über das Vorkommen von Kugelflaschen vor. Eine Zusammenstellung der s. Zt. bekannten Fundorte gibt Kossinna, Mannus XIII, 258f. Es sind dies Cröbern bei Leipzig (Deichmüller, KBlGG. 1900), Gaulis bei Leipzig (Jacob, PrUWS. S. 84), Pegau (Götze, ZfEthn. 1900, S. 162), Börtewitz (Jacob, PrZ. V, S. 362ff.) und Kossebaude (J. Deichmüller, Dresdn. Anz. v. 22. 1. 1917). Dazu kommen noch einige Funde aus der 60 Herdgruben umfassenden Siedelung mit Schnur- und Bandkeramik von Kroptewitz (G. Bierbaum, Vorg. Wander., S. 242) und einige ganz neuerdings vom Lehrer Irmscher in einer auch sonst sehr fundreichen Sandgrube von Ballendorf östlich Lausick aufgefundene Scherben, die vielleicht aus einem durch spätere (latènezeitliche) Anlagen gestörten Grabe stammen (noch nicht veröffentlicht).

Die relative Chronologie, namentlich der verschiedenen bandkeramischen Gruppen, hat G. Wilke (AfA., N. F. VII, 298ff.) auf Grund der Koehlschen Beobachtung zahlreicher sich überschneidender Herdgruben klarzustellen versucht, doch haben sich diese Aufstellungen durch Segers Feststellungen in Schlesien (Schles. Vorz. N. F. VII, 1916, S. 1—89) und namentlich Palliardis stratigraphische Beobachtungen in Mähren (Die relative Chronologie der jüngeren Steinzeit in Mähren WPrZ. I, S. 257) als unhaltbar erwiesen. Vielverheißend ist jedoch ein von Niclassen auf der Tagung der Anthropologischen Gesellschaft in Halle aufgestelltes chronologisches System, der, wie es auch schon G. Wilke (AfA., N. F. VII, 302; Mannus IX, S. 12f.) vermutungsweise ausgesprochen hatte, einen gewissen zeitlichen Parallelismus aller Stilarten annimmt und nur ihren Beginn und ihr Ende verschieden hoch ansetzt. Besonders bemerkenswert ist in dieser Hinsicht eine nicht sehr weit von der sächsischen Grenze gelegene Siedelung bei Treben, Kr. Weißenfels, wo von drei untersuchten Herdgruben die eine nur ein spiralverziertes Gefäß, die zweite nur Bernburger Keramik und die dritte zuunterst Bernburger und darüber, durch eine feste Lehmbrockenschicht davon getrennt, Spiralmäander-Keramik enthielt, also eine Umkehrung des sonst beobachteten zeitlichen Verhältnisses, für die schon G. Wilke (AfA., N. F. VII, 302) eine Erklärung versucht hat.

Ziemlich viele Berichte liegen über Steinbeile vor. Ein Verzeichnis der in Sachsen aufgefundenen Beile von gebändertem Feuerstein gibt Kossinna (Mannus IX, 1917, S. 148), eine Zusammenstellung verschiedener Typen von Streitäxten Åberg (Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit, Leipzig 1918) und eine Übersicht der reich verzierten Streitäxte des sächsischen Typus J. Lechler (Man.-Bibl. Nr. 22, S. 1ff.), darunter auch das von J. Deichmüller (IA. 1901, S. 16f.) veröffentlichte

Stück von Zeicha bei Mügeln. Bemerkenswert ist, daß sowohl die Ausbreitung dieser, als das Fehlen der Streitäxte vom schlesisch-böhmischen Typus der Abergschen Zusammenstellung in Sachsen räumlich der oben angedeuteten, auch in der Bronzezeit deutlich erkennbaren sächsisch-thüringischen Sondergruppe des ostdeutsch-österreichischen Formenkreises entspricht. Endlich sei noch hingewiesen auf das verhältnismäßig häufige Vorkommen von Steinbeilen im Vogtlande (E. Kaiser, Vogtl. Anz. Nr. 222), darunter auch ein Jadeitbeil von Elsterberg bei Plauen (Kaiser-Mohr, Vogtl. Anz. u. Tagebl. 1913, Nr. 160, 3. Beil.).

Noch sehr dürftig sind unsere Kenntnisse vom steinzeitlichen Haus. Zwar bringt Fr. Krause eine sehr große Zahl von Profilen der von ihm sehr gründlich untersuchten bandkeramischen Siedelung von Carsdorf-Zauschwitz (s. o.), aber über die Form und Einrichtung der Hütten haben auch diese Untersuchungen keinen Aufschluß gebracht, da Pfostenlöcher nicht festzustellen waren. Dagegen wird neuerdings von einem Pfostenloch an den Trichtergruben von Purschwitz bei Bautzen berichtet (W. Frenzel, BN. v. 1. 11. 1925), doch fehlt eine Altersangabe.

Von sonstigen Dingen ist noch zu erwähnen der Torso eines mit Punkten verzierten weiblichen Tonidols von Birmenitz bei Lommatzsch (J. Deichmüller, PrZ. 1910, H. 3/4), das erste derartige Stück aus Sachsen, obschon bandkeramische Tonidole selbst noch in Anhalt in größerer Zahl vorkommen (S. G. Wilke in Eberts RL. I, s. o. Bandkeramik). Andere, das religiöse Gebiet berührende, in der Berichtszeit behandelte Denkmäler, die vielleicht noch bis ins Neolithikum zurückreichen, bilden der hohe Stein bei Döben bei Grimma (G. Wilke, ZfEthn. 1901, S. 194f.) und die, namentlich aus der Oberlausitz in größerer Zahl gemeldeten Schalensteine (S. Wilhelm, Schalensteine in der Oberlausitz, OZ. II, H. 3/4, 1907/08, S. 255).

Bronzezeit.

Noch in seiner Arbeit „Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet" (ZfEthn. 1902, S. 161ff.) konnte Kossinna für Sachsen eine fast vollständige Veröbung nach Abschluß des Neolithikums annehmen, da damals neben einer Reihe von Einzelfunden nur einige Depotfunde der Periode I bekannt waren, Grabfunde dagegen noch so gut wie gänzlich fehlten. Seitdem haben sich die Funde aus dieser Periode recht beträchtlich vermehrt. Nicht nur sind zahlreiche neue Einzelfunde (Randäxte v. sächs. Typus von Oetzsch und Birmenitz, dicke Armringe von Stauchitz, Wachtnitz und Paltzschen; verzierter spitz auslaufender Armring von Plotitz; Randaxt vom süddeutschen Typus von Seußlitz; langgestielte Randaxt von Böhlen bei Leisnig [NA. 1900, 74]; Prunkbeil von Löbschütz [J. Deichmüller, Mitt. a. d. sächs. Kunstsamml. I, 1910, S. 10; G. Bierbaum, a. a. O.]) und verschiedene neue Depotfunde hinzugetreten, sondern es sind nun auch schon eine Reihe von Grab- und Siedelungsfunden bekannt geworden. Von Depotfunden seien außer den schon lange bekannten Funden von Olbersdorf bei Zittau ((Preusker, Blicke in die vaterl. Vorzeit I, 1841, S. 139) und Wauden bei Lommatzsch (vielfach fälschlich als Jessen bezeichnet; Montelius, Chronologie der älteren Bronzezeit S. 40, Nr. 16) erwähnt: Carsdorf bei Pegau (Jacob, PrNWS.), Grechwitz bei Grimma (A. Henning, Die Grimmaer Pflege, 4. Jg., Nr. 5, hier irrtümlich als jünger angeführt), Riesa (G. Bierbaum, a. a. O.), Schweta bei Mügeln (mit reich verziertem Bronzebeil, Deichmüller, Mitt. a. d. sächs. Kunstsammlungen I, 1910, S. 10f.), Zehren bei Meißen, Kiebitz bei Mügeln

(H. Hummitzsch, Mügeln. Anz. v. 31. 10. 1914, J. Deichmüller, JB. 1914, S. 16) Bautzen und Birkau[1]) bei Bautzen (H. Naumann, PrZ. XV, 78; J. Grenzel, BHGB. III, H. 5, S. 208ff.). Grabfunde dieser Zeit werden genannt von Carsdorf bei Pegau (Jacob a. a. O., 185), Döbeln (unsicher), Gröba bei Riesa, Kemmlitz (mit Bernsteinperlen und Feuersteinlanze), Kreina, Lockwitz (unsicher), Mehltheuer bei Seerhausen, Nünchritz, Schwochau bei Lommatzsch, Naundorf bei Jessen (neben einem schnurkeramischen Hocker drei zerstörte Gräber mit einem sächsischen Randbeil, einem böhmischen Absatzbeil, einer Dolchklinge mit vier Nietlöchern, Klinge eines Kurzschwertes; Noppenringe aus Golddraht usw.), Trogen (unsicher), Wölkisch (unsicher), Jessen (G. Bierbaum, a. a. O., 243), Coblenz bei Bautzen (W. Grenzel, BN. v. 8. 9. 25 und BGH. Bd. III, H. 5, S. 227). Von Siedelungen werden angeführt: Nieder-Stößwitz, Nössige und Jessen (a. a. O.). Die Chronologie der frühen Bronzezeit behandeln Kossinna (Mannus III, S. 316), der drei Unterstufen (I a, Ib, I c) unterscheidet, und Wilke (Mannus XI/XII, S. 135ff.), der ihren Beginn auf etwa 2400 vor Chr., ihr Ende auf 1800 verlegt, Zahlen, die sehr gut mit den von Hubert Schmidt (Vorgeschichte Europas, Grundzüge der alteuropäischen Kulturentwicklung, Bd. I, Stein- und Bronzezeit S. 42; Aus Natur- und Geisteswelt 1923) angesetzten Zahlen (2400—1900) übereinstimmen.

Ist hiernach die frühe Bronzezeit in Sachsen schon recht gut vertreten, so fehlt es doch noch sehr an Funden der Periode II (1800—1400 nach Wilkes Chronologie), aus der innerhalb der Berichtszeit weder neue Depot noch Grabfunde — die bisher, falls nicht ein Grabfund mit ostdeutscher Ösennadel von Pegau (Jacob, Z. Präh. Nordwestsachsen, Tab. XVI, 103) hinzugehören sollte, überhaupt noch nicht bekannt sind — erwähnt werden. Nur über eine Anzahl von Einzelfunden liegen Mitteilungen vor: Absatzbeile vom böhmischen Typus von Birkowitz a. Elbe, Seeligstadt bei Stolpen, Klein-Saubernitz (ZfEthn. 1905, S. 838), Merzdorf, Gärtitz (G. Bierbaum, Wanderungen usw. 246); Absatzbeil vom nord. Typ von Weidmannsdorf bei Remse (ZfEthn. 1905, S. 818).

Recht reichlich fließen dagegen die Quellen aus der Periode III, der auch die meisten Hügelgräber angehören. Erwähnt werden solche von Ochsensal und Bucha b. Oschatz (J. Deichmüller, JB. 1901, S. 7); am Kolmberge bei Brandis (Die Grimmaer-Pflege, 4. Jg. 1925, Nr. 5), in Nimbschen bei

[1]) J. Grenzel (BGH. III, H. 1, S. 52) hebt besonders den beträchtlichen Zinnreichtum (23,15%) der Birkauer Bronzen hervor. Doch darf diese Tatsache nicht überschätzt werden. Denn da Kupfersalze bei Lagerung der betreffenden Bronzegegenstände in feuchtem Boden viel schneller ausgelaugt werden als Zinn, und da die Auslaugung um so stärker sein muß, je größer die Oberfläche des Gegenstandes im Verhältnis zu seinem Volumen ist, wie es gerade bei zarten Schmuckstücken, Zierscheiben u. dgl. gegenüber den massigen Äxten, Schwertern usw. der Fall ist, so kann sich für jene scheinbar ein ganz unverhältnismäßig hoher Zinngehalt ergeben. Ein besonders lehrreiches Beispiel für diesen Vorgang liefert eine Schwertanalyse durch Kröhnke, die vom Oberteil des Schwertes nach der Spitze zu eine sehr beträchtliche Abnahme des Kupfergehaltes ergab (I, 63, 79%; II, 59, 95%; III, 45, 91%; IV, 8, 56%). Da die Bronzemischung ursprünglich überall die gleiche gewesen sein muß, so muß also die Auslaugung an der dünnen Spitze, die im Verhältnis zum Volumen die größte Oberfläche hat und daher der lösenden Wirkung des Wassers am stärksten ausgesetzt ist, am stärksten gewesen sein (Kröhnke, Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzen Schleswig-Holsteins, Kiel 1897; Olshausen, ZfEthn., Verh. 1897, S. 344). Zu Schlüssen über Handelsbeziehungen und dergl. ist daher das quantitative Mischungsverhältnis der Bronzen, wie J. Grenzel meint, nicht verwendbar, sondern nur das qualitative (Beimengung von Antimon, Silber usw.).

Grimma (Deichmüller, a. a. O. 1904, S. 22); Thümlitzwald bei Leisnig (J. Deichmüller in Wuttke, vgl. a. JB. 1890, S. 28); in der Harth bei Leipzig (JMDL. V, 1911/12, S. 114—122), im Lindigt bei Wermsdorf (G. Bierbaum, Wander., S. 299), von Stöbnig bei Rochlitz (Pfau, Mitt. Rochl. Gesch. V., H. 3, S. 94); von Lomske bei Neschwitz (R. Needon, WBLZ. 1904, Nr. 98); Döberkitz (Alter unbestimmt; WBLZ. 1905, Nr. 29); Elstra (W. Frenzel, OH. H. 1, 1922, S. 33); Bloaschütz bei Bautzen (W. Frenzel, BAG. v. 29. 8. 25; derselbe, BGH. III, S. 222ff.; Alter unbestimmt, vielleicht slawisch.). Dazu kommen noch verschiedene, noch nicht untersuchte Hügelgruppen, wie die vom Verfasser bei Otterwisch aufgefundenen, eine neue vom Lehrer Irmscher im Thümlitzwald festgestellte Gruppe, zahlreiche Hügelgräber am Czernabach (WBLZ. 1905, Nr. 29) u. a. m. Viel zahlreichere Berichte als über Hügelgräber liegen über Flachgräberfelder vor, die sich allerdings noch vielfach in die jüngeren Perioden (IV und V) fortsetzen. Angeführt seien nur einige Urnenfelder, die entweder wegen ihrer Größe oder wegen der Art der Funde besondere Bedeutung haben. In der Gegend von Leipzig: Cröbern, Probstdeuben, Zehmen, Dreiskau, Leipzig-Südfriedhof; Leipzig-Trinitatisfriedhof; Mockau (Jacob, Zur Präh. Nordwest. S. 188; Derselbe, JMDL. Bd. 3, 5), Mölkau bei Leipzig (Moschkau, LMM. v. 1. 4. 25), Roitzsch bei Wurzen, Klinga, Baiersdorf und Wasserwerk bei Grimma (Liedloff, Die ältere Bronzezeit in der Umgegend von Grimma; Festschrift zum 10jährigen Bestehen des Geschichts- und Altertums-Vereins zu Grimma 1911, S. 7—11), Leisenau bei Großbothen (ZfEthn. 1913, S. 718), Ragewitz und Köllmichen bei Mutzschen, Sitten bei Leisnig, Schleben, Nebitzschen, Wetitz, Schlanzwitz und Töllschütz bei Mügeln (G. Bierbaum, S. 244), Leuben, Merkwitz, Cassabra, Zschöllau, Schöna und Bornitz bei Oschatz (a. a. O.), Salbitz, Stauchitz, Rochzahn, Niederjahna, Trebanitz, Lützschnitz, Weitzschenhain in der Gegend von Ostrau (a. a. O.), Döbeln und Klein-Weitzschen bei Döbeln (a. a. O.); Pröda, Schwochau, Zöthain, Schänitz, Leutewitz, Deila, Piskowitz, Roitzsch in der Lommatzer Pflege (a. a. O.); Gröba, Pausitz, Poppitz, Vorwerk Gohlis (diese links der Elbe) und Röderau, Glaubitz, Gohlis, Zeithain, Radewitz, Peritz, Naundörfchen (diese rechtselbisch) in der Gegend von Riesa (a. a. O.); Golk, Keilbusch, Nieder Sieglitz, Zaschendorf, Weinböhla (Rochlitzer Tagebl. v. 22. 10. 1925) in der Umgebung von Meißen; Forsthaus Kreinitz, Neu-Coßwig, Kötitz, Wilschdorf, Kaditz, Dresden-Trachau (Deichmüller, IA. 1915, S. 44), Klotzsche, Dresden-Berl. Bahnhof, Strehlen, Lennéstr, Mockritz, Tolkewitz, Dresden-Striesen, Hosterwitz, Laubegast, Blasewitz in der weiteren Umgebung Dresdens (Deichmüller); Heidenau, Mannewitz und Copitz bei Pirna; Frauenhain, Treugeböhlau, Übigau, Folbern, Naunhof, Großenhain, Zschieschen, Strieße, Skassa, Biberach (J. Deichmüller, IA. 1915, S. 41—44) in der Großenhainer Gegend; Oberebersbach, Niederrödern, Steinbach und Zschorna in der Umgebung von Radeburg; Biela und Nabelschütz bei Kamenz (ZfEthn. 1907, 819); endlich in der weiteren Umgebung von Bautzen auf der Haschoa bei Wadit, in Niedergurig (darüber ein Grab der RZ., s. d., Sperlina, OJ. II, H. 2, 1906, S. 93 bis 96) und in Kohlwesa (WBLZ. 1904, Nr. 8), Döberkitz und Klein-Saubernitz (WBLZ. 1905, Nr. 29), Cunnewitz (WBLZ. 1908, Nr. 2), Kanitz-Christina und Burk (WBLZ. 1909, Nr. 49), Göda, Siebitz, Litten, Strehla (WBLZ. 1910, Nr. 48), Kaßlau (vorwiegend jünger), Leichnam-Spreewiese (WBLZ. 1911, Nr. 52), Bautzen-Waggonfabrik (WBLZ. 1913, Nr. 50), Bautzen-Kriegersiedlung (W. Frenzel, BGH., Bd. III, H. 2, S. 88ff), Ostritz (hier zugleich

eine Eisenschmelzstätte, wohl der Billendorfer Zeit, W. Frenzel, BGH., Bd. III, H. 3, S. 130ff.).

Noch größer ist die Zahl der Grabfunde mit mittlerer (kannelierte Keramik) und jüngerer Lausitzer Keramik (Periode IV und V). Doch kann hier von einer Aufzählung um so mehr abgesehen werden, weil viele der vorgenannten Urnenfelder auch die jüngeren Typen — meist sogar überwiegend — führen.

Auch die Zahl der bronzezeitlichen Siedelungen, von denen früher nur recht wenige bekannt waren, hat sich innerhalb der Berichtszeit recht erheblich vermehrt. Aus der Lausitz erwähnt R. Neeđon solche von Klein-Saubernitz (R. Neeđon, BG. 1912, Nr. 7; WBLZ. 1912, Nr. 52), Raschau, Auritz und Nienschütz (WBLZ. 1913, Nr. 50). Aus dem übrigen ostelbischen Sachsen werden genannt: Kötitz, Sörnewitz und Neusörnewitz bei Meißen, Mülbitz, Görzig bei Großenhain und Nünchritz bei Riesa (G. Bierbaum, Wander., S. 245). Linkselbisch ist vor allem die schon seit 1896 aufgedeckte, aber in der Berichtszeit noch weiter untersuchte befestigte Siedelung auf dem Pfaffenstein bemerkenswert (J. Deichmüller, Der Pfaffenstein, in A. Meiche, Die Burgen und vorgeschichtlichen Wohnungen der Sächsischen Schweiz, Dresden 1907, S. 8—14). Weiter werden genannt: Burkhardtswalde w. Wilsdruff (H. Döring, Die vorgeschichtliche Besiedelung der Wilsdruffer Gegend, in „Unsere Heimat", Beil. z. Wilsdrufter Tageblatt, 1920, Nr. 5—9); Ziegenhain, Leippen, Porschnitz, Jckowitz in der Lommatzscher Pflege (G. Bierbaum, a. a. O.), Gröbitz, Poppitz, Vorwerk Gohlis bei Riesa (a. a. O.), Vorwerk Ockritz, Jahna, Goldhausen, Schlagwitz, Schrebitz, Schwednitz, Zävertitz, Gaudlitz, Neusornzig, Kroptewitz, Strockau, Nebitzschen, Grauschwitz in der Gegend von Mügeln; Gut Wiederoda bei Mutzschen, Börda bei Dahlen (a. a. O.). Und in der Leipziger Gegend untersuchte A. Hennig eine Siedelung bei Geschwitz-Rötha (Feuilleton-Beilage d. LNN. v. 9. 8. 1913), in der er auch das Viereckhaus nachweisen konnte. Außer dieser wurden größere Siedelungen auch noch in Gautsch, Carsdorf und Stünz aufgedeckt (Jacob, PrMWS. S. 188).

Schließlich seien auch noch einige neue und ältere, aber noch nicht veröffentlichte oder neuerdings erwähnte Einzel- und Depotfunde angeführt, die das Siedelungsbild ergänzen. Von Einzelfunden werden genannt: Knopfsicheln von Zabeltitz (G. Bierbaum, a. a. O., 246); Lanzenspitzen von Bauda und Kreinitz (a. a. O.); mittelständige Lappenbeile von Gundorf bei Leipzig, Fischheim a. Mulde, Porschütz bei Großenhain, Blasewitz bei Dresden, Niedersedlitz, Radel bei Bautzen, Bahnhof Bautzen, Löbau, Tiefendorf, Herwigsdorf bei Löbau, Colmitz bei Großenhain, Steinbach bei Radeburg (ZfEthn. 1906, S. 838f.), Klein-Raschütz (Bierbaum, a. a. O.), eine Goldspirale aus Doppeldraht mit Endösen von Klötitz; ein verziertes Tüllenbeil vom Galgenberg bei Grimma (Die Grimmaer Pflege, 4. Jg., H. 5). Von Depotfunden wurden genannt: Wildenhain und Weißig bei Großenhain (Preusker, KBlGG. 1855, S. 105), Okrilla bei Meißen, Tauscha bei Radeberg, Laubegast bei Dresden, Radel und Lippitsch bei Bautzen, Berzdorf auf dem Eigen bei Bernstadt, Stann bei Zwickau (vgl. a. A. v. Larisch, 15. Jahresber. d. Voigtl. Altertumsforsch.-Ver. 1840, S. 20—40), Forstgarten Tharand (F. Nobbe, JA. 1899, S. 19ff.), Forst Hoische südöstlich Spansberg, Zabeltitz, Riesa (ZfEthn. 1906, S. 838f.; Bierbaum, a. a. O. 246f.; JA. 1899, S. 19—22 u. a.).

Recht unklar und unzuverlässig sind die Berichte noch vielfach in chronologischer Hinsicht, obschon doch Reineckes Arbeiten in den AuhV. V, Kossinnas chronologische Bestimmungen im Mannus, Blumes Arbeit im

Mannus IV, S. 75—88 über Posen, Götzes Darlegungen in „Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Kreise Lebus und der Stadt Frankfurt", S. VII ff. und namentlich M. Jahns chronologische Feststellungen für Schlesien (Mannus III, Ergänzungs-Band 1923, Seite 28—42), auch auf die zeitlichen Verhältnisse in Sachsen klärend gewirkt haben und auch hier eine reinliche Scheidung der Perioden III—V gestatten. Besonders störend wirkt die abweichende Bezeichnung der verschiedenen Bronzeperioden durch die einzelnen Forscher. So bezeichnet G. Bierbaum die Lausitzer Kultur der Periode III als B^2, die der Perioden IV—V als B^3. Und W. Frenzel wendet den meist für Periode II gebrauchten Ausdruck „ältere Bronzezeit" auf das an, was man sonst als Periode I bezeichnet, während er zur mittleren Bronzezeit auch schon die sonst als ältere Bronzeit bezeichnete Periode II rechnet. Eine absolute Chronologie der älteren Stufen der Bronzezeit hat G. Wilke (Mannus XI/XII, S. 154) zu geben versucht.

Ältere Eisenzeit.

Der älteren Eisenzeit gehört in Sachsen die sogenannte Billendorfer Kultur an. Gräberfelder dieser Kultur sind innerhalb der Berichtszeit in sehr großer Zahl in der Oberlausitz in der weiteren Umgebung von Bautzen aufgedeckt worden. Es sind dies Purschwitz (R. Needon, WBLZ. 1904, Nr. 8), Döberkitz (WBLZ. 1905, Nr. 29), Quatitz, Zescha bei Neschwitz (WBLZ. 1906, Nr. 98), Bautzen-Ortenburg (WBLZ. 1908, Nr. 2), Zscharnitz (WBLZ. 1910, Nr. 48), Brösa bei Haltestelle Gutte (WBLZ. 1911, Nr. 52), Milkel und Bautzen (WBLZ. 1909, Nr. 49), Kreckwitz (WBLZ. 1912, Nr. 52), Bautzen-Artilleriekaserne (Bruger, BG. 1912, Nr. 9, 10, 12; OJ. III, 1920, H. 1), Klix (Herbach, BN. v. 17. 8., 3. 9., 4. 10. 1925), Zschorna bei Löbau (H. Schmidt, NA. 1902, S. 8ff.). Weiter westlich, aber noch ostelbisch werden erwähnt: Kamenz und Niederrödern bei Radeburg (Benndorf, Sachsens Vorzeit, S. 10), Hosterwitz (a. a. O.), Kötitz bei Coßwig (G. Bierbaum, Wander., S. 247f.), Löbsal, Nünchritz und Zaithain bei Riesa (a. a. O.), Frauenhain bei Großenhain (a. a. O.). Links der Elbe: Lockwitz, Dresden-Löbtau, Dresden-Strehlen, Briesnitz bei Dresden (Benndorf, a.a.O.), Stetzsch bei Dresden (H. Braun, Sontags-Beil. d. Dresd. Anz. 1904, Nr. 34, S. 145f.) Vgl. hierzu auch Fr. Theile, „Über Berg" und 1884, Nr. 12, 1885, Nr. 1 und Deichmüller, IA. 1890, S. 41ff. und IB. 1897, S. 22), Meißen (Benndorf, a. a. O.), Schänitz, Riesa und Gröba bei Riesa; Gaunitz und Hahnefeld bei Oschatz (G. Bierbaum); Dörschnitz, Leippen und Deila in der Lommatzscher Pflege (a. a. O.); Gärtitz und Lüttewitz bei Döbeln (a. a. O.); Crellenhain bei Mügeln; Cröbern und wohl auch einige Gräber von Leipzig-Connewitz (Jacob, PrMWS. S. 229) und schließlich ein paar noch nicht veröffentlichter Grabfunde von Lützschena (Samml. Brückner in Lützschena).

Nur sehr gering ist bisher die Zahl der Siedelungen aus dieser Periode. Außer einigen der bereits oben erwähnten bronzezeitlichen Fundorte, die neben älteren Formen auch solche des Billendorfer Typus führen (Grauschwitz, Oberstaucha u. a.), werden nur Porschnitz und Zschepa a. E. erwähnt (G. Bierbaum, Vorgeschichtliche Wanderungen S. 248).

Auch über Einzel- und Depotfunde liegen nur sehr wenig Berichte vor. Neben einer vielleicht dieser Periode angehörigen, angeblich aus Marienberg i. E. stammenden Bogenfibel (ZfEthn. 1913, S. 803) und einer von Belitz nicht mit angeführten Brillenspiralfibel mit Achterschleife (G. Bier-

baum, Tafel I, 35) ist besonders der von M. Näbe (Mannus V, 83ff.) veröffentlichte Depotfund von Wahren bemerkenswert, der dann Kossinna (Mannus V, 87ff.) zu weiteren wichtigen allgemeinen Ausführungen angeregt hat. Endlich sei hier nochmals bei der Seltenheit derartiger Funde auf die schon oben erwähnte Eisenschmelzstätte hingewiesen, die sich über dem bronzezeitlichen Gräberfelde bei Ostritz erhob (W. Frenzel, BGH., Bd. III, H. 3, S. 130ff.).

Wie über die Chronologie der Bronzezeit, so herrschen auch über die der älteren Eisenzeit vielfach recht unklare Vorstellungen. Nach W. Frenzel (OH. H. 1, 1922, S. 21f. und Bildtafel) soll sie bis 100 nach Chr., „vielleicht sogar bis 300 p." gereicht haben, und auch H. Naumann (OJ. III, H. 1, 1920, S. 51) sagt: „Möglicherweise reicht sie bis an die Völkerwanderungszeit heran." Eine derartige Aufstellung erscheint natürlich völlig unannehmbar. Denn man kann sich nicht vorstellen, daß allein in der Oberlausitz jede Kulturentwicklung auf mehr als 1000 Jahre aufgehört habe, und daß dieses Gebiet — auch wenn man seine Absperrung durch schwer gangbare Urwaldlandschaft berücksichtigt — für solange Zeit von allen Kultureinflüssen der Nachbargebiete unberührt geblieben sein sollte, nachdem es doch in den vorausgehenden Perioden mit ihnen in so inniger Berührung stand. Nach meiner Auffassung, die näher zu begründen hier zu weit führen würde, fällt die eigentliche Billendorfer Kultur im wesentlichen mit der HC Reineckes (850—700) zusammen. Doch mögen die mehr verschwommenen und dabei meist auch noch unverzierten Gefäßformen, die man hin und wieder auf den alteisenzeitlichen Urnenfriedhöfen antrifft, schon der HD angehören. Vielleicht gelingt es bald, sie als eine Sonderstufe vom klassischen Billendorfer Typus auszuscheiden.

Sehr auffallend ist die außerordentliche Armut an Funden der Billendorfer Stufe in Nordwestsachsen. Erklären läßt sie sich meiner Ansicht nach nur durch die Annahme einer starken Abwanderung der alteingesessenen bodenständigen illyrischen Bevölkerung in dieser oder am Schluß der vorhergehenden Periode, wie ich es auch für das benachbarte Thüringen glaube annehmen zu müssen. Aber während in Thüringen und den unmittelbar angrenzenden Teilen der Provinz Sachsen die verödeten Gebiete noch innerhalb HC vom Norden her durch germanische, in HD von Franken aus durch keltische Stämme neu bevölkert werden, fehlt in Nordwestsachsen ein solcher Zustrom, und erst in der LTA und B Reineckes erhält auch dieses wieder durch eindringende germanische Stämme eine etwas stärkere Bevölkerung. (Vgl. hierzu G. Wagners sehr genaue und sorgfältige Berichte über G. Wilkes Vortragsreihe in der Rochlitzer Volkshochschule im Rochlitzer Tagebl. Nr. 274, 280, 1923).

Latènezeit.

Eine wesentliche Bereicherung haben unsere Kenntnisse der Latènezeit erfahren. Eine Aufzählung aller im Anfange des Jahrhunderts bekannten Funde bringt G. Wilke in einer Arbeit: „Wo lag die Heimat der Cimbern und Teutonen?" (Deutsche Geschichtsblätter 1906, VII, S. 291—310ff.), in der er die ganz auffallende Abnahme der Funde aus der Periode C und namentlich D. Reineckes mit der Kimbernwanderung in Zusammenhang bringt, die sich ja nach Posidonius zunächst über Böhmen erstreckte, und deren Ausgangspunkt Müllenhoff im mittleren und unteren Elbegebiet suchte. An dieser Auffassung hält Verfasser auch heute noch insoweit fest, als er eine

sehr starke Beteiligung der mittelelbischen Bevölkerung an der unser Gebiet zweifellos berührenden Kimbernwanderung annimmt, während er die eigentliche Heimat der Kimbern, die dem durch die Elbstämme beträchtlich verstärkten Zuge den Namen gegeben haben, nunmehr den überzeugenden Gründen L. Schmidts und R. Muchs sich beugend, nach der jütischen Halbinsel verlegt und, Kossinna folgend, auch eine beträchtliche Beteiligung an der Swebenwanderung nach dem unteren Main annimmt (Mannus XIII, 129). Eine lückenlose Zusammenstellung der gegenwärtig bekannten Gräberfelder und Siedelungen (von letzteren freilich bisher nur sehr wenige aufgedeckt) des mittleren Nordsachsen gibt G. Bierbaum in seinem schon oben erwähnten Aufsatz Vorgeschichtliche Wanderung usw., S. 248f. (im ganzen 23 Fundorte aus diesem Gebiete, darunter nur drei mit LTD). Es sind dies (außer Boberseu): Bornitz, Crellenhain, Dörschnitz (?), Gohlis bei Riesa, Göhlis bei Riesa (LTD), Gröba, Kreinitz (LTD), Mettelwitz (?), Mischwitz (?), Nebitzschen, Nieschütz, Nünchritz, Okrilla (Segelohrringe), Pausitz (Segelohrringe), Röderau, Schänitz bei Meißen, Seebschütz, Stauchitz, Zaithainer Windmühle, Zöthain. Und die Funde der Leipziger Gegend (einschließlich der benachbarten Teile der Provinz Sachsen) behandelt K. Jacob in seiner dankenswerten Arbeit: Die La Tène-Funde der Leipziger Gegend, ein Beitrag zur vorgeschichtlichen Eisenzeit der Leipziger Tieflandbucht (Sonderabdruck a. d. Jahrb. des städt. Museums f. Völkerk. zu Leipzig, Bd. II, 1907, Leipzig 1908, mit 29 Taf. und einer Fundkarte), die trotz einiger Irrtümer im einzelnen — es war seine Erstlingsarbeit — von bleibendem Werte sein wird (vgl. hierzu auch die Anzeige der Arbeit durch Kossinna im Mannus I, 159f.) Die betreffenden Funde stammen von Markkleeberg, Knauthain, Cröbern, Leipzig-Connewitz, Groitzsch und Möritzsch, das freilich schon auf preußischem Gebiete, aber unweit der Grenze liegt. Nur ganz kurz hingewiesen sei ferner auf G. Wilkes Bericht über den Langwall im Oberholz bei Thräna (ZfEthn. 1901, Verh. S. 58—64), der neben nicht näher bestimmbaren unverzierten und gerauhten Gefäßscherben und verschiedenen anderen Dingen ein Bruchstück einer eisernen SLT-Fibel und ein Bruchstück eines mörserartigen Steingefäßes mit halbkugligen Handhaben lieferte, wie sie ähnlich in den kaiserzeitlichen römischen Gräberfeldern Süddeutschlands vorkommen; und auf des gleichen Verfassers Bericht über einen Urnenfund von Boberseu bei Riesa (ZfEthn. 1900, Verh. S. 657ff.), der in einer typischen SLT-Urne in den Leichenbrandresten mehrere charakteristische Fibeln, ein bronzenes Gürtelschloß, Bronzeblechstücke vom Gürtel u. a. m. enthielt. Endlich seien hier mehrere noch unveröffentlichte Funde erwähnt, nämlich 1. Ein Fund von Aylsdorf bei Pegau, bestehend in einem gekerbten Armring mit Kugelenden und einem Bruchstück eines zweiten gleichartigen Ringes, zwei kleineren massiven Ringen mit Öse, offenbar zum Pferdegeschirr gehörig; einer dreifachen Kette mit zwei FT-Fibeln (Sammlung des geologisch-paläontologischen Institutes der Universität Leipzig), 2. Eine aus der Umgebung von Grimma stammende gerauhte Urne mit geglätteten oben bogenförmig abschließenden Vertikalstreifen des Jastorfstufe b, ähnlich dem Gefäß von Warmsen in Mannus X, 226 (Mus. Grimma), 3. Bruchstücke einer feintonigen, dünnwandigen schwarzgeschmauchten, gedrehten Tonschale mit Innenbemalung aus einer Lehmgrube östlich von Zauschwitz bei Pegau. Sehr bemerkenswert ist schließlich das vollständige Fehlen von Veröffentlichungen über Latènefunde in der doch so gut durchforschten Oberlausitz, die demnach in jener Zeit so gut wie unbesiedelt gewesen sein

muß (vgl. hierzu Kossinna, ZfEthn. 1905, S. 389 und 391; derselbe, Mannus III, 325; Wilke, Deutsche Gesch.-Bl., a. a. O.; derselbe, Archäologie und Indogermanenproblem, S. 7ff.). Denn wenn sich hier auch der Billendorfer Typus vielleicht etwas länger gehalten haben mag als anderwärts, so kann man ihm aus den oben dargelegten Gründen doch unmöglich eine so lange Dauer zubilligen, wie es H. Naumann und W. Frenzel annehmen.

Römische Kaiserzeit.

Wie die spätere Latènezeit, so ist auch die römische Kaiserzeit, namentlich in ihren älteren Abschnitten, in Sachsen noch wenig belegt. Über ein größeres Gräberfeld mit reichen Metallbeigaben und schönen mäanderverzierten Gefäßen vom Ende des 2. Jahrh. nach Chr. von Hänichen nordwestlich Leipzig berichtet M. Näbe (JMDL. V, 1911/12, Nr. 2, S. 4ff.). Aus Lüttewitz südlich Leipzig stammt ein Grabfund mit charakteristischen Fußurnen, die gleichfalls dem 2. Jahrhundert angehören (H. Mötefindt, ZfEthn. 1917, S. 128f.), und aus Pegau ein Skelettgrab mit zwei Spätfibeln mit umgeschlagenem Fuß, die es ins 4. Jahrhundert datieren (H. Mötefindt, a. a. O., S. 129f.). Aus der Gegend von Leisnig besitzt die Sammlung des Geschichts- und Altertumsvereins zu Grimma einige wohl noch nicht veröffentlichte Scherben mit Mäanderverzierung. Im Elbegebiet ist ein großes Brandgräberfeld mit über 100 Gräbern in Piskowitz, richtiger Prositz, bei Lommatzsch freigelegt worden, das neben zahlreichen in Rädchentechnik verzierten Mäandergefäßen (bisweilen an der Wandung oder am Boden auch das Hakenkreuz) auch eine große Menge von Metallbeigaben (Lanzenspitzen; einschneidige Schwerter, zum Teil mit zugehöriger Schwertscheide; Schildbuckel; Schmucksachen; birnförmige, in Siligranarbeit verzierte Anhänger usw.) enthielt, und das in der Hauptsache dem 2. Jahrhundert angehört, zum Teil aber vielleicht noch bis ans Ende des 1. Jahrhunderts zurückreicht (J. Deichmüller, Ergebnis der Untersuchungen des Gräberfeldes der frührömischen Kaiserzeit von Piskowitz bei Lommatzsch, JB. 1918, S. 8—9; M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit, Man.-Bibl. Nr. 16, S. 250). Außerdem erwähnt G. Bierbaum (Wanderung, S. 249) aus diesem Gebiete noch vereinzelte Funde von Wildenhain (drei Äxte und eine Lanzenspitze), Kleinzadel (Bügel einer Bronzefibel), Nünchritz (Bronzefibel mit umgeschlagenem Fuß) und Stauchitz (Eiserne Axt, Armring aus Silberblech, Henkelreste eines Bronzesiebes und Kasserole aus Weißbronze). Aus der Oberlausitz endlich liegen Berichte vor über ein über einem bronzezeitlichen Grab befindliches Grab von Niedergurig bei Bautzen (Sperling, OJ. II, H. 2, 1906, S. 94 und 96), einen römischen Urnenfund (Bronzeeimer) von Nimschütz bei Bautzen (Geih, OJ. II, H. 2, 1906, S. 118f.) und vor allem über das große Gräberfeld der jüngeren RZ von Litten (R. Needon, BG. 1911, Nr. 9, S. 36, Nr. 10, S. 40; 1912, Nr. 9, S. 36 und Nr. 12, S. 48; 1913, Nr. 4, S. 16 und Nr. 5, S. 20; Derselbe, KBlGG. 1916, Nr. 3/4, S. 49—55; Derselbe, OJ. III, H. 1, 1920, S. 1—35, Nachtr. S. 52/53), das Needon wegen der dort vorkommenden Äxte langobardischer Form den Langobarden zuschreiben möchte, ohne jedoch einen burgundischen Ursprung auszuschließen. In wertvoller Weise ergänzt wird das Bild, das wir durch die Grab- und sonstigen Funde über die Besiedelung Sachsens in der RZ erhalten noch durch die verdienstvolle Arbeit G. Bierbaums: Münzfunde der vor- und frühgeschichtlichen Zeit aus dem Freistaat Sachsen (Mannus XVI, S. 279—301 mit einem Kärtchen), aus der sich ergibt,

daß die große Masse der Funde auf das Gebiet rechts der Elbe entfällt, während aus dem westlichen Sachsen außer der Leipziger und Zwenkauer Gegend nur die unmittelbar an die Elbe angrenzenden Gebiete eine Reihe von Münzen geliefert haben und das Gebiet der Zwickauer und Freiberger Mulde sogar völlig fundfrei bleibt.

Über die volklichen Verhältnisse Sachsens innerhalb der RZ haben sich Kossinna (Mannus III, 323ff.) und Wilke (Archäologie und Indogermanenproblem, S. 7f.) ausgesprochen. Danach war Sachsen einschließlich der Oberlausitz, soweit bei dieser überhaupt von einer Besiedelung in der Latènezeit und der älteren Römerzeit die Rede sein kann [1]), bis zur Mitte des 2. Jahrh. nach Chr. von Westgermanen bewohnt. Um diese Zeit treten in der Oberlausitz die ersten ostgermanischen, und zwar nach Kossinnas auch von mir geteilter Auffassung burgundische Stämme auf, deren Westgrenze dann später die Elbe bildete. Die Westhälfte Sachsens bleibt dagegen dauernd von Westgermanen besiedelt, von denen wir für die älteren Abschnitte allerdings noch keinen bestimmten Stammesnamen angeben können. Von augusteischer Zeit ab muß man jedenfalls mit Hermunduren rechnen, deren ursprüngliches Siedelungsgebiet das Land westlich der unteren Saale bildete und deren Ausbreitung nach Süden durch die Verbreitung der Tonsitulen und das Auftreten neuer, von den älteren räumlich getrennter Friedhöfe gekennzeichnet wird (W. Schulz, Archäologisches zur Geschichte der Hermunduren, Mannus III, Erg.-Bd., S. 48—55).

Die Völkerwanderungszeit.

Äußerst spärlich ist noch immer die Völkerwanderungszeit vertreten, und nur ein einziges Skelettgräberfeld aus dieser Periode, das von Nickern bei Dresden (J. Deichmüller, Die Gegend von Dresden in vorgeschichtlicher Zeit Sonntagsbeil. des Dresdener Anz. 1907, Nr. 38, S. 153), ist innerhalb der Berichtszeit zu dem schon seit langem bekannten Gräberfeld von Eula bei Leipzig (K. Kühn, Beiträge zur Heimatkunde Pegaus, 1885, S. 35f.; vgl. auch Jacob, Zur Prähistorie Nordwestsachsens, S. 215f. und Taf. XXXIV, Fig. 256—263) hinzugekommen. Ein Tongefäß von Eula, sowie eines aus dem „Pleißetal" hat Kossinna in der neuesten Auflage seiner Deutschen Vorgeschichte bekannt gemacht (4. Aufl. 1925, Abb. 513 und 510). Außerdem berichtet H. Mötefindt (ZfEthn. 1917, S. 130) noch über ein in der fundreichen Tittelbachschen Sandgrube bei Pegau aufgedecktes terrinenartiges, gedrehtes Gefäß, dessen nähere Fundumstände zwar nicht bekannt sind, das sich aber eng an gleichartige Gefäße des Weimarer Skelettgräberfeldes aus dem 6. Jahrhundert (Götze, Höfer, Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtl. Altert. Thüringens 1909, Taf. XXVI, 307 und 311) anschließt. Die aus der Oberlausitz bekannten Funde hat R. Needon zusammengestellt.

Trotz dieser Spärlichkeit der Funde wird man doch auch für diese Periode keine völlige Verödung des Landes annehmen dürfen. Dies ergibt sich nicht nur aus dem Anhaften zahlreicher Ortssagen an alten Urnenfriedhöfen und dergleichen, die doch eine Weitergabe von Mund zu Mund voraussetzen und die von den zurückgebliebenen Germanen an die Slawen und von diesen dann wieder an die neu einrückenden Deutschen überliefert sein müssen, sondern dafür scheinen auch mancherlei slawisierte Ortsnamen zu sprechen,

[1]) Nur in der preußischen Oberlausitz erscheinen Funde der älteren Latènestufen, aber auch hier fehlen sie meines Wissens noch für die SLTZ.

die in ihren urkundlichen Formen Beziehungen zu solchen aus Westdeutschland aufweisen. Für die Lausitz hat R. Needon, a. a. O., eine Reihe derartiger Namen aufgewiesen. In Westsachsen würden vielleicht Nemt bei Wurzen (urkundl. Nemet, Nemmit, Nemtau) und Kloster Nimbschen bei Grimma (1227 Nimitsen, 1377 Nemptschin) hierzugehören, beide zurückgebend auf asl. nêmĭcĭ, tsch. němec, ow. němc. „der Deutsche" von asl. nêmu „stumm", d. h. „nicht slawisch" redend (vgl. G. Hey, Die slavischen Siedelungen im Königreich Sachsen mit Erklärung ihrer Namen, 1893, S. 138). Außerdem gehört hierzu vielleicht auch noch das am Zusammenfluß der beiden Mulden gelegene Sermuth, das zwar schon Hey, a. a. O., S. 218 mit dem zwischen unterer Saale und Mulde gelegenen Gau der Seromunti (Sirimunti [965], Serimunti [992], Sermunde) in Verbindung gebracht hat, das er aber aus rein slawischem Sprachgut (asl. žreti, ow. žeru, žrać schlingen, fressen und asl. mantiti [herumrühren]) herleitet und als Familie des Žeromut, des Kindes, „welches im Essen herumrührt" (sic!) deutet. Sollte diese von mir schon öfter geäußerte Vermutung sprachlich annehmbar erscheinen, was ich als Laie nicht beurteilen kann, so würde also Seremundi—Sermut in vorslawischer Zeit als „Seremündung" aufzufassen und etwa mit Saargemünd gleichbedeutend sein. Die einwandernden Slawen müßten alsdann den vorgefundenen Namen übernommen und schließlich auf den Gau übertragen haben [1]).

Slawische Zeit.

So spärlich die Fundberichte über die Römerzeit und namentlich über die Völkerwanderungszeit, so zahlreich sind sie aus der Zeit der slawischen Besiedelung. Freilich hier auch nur für die jüngeren Abschnitte. Denn aus der Frühzeit ist bisher nur ein einziger Grabfund bekannt geworden: eine von G. Wilke (Ethn. 1901, S. 39—43) veröffentlichte, schwach gebrannte, nur am Boden geborstene, terrinenförmige Leichenbrandurne mit einer einlinigen, unregelmäßigen Wellenverzierung von Lößnig-Paußnitz bei Strehla, die dort in unmittelbarer Nähe eines großen Brandgräberfeldes des jüngeren Lausitzer Typus nur wenige Schritte von der Sächsisch-Preußischen Grenze entfernt, aber schon auf preußischen Gebiete, aufgedeckt wurde und die in einem Flachgrabe mit Steinpackung und Deckplatte stand (s. a. G. Bierbaum, Slawische Totenbestattung, „Die Elbgaue", Beilage zum Generalanzeiger, 2. Jg., Nr. 6, März 1925). Außerdem liegt ein slawisches Brandgrab vielleicht auch noch in einem Funde von Prietitz n. Elstra vor, der allerdings nicht mehr der früh-, sondern schon mittelslawischen Zeit angehören dürfte (W. Frenzel, BAG. 1925, Nr. 3).

Um so zahlreicher fließen die Quellen für die jüngeren und namentlich jüngsten Abschnitte der slawischen Zeit. Die bei weitem meisten veröffentlichten Funde entstammen den in Sachsen in sehr großer Zahl vorhandenen Ring-

[1]) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Prof. E. Mogk, an den ich mich in dieser Angelegenheit gewendet habe, wird auch von Sprachforschern der zweite Teil des Namens in dieser Weise gedeutet. Doch erklärt Herr Prof. Braun, den H. Mogk zu Rate gezogen hat, den ersten Teil des Wortes aus slawischem Sprachgut und stellt ihn zusammen mit dem in slawischem Sprachgebiete vorkommenden Sereth (Nebenfluß des Dnjestr in Galizien und der Donau in Rumänien). Das Wort wird mit „Kot, Unrat" erklärt. Ist diese Deutung richtig, so müßten also umgekehrt die Deutschen bei der Wiedereroberung des Landes den ersten Bestandteil des Namens von den Slawen übernommen haben, und eine vorslawische Ortsbezeichnung würde somit nicht vorliegen. Indes beruht wohl auch die Braunsche Namensdeutung, wie aus dem Brief des Herrn Prof. Mogk hervorgeht, nur auf einer Vermutung.

wällen (s. nächsten Abschnitt), seltener Herdstellen, doch finden sich slawische Gefäßscherben in großer Zahl auch auf den Feldern verstreut oder werden bei Erdarbeiten, Neubauten, Umbauten u. dgl., wie bei den Arbeiten am Meißener Dom (J. Deichmüller, Vorgeschichtliche Funde im Untergrunde des Meißener Doms, NAfSG. XXXI, 1910, S. 377; Derselbe, JB. 1910, S. 28) aufgedeckt. Leider schweigen sich die Berichterstatter über die Form der Wohnungen fast vollständig aus und auch H. Schmidt, der sich gerade mit ihnen besonders beschäftigt, und der in den Wällen nur eine Aufschüttung erblickt, die man an den Rücken- und Seitenwänden der Hütten zu deren Schutz gegen die Winterkälte angebracht und unter Umständen auch noch behufs Trockenlegung verschlackt habe, spricht sich darüber nicht näher aus (H. Schmidt, Die vorgeschichtlichen Rundwälle in der Amtshauptmannschaft Löben i. S., Sonderabdruck aus OJ. II, H. 3/4, S. 47).

Nur sehr gering ist im Verhältnis zu der großen Zahl der sonstigen Funde die Zahl der Grabfunde (J. Deichmüller, Slawische Skelettgräber aus Sachsen, JB. 1919, S. 9f.; G. Bierbaum, a. a. O. und Vorgesch. Wanderung S. 250). Zu den schon von früher bekannten Skelettgräbern von Nickern bei Dresden (J. Deichmüller in Wuttke², S. 49), Cunnersdorf bei Sehlis bei Leipzig (Wegweiser f. Sammler, Leipzig X, Nr. 14 v. 15. 7. 1898, S. 109—110), Carsdorf und Eulau (Kühn, Beiträge zur Heimatkunde, S. 35f.) bei Pegau, Sobrigau bei Lockwitz (H. Theile, „Über Berg und Tal", 1889, Nr. 8, S. 360 bis 361; R. Virchow, ZfEthn., Verh. 1889, S. 596—598; J. Deichmüller, JB. 1890, S. 29—30), Nerchau (J. Deichmüller a. a. O.), Mischwitz (mit Resten des Totenbrettes), Gauernitz (L. Schaufuß, Das Gräberfeld bei Gauernitz, 4 Taf. u. 6 Textfig.) u. a. ist innerhalb der Berichtszeit — außer den erwähnten Brandgräbern von Lößnig und vielleicht Prietitz — nur ein größeres spätslawisches Gräberfeld hinzugekommen, das von Niederseblitz bei Dresden (JA. 1900, S. 22—25), wo auch, wie in Carsdorf, bei einem Kinderschädel in Form eines sogenannten „Hälblings" vom 11. Jahrh. n. Chr. die Sitte des Charonpfennigs (vgl. dazu G. Wilke in Ebert RL. Bd. II s. v.) nachweisbar war. Außerdem wird noch von einigen Skelettgräbern von Kötzschenbroda (G. Bierbaum a. a. O.), von der Alt-Koschützer Schanze bei Dresden (a. a. O.), von der „weißen Mark", einem Berge mit Spitzwall bei Zwenkau (a. a. O.), und im „Sterbehügel" von Coblenz bei Bautzen (W. Frenzel, NGH., Bd. III, H. 4, S. 139ff.) berichtet, und auch in den schon von Preusker erwähnten Hügeln von Bloaschütz scheinen, wenigstens teilweise, slawische Skelettbestattungen vorzuliegen (W. Frenzel, a. a. O.). Endlich gedenkt Bierbaum noch eines bereits 1873 bei Straßberg bei Plauen i. V. aufgedeckten Gräberfeldes.

Von sonstigen bemerkenswerten Erscheinungen sei zunächst auf einen schönen Silberfiligranschmuck in der Gegend von Bautzen (H. Becker, MSA. Leipzig, XI., H. 3, 1920, S. 3—4) hingewiesen. Über Schlittknochen berichten Deichmüller (JB. 1910, S. 21) und Jacob (PrWS., S. 220), über eine Eisenschmelzstätte im Steinwall auf der Schmorin bei Bautzen R. Needon (OJ., II, H. 2, 1906, S. 125ff.) und über einen recht gut erhaltenen Backofen in der Schanze an der „Weiten Bleiche" bei Bautzen H. Wilhelm (PrZ., VIII, 1916, S. 125ff.). Endlich sei noch einer Arbeit R. Moschkaus gedacht, der aus dem sehr starken Überwiegen linksläufiger Wellenlinien auf eine Herstellung des Wellenornamentes mit der linken Hand schließt, darin aber noch keinen Beweis für etwaige Linkshändigkeit des ganzen Volkes erblickt (Mannus IX, 1919, S. 196ff.).

Über die slawische Besiedelung im allgemeinen handeln (außer den früher erwähnten zusammenfassenden Arbeiten) Ed. O. Schulze, in Wuttke Sächs. Volksk.², 1901, S. 61—71; S. Hänsch in S. Hänsch und A. Pelz, Das Zwickauer Kohlengebiet, Meißen 1908, S. 57—64 m. Karte; Zemmrich in Zemmrich und Gäbert, Das Erzgebirge, Meißen 1911, S. 122—125.

Endlich sei noch eines von W. Schulz herausgegebenen Vortrags G. Krügers gedacht (Man.-Bibl. Nr. 22, S. 116—133), in dem neben der Besiedelung und den Besiedelungsformen insbesondere die beiden Hauptgruppen der Slawen, die Wilzen im N. und die Sorben im S. sprachlich und archäologisch behandelt werden, und nach dem die Grenze zwischen beiden von der Saalemündung ab nach O. zu etwa entlang der Elbe (diese nur an wenigen Punkten in südlicher Richtung überschreitend) und der schwarzen Elster verläuft.

Wallanlagen.

Recht zahlreiche Berichte liegen über vor- und frühgeschichtliche Wallanlagen vor, die freilich vielfach nur von Liebhabern stammen, denen die erforderlichen Vorkenntnisse vom Stand der heutigen allgemeinen Wallforschung abgehen. Als Quellen für die weitere Forschung sind diese Berichte daher nur sehr bedingt zu verwenden, da sie weder die allgemeine Topographie, noch die besondere, meist äußerst geschickte taktische Auswahl des Geländes hinreichend berücksichtigen und auch in sonstiger Hinsicht, namentlich bezüglich der Toranlagen, des inneren Aufbaues des Walles usw. oft recht unzureichend sind. Literatur bei Dutschmann, a. a. O., S. 17f. u. S. 23ff.

Aus der Lausitz liegen aus der Berichtszeit brauchbare Berichte über den schon in der Lausitzer Zeit errichteten, aber auch noch von den Slawen besiedelten Protschenberg bei Bautzen (A. Heine, Über die Umwallung des Protschenberges bei Bautzen, OJ. I, H. 5, 1902, S. 293—317; R. Needon, Über den Wall auf dem Protschenberg, Bautzen. Gesch. Bl. 1913, Nr. 6, S. 24) den Radisch bei Klein-Saubernitz (R. Needon, II, H. 1, S. 24—26), über den Steinwall auf dem Schmoritz bei Bautzen (R. Needon, OJ. II, H. 2, 1906, S. 125—131), die Schanze von Brohna und den Burgwall auf der Schloßhöhe von Bautzen vor (R. Needon, a. a. O. II, H. 3/4, 1907/08, S. 242—251), und namentlich darf man auf die Ergebnisse der Untersuchung des „Deensberges" bei Ostritz, einer durch gespaltene Rundhölzer versteiften Stampflehmmauer aus slawisch-frühdeutscher Zeit (1100—1300), gespannt sein, der seit Herbst 1924 planmäßig durchforscht wird (W. Frenzel, BGH. III, S. 1, S. 1ff.; H. 4, S. 146ff.). Ebenso seien die Arbeiten H. Schmidts über den schon öfter behandelten Schlackenwall auf dem Löbauer Berg (ZfEthn. Verh. S. 321—326; 1901, S. 165f; „Gebirgsfreund" 1900, Nr. 9, S. 98—101; 1900, OJ. II, H. 3/4, 1907/08, S. 182—196), die Schwedenschanze bei Kittlitz („Gebirgsfreund" 1906, Nr. 9, 129—134; OJ. II, H. 1, 1905, S. 9—21), den Wall auf dem Hutberge in Schönau auf dem Eigen (N. Laus. Mag. LXXX, 1904, S. 113—123) und den Doppelwall auf dem Rotstein bei Sohland (OJ. II, H. 2, 1906, S. 131—143) hier erwähnt, wenn man auch den Anschauungen des Verf. nicht durchweg beipflichten kann und namentlich seine Auffassung, die Verschlackung der vorslawischen Wälle sei zufällig durch andauernde Herdfeuer, die der slawischen absichtlich zum Schutze der an sie angebauten Wohnstätten gegen Feuchtigkeit erfolgt (H. Schmidt, Die vorgesch. Rundwälle in der Amtshauptmannsch. Löbau i. S., Sonderabdr. a. JH. II, H. 3/4, S. 35f. u. 48) abzulehnen ist. Endlich nenne ich noch einige

Arbeiten über den hallstattzeitlichen Doppelwall von Ostro bei Kamenz mit großem Getreidemagazin (L. Heyerabend, KBlGG. 1913, S. 101; Derselbe Unterhaltungsbeil. d. tägl. Rundsch. 1914, v. 16. 7., Nr. 164, S. 653f.; P. Scholze, Ostro, das „Sächs. Troja", Dresden 1918) und über die schon von Preusker (Blicke in die vaterländ. Vorzeit, S. 204) gewürdigte Gödaer Schanze (R. Needon, Untersuchungen in der Schanze von Göda. Sonderabdr., K. Herbach, Skelettfunde in der Schanze bei Göda, BG. III, H. 3, S. 100ff.), die zwar von Slawen errichtet, dann aber von einem fremdrassigen ausgesprochen kurzköpfigen, von Needon vorübergehend als Awaren angesprochenem Volke als Begräbnisstätte verwendet worden ist und die namentlich wegen der dort herrschenden, auf altem Vampyrglauben beruhenden Bestattungssitten (Brechen der Halswirbelsäule; Einführung eines Eisenstückes oder „Messers in die Mundhöhle; vgl. dazu Wilke in Eberts RL., s.v. Charonspfennig) bemerkenswert erscheint. Zu den schon von früher her bekannten und von Preusker (NLM. 1829, S. 268; Blicke in die vaterländische Vorzeit I, S. 102; III, S. 29) und Schuster (Die alten Heidenschanzen Deutschlands usw., 1869, S. 123ff.) behandelten Langwällen der Oberlausitz ist neu hinzugetreten der zeitlich freilich noch nicht bestimmbare, größtenteils aus drei Parallelaufschüttungen bestehende Langwall zwischen Zeißholz und Weißig, der im Westen im „Bühl", einem Ringwall mit Vorwall, einen festen Stützpunkt findet und der jedenfalls eine Fortsetzung der von Preusker und Schuster beschriebenen Anlagen bildet (W. Frenzel, BGH. Bd. III, S. 78ff.).

Unter den neueren Berichten über größere Wallanlagen in der weiteren Umgebung Dresdens kommen besonders mehrere Arbeiten Deichmüllers über die befestigte spätbronzezeitliche Siedelung auf dem Pfaffenstein (Der Pfaffenstein m. 8 Textabb. u. 1 Plan in A. Meiche, Die Burgen und Wohnstätten der Sächs. Schweiz, 1907, S. 8—14; „Über Berg und Tal" 1906, Nr. 9, S. 82f.) und einige Abhandlungen über die bereits von R. Virchow (Der „Brandwall" in d. Nähe von Coschütz bei Dresden, ZfEthn. 1871, Verh. S. 107ff.) besprochene „Heidenschanze" von Alt-Coschütz in Betracht (H. Braun, Sonntagsbeil. d. Dresdn. Anz. 1903, Nr. 42, S. 186f.; H. Goetschel, die Coschützer Heidenschanze in Goetschel, Gesch. d. Gem. Coschütz bei Dresden 1905, S. 13—22; R. Naumann, die Heidenschanze von Coschütz, 3 Taf. in R. Naumann, Merk- und Denkwürdigkeiten von Coschütz 1911, S. 10—15). Eine lückenlose Aufzählung der Wälle im mittleren Nordsachsen mit kurzen chronologischen Angaben bringt G. Bierbaum in seinem oben erwähnten Aufsatz Vorgesch. Wanderung S. 250ff., einen Überblick der Wälle in der Oschatzer Gegend Tittel in K. May und Tittel, das Oschatzer Hügel- und Tieflandgebiet zwischen Mulde und Elbe; Meißen 1905, S. 26—29. Über die Wälle der Leipziger Gegend berichten J. Bernhard (JMDL. Bd. 3, 1910, S. 51ff.), K. Jacob (Zur Prähistorie Nordwest-Sachsens, S. 217ff.) und M. Näbe (Der Malberg bei Groß-Pötzschau, MBLZ. 1905, Nr. 82, S. 325—326). Einen vermutlich der SLTZ und frühen RZ angehörigen Langwall im Oberholz bei Thräna unweit Grimma beschreibt auf Grund eigener Untersuchungen und Grabungen G. Wilke (ZfEthn. 1901, Verh. S. 58—64), und J. Richter bringt auf Grund eigener Anschauungen und eines im Grassi-Museum befindlichen, unter Wilkes Leitung nach sorgfältigen topographischen Aufnahmen von einem geprüften Landmesser angefertigten großen Gipsmodelles eine treffliche Schilderung des noch vorzüglich erhaltenen großen, rein slawischen Schaddeler Walles bei Grimma,

der namentlich wegen der deutlich erkennbaren Tore und der bei seinem Durchstich festgestellten, etagenförmig übereinanderliegenden und den Querriegeln des einstigen Holzgerüstes der Trockenmauer entsprechenden Brandschichten[1]) bemerkenswert ist (J. Richter, Der Schaddeler Wall bei Grimma; die Grimmaer Pflege, Monatsbeil. d. Grimmaer Nachr. 4. Jahrg. 1925. Nr. 8 m. Abb.). Die Wallanlagen der Waldheimer (Die Wallanlagen zu Ziegra und Kriebstein, Sonderabdr. a. d. Waldh. Anz. 1913, 13 S.) und Rochlitzer Gegend (Cl. Pfau, Die mittelalterlichen Wall- und Grabenanlagen der weiteren Rochlitzer Pflege 1924, Sonderabdruck a. d. Rochl. Tageblatt, von denen leider bisher noch kein einziger fachmännisch untersucht worden ist, und über deren Errichtungszeit und Stammeszugehörigkeit sich daher gegenwärtig nur Vermutungen äußern lassen, behandelt Cl. Pfau, der freilich, die anderwärts auf dem Gebiete der Wallforschung gewonnenen Erfahrungen grundsätzlich und bewußt beiseite lassend und die Dinge nur unter dem engen Gesichtswinkel der persönlichen örtlichen Eindrücke betrachtend, in seiner Darstellung sehr wesentliche Punkte, wie die allgemeine Topographie, die fast durchweg äußerst geschickte taktische Lage auf schwer angreifbaren Bergkuppen, die z. T. noch vorzüglich erkennbaren Tore usw. nicht genügend berücksichtigt und der in den Wällen (wie auch in den Steinspangebieten) lediglich mittelalterliche Grenzkultstätten erblickt, eine Anschauung, in der ihm wohl kein Fachmann beipflichten wird. Immerhin bleibt das große Verdienst Pfaus bestehen, als erster sämtliche Wälle in der weiteren Umgebung von Rochlitz festgestellt und alle auf sie bezüglichen urkundlichen Nachrichten, die für eine spätere fachmännische Erforschung dieser Anlagen gewiß nicht ohne Wert sein werden, sorgfältig aufgezeichnet zu haben. Außer Pfau hat auch noch G. Wilke in seinem Berichte über einen Ausflug des ethnographischen Seminares zu Leipzig nach Rochlitz und Umgebung, bei dem er die Führung übernommen hatte, einige Wallanlagen kurz besprochen, und zwar den am Ausgange der Sörnziger Aue gelegenen, von der tiefen Katzenbachschlucht und der Mulde begrenzten Katzenstein als sehr charakteristischen Vertreter der in Mitteldeutschland so seltenen Stufenberge, den Fischheimer Borschel, einen auf schwer zugängiger Höhe gelegener Doppelringwall mit vorzüglich erkennbarer Toranlage, und den mächtigen Kötterner Wall, ein typisches Beispiel eines Abschnittswalles. (Rochlitzer Tageblatt Nr. 149 v. 30. 6. 1925). Endlich liegt noch eine Zusammenstellung und kurze Beschreibung der im Vogtlande festgestellten Wallanlagen vor (Ed. Trauer-Striesen, Verzeichn. d. vogtl. Ringwallanl. nebst Kärtchen, MPl. 1906, S. 116—140) und außerdem eine Reihe von Einzelarbeiten über den etwas genauer durchforschten hallstattzeitlichen Schlackenwall auf dem Eisenberge bei Pöhl (A. Teuscher, Vogtl. Anz. 1910, Nr. 165, 174, 191, 266; L. Feyerabend, MPl. 1911, S. 120—123; Derselbe, Vogtl. Anz. 1912, Nr. 77).

[1]) Vgl. hierzu Kossinna, Mannus I, E.-B. S. 58. Derartige horizontale Brandstreifen werden auch in anderen slawischen Wällen oft genug beobachtet, nur werden sie von Laien, denen die „gallischen" Mauern meist nicht bekannt sind und die auch nicht über die nötige Ausgrabungstechnik verfügen, gewöhnlich nur als einfache Kohlenfeuer angesprochen. — Ein zweiter kleinerer, aber noch nicht untersuchter Wall befindet sich etwa 300 m weiter südlich in der Nähe des Dorfes Schaddel, und auf dem rechten Muldenufer sind Reste von Wallanlagen noch in dem Dorfe Höfgen sichtbar. Auch sonst ist die Grimmaer Gegend reich an Wällen verschiedenen Typs, die aber sämtlich noch nicht veröffentlicht sind.

Abkürzungen.

AfA.	Archiv für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.
AKBl.	Korrespondenzblatt der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.
APrAk	Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
AuhV.	Altertümer unserer heidnischen Vorzeit.
BAG	Beiträge aus der Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Geschichte für Bautzen und Umgebung in „Heimatklänge", Unterhaltungsbeilage zum Bautzener Tageblatt.
BG.	Bautzener Geschichtsblätter.
BGH.	Bautzener Geschichtshefte. Abhandlungen und Berichte der Ges. für Anthrop. u. Urgesch. der Oberlausitz, zugleich Geschichtsverein für Bautzen und Umgebung.
BN.	Bautzener Nachrichten.
EbertRL.	M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. I, 1924; III, 1925.
IA und IB	Abhandlungen und Sitzungsberichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis zu Dresden.
IMVL	Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig.
Mannus	Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte.
Man.-Bibl.	Mannusbibliothek.
MPl.	Mitteilungen des Altertumsvereins Plauen i. V.
MSA.	Mitteilungen des Kgl. Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Altertümer.
MAGW.	Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien.
NA	Nachrichten über deutsche Altertumsfunde.
NASG.	Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde.
OH	Oberlausitzer Heimatstudien.
OJ	Jahresberichte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
PrNWS.	K. Jacob, Zur Prähistorie Nordwestsachsens.
PrZ.	Prähistorische Zeitschrift.
VMVL.	Veröffentlichungen des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig.
WBLZ.	Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung.
WPrZ.	Wiener Prähistorische Zeitschrift.

Zu den frühneolithischen Skelettfunden.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 18 Textabbildungen.

Über frühneolithische Skelette und Schädel habe ich mich zuletzt vor fünf Jahren in meinem Buche über „Die Indogermanen“ [1]) ausgesprochen und dabei auch neue Funde bekannt machen können. Seitdem ist eine Reihe wichtiger Beiträge zu diesem Stoff veröffentlicht worden.

Nicht lange nach dem Erscheinen meines Buches gab H. A. Nielsen seine wichtige Untersuchung von Skeletteilen zweier jugendlicher Menschen aus den Mooren bei Svärdborg und Mullerup auf Seeland heraus [2]). Dann folgte neuerdings die von Kadner gegebene ausführliche Darstellung des Skeletts eines elfjährigen Knaben aus Poppenbrügge bei Kiel [3]), die durch mein Eintreten für den Fund ermöglicht wurde. Endlich ist soeben eine scharfe, sehr eingehende Kritik der Nielsenschen Arbeit aus der Feder des schwedischen Anatomen John Arnborg erschienen [4]).

Die letztgenannte, aus dem anatomischen Institut zu Lund hervorgegangene Arbeit ist von so großer Bedeutung, daß ich sie zum Ausgangspunkte einer Mitteilung machen will, die auch darum zeitgemäß erscheinen muß, weil sie eine vorläufige Ergänzung zu der von Kadner vorgetragenen Beurteilung des „Homo Kiliensis“ bilden soll.

Nielsen hatte in seiner Arbeit über das Skelett von Svärdborg und den Unterkiefer von Mullerup eine Reihe von Eigenheiten beobachtet und besprochen, die diese frühneolithischen Menschen als Erbteil von der Neanderthalrasse sich bewahrt hätten. Dahin gehören vor allem einige Eigenheiten des Unterkiefers: an der Außenseite der mangelnde Kinnvorsprung, an der inneren Kinnplatte die Grube ohne Stachel oder Leiste als Ansatzstelle des Kinnzungen-Muskels, endlich die bedeutendere Größe des dritten Mahlzahnes gegenüber dem zweiten und seine größere Länge gegenüber dem ersten Mahlzahn. Weiter kommt noch in Betracht die durchgehende „Fünfhöckerigkeit“ aller drei bleibenden unteren Mahlzähne. Außerdem konnte Nielsen

[1]) Gustaf Kossinna: Die Indogermanen. Ein Abriß. I. Das indogermanische Urvolk. Leipzig 1921. S. 15ff.; 26f.

[2]) H. A. Nielsen: Fund i Svärdborg og Mullerup Moser af Skeletdele af Mennesker fra den ældste Stenalder (Aarböger f. nord. Oldkynd. 1921, S. 205ff.; auch französisch in den Mémoires de la Soc. r. des Antiquaires du Nord 1920–25, S. 33ff.).

[3]) Alb. Kadner: Homo Kiliensis. Ein nordischer Urmensch. Mit 6 Tafeln (Mannus 17, 1925, S. 257ff.).

[4]) John Arnborg: Underkäksfragment och lösa tänder av människor från Danmarks äldste stenålder (Videnskr. Medd. fra dansk naturh. Foren. Bd. 80. 1926, S. 365ff.).

am Svärdborgſkelett eine auffallende Kürze und ſtarke Krümmung des einen der beiden Unterarmknochen, der Speiche (Radius), feſtſtellen.

Dieſe Beobachtungen Nielſens haben auch bei den Vorgeſchichtsforſchern ſtarke Beachtung gefunden, ohne daß man aber Schlußfolgerungen aus ihnen gezogen hätte. Mir haben ſie von vornherein große Bedenken aufgezwungen. Denn die Schlußfolgerung lag nahe, daß die Neanderthaler Raſſe am Schluß der altpaläolithiſchen Zeit durchaus nicht aus Europa völlig verſchwunden wäre, wie man jetzt wohl allgemein annimmt, ſondern mindeſtens bis in die frühneolithiſche Zeit hinein, wenn auch vielleicht nicht ungemiſcht, ſogar in Nordeuropa fortgelebt habe, wie es bekanntlich die Anſicht von Klaatſch geweſen iſt.

Dieſen Bedenken braucht man nun keinen Raum mehr zu geben, ſeit ganz neuerdings die däniſchen Unterkiefer von Arnborg von neuem photographiſch aufgenommen und genaueſtens unterſucht worden ſind. Arnborg war durch ſein ſeit 1923 betriebenes, weitgehendes Studium aller ihm erreichbaren Unterkiefer der Vor- und Neuzeit zu einer kritiſchen Nachprüfung der Ergebniſſe Nielſens aufs beſte vorbereitet.

1. Kinnvorſprung.

Arnborg bietet hier neue richtiger eingeſtellte Photographien beider Unterkiefer und zeigt ſo ſchon durch den bloßen Augenſchein, daß namentlich bei dem vollſtändiger erhaltenen Svärdborger Kiefer ein unverkennbarer, bereits recht bedeutender Kinnvorſprung vorhanden iſt.

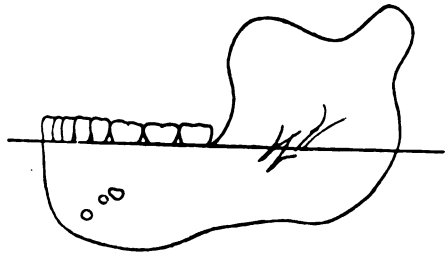


Abb. 1. Unterkiefer von Heidelberg.

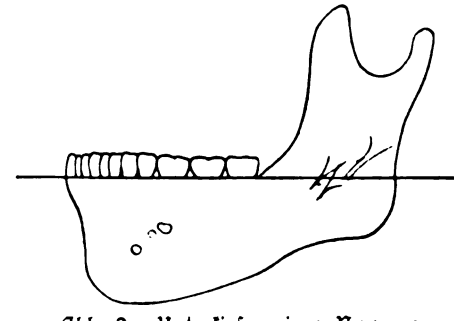


Abb. 2. Unterkiefer eines Negers.

Bekanntlich hat Klaatſch hier eine ungefähre Einteilung der Maße dieſes Vorſprunges oder ſeines Fehlens in der Weiſe gegeben, daß er auf der Horizontalebene, die durch den unteren Alveolarbogen geht, vom vorderſten Punkte, dem Inziſion, eine Senkrechte fällt und das Verhalten dieſer Senkrechten zum Vorderpunkt des Kinnvorſprunges betrachtet (Abb. 1). Bleibt das Kinn hinter der Senkrechten zurück, wie das bei der Neanderthalraſſe regelmäßig der Fall iſt, ſo liegt ein negatives Kinn vor (Abb. 2); berührt die Senkrechte das Kinn genau oder annähernd, ſo liegt ein neutrales Kinn vor, wie es annähernd beim Aurignac-Menſchen geſchieht; ſchneidet ſie es, ſo handelt es ſich um ein poſitives Kinn (Abb. 3), einen richtig entwickelten Kinnvorſprung, wie ihn ſchon die meiſten jungpaläolithiſchen Skelette zeigen, z. B. die Cro-Magnon-Raſſe. Beim Neanderthaler beträgt der Winkel, den die

Horizontalebene mit der von ihr aus nach dem Kinnvorsprunge gezogenen Tangente bildet, der mittlere Kinnwinkel oder Symphysenwinkel, 94—106°, im Durchschnitt 103°, beim rezenten Menschen 54—93°, beim heutigen Europäer 65—71°, beim Svärdborgmenschen, der nach Nielsen 16—18jährig, nach Arnborg richtiger 12—14jährig ist, 66°, beim Mullerupmenschen, der nur 7—8jährig war, 71°. Damit ist auch ziffernmäßig bewiesen, daß der Kinnvorsprung beider frühneolithischen Kiefer sich durchaus in der Schwankungsbreite heutiger Europäer hält. Es bedurfte hier also gar nicht einmal der Beihilfe der Nachweisungen Bolks [1]), daß der heutige Mensch ein negatives Kinn von Neanderthaler Art nur im fötalen Zustande besitzt, daß bei 5—6jährigen Kindern der Vorsprung noch regelmäßig fehlt und daß auch noch

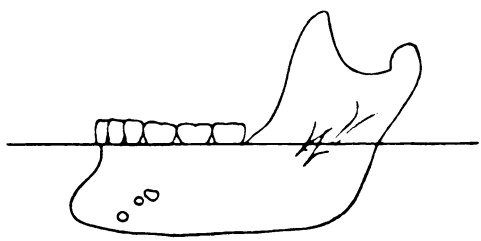


Abb. 3. Unterkiefer eines heutigen Europäers.

7—8jährige Kinder ein Kinn haben, das dem des altpaläolithischen Menschen noch sehr ähnelt. Es wäre daher ganz in der Ordnung, wenn der Mullerupkiefer, der nach Nielsen einem 7—8jährigen Kinde angehört, ebenfalls noch keinen Vorsprung zeigte. Da der Symphysenwinkel bei ihm aber 71° beträgt, hat er einen Kinnvorsprung von 19°, was für sein jugendliches Alter sogar sehr viel ist. Eine primitive Eigenheit ist also an der äußeren Gestalt dieses Unterkiefers nicht zu beobachten, noch viel weniger aber beim Svärdborger Unterkiefer.

2. Innere Kinnplatte.

Nach Nielsen fehlt bei beiden dänischen Unterkiefern die mittlere Leiste auf dem Felde des Ansatzes des Kinnzungen-Muskelpaares; vielmehr findet sich dort nach altpaläolithischer Art eine flache Grube mit einem rauhen Höckerchen oder einem kleinen Knötchen für den Muskelansatz.

Toldts [2]) Forschungen haben indes gezeigt, daß eine solche Grube in typischer Ausprägung tatsächlich nur bei dem ältesten bekannten menschlichen Unterkiefer, dem von Mauer, und innerhalb der Neanderthalrasse nur noch bei dem Unterkiefer von La Naulette vorliegt (Abb. 4). Bei letzterem sehen wir zwischen dem Lingualwulst (l) und der Grundfläche des Kiefers eine große dreieckige Einsenkung (e), die bis zur Linie m herabgeht. In dieser Einsenkung liegen zwei tiefe Gruben (g), die durch eine Y-förmige Leiste voneinander getrennt sind und als Ansatzstellen für den Kinn-Zungenmuskel dienen. Alle anderen Vertreter der Neanderthalrasse verhalten sich in diesem Punkte jedoch genau so wie die heutigen Menschen. Das heißt: Die Ansatzstelle des

[1]) Louis Bolk: Die Entstehung des Menschenkinns (Verhandelingen d. K. Akad. van Wetenschappen te Amsterdam. Sekt. II D. XXIII, Nr. 5, 1924).

[2]) Toldt: Über den vorderen Abschnitt des menschlichen Unterkiefers (Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien. Bd. 45, N. F. 15, 1915).

Kinnzungen-Muskels kann entweder in einem Grübchenpaare beſtehen oder in einer paarigen flachen Rauhigkeit oder in einem Höckerchenpaare (Spina, wie z. B. bei den Unterkiefern von La Chapelle-aux-Saints und von Malarnaud) oder in einer mittleren Leiſte (Crista). Und zwar iſt bei Erwachſenen das Höckerchenpaar das weitaus häufigſte. Bei kindlichen Unterkiefern überwiegt dagegen das Grübchenpaar bis zum ſechſten Lebensjahre, vom ſiebenten bis fünfzehnten Jahre aber die flache Rauhigkeit, während eine vollausgebildete Leiſte bis dahin überhaupt noch nicht vorkommt. Man ſieht alſo, daß das Höckerchenpaar erſt im Laufe vieler Jahre aus dem Grübchen herauswächſt und die Leiſte erſt bei Erwachſenen erſcheint.

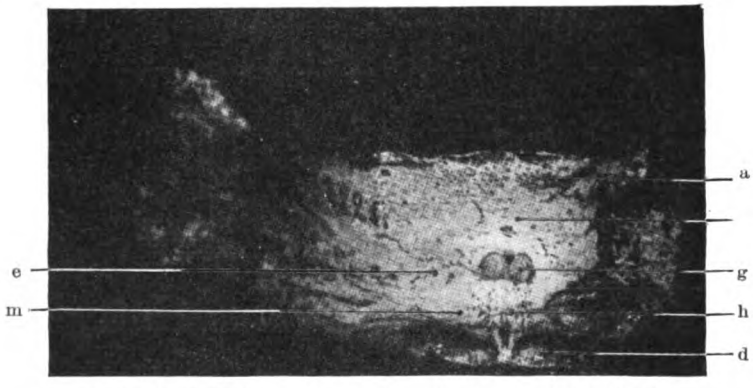


Abb. 4. Unterkiefer von La Naulette (nach Walkhoff).

Man kann daher für möglich halten, daß bei dem 14jährigen Svärdborgmenſchen ſchon deutliche Spuren des Höckerchenpaares wahrzunehmen ſind, und ſolche hat auch Carl Fürſt ſchon bei einem Beſuche in Kopenhagen feſtgeſtellt. Dasſelbe hat Arnborg beim Mullerupkiefer beobachtet, wo er auch entgegen dem Urteil Nielſens ein Fehlen jeglicher Fossa genioglossi und deutliche Spuren des Höckerchenpaares feſtſtellte. Nielſen hat vielleicht die unmittelbar über dem Höckerchenpaare gelegene Grube für die Gefäßlöcher, R. Virchows Fossa supraspinata, als Fossa genioglossi angeſehen.

Alſo auch die innere Kinnplatte beider däniſcher Unterkiefer bietet nichts Primitives.

3. Dritter Mahlzahn.

Nach Nielſen zeichnet ſich der dritte Mahlzahn des Svärdborger Unterkiefers vor dem zweiten durch ſeine bedeutendere Größe und vor dem erſten durch ſeine größere Länge aus: Eigenheiten, wie ſie nur bei der Neanderthalraſſe zu beobachten ſeien. Erhalten und feſt im Kiefer ſitzt jedoch nur der 1. und 2. linke und der 1. rechte Mahlzahn; von den drei übrigen Mahlzähnen ſind nur die Hohlräume, die ſie im Kieferknochen einnahmen (Alveolen), alſo ihre Negative erhalten. Nielſen hält nun zwei einzeln erhaltene Mahlzähne aus Svärdborg für die Mahlzähne II und III der rechten Seite des Svärdborgmenſchen. Er ſchließt daraus das eben genannte Maßverhältnis des dritten Mahlzahns zu den beiden anderen Mahlzähnen. Arnborg weiſt aber aus der Geſtalt jener beiden loſen Zähne und aus der Art ihrer Furchen nach, daß ſie typiſche zweite Oberkiefermahlzähne ſind, alſo ein rechter und

ein linker. Die Oberkiefer-Mahlzähne haben nämlich eine mehr oder weniger ſcharf ausgeprägte Rautengeſtalt, wie das hier der Fall iſt, die Unterkiefer-Mahlzähne aber ſind quadratiſch gebildet. Und die Furchen der oberen Mahlzähne bilden ſtets eine ſchrägliegende H-Figur, wie das hier der Fall iſt, die unteren Mahlzähne aber ein Kreuz +, was Nielſen nicht beachtet hat.

Mit dieſer Feſtſtellung fällt auch der Schluß Nielſens, daß der dritte untere Mahlzahn größer oder länger wäre als der zweite und erſte Mahlzahn. Freilich, wäre auch Nielſens Beobachtung richtig geweſen, ſo würde dies doch wiederum kein primitives Kennzeichen für den Svärdborgkiefer geweſen ſein. Denn ſchon vor zwölf Jahren hat Rud. Martin [1]) feſtgeſtellt, daß auch bei altpaläolithiſchen Menſchen eine Zunahme der Größe der Mahlzähne vom erſten bis zum dritten, wie ſie der Unterkiefer von La Naulette zeigt (Abb. 5), oft oder gar meiſt nicht vorhanden iſt. Andererſeits findet ſich umgekehrt bei rezenten Menſchen aller Raſſen nicht ſelten eine Zunahme der Größe der Mahlzähne im Sinne Nielſens.

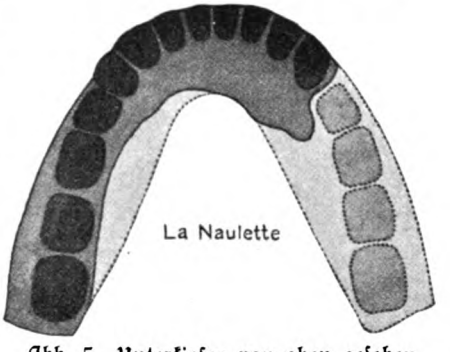


Abb. 5. Unterkiefer von oben geſehen.

Mit der Feſtſtellung Arnborgs fällt aber auch ein weiteres angeblich primitives Kennzeichen des Svärdborgkiefers: die von Nielſen behauptete „Fünfhöckrigkeit" aller drei Mahlzähne. Tatſächlich hat, wie Arnborgs Photographie klar vor Augen führt, nur der erſte linke untere Mahlzahn fünf Höcker, der zweite dagegen nur vier. Ebenſo hat der erſte, allein erhaltene rechte untere Mahlzahn fünf Höcker, dagegen ſind die von Nielſen herangezogenen loſen Erſatzzähne für den fehlenden zweiten rechten unteren Mahlzahn typiſch vierhöckerige obere Mahlzähne, obwohl ſie Nielſen für fünfhöckerig hält.

Beim Mullerup-Unterkiefer hat der einzige erhaltene bleibende Mahlzahn, der erſte linke, die regelrechten fünf Höcker, der noch in der Alveole eingeſchloſſene zweite rechte Mahlzahn aber beſtimmt vier Höcker, nicht fünf, wie Nielſen glaubte.

Zudem wäre auch eine Fünfhöckerigkeit aller drei Mahlzähne durchaus kein primitives Kennzeichen. Denn noch heute findet ſich eine ſolche bei annähernd 20% aller Europäer, während bei 30% die Höckeranzahl vom M 1 bis M 3 der Reihe nach 5, 4, 5 und bei 40% 5, 4, 4 beträgt.

Nachtragsweiſe fügt Arnborg noch eine kurze Erörterung der Anſichten hinzu, die Nielſen über die langen Knochen des Svärdborgſkeletts ausgeſprochen hat.

4. Speiche (Radius).

Hier hebt Nielſen die Kürze des Unterarms, gemeſſen an den beiden nur in Bruchſtücken erhaltenen Speichen des Svärdborgmenſchen, im Verhältnis zum Oberarm hervor, von dem beide Knochen, der rechte wie der linke, gut erhalten ſind.

[1]) R. Martin, Lehrbuch der Anthropologie. Jena 1914, S. 885.

Das Verhältnis der Länge beider Armteile zueinander wird durch den Radio-Humeral-Index ausgedrückt. Je länger der Unterarm gegenüber dem Oberarm iſt, deſto höher ſteigt auch die Indexzahl. Sie beträgt für den vierzehnjährigen Svärdborgmenſchen 74,6. Arnborg hat aber bei zwei in Lund aufbewahrten Skeletten neuzeitlicher Kinder von 14 und 15 Jahren ungefähr dieſelben Zahlen angetroffen: 73,6 und 74,9. Erwachſene Europäer haben heute einen durchſchnittlichen Index von 72,5 (71,3—76,7), nach Broca 73,93, Schwaben 74,3, Tiroler 74,5, dagegen Neger 79, Feuerländer 80 und mexikaniſche Kalifornier gar 81,5, Menſchenaffen einen noch viel höheren, Alemannen der Völkerwanderung 74,7, Neolithiker Böhmens nach Rud. Martin 76,5, Neolithiker Dänemarks nach Nielſen 78,5—80,0 (!), zwei Neolithiker aus einer Steinkiſte bei Svelvik in Südnorwegen nach Schreiner[1]) 80,9 und 81,7 (!), der Neanderthaler nur 75. Man ſieht hieraus, daß der Unterarm bei Menſchenaffen und niederen menſchlichen Raſſen, zum Teil auch noch bei Mittel- und Nordeuropäern der jüngeren Steinzeit verhältnis-

Abb. 6. Speiche eines Neanderthalers von Spy.

Abb. 7. Speiche (links) und Elle (rechts) eines rezenten Europäers.

mäßig ſehr lang iſt. Wenn er alſo beim Svärdborgmenſchen kurz iſt, ſo iſt dies das Gegenteil von Primitivität. Die Länge ſeines Unterarms entſpricht annähernd dem Mittelwerte heutiger Europäer, wobei noch zu beachten iſt, daß bei Kindern der Unterarm im Verhältnis noch etwas länger iſt als bei Erwachſenen. — Hervorzuheben iſt noch die von der Neanderthalraſſe ſtark abweichende Schlankheit der Svärdborger Speichen.

Eine zweite primitive Eigenheit der Svärdborger Speiche ſieht Nielſen in ihrer ſtarken Krümmung. Er mißt ſie auf der inneren, konkaven Kante des Knochens, indem er das Maß einer Senkrechten, die auf die zwiſchen den Endpunkten des Speichenbogens gedachte Sehne gefällt wird, mit 100 multipliziert und durch das Sehnenmaß dividiert. Als Krümmungsindex ergibt ſich dann 5,6, genau ebenſoviel wie bei dem altpaläolithiſchen Menſchen

[1]) K. E. Schreiner: Die Menſchenknochen der megalithiſchen Grabkammer bei Svelvik in Norwegen. Kriſtiania 1923, S. 67.

von Spy (Abb. 6). Mißt man aber die Speichenkrümmung nach der durch Eugen Fiſcher eingeführten Meßart, d. h. auf der äußeren konvexen Kante, ſo ergibt ſich der Index 3, d. h. faſt genau dieſelbe Zahl, die Fiſcher bei der heutigen badiſchen Bevölkerung als Mittelwert feſtgeſtellt hat: 3,2 (vgl. Abb. 7).

5. Schienbein (Tibia).

Nachdem Nielſen feſtgeſtellt hat, daß Ober- und Unterſchenkel des Svärdborgmenſchen entgegen dem Verhalten bei der Neanderthalraſſe nur ſchwach gekrümmt und ſchlank ſind, hebt er als weiteres Abweichen von der Neanderthalraſſe hervor, daß die Gelenkfläche des Schienbeinkopfes nicht

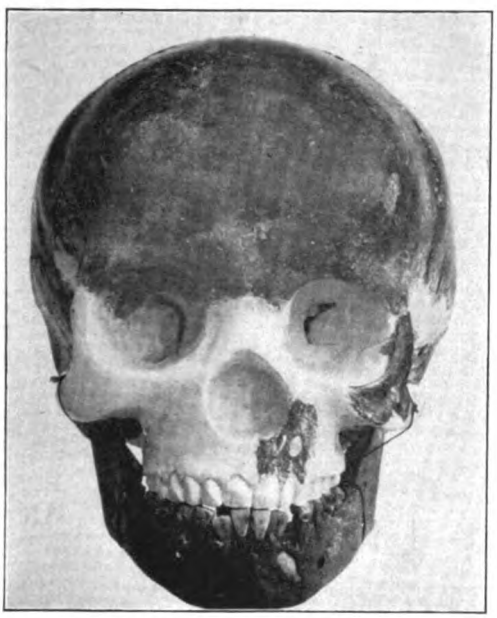


Abb. 8. Vorderanſicht des Schädels des Homo Kiliensis.
(Die weißen Stellen ſind ergänzt, alles andere iſt erhalten.)

nach hinten abfällt, ſondern wie bei den heutigen Europäern annähernd wagerecht liegt. Nielſen zieht daraus den falſchen Schluß, daß der Svärdborgmenſch ſchon mit geſtreckten Knien gegangen wäre, nicht mit geknickten, wie der Neanderthaler. Aber auch heutige niedere Raſſen, wie die Wedda auf Ceylon, die Feuerländer und Senoi, haben an ihren Speichen eine rückwärts abfallende obere Gelenkfläche, können aber doch mit vollkommen geſtreckten Beinen gehen. Der Gelenkflächenabfall iſt eben nur eine Folge der Gewohnheit jener Naturvölker, bei ihrer Ruheſtellung zu hocken.

Dieſe Erörterungen haben gezeigt, daß die von Nielſen an den frühneolithiſchen ſeeländiſchen Skeletteilen beobachteten angeblich primitiven, altpaläolithiſchen Eigenſchaften tatſächlich durchaus mit den Eigenſchaften rezenter Europäer übereinſtimmen. Ein Nachleben des Neanderthalmenſchen in der frühneolithiſchen Zeit Nordeuropas wird durch jene Eigenſchaften nicht nahe gelegt.

Nach dieſer Erkenntnis möchte ich einen neuen kurzen Blick auf den von Alb. Kadner der Wiſſenſchaft zugeführten und, was den Schädel anlangt, ſo ſorgfältig beſchriebenen ‚Homo Kiliensis' werfen (Abb. 8, 9).

1. Überaugenwülſte.

Nach Kadner ſind ſie bereits in Ausbildung begriffen. Die Photographie läßt ſie aber kaum erkennen, ſo daß ſie nur äußerſt geringfügig ſein können. Keinesfalls ſind es ſolche, die bei höherem Alter einen neanderthaloiden Charakter hätten annehmen können, ſondern es ſind getrennte Wülſte für jedes Auge, und das Auge wird nicht halbkreisförmig vom Wulſte umrandet, ſondern nur am Oberrande. Dieſe Erſcheinung iſt geradezu typiſch für die nordiſche Raſſe.

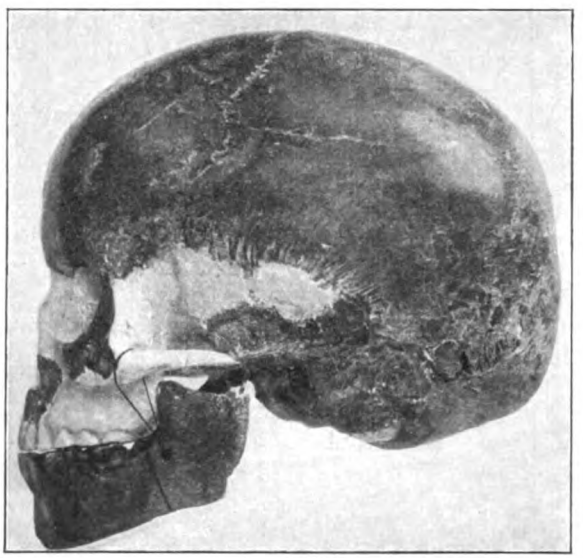


Abb. 9. Seitenanſicht des Schädels des Homo Kiliensis.
(Die weißen Stellen ſind ergänzt, alles andere iſt erhalten.)

2. Stirn.

Sie iſt nicht „fliehend" wie Kadner ſie nennt, nicht einmal ſchräg anſteigend wie bei der nordiſchen Raſſe, ſondern ſteil, obwohl nicht hoch, biegt bald bogig um und ſetzt ſich dann in weitem ununterbrochenen Bogen über den ganzen Scheitel hinweg zum gerundeten Hinterhaupt fort. Dieſe Bildung iſt zwar unnordiſch, keineswegs aber primitiv.

3. Kinnvorſprung.

Dem Augenſchein nach liegt mindeſtens ein neutrales Kinn vor (Abb. 10). Trotzdem findet ſich eine Art von Kinnvorſprung, der aber nicht am unteren Rande des Kiefers liegt, ſondern vielmehr eine weit über dem Kieferrande befindliche „Protuberanz" iſt. Dieſe entſteht durch die ſtarke Ausbildung einer Rinne, die ſich zwiſchen dem Alveolarfortſatz und dem Kinnteil des Kiefers findet (Impressio subincisiva externa nach Klaatſch). — Eine genaue Meſſung des mittleren Kinnwinkels (Symphyſenwinkels) wäre noch vorzunehmen.

4. Innere Kinnplatte.

Kadner ſtellt hier die Grübchen für Kinn-Zungenbeinmuskel und darüber gelegen etwas tiefere Grübchen für den Kinn-Zungenmuskel feſt, außerdem

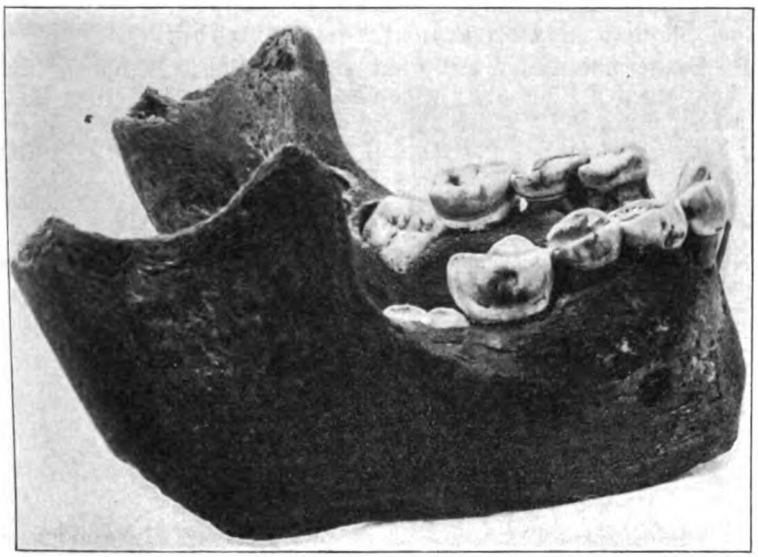


Abb. 10. Seitenanſicht des Unterkiefers des Homo Kiliensis.

Abb. 11. Die drei rechten unteren Mahlzähne des Homo Kiliensis.

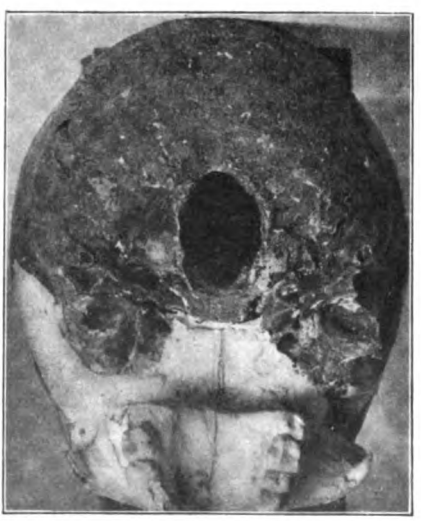


Abb. 12. Anſicht der Schädelbaſis. (Man beachte die ovale Form des Hinterhauptloches.)

Fehlen eines Stachels. Wir wiſſen aus der Kritik der Nielſenſchen Aufſtellungen, daß bei einem kindlichen Kiefer, wie dem des elfjährigen Kieler

Knaben, dieſer Befund nichts Auffallendes hat, nichts Primitives aufweiſt. Denn von rezenten Kindern dieſes Alters haben nach Toldt (a. a. O.) 30,1% noch das bloße Grübchenpaar, 43,5% die paarige flache Rauhigkeit und 26,4% das Höckerchenpaar als Anſatzſtelle des Kinn-Zungenmuskels.

5. Dritter unterer Mahlzahn.

An Breite und Länge entſpricht er beim Kieler Menſchen (Abb. 11) genau dem zweiten Mahlzahn; beide übertreffen darin den erſten Mahlzahn. Nur an Dicke iſt der dritte Mahlzahn auch dem zweiten überlegen. Wir wiſſen, daß in dieſem Befund nichts Primitives enthalten iſt. Dasſelbe gilt von der „Fünfhöckerigkeit" des erſten Mahlzahnes.

6. Speichenlänge und -Krümmung.

Kadner ſagt (S. 68): „Der Radius iſt ſoviel kürzer als der Humerus, daß er den heutigen Proportionen nicht entſpricht. Bei Nielſen iſt zu leſen, daß dies bei den paläolithiſchen Radien ein beſonderes Unterſcheidungs-

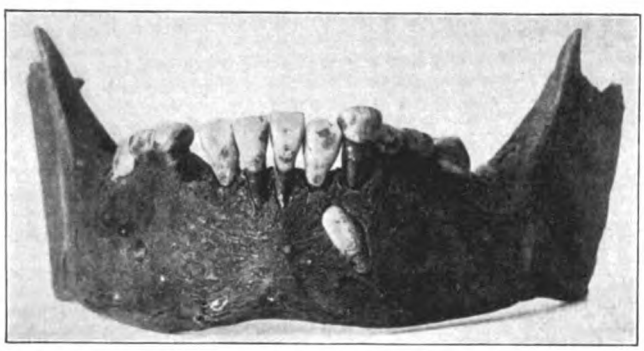


Abb. 13. Vorderanſicht des Unterkiefers des Homo Kiliensis.

merkmal von den rezenten iſt." Wir wiſſen nunmehr, daß Nielſen in dieſem Punkte irrige Auffaſſungen gehegt hat. Somit fehlt auch hier der Nachweis einer primitiven Erbſchaft beim Kieler Menſchen.

Was die Krümmung der Speichen und namentlich der Ellen anlangt, deren Stärke Kadner hervorhebt, kann darüber erſt verhandelt werden, wenn genaue Meſſungen vorliegen. Es bleiben ſomit nur wenige Eigenheiten dieſes Menſchen übrig, die man für primitiv halten kann. Sie ſeien hier aufgezählt.

1. Wahrſcheinlich gehört dazu das von Kadner zum erſten Male genauer unterſuchte langovale Hinterhauptloch (Abb. 12), das ſich bisher in den gleichen Maßen nur bei dem altpaläolithiſchen Menſchen von La-Chapelle-aux-Saints wiederfand, in weit größeren Maßen aber bei den Menſchenaffen vorhanden iſt, während die rezenten Menſchen ein rautenförmiges, wie auch der Aurignac-Menſch, oder ein rundliches Hinterhauptsloch beſitzen.

2. Vielleicht kann man auch am Unterkiefer die ſtark ſenkrechte Stellung des aufſteigenden Aſtes (Abb. 10), ſowie die ſtumpfe Niedrigkeit des Kronfortſatzes und die geringe Tiefe des Einſchnitts zwiſchen Kronfortſatz und Gelenkfortſatz des aufſteigenden Aſtes hierherziehen. Dieſer Einſchnitt iſt nur 8 mm tief, alſo faſt ſo gering wie beim Heidelberger Menſchen (7 mm),

während er beim heutigen Menſchen 10—18 mm beträgt, womit freilich auch ſchon einige Vertreter der Neanderthalraſſe übereinſtimmen, ſo daß alſo kein altpaläolithiſches Merkmal ſchlechthin beim Kieler Menſchen hier vorliegt.

3. Legt man den Kieler Unterkiefer auf eine ebene Fläche, ſo erhebt ſich der Unterrand des Kinns ſtark über die Fläche: es zeigt ſich das Vorhandenſein einer flachen Einbuchtung, der „Incisura submentalis“ (Abb. 13), die am Heidelberger Unterkiefer beſonders ſtark entwickelt iſt und auch an den Unterkiefern der Neanderthalraſſe auftritt.

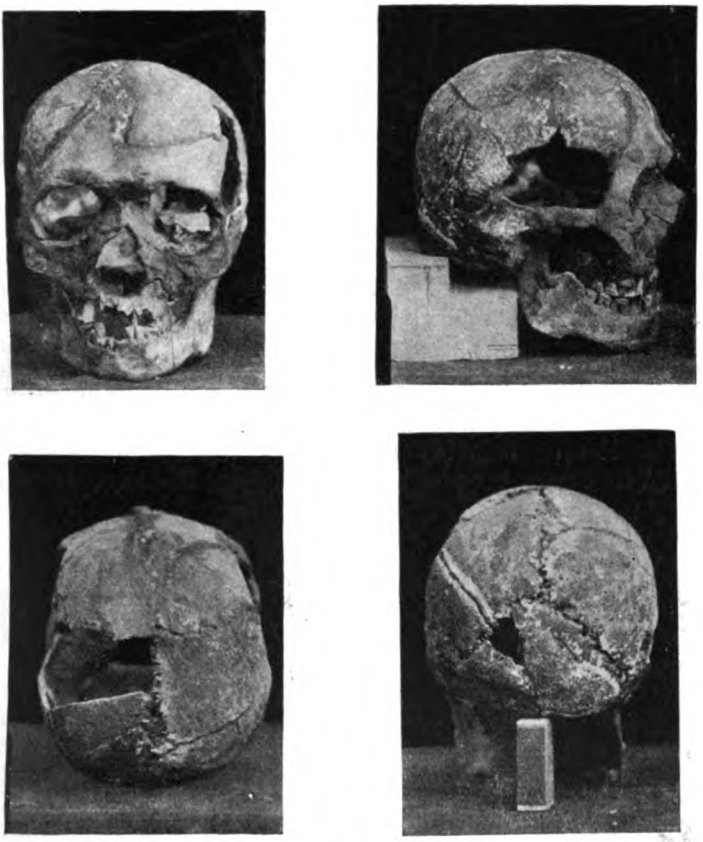


Abb. 14. Schädel von Plau in Mecklenburg.

4. Beim Gehirnſchädel iſt noch die geringere Entwicklung des hinter der Ohröffnung befindlichen Zitzen- oder Warzenfortſatzes (Processus mastoideus) auffallend (Abb. 9); ſie erinnert ebenfalls an den Neanderthaler.

5. Desgleichen die Breite und Flachheit der hinter dieſem Fortſatz ſitzenden Ritze (Fissura), die beim heutigen Menſchen tief eingeſchnitten iſt.

Wird man alſo auch dieſe eben genannten unwichtigeren Eigenheiten des Kieler Menſchen als primitive anerkennen, obwohl nicht durchweg ausſchließlich altpaläolithiſche, ſo möchte ich doch dieſerhalb nicht mit Kadner ſeine Abſtammung vom Neanderthalmenſchen befürworten.

Neben den drei kindlichen Skeletten gibt es aber mindeſtens noch drei von erwachſenen Individuen der Ancyluszeit, von denen bei zweien allerdings nur der Schädel übrig iſt. Es iſt das Hockerſkelett von Plau und die beiden Schädel von Pritzerbe.

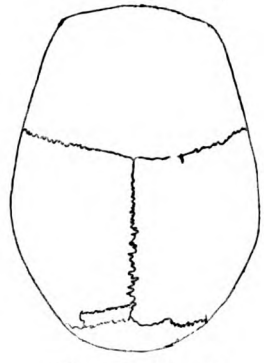


Abb. 15. 1/4. I.

Abb. 16. 1/4. II.

Schädel der Ancyluszeit aus den Haveltonen am Pritzerber See, Kr. Weſthavelland. Sammlung R. Stimming, Gr. Wuſterwitz.

Den Schädel von Plau habe ich ſchon in meinem Buche „Die Indogermanen“ kurz beſchrieben und abgebildet (Abb. 14). Es iſt ein Rundkopf mit Längenbreiten-Index 86,36. Die grobe Maſſigkeit des Knochenbaues nebſt Dicke der Knochen verleiht dem Schädel ein faſt wild anmutendes Äußere. Dem nordiſchen Typus entſprechen die mächtigen Überaugenwülſte und die

I.

II.

Abb. 17, 18. Schädel vom Pritzerber See, Kr. Weſthavelland.

ganz allmählich zurücktretende Stirn. Alles andere aber iſt unnordiſch: Der ſteile Abfall des Hinterhauptes, die große Breite des Geſichts, die Rundheit der Augenhöhlen und ihr weiter gegenſeitiger Abſtand, die plumpe Breite des ſenkrecht abfallenden Unterkiefers, das Fehlen des Kinnvorſprungs, da ein neutrales Kinn vorliegt, bei dem auch jede Spur der unter dem oberen

Rande des Kiefers ausgebildeten Rinne (Impressio submentalis externa) und der unterhalb ihrer liegenden „Protuberanz", wie sie der Kieler Mensch so deutlich aufweist, fehlt. Das Gesichtsprofil ist, abgesehen vom Nasenvorsprung, eine senkrechte Linie, was durchaus „ostisch" anmutet. Wenn der dritte Mahlzahn des Unterkiefers der kleinste ist, so hat das ebensowenig rassische Bedeutung, als daß an der inneren Kinnplatte ein Stachel für den Ansatz des Kinnzungenmuskels vorhanden ist; denn bei heutigen Erwachsenen ist dies ja das Gewöhnliche, da nach Toldt 63,9% ihn besitzen.

Wir finden also bei dem Plauer Skelett nur noch zwei primitive Eigenschaften vor, das neutrale Kinn und die runden Augenhöhlen. Runde Augenhöhlen treten freilich in jungneolithischer und noch viel späterer Zeit auch noch auf, wenn auch nicht bei nordischer Rasse.

Aus Vorstehendem ersehen wir, daß der größere Teil der nordischen Skelette der Ancyluszeit noch eine geringe Anzahl primitiver Eigenheiten aufweist und weitab steht von dem sogenannten „nordischen" Typus.

Dagegen konnte ich schon 1921 Abbildungen der Aufsicht von zwei Schädeln der Ancyluszeit aus den Haveltonen am Pritzerber See veröffentlichen (Abb. 15, 16), die zeigen, daß hier nahe Vorstufen zum „nordischen" Typus vorliegen. Ich füge jenen Zeichnungen nunmehr photographische Aufnahmen der Seitenansicht hinzu (Abb. 17, 18). Schädel I von 1891 hat einen Längenbreiten-Index von 70,9, der Schädel II von 1901 einen solchen von 70,5: beide sind also ausgesprochene Langköpfe. Schädel I nähert sich durch deutliche Überaugenwülste und etwas schräge Stirn dem Aurignac-Menschen, während sein Hinterhaupt unverkennbar die abgesetzte Cro-Magnon-Kuppel aufweist. Schädel II hat zwar auch schrägen Stirnanstieg, aber weit schwächere Überaugenwülste, während das Hinterhaupt nach Art des Aurignac-Menschen nur wenig hervorragt. Zum Aurignac-Menschen paßt auch der äußerst schwache Kinnvorsprung beider Schädel; beim Cro-Magnon-Menschen ist dieser dagegen bekanntlich bereits scharf ausgeprägt. Schädel I ist also, abgesehen von dem zu schwachen Kinnvorsprung, vollkommen nordischer Rasse.

Nach alledem ist es unmöglich, von einer einheitlichen Rasse der Bevölkerung der Ancyluszeit des Ostseegebietes zu sprechen.

II. Mitteilungen.

Mythen-, Märchen- und Sagendeutung.

Von Gustav Friedrichs.

Man unterscheidet heute drei verschiedene Arten von Mythen-, Märchen- und Sagendeutungen. Die eine sieht in den Naturkräften und Naturerscheinungen die Grundlage alles Mythischen, die andere in dem Sternhimmel und hier besonders in den Bildern des Tierkreises, insofern Sonne, Mond und Planeten sich darin bewegen, und die dritte in dem Monde und seinen Phasen. Man ist aber nicht imstande gewesen, aus diesen Grundlagen einen einzigen Mythus, ein einziges Märchen und eine einzige Sage befriedigend zu deuten. Alle Deutungen sind vage und tragen den Stempel der Unwahrscheinlichkeit an der Stirn.

Man urteile selbst! Der eddische Donnergott Thor hat einen roten Bart und trägt einen roten Stärkegürtel, der seine Kräfte um die Hälfte vermehrt. Seine Waffe ist ein goldener Hammer, der ganz klein wird, wenn er ihn in den Busen steckt, aber zu gewaltiger Größe anschwillt, wenn er ihn herauszieht. Er traf stets das Ziel, zerschmetterte alles, was er traf, und kehrte stets in die Hand des Gottes zurück. Nur einen Fehler hatte der Hammer, der Stiel war zu kurz.

Man mag sich abmühen, wie man will, es gelingt einem nicht, aus den obigen angeblichen Grundlagen des Mythischen auch nur einen Zug dieses hoch interessanten Mythus auch nur annähernd befriedigend zu deuten. Die Grundlagen können daher nicht richtig sein. Der Grund, daß wir heute noch keine befriedigende Deutung des Mythischen haben, liegt darin, daß man es an der nötigen Voraussetzungslosigkeit bei der Untersuchung desselben hat fehlen lassen. Anstatt aus dem mythischen Material die darin enthaltene naive Weltanschauung der alten Mythen-, Märchen- und Sagenbildner systematisch zu entwickeln, hat man sie mit unseren Augen die Welt anschauen lassen. Das konnte keine befriedigende Resultate geben.

Das legt die Frage nahe: Geben denn die Mythen, Märchen und Sagen gar keinen Anhalt, nach dem man mit Sicherheit ihre Grundlage feststellen kann? Das ist tatsächlich der Fall.

Man muß nur von solchen mythischen Sachen ausgehen, deren Deutung gegeben wird, oder die so nahe liegt, daß die richtige Deutung gar nicht verfehlt werden kann.

Ein deutsches Rätsel lautet:

„Du jagst mich und ich jage dich,
Du kriegst mich nicht, ich kriege dich nicht:
Unmöglich kann es geschehen,
Daß wir Bruder und Schwester uns sehen."

Die Auflösung lautet: Tag und Nacht [1]).

Da haben wir Tag und Nacht als Bruder und Schwester.

In dem ungarischen Märchen „Die 6 Drachen" von Gaal-Stier sieht ein Königssohn im Walde ein kleines Licht flimmern; er geht darauf zu und sieht die Morgenröte mit der Nacht sich balgen. Sie balgen sich, weil die Nacht die Morgenröte noch nicht aufgehen lassen wollte.

Hier haben wir außer der Nacht auch noch die Morgenröte als eine mythische Person.

Die Inder kennen die Nacht und die Morgenröte oder Aurora als zwei Schwestern, deren Farben beständig wechseln, und welche ein und dasselbe Kind, die Sonne, ernähren [2]).

Daß die Griechen sich die Morgenröte als ein rosiges Mädchen im safranfarbenen Gewande als Schwester des Helios, der Sonne, und der Selene, des Mondes, vorstellten, ist bekannt.

In der litauischen Sündflut waren auf Gottes Befehl nur drei Riesen verschont geblieben, der Winter, der Herbst und die Nacht, und drei Zwerge, der Sommer, der Frühling und der Tag. Die Riesen und die Zwerge müssen einander unausgesetzt über die Erde jagen [3]).

Außer Tag und Nacht finden wir hier auch noch Jahreszeiten als Personen. Als solche sind uns diese auch noch wohl bekannt, wie ihre charakteristischen Abbildungen in manchen Kalendern noch zeigen. Auch das Jahr kennen wir als eine Person. Lassen wir es doch als einen jungen Mann die Weltherrschaft am ersten Januar antreten und als einen alten am letzten Dezember wieder abgeben.

Doch nicht nur als Personen, sondern auch als Tiere, Pflanzen und alle anderen möglichen Dinge finden wir Zeitabschnitte.

In dem griechischen Märchen „Der Riesentöter" von Mitsotakis trifft ein Prinz eine Frau, deren Gestalt er in der Dunkelheit kaum erkennen kann. Der Prinz fragt sie, was sie um diese Stunde an einem so einsamen Orte zu tun habe. „Ich regiere den Tag und die Nacht", sagte die Frau und zeigte ihm zwei Knäuel, die sie in der Hand hielt, von denen das eine schwarz und das andere weiß war. „Siehe, diese Knäuel wickele ich abwechselnd ab; wickele ich das schwarze ab, so ist es Nacht; wickele ich das weiße ab, so ist es Tag."

Da haben wir den 24stündigen Neumondstag als eine Person und den Neumondstag und die Neumondsnacht als ein weißes und ein schwarzes Knäuel.

Ein deutsches Rätsel lautet:

„Dar steiht en Bom im Südwest,
Darob sind twe unsoftig Nest,
In jedes Nest sind söwen Jung,
Se hebt en Nam und hebt ken Tung".

Die Auflösung lautet: Das Jahr [4]).

Hier haben wir das Jahr als einen Baum, in dem die 52 Wochen desselben als Nester sich befinden, in dem die Wochentage als Vögel liegen.

[1]) Simrock, Deutsches Rätselbuch, S. 12.
[2]) Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, S. 29.
[3]) Deckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten, S. 208.
[4]) Simrock, S. 10.

Ein anderes deutſches Rätſel lautet:

„Mergel Mergel Mücke
Hat ſieben Körbe auf dem Rücken,
In jedem Korb eine ſchwarze Katze,
Jede Katze hat ihr Junges,
Jedes Junge hat ſeinen Namen“ [1]).

Die Auflöſung iſt nicht zweifelhaft. Mergel Mücke iſt die Woche, welche die ſieben 24ſtündigen Neumondstage derſelben als ſieben Körbe auf dem Rücken trägt, in denen ſich die ſchwarzen Neumondsnächte als alte ſchwarze und die Neumondstage als junge Katzen befinden.

Alſo nicht nur als Perſonen, ſondern auch als Tiere, Bäume, Neſter, Knäuel und Körbe erſcheinen Zeitabſchnitte. Zeitabſchnitte tragen aber ein doppeltes Gepräge. Darüber gibt uns ein Eddamythus ſehr ſchöne Auskunft.

Allvater nahm Nott, eine ſchwarze Rieſin, und ihren lichten Sohn Dag und gab ihnen zwei Roſſe und zwei Wagen und ſetzte ſie an den Himmel, damit ſie alle zweimal 12 Stunden um die Erde fahren ſollten. Nott fährt voran mit dem Roſſe, das Hrimfaxi (reifmähnig) heißt. Jeden Morgen betaut es die Erde mit dem Schaum ſeines Gebiſſes. Das Roß, womit Dag fährt, heißt Skinfaxi (lichtmähnig), und Luft und Erde erleuchtet ſeine Mähne.

Ein Mann hieß Mundilföri; er hatte zwei Kinder. Sie waren hold und ſchön. Da nannte er die Tochter Sonne (Sol) und den Sohn Mond (Mani). Aber die Götter, die ihr Stolz erzürnte, nahmen die Geſchwiſter und ſetzten ſie an den Himmel und hießen Sol die Hengſte führen, die den Sonnenwagen zogen, welchen die Götter, um die Welt zu erleuchten, aus den Funken geſchaffen hatten, die aus Muſpelheim kamen. Mani leitet den Gang des Mondes und herrſcht über Neulicht und Vollicht. Die Sonnenhengſte hießen Arwakr und Alſwidr, und unter ihren Bug ſetzten die Aſen zwei Blaſebälge, um ſie abzukühlen [2]).

Hier iſt nicht der geringſte Zweifel, daß Nott, die ſchwarze Rieſin, die perſonifizierte ſchwarze Neumondsnacht und Dag, ihr lichter Sohn, der perſonifizierte weiße Neumondstag iſt. Ihren Pferden können nur die Dämmerungen zugrunde liegen. Da Reif und Schaum weiß ſind, ſo vertritt das Roß der Nacht die beiden Dämmerungen, indem man an ihnen einen weißen und ſchwarzen Teil unterſcheidet; der dunkle Teil der Neumondsabenddämmerung iſt der Leib von Hrimfaxi und der lichte derſelben ſeine Reifmähne. Als Gebiß hat es den dunklen Teil der Neumondsmorgendämmerung, von dem der lichte Teil derſelben als Schaum fällt, aus dem der irdiſche Tau entſteht.

Eine ähnliche Auffaſſung der Neumondsdämmerungen finden wir in dem Zigeunermärchen „Die Häuptlingstochter und die vieräugige Hündin“ von Wlislocki. Dieſe Hündin hatte vier Augen, einen weißen Körper und ſchwarze Ohren. Der weiße Körper ſtellt den weißen und die ſchwarzen Ohren den ſchwarzen Teil der Dämmerungen dar. Nun werden wir noch finden, daß man die Sonne und den Mond als irgendetwas in Beſitz der Dämmerungen ſein ließ. Bei der Hündin treten ſie als Augen auf. Schlafen die Morgendämmerungsaugen, ſo wachen die Abenddämmerungsaugen und umgekehrt.

Skinfaxi, das Roß Dags, iſt mit Indras Roſſen identiſch. Dieſe ſind wohlgenährt, von ſchwarzer Farbe mit weißen Füßen und haben Mähnen von der Farbe eines Pfaus, welche den Himmel erleuchten [3]). Danach vertreten Indras Roſſe die Neumondsmorgendämmerung, inſofern dieſe einen ſchwarzen und lichten Teil

[1]) Simrock, S. 11.
[2]) Simrock, Die Edda, S. 253—255.
[3]) Gubermatis, S. 220.

hat und das Morgenrot sich darin zeigt. Dieses bildet die Mähnen der Rosse, welche den Himmel erleuchten. Genau in derselben Weise wie Indras Rosse vertritt auch das Roß Dags die Neumondsmorgendämmerung. Auch seine Mähne ist das Morgenrot, das Luft und Erde erleuchtet.

Überraschend und sehr befremdend für uns ist, daß es am Neumondstage keine Sonne gibt, sondern daß wir diese nur als die leuchtende Mähne des Rosses des Tages zu betrachten haben. Das ist aber eine alte Auffassung, die wir schon in der jüdischen Schöpfungsgeschichte finden. Da scheint an den ersten drei Tagen auch keine Sonne, denn diese wurde erst am vierten Tage geschaffen. Die Tage wurden aber erleuchtet durch das am ersten Tage erschaffene Licht, das identisch ist mit dem Lichte, welches die Mähnen des Rosses Indras und die Mähne des Rosses Dags spendeten, d. h. das am ersten Tage geschaffene Licht ist das Abend- und Morgenrot.

Daß die Alten von dem Morgen- und dem Abendrote das Tageslicht spenden ließen, ist ganz natürlich. An langen Sommertagen ist es fast schon eine Stunde vor Sonnenaufgang hell und ebenso lange noch nach Sonnenuntergang. Da die Alten keine Reflexion des Lichtes kannten, so konnten sie dies Licht vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang nicht von der Sonne herleiten. Nur in dem Morgen- und Abendrote konnten sie die Quelle dieses Lichtes sehen, das sie als Tageslicht auffaßten. Das erklärt, wie ein amerikanischer Häuptling Sonne, Mond und Tageslicht in einer Kiste haben konnte[1]). Das Tageslicht kann nur das Abend- und Morgenrot sein.

Klar ist auch, daß Sol als weiblicher Vollmondstag den Sonnenwagen führt, und daß Mani als Vollmondsnacht über Neulicht und Vollicht herrscht, denn Sol entspricht Dag, dem Neumondstage, und Mani Nott, der Neumondsnacht. Mundilföri hat als männliche Vollmondsmorgendämmerung Sol als Tochter und als männliche Vollmondsabenddämmerung Mani als Sohn. Wie dem Rosse des Tages und dem der Nacht die Neumondsdämmerungen zugrunde liegen, so den Sonnenrossen die Vollmondsdämmerungen. Die Vollmondsmorgendämmerung heißt als Roß Arwakr (Frühwach), weil sie am Morgen zuerst erscheint, und die Vollmondsabenddämmerung Alswidr (Allgeschwind), um die Geschwindigkeit anzudeuten, mit der sie in einem Tage von Osten nach Westen läuft. In dem Zigeunermärchen „Die Trennung des Himmels von der Erde" von Wlislocki werden die drei Teile des 24stündigen Vollmondstages durch den Sonnen-, den Mond- und den Windkönig vertreten, was anzeigt, daß man den Wind auf das Zwielicht der Dämmerungen bezog. Das erklärt, wie in der Edda die dunkeln Teile der Dämmerung als Blasebälge aufgefaßt werden können, die unter den lichten Teilen derselben als den Bugen der Sonnenrosse stehen, und die das Dämmerungslicht als Wind erzeugen, um die von dem Morgen- und Abendrote kommende Glut zu mildern.

Man beachte, daß in der Edda Vollmondszeit und Neumondszeit scharf voneinander unterschieden werden, denn Tag, Nacht und Dämmerungen werden in der Neumondszeit von anderen Personen vertreten als in der Vollmondszeit, und die Dämmerungspferde sind in der Neumondszeit, andere als in der Vollmondszeit. Man beachte ferner, daß Sonne und Mond nur in der Vollmondszeit scheinen, aber nicht in der Neumondszeit, denn da wird das Tageslicht von der leuchtenden Mähne des Rosses des Tages gespendet.

Ähnliche Auffassungen finden wir auch in folgendem deutschen Volksrätsel:

„Es ist ein Baum, der hat 12 Äst,
Jeder Ast hat 30 Gäst,
Ein Gast hat 24 Ei,

[1]) Boas, Indianische Sagen, S. 311.

Sechzig ist der Vögel Geschrei.
Dies nagt ein schwarzweißer Katz;
Baum, Ast, Ei, Vogel frißt die Katz.
O Gott, wie sorglich ist dies Wesen!
Wer mag vor der Katzen genesen?" [1])

Die Deutung lautet: Das Jahr mit 12 Monaten: jeder hat 30 Tage und jeder Tag 24 Stunden, und sind in jeder Stunde 60 Minuten: die vertreiben Tag und Nacht, und der Tod vertreibt alles oder die Zeit.

Hier stehen dem Baum mit seinen Ästen, Gästen, den Eiern und den Vögeln der schwarzweiße Katz oder Baummarder und die Katze gegenüber. Auf beiden Seiten haben wir einen 24stündigen Tag, auf der einen den 24stündigen Tag als einen Gast und auf der anderen als einen schwarzweißen Katz. Da nun der schwarzweiße Katz nach seiner Farbe nur der 24stündige Neumondstag sein kann, so muß der Gast den 24stündigen Vollmondstag vertreten. Wir haben hier also einen Kampf zwischen Neumonds- und Vollmondszeit, in dem die Vertreter der Neumondszeit siegen. Wie der Baum die ganze Vollmondszeit des Jahres vertritt, so die Katze die ganze Neumondszeit desselben. Neu treten hier Zeitabschnitte als Zweige, Eier, Katze und Baummarder auf.

Bis jetzt haben wir gesehen, daß alle in den besprochenen Mythen, Märchen und Sagen vorkommenden Wesen und Dinge auf größere oder kleinere Zeitabschnitte, also auf astronomische Erscheinungen bezogen sind, und daß streng Neumonds- und Vollmondszeit unterschieden ist. Neue Auffassungen über Vollmondszeit und Neumondszeit bringt das Zigeunermärchen „Sonnenschein und Mondenschein" von Wlislocki.

Ein König hatte zwei Söhne. Der eine hieß Sonnenschein, weil er die Sonne, und der andere Mondenschein, weil er den Mond auf der Stirn abgebildet hatte. Einst in der Nacht kamen Urmen oder Schicksalsgöttinnen, um den beiden Knaben ihr Schicksal zu verkünden. Die zweite Urme sagte, Mondenschein soll ein reicher Mann, und die dritte, Sonnenschein soll König werden. Da legte die erste Urme unter Sonnenscheins Kopfkissen ein goldenes und unter Mondenscheins ein silbernes Ei. Als die Knaben die Eier gegessen hatten, geschah, was die Urmen verkündet hatten. Mondenschein wurde ein reicher Mann und Sonnenschein König. Mondenscheins Speichel hatte sogar die Eigenschaft, sich in Gold zu verwandeln.

Zunächst ist klar, daß Sonnenschein der personifizierte Vollmondstag ist, der deshalb die Sonne, und Mondenschein die personifizierte Vollmondsnacht, der deshalb den Mond auf der Stirn abgebildet hat. Auch ist sicher, daß sich unter dem goldenen Ei die Sonne und unter dem silbernen der Vollmond birgt. Und daraus ergibt sich, daß die erste Urme nur die personifizierte weibliche Vollmondsdämmerung sein kann, die als Vollmondsmorgendämmerung unter das Morgenrot als Sonnenscheins Kopfkissen die Sonne als ein goldenes und als Vollmondsabenddämmerung unter das Abendrot als Mondenscheins Kopfkissen den Vollmond als ein silbernes Ei legt. Ist die erste Urme die Vollmondsdämmerung, so kann die zweite nur die Vollmondsnacht und die dritte nur der weibliche Vollmondstag wie die eddische Sol, die Lenkerin des Sonnenwagens, sein. Diesen drei Urmen entsprechen in männlicher Auffassung Mundilföri, Mondenschein und Sonnenschein. Mit den drei Urmen vergleiche man auch die drei Schwestern in dem Märchen „Der goldene Vogel" von Haltrich. Die erste kommt in einem Kupfermantel, die zweite in einem Silbermantel und die dritte in einem Goldmantel geflogen. Nach den Mänteln ist die erste Schwester das kupferne Abendrot, die zweite die silberne Vollmondsnacht

[1]) Simrock, S. 12.

und die dritte der weibliche goldene Vollmondstag. In dem Grimmschen Märchen „Allerleirauh" kommt eine Königstochter zuerst in einem Sonnenkleide, dann in einem Mondkleide und zuletzt in einem Sternenkleide zum Balle. Im Sonnenkleide kann die Königstochter nur der weibliche Vollmondstag, im Mondkleide nur die weibliche Vollmondsnacht und im Sternenkleide demnach nur die weibliche Vollmondsdämmerung sein. Wenn die Griechen ihrer Eos, der Morgen- und Abendröte, einen Sternenmantel beilegen, so zeigt das, daß auch sie die Sterne auf die Dämmerung bezogen. Gewöhnlich treten aber die drei Urmen oder Nornen nicht als die drei Schwestern der Vollmondszeit, sondern als solche der Neumondszeit auf. So in dem schweizerischen Märchen „Die drei Schwestern" von Sutermeister, von denen eine weiß, die andere halb schwarz und halb weiß und die dritte ganz schwarz ist. Die Farben der Schwestern zeigen so deutlich, wie man das nur wünschen kann, daß die weiße Schwester der weibliche Neumondstag, die halb schwarze und halb weiße die Neumondsdämmerung und die schwarze die schwarze Neumondsnacht ist. Mondenschein und Sonnenschein gehören aber nicht derselben Vollmondszeit an, sondern zwei verschiedenen, zwischen denen eine Neumondszeit liegt. In der einen Vollmondszeit ist Mondenschein die personifizierte Vollmondsnacht und besitzt den zu seiner Vollmondsnacht gehörenden Vollmondstag als Gold und Reichtum aller Art, aber in der anderen ist Sonnenschein der personifizierte Vollmondstag und hat die zu seinem Vollmondstage gehörende Vollmondsnacht als Königreich.

Sehr schön führt uns das Gleichnis vom reichen Manne und armen Lazarus den Vollmondsnachtbruder und den Vollmondstagbruder in ihren Vollmondszeiten und Neumondszeiten vor. Hier auf Erden befindet sich der reiche Mann als der Vollmondsnachtbruder in seiner Vollmondszeit. Er kleidet sich in das Licht des Vollmondstages als in köstliche Leinwand und in das Morgen- und Abendrot als in Purpur und lebt alle Tage herrlich und in Freuden. Dagegen befindet sich der arme Lazarus als der Vollmondstagbruder hier auf Erden in seiner Neumondszeit. Er hat die Vollmondsnacht als Hab und Gut verloren, denn an ihre Stelle ist die schwarze Neumondsnacht erschienen, und er selbst hat sich in den Neumondstag verwandelt, der in der Bibel ein Symbol des Aussatzes ist. Lazarus ist also auf Erden arm und krank. Im Jenseits ist aber die Sache umgekehrt. Da befindet sich Lazarus in seiner Vollmondszeit und der reiche Mann in seiner Neumondszeit. Daher befindet sich Lazarus daselbst im Himmel und der reiche Mann in der Hölle, denn die Vollmondszeit ist ein Symbol des Himmels wie die Neumondszeit ein solches der Hölle.

Einen wirklichen Kampf zwischen Vollmondszeit und Neumondszeit liefert uns ein persischer Mythus. Die Perser sahen in Zrvan, der unendlichen Zeit, ihre höchste Gottheit. Weil in der unendlichen Zeit alles entsteht, aber auch wieder vergeht, so ließen sie von Zrvan alles erschaffen, aber auch wieder vernichten. Zrvan brachte 1000 Jahre ein Opfer dar, ob er vielleicht einen Sohn haben möchte, dessen Name Ormuzd sein und der Himmel und Erde und alles, was darin ist, erschaffen sollte. Nach 1000 Jahren fing er an, zu überlegen, ob seine Bemühungen auch Nutzen haben möchten; da entstanden im Mutterleibe zwei Söhne, der eine durch den Glauben, und das ist Ormuzd, und der andere durch den Zweifel, und das ist Ahriman. Da sagte Zrvan: zwei Söhne sind im Mutterleibe, ich werde den zum Herrscher machen, welcher zuerst zu mir kommt. Ormuzd erkannte diesen Gedanken und teilte ihn seinem Bruder mit; worauf dieser sofort den Mutterleib durchbrach und vor seinem Vater erschien. Als Zrvan ihn sah, sprach er: „Wer bist du?" Da antwortete Ahriman: „Ich bin dein Sohn." Zrvan aber sprach: „Mein Sohn ist wohlriechend und licht, du aber bist dunkel und übelriechend." Während sie so miteinander sprachen, kam der wohlriechende und lichte Ormuzd.

Ormuzd schuf Sonne und Mond, ein schönes Lichtreich, gute Tiere, nützliche Pflanzen und sündlose Menschen. Als er einst verreiste, drang Ahriman in Schlangengestalt in sein Lichtreich ein, schuf böse Tiere, giftige Pflanzen und verführte die Menschen zur Sünde. Als Ormuzd von seiner Reise zurückkehrte und sah, was sein Bruder in seinem schönen Lichtreiche angerichtet hatte, griff er ihn an und besiegte ihn auch. Bald ermannte sich aber Ahriman wieder und besiegte nun seinen Bruder. So werden die beiden Brüder mit wechselndem Erfolge bis zum Weltuntergange miteinander fechten [1]).

Ist Zrvan die unendliche Zeit, so müssen seinen beiden Söhnen auch Zeitabschnitte zugrunde liegen, und diese können nur die Vollmondszeit und die Neumondszeit sein, denn nur diese bilden Gegensätze, wie Ormuzd und Ahriman sie verlangen. Ormuzd ist der personifizierte 24stündige Vollmondstag; daher ist er auch ganz licht, denn an diesem sieht man auch nicht ein Stäubchen von Finsternis. Ahriman erscheint in doppelter Gestalt: bald in seiner natürlichen Gestalt und bald in Schlangengestalt. Da er in seiner natürlichen Gestalt nach seiner schwarzen Farbe nur die personifizierte schwarze Neumondsnacht sein kann, so muß er in Schlangengestalt den zu dieser gehörenden weißen Neumondstag darstellen. Er ist als Schlange mit der weißen Schlange identisch, deren Genuß in dem Grimmschen Märchen „Die weiße Schlange" die Kenntnis der Vogelsprache verleiht. Auch den sonst in Mythen und Märchen vorkommenden Schlangen oder Drachen liegt häufig der weiße Neumondstag zugrunde. So hat Thors Kampf in der Edda mit der Midgardschlange dieselbe Grundlage wie Ormuzds Kampf mit Ahriman. Bekannt ist, daß Jesus in dem Gespräche mit Nikodemus das Licht als ein Symbol des Guten, aber die Finsternis als ein solches des Bösen darstellt. Die Ursache dieser Auffassung ist, daß der Menschheit, besonders als sie noch als Jäger- und Hirtenvölker lebte, die Vollmondszeit günstig, aber die Neumondszeit ungünstig war. Wie verhaßt mußte ihnen die schwarze Neumondsnacht sein, wo sie weder auf die Jagd gehen noch ihre Herden bewachen und weiden konnten, und wo feindliche Überfälle so oft Erfolg hatten! Wie ganz anders war das in der Vollmondszeit! Da konnten sie durch die Jagd auch in der Nacht sich Nahrung verschaffen, ihre Herden bewachen und gegen feindliche Angriffe Vorsichtsmaßregeln ergreifen! Das erklärt, wie es kommt, daß in Mythen und Märchen die Neumondszeit und ihre Vertreter als böse, aber die Vollmondszeit und ihre Vertreter als gut angesehen werden.

Als einst die Vollmondszeit erschien, erschuf Ormuzd diese als ein herrliches Lichtreich. In der Offenb. 22, 1. 2 heißt es: „Und er zeigte mir einen Strom von Lebenswasser, glänzend wie Kristall, der kam von dem Throne Gottes, mitten in ihrer Gasse. Und über dem Strom auf beiden Seiten der Baum des Lebens, der zwölf Früchte trug; jeden Monat gab er seine Frucht, und die Blätter des Baumes dienen zur Heilung der Völker." Hier ist völlig klar, daß der Strom von Lebenswasser das Licht des Vollmondstages ist, an dessen beiden Seiten die Vollmondsnacht als Baum des Lebens wächst, denn die Frucht, die er jeden Monat trägt, kann nur der Vollmond sein. Seine Blätter sind die Sterne. Natürlich floß auch in dem schönen Lichtreiche des Ormuzd der Vollmondstag als ein Strom von Lebenswasser, und es wuchs auch darin die Vollmondsnacht als der Lebensbaum. Und in ihm tummelten sich größere und kleinere Abschnitte der Vollmondszeit in anderer Auffassung als Tiere allerlei Art. Haben wir doch schon die Vollmondsdämmerungen als die herrlichen Sonnenrosse kennen gelernt.

Als die Vollmondszeit zu Ende ging und die Neumondszeit einsetzte, da verreiste Ormuzd und sein Bruder Ahriman erschien. Das hatte zur Folge, daß sich

[1]) Cumont, Die Mysterien des Mithra, S. 97ff.

der 24stündige Vollmondstag in den 24stündigen Neumondstag verwandelte. Diese Verwandlung meldet denn auch wirklich der Sündenfallmythus der Papua [1]). Als diese, verführt durch die Schlange Ikuwan, gesündigt hatten, wurden sie nackt. Um ihre Nacktheit zu bedecken, machten sie sich Schürzen aus Pisangblättern, und als sie fortfuhren zu sündigen, wurden sie schwarz und kraushaarig. Ähnliches meldet auch die jüdische Sündenfallsage. Adam und Eva wurden auch nackt, als sie gesündigt hatten und machten sich Schürzen aus Feigenblättern, um ihre Nacktheit zu bedecken. Und als Gott sie aus dem Paradiese trieb, hing er ihnen Felle um. Man erkennt leicht, daß tatsächlich die Papua, wenn sie schwarz und kraushaarig sind, und wenn Gott Adam und Eva Felle umgehängt hat, die schwarze Neumondsnacht vertreten. Und daraus ergibt sich, daß die Papua mit Schürzen aus Pisangblättern und Adam und Eva mit Feigenblätterschürzen die Neumondsdämmerung und nackt den weißen Neumondstag darstellen. Wie Ormuzd aus Abschnitten der Vollmondszeit gute Tiere und nützliche Pflanzen geschaffen hatte, so schuf Ahriman aus solchen der Neumondszeit giftige Pflanzen und böse Tiere. Der beständige Wechsel zwischen Vollmondszeit und Neumondszeit wird als ein Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman dargestellt, in welchem beide mit wechselndem Erfolge kämpfen.

Wie man den Mythus von Ormuzd und Ahriman mit Hilfe von astronomischen Erscheinungen völlig befriedigend deuten kann, so auch den oben erwähnten Thormythus. Die Tatsache, daß die drei mythischen Brüder vielfach als die drei den mythischen Schwestern vom Schicksal bestimmten Männer erscheinen, zeigt ziemlich deutlich, daß die drei mythischen Brüder die männliche wie die drei mythischen Schwestern die weibliche Auffassung der drei Teile des 24stündigen Tages sind. So treten sie in dem Märchen „Der goldene Vogel" von Haltrich und in vielen anderen auf. In dem Märchen „Der Schmiedlerner" von Zingerle erscheinen ein ein-, ein zwei- und ein dreiköpfiger Drache. Aus dem Märchen geht klar hervor, daß der einköpfige Drache die Neumondsdämmerung, der zweiköpfige die Neumondsdämmerung und die Neumondsnacht und der dreiköpfige alle drei Teile des 24stündigen Neumondstages vertritt. Der dreiköpfige Drache ist daher der stärkste der drei Drachen. Dasselbe Stärkeverhältnis wie bei den drei Drachen, den Vertretern der Neumondszeit, herrscht auch bei den drei mythischen Brüdern, den Vertretern der Vollmondszeit. Dieselbe Grundlage wie die drei mythischen Brüder haben auch die drei griechischen Götter Hades, Poseidon und Zeus und die eddischen Götter, Wodan, Freyr und Thor. Thor vertritt also den ganzen 24stündigen Vollmondstag. Als solcher besitzt er das Morgenrot als roten Bart und das Abendrot als einen roten Stärkegürtel, der seine Kraft um die Hälfte vermehrt. Sein Hammer ist während der Nacht die Sonne, aber am Tage die Sonne mit dem Vollmondstage. Daher wird gemeldet, daß der Hammer zu ganz gewaltiger Größe anschwillt, wenn Thor ihn am Morgen aus dem Busen zieht, aber am Abend ganz klein wird, wenn er ihn wieder in den Busen steckt. Der Stiel des Hammers ist die Vollmondnacht. Weil an dieser die Vollmondsdämmerung fehlt, so ist der Stiel etwas zu kurz. Daran war Loki schuld, weil er den Zwerg Brock beim Schmieden des Hammers gestört hatte. Das Hakenkreuz auf dem Hammer ist ein Symbol des Sonnenrades, denn leicht sieht man, daß die geknickten Enden des Hammerzeichens den Radkranz desselben andeuten.

Diese Deutung des Hammers Thors bestätigt der silberne Hammer des Teufels. Ergrimmt über den Bau des Plöner Schlosses warf der Teufel seinen silbernen Hammer danach und hätte es zerschmettert, wenn nicht der Hammer vom Stiele geflogen wäre. Der Hammer flog auf einer Koppel in Pehmen so tief in die Erde,

[1]) Benzmer, Volksdichtung aus Indonesien, S. 410.

daß er eine seitdem mit Wasser angefüllte Kuhle, die Hammerkuhle, bildete; ein daneben stehender Eichbaum war der Schaft des Hammers gewesen [1]).

Der silberne Hammer des Teufels ist der Vollmond mit der Vollmondsnacht und der Schaft desselben der Vollmondstag. Zur Neumondszeit, wo man nichts von dem Vollmonde mit der Vollmondsnacht sieht, ist der Hammer von dem Schafte geflogen und steckt in der schwarzen Neumondsnacht als einer Wasserkuhle, neben der der weiße Neumondstag als Schaft in der Gestalt einer Eiche steht.

Mit Thors Hammer ist der Donnerkeil des indischen Indra identisch. Von diesem wird sogar gemeldet, daß er bei dem Kampfe Indras mit dem schwarzen Vritra vom Stiele flog. Das geschah auch zur Neumondszeit, wo Vollmondstag und Vollmondsnacht sich voneinander trennen.

Betrachten wir das beigebrachte mythische Material, so zeigt sich so klar, wie man nur wünschen kann, daß unseren Mythen, Märchen und Sagen Zeitabschnitte zugrunde liegen, besonders die Teile des 24stündigen Vollmonds- und Neumondstages, also astronomische Erscheinungen, und daß sich auf Grund dieser astronomischen Erscheinungen, wenn man sie so naiv betrachtet, wie das die Alten taten, alles Mythische einwandfrei deuten läßt.

Das habe ich weiter nachgewiesen in einer Broschüre: Die Deutung des Mythischen im allgemeinen und im besonderen in Osnabrück und Nordwestdeutschland. Osnabrück, Franz Wunsch, Buchhandlung. Preis 3 Mk.

[1]) Mannhardt, Germanische Mythen, S. 305, 306.

Die Verwechslung der Aurignacschwankung mit dem Interglazial durch H. Obermaier und ihre Folgen.

Von J. Bayer, Wien.

In dem von M. Ebert herausgegebenen „Reallexikon der Vorgeschichte" wird dem Eiszeitalter durch H. Obermaier unter den Schlagworten „Diluvialchronologie", „Diluvialfauna", „Diluvialflora", „Diluvialgeologie" und „Frankreich" eine Darstellung zuteil, die wir in den Grundzügen für verfehlt halten, wie ein Vergleich unserer — von Obermaier bemerkenswerterweise verschwiegenen — Chronologie mit zwei Eiszeiten mit der von Obermaier vertretenen Penckschen mit vier Eiszeiten ergibt. Da die diesbezügliche allgemeine Auseinandersetzung in meinem in Druck befindlichen Werk „Der Mensch im Eiszeitalter" (Verlag F. Deuticke, Wien-Leipzig) erfolgt, möchte ich hier nur auf einen Kardinalfehler der Chronologie Obermaiers hinweisen, weil seine Richtigstellung für die Geologie, Paläontologie und Prähistorie von besonderer Bedeutung ist. Er liegt in Obermaiers Verwechslung des einzigen Interglazials mit der Aurignacschwankung. Dies sei hier nur kurz festgestellt, die Begründung dafür findet sich im oben genannten Buch.

Obermaier nimmt bekanntlich an, daß das Chelléen mit seiner warmen Fauna in die Penckschе Riß-Würm-Zwischeneiszeit fällt, die demnach den Charakter einer ausgesprochen warmen Zeit erhalten würde.

Diesen Horizont nun hält er für identisch mit jenem, hauptsächlich durch Rhinoceros Merckii als klimatisch gemäßigt charakterisierten Horizont, der in Nordspanien in einer Anzahl Höhlen zwischen zwei Ren-Horizonten liegt, so in der Höhle Castillo, wo er Alt-Acheuléen, Moustérien und Mittel-Aurignacien aufweist, weiters in der gleichfalls in der Provinz Santander gelegenen Höhle Morín bei Villaescusa mit Moustérien, in der Provinz Asturias in den Höhlen Arnero bei Posada und in der Cueva del Conde bei Tunón, an beiden Plätzen mit Mittel-Aurignacien. Auch Südfrankreich weist Plätze gleichen Charakters auf, so den Abri Olha im Nivetal, wo Rhinoceros Merckii mit Moustérien vergesellschaftet ist. Da aber hier der untere kalte Horizont fehlt, was auch von den Höhlen bei Mentone gilt (deren warmer Horizont diesem nordspanisch-südfranzösischen ganz und gar entspricht) und sich mithin eine archäologische Begrenzung nach unten nicht vornehmen läßt, gehen wir von den in dieser Beziehung viel wertvolleren spanischen Profilen mit den beiden Kältehorizonten aus.

Wäre nun Obermaiers Ansicht richtig, dann müßte, wie die folgende Tabelle zeigt, in die auch die spanischen Kulturen dieser Warmzeit eingesetzt

Obermaier

Geol. Abschnitte	Frankreich		Nord-Spanien	
	Fauna	Kultur	Fauna	Kultur
Würm-Eiszeit	Prim. F.	Magd. Solutr. Aur. Mouſt.	Ren	Unt. Magd. Solutr. Ob. Aur.
Riß-Würm-Zwiſchen-eiszeit	Ant. F.	Acheul. Chelléen	Rhin. Merckii (El. ant.)	Mittel-Aur. Mouſt. Alt-Acheul.
Riß-Eiszeit	Prim. F.	Kaltes Chelléen (?)	Ren	Kaltes Chelléen (?)
Mindel-Riß-Zwiſchen-Eiszeit	Ant. F.	Préchell'en		
Mindel-Eiszeit				
Günz-Mindel-Zwiſchen-eiszeit				
Günz-Eiszeit				
Pliozän				

Bayer

Geol. Abschnitte		Frankreich		Nord-Spanien	
		Fauna	Kultur	Fauna	Kultur
Soluträ-Vorſtoß	Jungdiluviale Eiszeit	Lem-ming	Magd. Solutr.	Ren	Unt. Magd. Solutréen Ob. Aurign.
Aur. Schwank.	Jungdiluviale Eiszeit	Hirſch	Jung- Mittel- Alt- Aurignacien	Rhin. Merckii (Fl. ant.)	Mittel-Aur. Mouſt. Alt-Acheul.
Mouſt. Vorſtoß	Jungdiluviale Eiszeit	Lem-ming	Mouſt.	Ren	Chell. (?)
Zwiſchen-eiszeit		Ant.-F.	Acheul. Chell. Préch.	Ant.-F.	Chell.
Altdiluv. Eiszeit					
Pliozän					

Primigenius-Fauna

sind[1]), das Alt-Acheuléen älter oder gleichaltrig sein mit dem Chelléen Frankreichs, das hier warme Moustérien aber wesentlich älter als das schon kalte im Norden, desgleichen das Mittel-Aurignacien älter als das überall nördlich von Alpen und Pyrenäen mit Mammut vergesellschaftete Aurignacien[2]), das heißt mit anderen Worten: Während des Chelles-Stadiums in Frankreich wäre die Entwicklung in Spanien bereits bis zum Alt-Acheuléen gediehen gewesen, die Moustierkultur wäre von Süden nach Norden gewandert — also der Vereisung entgegen! —, desgleichen das Aurignacien, dessen Träger sich ebenfalls aus einem Altelephantenjäger in einen Mammutjäger verwandelt hätte[3]). Wahrlich eine unverständliche Sachlage, für die sich keine befriedigende Erklärung finden läßt. Wir brauchen sie aber gar nicht zu suchen, denn der Knoten löst sich ohne weiteres, wenn man meine in jenem Buche ausführlich begründete geologische Chronologie zu Hilfe nimmt. Aus ihr geht nämlich klar hervor, daß Obermaier hier zwei ganz verschiedene Horizonte für identisch hält, nämlich das auch in West- und Mitteleuropa durch die Antiquusfauna charakterisierte Interglazial des Chelléen, mit der an Stelle des nicht existierenden Riß-Würm-Interglazials Pencks tretenden Aurignacschwankung, deren milder Klimacharakter sich auf west- und mitteleuropäischem Boden wegen des verbleibenden Mammuts usw. relativ schlecht abhebt, wogegen sie in Südeuropa, d. h. vom südlichsten Frankreich und der Riviera angefangen, durch Elephas antiquus und besonders Rhinoceros Mercki einen direkt interglazialen Anstrich erhält. Auf deutsche Verhältnisse übertragen, wird also hier das I. norddeutsche Interglazial mit dem Rixdorfer Horizont, dem sog. II. norddeutschen Interglazial, verwechselt. Repräsentiert der oben gekennzeichnete milde Horizont von Castillo, Olha, Grimaldi usw. aber diese durch eine langandauernde Vereisung (Moustiervorstoß) vom Interglazial getrennte, viel spätere Zeit, dann ändert sich natürlich auch das Bild der Kulturkreise und ihrer Bewegungen vollständig, wie die Tabelle unschwer erkennen läßt[4]).

Nun löst sich alles in Wohlgefallen auf: das fragliche „kalte Chelléen" an der Basis von Castillo darf als ein verspätetes Chelléen angesehen werden, als gleichfalls verspätetes, von Norden herabgekommenes Acheuléen erklärt sich hier zwanglos das „Alt-Acheuléen", ebenfalls von Norden muß das hier viel höher als dort gelagerte Moustérien gekommen sein, desgleichen das Aurignacien, das erst während der Aurignacschwankung von Osten her nach Europa, wohl hauptsächlich Nordeuropa, eingedrungen, durch den Solutré-Vorstoß nach Mittel- und Westeuropa gedrückt wurde[5]).

Das Gesamtbild: sämtliche Kulturen sind im Süden jünger als im Norden. Damit ist ihre Wanderrichtung gegeben, deren Ursache sich wieder aus

---

[1]) In den Tabellen Obermaiers fehlen sie sonderbarerweise, so in „Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens", wie jetzt auch wiederum in Eberts Reallexikon, Tafel 194, S. 403.

[2]) Auch wenn man für diese südlicheren Gebiete ein etwas längeres Andauern der günstigen klimatischen Zustände in Rechnung stellt.

[3]) Der Klingenmensch erscheint mit der kalten Fauna so eng verknüpft, daß er schon aus naturwissenschaftlichen Erwägungen nicht vom Süden gekommen sein kann.

[4]) Die Längen der geologischen Abschnitte sind nur zwecks Ermöglichung des Vergleiches gleich groß gehalten, tatsächlich sind sie in meinem Schema zu kürzen. Das Interglazial ist hier im Verhältnis zur Aurignacschwankung viel zu kurz dargestellt.

[5]) Damit stelle ich meine (MAG. Wien, Bd. 51, 1921) gegebene Darstellung, wonach das Aurignacien schon durch den Moustier-Vorstoß nach West- und Mitteleuropa herabgedrückt worden wäre, richtig. Wäre dies nämlich so, dann hätte der Aurignacmensch bereits während des ersten Vorstoßes der jüngeren Eiszeit erscheinen müssen, was nicht der Fall ist. Er war damals zweifellos noch nicht auf europäischem Boden. Damals wurde nicht das Aurignacien, sondern das Moustérien nach Süden gedrückt.

der klimatischen Situation ergibt: es ist das Reagieren der europäischen Bevölkerung auf die klimatische Verschlechterung des Moustier-Vorstoßes, auf das von Norden sich unaufhaltsam vorschiebende Eis.

Damit sind alle diesbezüglichen Folgerungen Obermaiers hinfällig, z. B. auch die, daß das „warme Moustérien" von Montières Beeinflussung durch die seiner Meinung nach bereits nahende Klingenkultur aufweise [1]). Bei seiner geologischen Einteilung könnte er allerdings daran denken, in Wirklichkeit liegen aber, wie unsere Tabelle zeigt, bedeutende Zeiträume zwischen dieser dem Ende des Interglazials angehörigen Stufe und dem ältesten Jungpaläolithikum.

Dies jetzt schon klarzustellen, hielt ich für nötig, da bei der wahrscheinlich großen Verbreitung des genannten Lexikons weite Kreise ein ganz falsches Bild von den klimatischen und kulturellen Geschehnissen im Eiszeitalter erhalten, das richtig zu stellen der Leser selbst um so weniger in der Lage ist, als ihm das richtige Chronologiesystem vorenthalten wurde [2])

---

[1]) Deshalb ist auch die Bezeichnung „Präcapsien" (Eberts Reallexikon IV, S. 2) völlig unzutreffend, denn Capsien und Acheuléen bzw. Moustérien haben miteinander nichts zu tun.

[2]) Es wäre um so mehr zu bringen gewesen, als sich die Obermaierschen Chronologieansichten in letzter Zeit stark in unserer Richtung hin bewegen, so wenn er nun das Aurignacien bereits dem Höhestadium der letzten Eiszeit (Würm-Eiszeit) eingliedert, welche Stelle früher das Moustérien innehatte. Da diese Kultur mit ihrer hocharktischen Fauna nicht einer beginnenden Eiszeit, sondern einem Maximum entspricht, erwarten wir von Obermaier ein baldiges noch weiteres Zurückbewegen der Kulturstufen bis zum nächsten Kältehochstand, womit dann die volle Übereinstimmung in unseren Ansichten vollzogen sein wird. Zunächst sucht er die von ihm dem Moustérien derzeit zugewiesene nicht hochglaziale Stellung mit der hochglazialen Fauna dieser Kulturstufe so in Einklang zu bringen, daß er so wie Wiegers die Bedeutung der Lemmingschichten als bestimmter hochglazialer Horizonte leugnet und sie nur für „Zufallsbildungen ohne chronologischen Wert" halten möchte. (Eberts Reallexikon, II. Bd., S. 400.) Dem steht entgegen, daß diese Lemmingschichten immer nur mit dem Moustérien und Alt-Magdalénien gefunden werden, was kein Zufall sein kann.

Die paläolithischen Funde von Lämmerspiel bei Offenbach a. Main.

Von Julius Renck, Geologe, Offenbach a. M.

Mit 10 Abbildungen im Text und auf Tafel VI.

Einem eigenartigen glücklichen Zufalle ist es zu verdanken, daß ich im Sommer 1922 bei dem kleinen zwischen Hanau und Offenbach a. Main gelegenen Orte Lämmerspiel diese im Nachfolgenden näher beschriebene prähistorische Siedelung entdeckte, die durch ihr außerordentlich hohes Alter wohl mit zu den frühesten deutschen Funden von menschlichen Artefakten gerechnet werden muß. — Ich ging mit meinem Bruder (Kunstmaler Jakob Renck), sowie einem jungen Lehrer auf die Suche und wir fanden in wenigen Wochen daselbst eine große Anzahl, wohl insgesamt über 500 Artefakte verschiedenster Art, die sich jetzt fast restlos in den staatlichen Sammlungen des hessischen Landesmuseums in Darmstadt befinden, sowie in der naturwissenschaftlichen Sammlung des Vereins für Naturkunde im Isenburger Schloß zu Offenbach a. Main, wo dieselben bereits wohlgeordnet in Schauschränken untergebracht worden sind.

Im Gesamtgebiet des Mainzer Beckens sind ja im Diluvium Funde von fossilen Knochen sehr häufig, jedoch Funde menschlicher Reste seither äußerst selten gewesen und dieser Lämmerspieler Fund zusammen mit dem ebenfalls sehr wichtigen vom Kästrich bei Mainz sind fast die einzigen ganz frühen Menschheitsfunde bis jetzt geblieben. Letzterer innerhalb des Gebietes eines daselbst befindlichen späteren römischen Legionslagers. Während die Funde vom Kästrich wohl ausschließlich der Aurignacstufe angehören, sind die Lämmerspieler Funde teils der Aurignac- und teils der Micoquestufe zuzurechnen. Das Dorf Lämmerspiel liegt im Rodgau und ist zum Kreise Offenbach (Hessen) gehörig. Die Fundstelle selbst liegt knapp 2 km vom Ostrande Lämmerspiels entfernt, hart an einem kleinen Fahrwege nach den durch seine umfangreiche Basaltindustrie bekannten Orten Groß- und Klein-Steinheim (Situationsplan I, Abb. 1). Wie oben bereits angedeutet, verdanke ich die Entdeckung dieser sehr wichtigen Funde menschlicher Artefakte aus sehr früher Zeit der Menschheitsgeschichte einem günstigen Zufall. Die Fundstücke, zumeist Schaber, Fellkratzer, Messer, Bohrer, Doppelbohrer, Kielschaber, ferner einige sehr schöne Rundschaber, sowie eine Unmasse von Bruchstücken solcher, ferner Splisse und Splitter in sehr großer Zahl, auch einige Nuklei fanden sich in den dort befindlichen, leider zur Zeit nur wenig benutzten Kies- und Sandgruben, der Gemeinde Lämmerspiel gehörig. Der dem Diluvium angehörige Kies hat dort eine Mächtigkeit von $1^1/_2$—2 m und liegt unter einer etwa 20–25 cm dicken Humusschicht; er gehört geologisch altdiluvialen

Mainſanden an, iſt zum Teil wohl aber auch als diluvialer Flugſand (Wüſtenſand) anzuſprechen. Die Artefakte ſelbſt liegen größtenteils in dem Grenzhorizont (Salband) dieſer diluvialen Sande zu dem ſie unterlagernden feſtanſtehenden Baſalte. Und nun das Intereſſanteſte an den Artefakten dieſes Lämmerſpieler Fundgebietes, nämlich das Material, aus dem ſie beſtehen. Dieſes iſt hier ausnahmslos Halbopal und der mit dieſem im Baſalte häufig vorkommende halbdurchſichtige Chaldedon, niemals etwa Feuerſtein (Silex)! — Im Baſalte der dortigen Gegend, dem Areal zwiſchen Mühlheim-Dietesheim einerſeits, ſowie Groß- und Klein-Steinheim und Hanau andererſeits, enthält der ſehr feinkörnige Baſalt (Dolerit) ſehr häufig, mineralogiſch geſprochen, als ſogenannte ſaure Ausſcheidungen

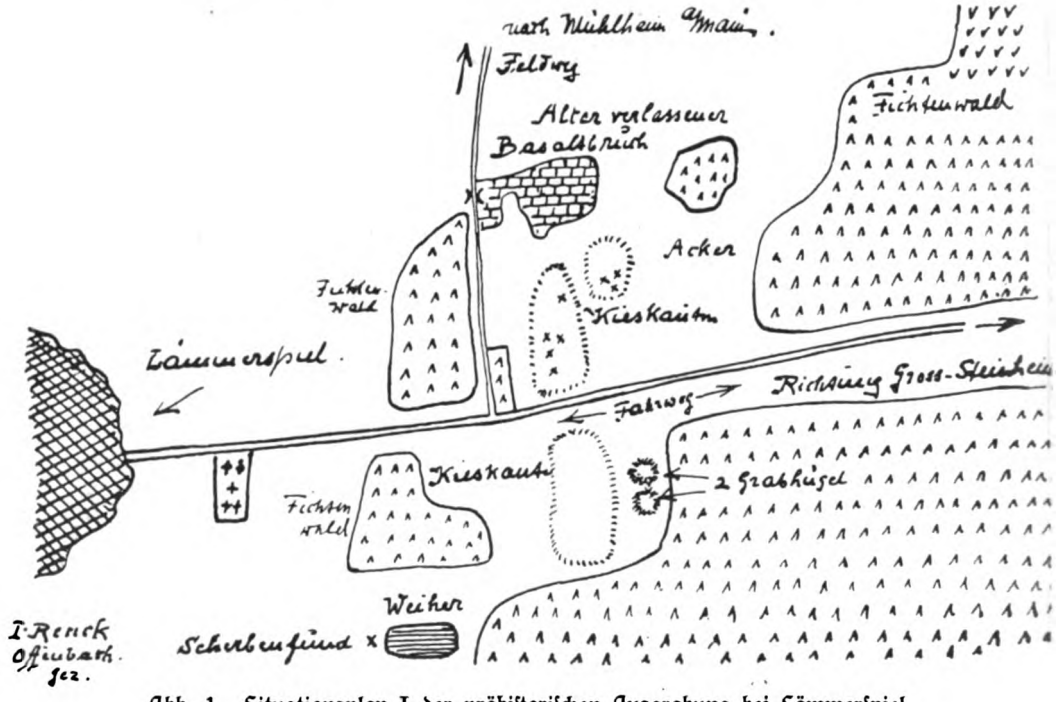


Abb. 1. Situationsplan I der prähiſtoriſchen Ausgrabung bei Lämmerſpiel, Kr. Offenbach a. M.

dieſe verhärteten Kieſelgele, nämlich Halbopal, gewöhnlichen Opal und Chalcedon. Dieſe wurden nun von dieſer im dortigen Gebiete angeſiedelten frühen Menſchenraſſe als hochwillkommenes Material zur Verarbeitung bzw. zur Herſtellung von einer großen Anzahl von Artefakten (Waffen und Gebrauchsgegenſtänden) aller Art benutzt. Wir finden dies ja auch in ganz ähnlicher Weiſe an anderen bekannten vorgeſchichtlichen Fundſtellen, wo der damalige Menſch z. B. ausſchließlich den harten Quarzit (kriſtalline Kieſelſäure) benutzte, wenn ihm kein Feuerſtein zur Verfügung ſtand. Der Quarzit beſitzt faſt die gleichen Eigenſchaften wie der Feuerſtein. Gelegentlich wurde ſogar, aber nur in ganz verſchwindend ſeltenen Fällen, der Bergkriſtall zu Artefakten benutzt, ſo alſo in unſerem hier vorliegenden Gebiete der Halbopal und der Chalcedon. Beide haben zwar nicht ganz die Härte des Feuerſteins (Härte 7 nach der Moßſchen Härteſkala), ſondern nur Härte 6, ſind auch ſpröder

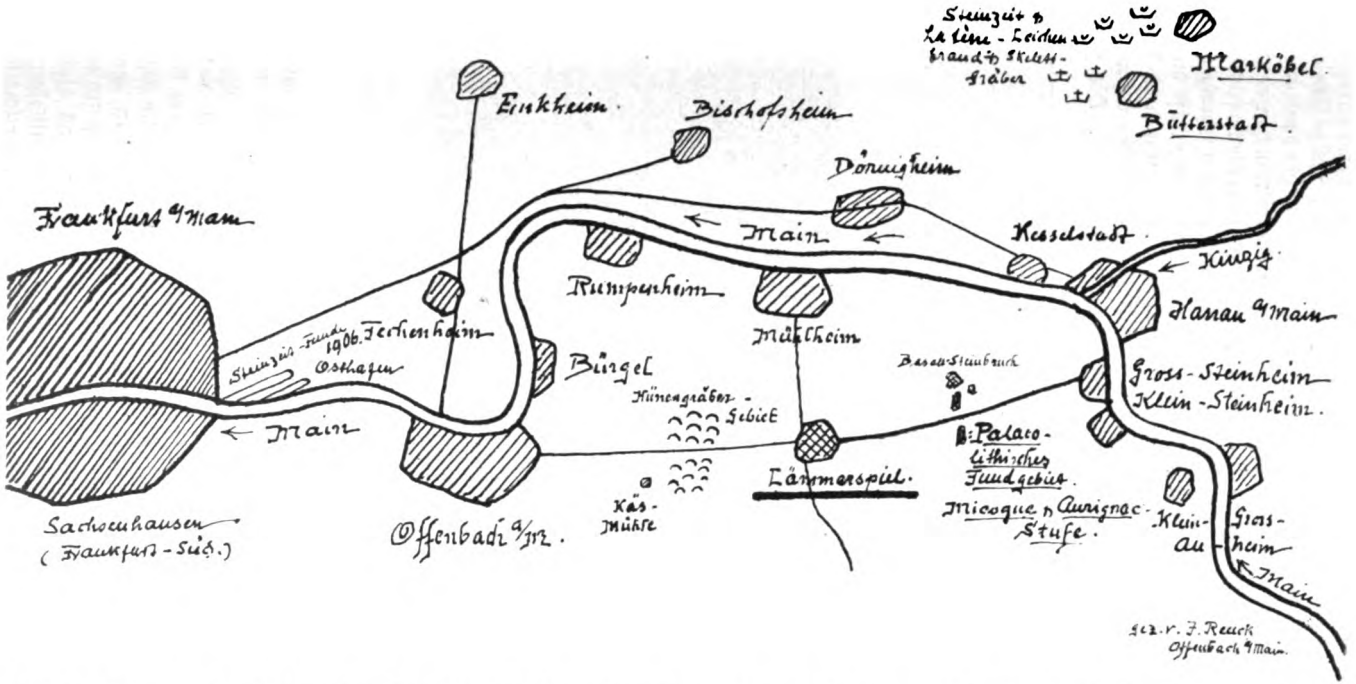


Abb. 2. Situationsplan II der Lage des Palaeolithischen Ausgrabungsgebietes (Micoque- und Aurignacstufe, östlich von Lämmerspiel bei Offenbach a. Main. 1923 entdeckt von Julius Renck, Geologe, Offenbach a. Main.

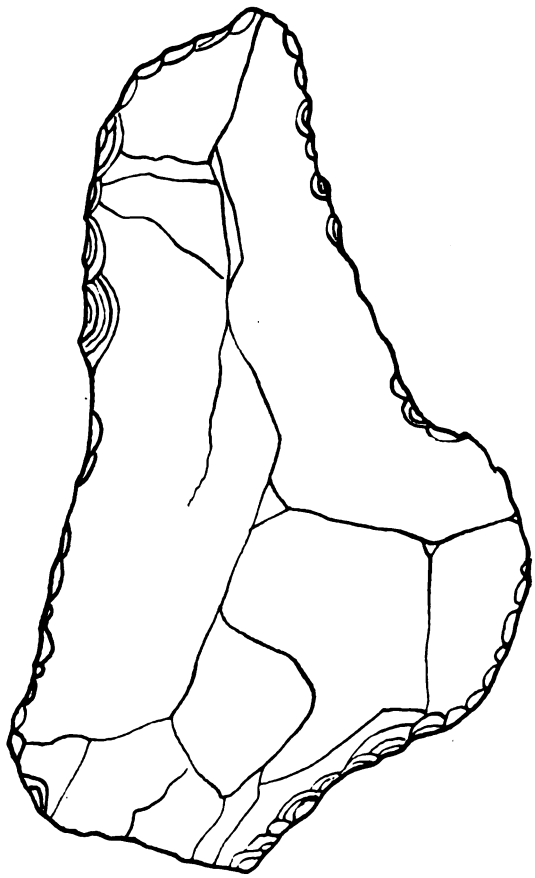
und leichter brüchig, namentlich der Halbopal, aber sie lassen sich in eben der Weise, wie der Feuerstein doch zu guten verwendbaren Geräten verarbeiten. Namentlich lassen sich an dem Halbopal, sowie auch dem Chalcedon durch Spließe sehr gute Schärfen herstellen, wohl besser noch, jedenfalls technisch leichter als bei dem gewöhnlich verwandten Feuerstein (Silex). — Die geringere Härte hatte nur den einen, allerdings sehr großen Nachteil, daß viele unserer Funde, eigentlich sogar die überwiegende Mehrheit, durch die jahrtausendelange Wirkung des Windes bei Entstehung (Ablagerung) des diluvialen Flugsandes sehr stark abgerundet sind und daher oft die sehr zarten Spließe und Retuschen fast verschwunden, jedenfalls leider nur noch sehr unscharf zu erkennen sind. Fast alle Artefakte haben den durch die äolische Einwirkung (Wirkung des Windschliffes) verliehenen eigentümlichen Speckglanz. Die Farbe der zu

Abb. 3. Paläolithische Fundstätte von Lämmerspiel (Kreis Offenbach a. M.). Eine der Fundstellen der Aurignac-Artefakte. 60 Meter nördlich des Weges von Lämmerspiel nach Groß-Steinheim.

Artefakten verwandten Halbopale ist vom hellsten Milchweiß, über alle Abtönungen von Gelb und Braun hinweg, bis zum tiefsten bernsteinfarbenen Braunrot. Auffallend gelbrote und fast blutrote Chalcedone sowie Halbopale sind recht häufig in der Lämmerspieler Fundstelle. Überhaupt hatte ich bei der Betrachtung der gefundenen Artefakte oft den Eindruck, daß dieselben vielleicht zum Teil mit einem gewissen Schönheitssinn gesucht und verwandt worden sind. Eine Erscheinung, die man bei den Artefakten dieser frühen Perioden schon öfters zu beobachten beste Gelegenheit hatte, denn es finden sich viele leicht achatartig gestreifte oder besonders lebhaft gefärbte und buntgeflammte Stücke bei den seither an dieser Fundstelle aufgesammelten Artefakten. Es dürfte zeitweise in dieser Entstehungsperiode — wohl Antiquusstufe — eine sehr warme Wüstentemperatur geherrscht haben, worauf eine große Anzahl von Brauneisenerz-Konkretionen und -Knollen hinweisen, die

einen lateritartigen Überzug von speckigem Glanze aufweisen, vielleicht — in gewissem Sinne — analog den Lateritbildungen in unseren jetzigen Wüsten (Sahara, Gobiwüste usw.).

Es wurden in unserem Lämmerspieler Ausgrabungsgebiet, trotz unseres eifrigsten Suchens, seither keinerlei Knochen oder auch nur die kleinsten Reste solcher gefunden. Es dürften nach unseren eingehenden nachträglichen Erwägungen solche auch wohl kaum an dortiger Stelle mehr zu finden sein, da sie erstens infolge der



1

Abb. 4. Micoquestufe (Ehringsdorf) der paläolithischen Fundstätte von Lämmerspiel bei Offenbach a. Main. Nat. Größe.

langen offenen Lage, sowie fernerhin infolge der Feuchtigkeit und Sonnenstrahleneinwirkung bereits stark verwittert worden wären, und weiterhin ja auch durch die andauernde, sehr starke Schleifwirkung des unter dem Mikroskope recht scharfkantig erscheinenden Flugsandes wohl restlos zermahlen und zerstäubt worden wären.

Nun zurück zu den Artefakten selbst, von denen ich in beigegebenen Abbildungen Zeichnungen von zwölf der wohl charakteristischsten seither gefundenen Typen — im ganzen wurden ja bereits mehrere hundert Stücke gefunden —

gegeben habe. Es sind Formen, die an die Ehringsdorfer Funde insbesondere stark erinnern, wie Schaber, einfache und doppelseitige Kratzer, ferner Messer, Meißel (?), verschiedene Bohrer in mehr oder weniger gutem Erhaltungszustand, die Spitze leider sehr häufig wohl infolge der äolischen Einwirkung des Flugsandes abgebrochen. Fernerhin fanden sich verschiedene Rundschaber daselbst. Das schönste und besterhaltene ist seither ein fast aus weißem fleckenlosem Halbopal bestehendes, sehr feines Gerät (Abb. 8, Zeichnung 10) geblieben. Es scheint ein Universalgerät gewesen zu sein, also eine Vereinigung mehrerer Geräte, und zwar von Messer, Schaber und Bohrer. Dieses Artefakt, das in der außerordentlichen Feinheit seiner Ausführung sehr an gewisse nordische Artefakte erinnert, war das erste, das überhaupt gefunden wurde. Es ist vollkommen scharfkantig und gänzlich unverletzt. Eine ganze Reihe weiter ge-

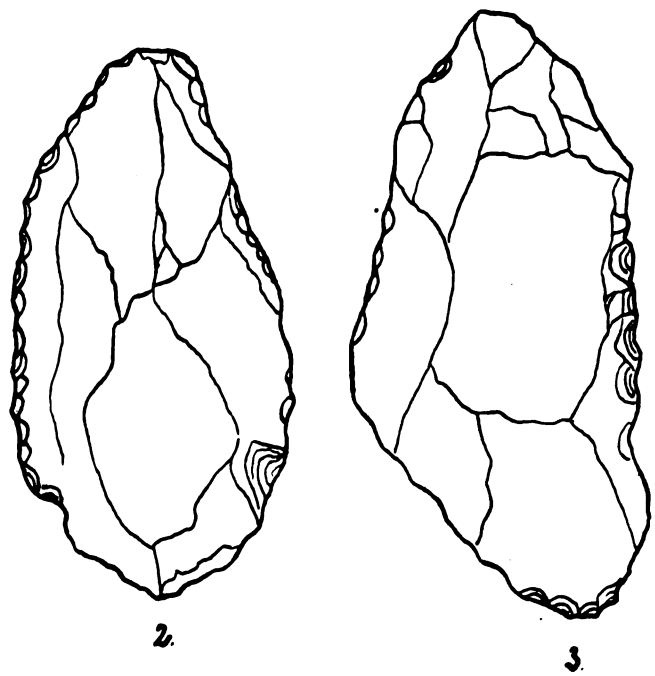


Abb. 5. Micoquestufe (Ehringsdorf) der paläolithischen Fundstätte von Lämmerspiel bei Offenbach a. Main. Nat. Größe.

fundener sind wohl ebenfalls gut in der Erhaltung, doch kommt ihm keines gleich. Stellenweise lagen die Artefakte, namentlich auch die Spitze und Nuklei in gewissen Haufwerken, obwohl die Windwirkung der diluvialen Flugsande die ursprüngliche Lage zumeist vielfach verändert hat. Dieser Umstand deutet darauf hin, daß wir es bei dem Lämmerspieler Gesamtfund wohl sehr wahrscheinlich mit einer vorgeschichtlichen Steinmetzwerkstätte zu tun haben — ein überaus interessanter Fall —. Die betreffende Menschenrasse traf vielleicht auf der Wanderung auf diese infolge der starken Erosionswirkung des Maines teilweise offenliegenden Basaltmassen bzw. auf die in demselben eingebetteten Halbopal- und Chalcedonnester. Probeversuche, diese Halbopale zu Waffen und Geräten zu verarbeiten, fielen günstig aus. Der Volksstamm ließ sich hierauf gleich an Ort und Stelle nieder und errichtete daselbst eine überaus primitive Steinmetzwerkstätte, deren letzte durch Wasser und

Wind allerdings stark zerstörte Reste somit uns überliefert wurden. — Wohngruben oder Feuerstätten (Brandstellen) wurden seither von uns keine gefunden. Sie mögen wohl vorhanden gewesen sein, sind aber von den Erosions-, Denudations-, sowie äolischen Einwirkungen vollkommen zerstört worden. Nur ein kleiner, sehr bescheidener Scherbenfund (s. Situationsplan I, Abb. 1) wurde seither an der Sandgrube in südwestlicher Richtung von dem Hauptfundgebiet gemacht. Dabei blieb es leider seither hierbei noch trotz eingehenden Suchens unsererseits. Nur zwei Gräber im Osten der vom Wege Lämmerspiel-Groß-Steinheim südlich gelegenen Sandgrube wurden bis jetzt festgestellt, deren Inhalt — falls überhaupt noch ein solcher vorhanden ist — seither aber noch nicht ausgehoben wurde. — Die Fundstelle (Antiquusstufe) entspricht nach Behn in der Höhenlage durchaus der von Biebrich-Mosbach mit ihren bekannten Fossilfunden. — Für die Funde ist also damit nur der

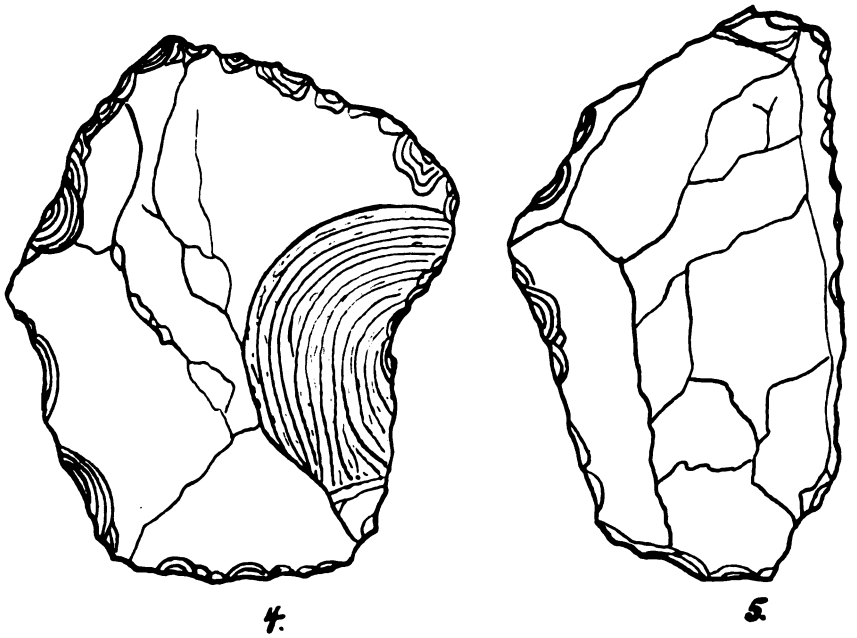


Abb. 6. Micoquestufe (Ehringsdorf) der paläolithischen Fundstätte von Lämmerspiel bei Offenbach a. Main. Nat. Größe.

Terminus post quem gegeben, wie Behn in der „Germania", dem Korrespondenzblatt der römisch-germanischen Kommission des deutschen archäologischen Institutes in Heft 2, Dez. 1923, Jahrg. VII: „Die Paläolithische Fundstelle bei Lämmerspiel (Kr. Offenbach)" meint. Die genauere Datierung muß dann erst die typologische Analyse ergeben. Schlagbuckel sind nicht immer, aber doch zumeist bei den seither gefundenen Artefakten vorhanden. Die typologische Analyse wird durch zwei Tatsachen ungemein erschwert, das sonst noch nicht beobachtete Material der Steingeräte mit seinen (mineralogisch-physikalisch) besonderen Eigenschaften und die sehr starke Entstellung der Fundstücke durch Windschliff, der alle Ecken und Kanten dermaßen gerundet und manchmal spiegelnd poliert hat, daß die ursprünglichen Formen sehr oft stark verschleiert werden. Der Chalcedon, mehr aber noch der Halbopal, zeigt durch die Einwirkung von Schlag und Druck ganz ähnliche physikalisch-

dynamiſche Wirkungen, wie etwa der Obſidian, der heute ja noch vielfach von den auſtraliſchen Urvölkern, z. B. den Bataks, wie der verſtorbene Hofrat Prof. Dr. Bernhard Hagen, Frankfurt (Direktor des Völkermuſeums) öfters vermeldete, zu Geräten und Waffen aller Art verwendet wurde. Ferner auch von Tasmaniern, Südſee-Inſulanern und Feuerländern, auch Alt-Mexikanern (Inkas) und anderen primitiven Volksſtämmen. Der Chalcedon bzw. der Halbopal iſt, wie auch der Obſidian, äußerſt

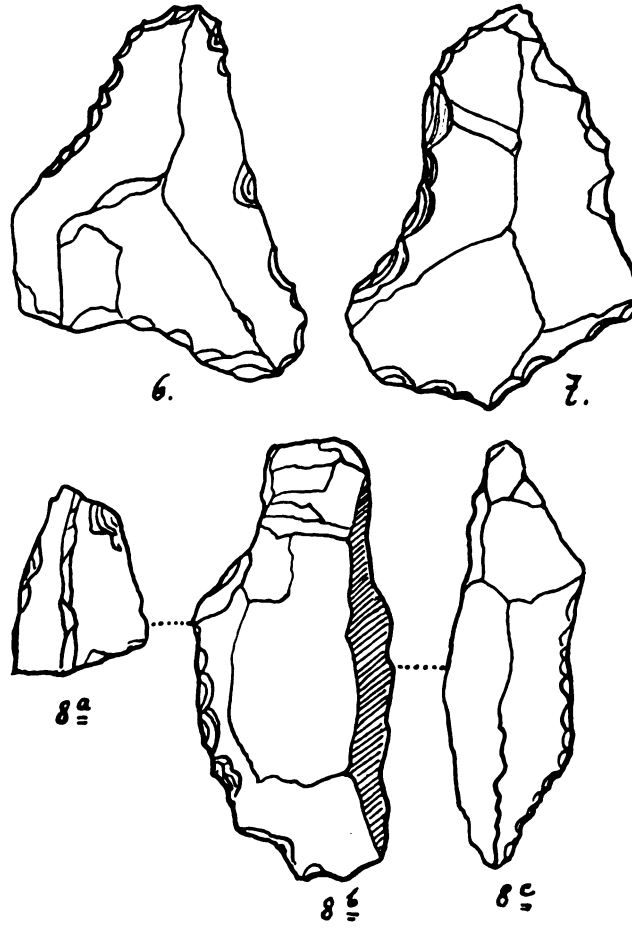


Abb. 7. Micoqueſtufe (Ehringsdorf) der paläolithiſchen Fundſtätte von Lämmerſpiel bei Offenbach a. Main. Nat. Größe.

ſpröde, er ſpringt in haarſcharfen Kanten von Meſſerſchärfe, fernerhin bricht er viel leichter als etwa der Feuerſtein. Wir haben alſo, wie geſagt, hier bei unſeren Lämmerſpieler Funden in dem Halbopal und Chalcedon ein Material, das ſonſt ſeither bei primitiven Artefakten an noch **keiner anderen** Stelle angetroffen wurde, alſo mit anderen Worten, ſeither einzigartig daſteht, ein Material, das wie im vorhergehenden erwähnt, genau dieſelben phyſikaliſchen Eigenſchaften des rezenten vulkaniſchen Glaſes, nämlich des grauen oder ſchwarzen

Obsidianes aufweist. Auch diese Tatsache macht die sehr alten Lämmerspieler Artefakte zu überaus wichtigen, in ihrer Art unikalen Fundgegenständen. Prof. Friedrich Behn schreibt in der „Germania" (Heft 2, Dez. 1923) über die Artefakte des Lämmerspieler Fundgebietes unter anderem: „Sämtliche Formen haben ihre vollen Analogien in Fundstellen aus der Ausgangsstufe des Altpaläolithikums, dem Moustérien nach der französischen Terminologie. Der Faustkeil, das typische Gerät der älteren Stufen, ist in diesem Abschnitt im Aussterben und ist in der Fundmasse von Lämmerspiel vielleicht nur in einer abgebrochenen Spitze vertreten, die aber ebensogut von einem zweiseitigen Schaber stammen kann."

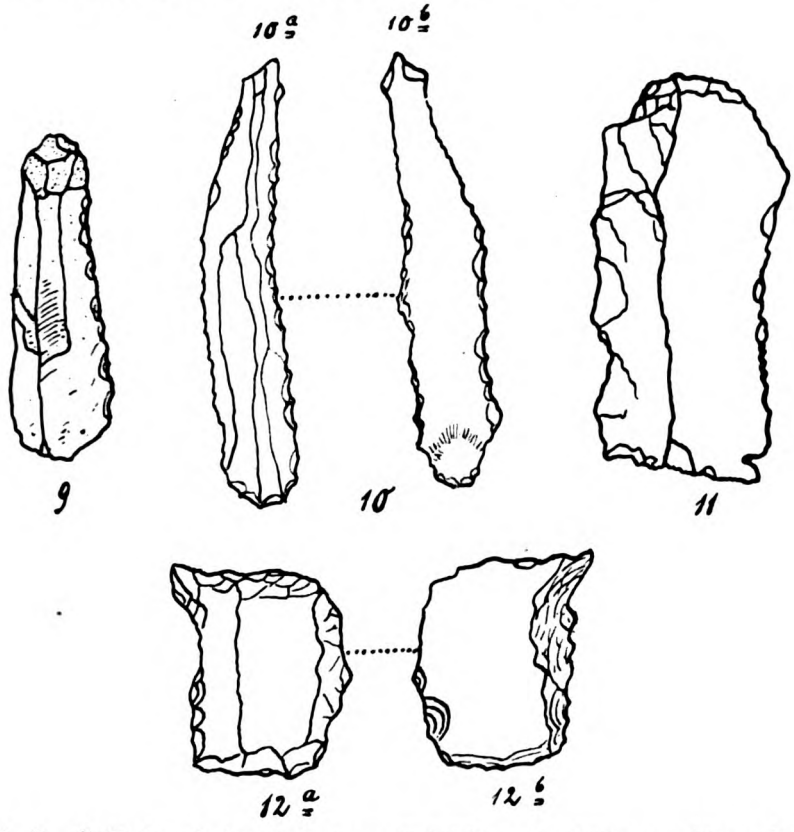


Abb. 8. Geräte der Aurignacstufe der paläolithischen Fundstätte von Lämmerspiel bei Offenbach a. Main. Nat. Größe.

Ich gehe im folgenden zur kurzen Besprechung einiger aus der sehr großen Zahl der Funde ausgesonderter, besonders typischer Artefakte von Lämmerspiel über. Die Artefakte 1—5 (Abb. 4—6) sind sehr charakteristische Fellkratzer und Fellschneidewerkzeuge mit guter und durchaus klarer Bearbeitung. Sie finden sich in ganz analogen Formen auch unter den bekannten Ehringsdorfer Funden vor, und gehören dem Micoque an, ebenso auch die schönen typischen Hoch- und Kielschaber 6, 7 und 8 (Abb. 7), die gleichfalls zahlreiche Splisse aufweisen, die allerdings, wie im vorgehenden bereits erwähnt, häufig durch den Windschliff (äolische Einwirkung) stark abgerundet sind, ja bei vielen Artefakten fast ausgeebnet, wie dies bei dem

gegenüber dem eigentlichen Silex ziemlich weichen Material des Halbopales und Chalcedons leicht verständlich ist. In Abb. 8a, b, c gebe ich einen besonders typischen Kielschaber wieder, deren wir seither fünf gut ausgebildete, sowie einige Fragmente solcher gefunden haben. Abb. 9—11 zeigen einige der zahlreichen, meist sehr gut erhaltenen und merkwürdigerweise meist auch von der Einwirkung der damaligen Wüstenwinde weniger stark beeinflußte, also scharfkantigere Klingen und Schaber, sowie Schaber in Vereinigung mit Bohrern, also Doppelgeräte 12a und 12b (Abb. 8). Letzteres, ein sehr schönes, besterhaltenes Doppelgerät. Insbesondere aber möchte ich auch hier noch einmal hervorheben die köstliche, feinst gearbeitete Halbopalklinge (aus weißem Milchopal) 10a u. b, die in ihrer sorgfältigen Ausführung sehr an gewisse nordische (skandinavische) Formen, allerdings weit späterer Perioden erinnert, ein Bohrer, der als bestes Artefakt die seither in unserem Lämmerspieler Ausgrabungsgebiete gemachten Funde krönt. Er hat fast eine harpunenähnliche Gestaltung an seiner Spitze.

Es steht zu hoffen, daß bei Eintritt besserer Zeitläufte die seither eingestellten Ausgrabungsarbeiten in diesem Gebiete wieder aufgenommen werden können, voraussichtlich wohl seitens des Denkmalschutzamtes in Darmstadt oder von anderer Seite und daß sich dann noch mancherlei gute Gegenstände dort finden lassen werden, die das Gesamtkulturbild dieser sehr frühen Siedelungsstelle vertiefen, die seither in dem ganzen Untermaingebiet von Aschaffenburg mainabwärts bis nach dem Einflusse des Maines in den Rhein die einzige geblieben ist und westwärts dann erst wieder durch das vorgeschichtliche Fundgebiet vom Kästrich bei Mainz abgelöst wird. Siedelungsgebiete aus der Periode der Micoque-(Ehringsdorfer Stufe), sowie der Aurignac-Stufe sind in dem Untermaingebiet bis jetzt erst recht selten gefunden worden, innerhalb des Gesamtgebietes begrenzt von Heidelberg-Heilbronn im Süden und Koblenz-Gießen-Fulda im Norden und Nordost, sind Siedelungsgebiete aus eben erwähnten Stufen nur bei Mainz (Kästrich), ferner Lollar bei Gießen, die Prof. Dr. Harraſowitz-Meyer in Gießen seinerzeit ausgebeutet hat und eben neuerdings das hier beschriebene bei Lämmerspiel bekannt geworden.

Neue Ausgrabungen in der Wasserburg Buchau.

Von R. Stampfuß, Tübingen.

Nach einer Unterbrechung von drei Jahren sind im Spätherbst des Jahres 1925 von Mitte September bis Mitte November die Grabungen in der Wasserburg Buchau, fortgesetzt worden. Das Urgeschichtliche Forschungsinstitut Tübingen, das unter der Leitung von R. R. Schmidt seit 1919 die systematische Aufdeckung der vorgeschichtlichen Siedelungen des Federseemoores durchführt, unternahm zusammen mit dem Buchauer Altertumsverein wie auch schon 1921 und 1922 die letztjährige Grabung. Die Ausgrabungsleitung lag wie bisher in Händen von H. Reinerth, Tübingen.

Unweit der alten Reichsstadt Buchau am Federsee in Oberschwaben — der heutige Federsee ist der stark eingeschrumpfte Rest des allmählich verlandeten Federsees, der ursprünglich eine Länge von 12 km und eine Breite von fast 6 km besaß — liegt mitten im Torfmoor die „Wasserburg", eine befestigte Dorfanlage der späten Bronze, bzw. der Frühhallstattzeit von etwa 1100—850 vor Chr. Zur Entdeckung führte der Umstand, daß vor etwa 100 Jahren der Torf bis auf die Siedelung herab abgestochen und das Gelände zu Wiesen eingeebnet wurde, wodurch die Palisadenpfähle scheinbar in die Höhe wuchsen, d. h. die auf den Kiesgrund aufsitzenden Pfähle blieben fest stehen, während die Schlammschichten infolge der zunehmenden Austrocknung zusammensanken. Diese hervorstehenden Pfahlstümpfe hinderten das Grasmähen und ihre Entfernung gab 1920 Anlaß zur Entdeckung der Siedelung.

Die gesamte Siedelung ist in einem breiten Oval von 136 m größten Durchmesser von einer durchschnittlich 1 m starken Palisadenwand umgeben. Diese Außenpalisade, deren Eingangstor durch eine 5 m breite Lücke in der Palisade gebildet wird, umgibt, ursprünglich frei im Wasser stehend, eine Insel, auf deren Kuppe die Dorfanlage ihren Platz hat. Die Palisadenpfähle, die fast durchweg aus Nadelhölzern (Kiefern) bestehen und mit Bronzebeilen zweiseitig schräg zugespitzt sind, stecken überwiegend 2,80—3,30 m tief im Seegrund. Da sie, um eine sichere Schutzwehr zu bilden, noch etwa 3 m über den Seespiegel herausgeragt haben müssen, wird ihre ursprüngliche Länge etwa 7 m gemessen haben. Auf der Ostseite ist die Außenpalisade durch eine bzw. zwei Innenpalisaden verstärkt, deren Eingänge gegen das Außentor verschoben sind, wodurch das Eindringen in die Siedelung, das auf Einbäumen geschehen mußte, nur auf einem Zickzackwege durch die einzelnen Palisadendurchlässe hindurch möglich war. Die erste Innenpalisade, aus einzelnen starken Stämmen erstellt, verläuft in einer Schlangenlinie. Sie trug wahrscheinlich den Wehrgang, der durch sein Vor- und Rückwärtsgreifen den Verteidigern freiere Sicht und bessere Verteidigungsmöglichkeiten bot.

Hinter den Paliſaden folgt eine künſtliche Steinpflaſterung der Inſelböſchung, die die Siedelung rings umgibt; hinter der Pflaſterung hat die Siedelung die geſamte Kuppe inne.

Die Siedelung ſelbſt weiſt zwei Bauperioden auf, die ſich nach ihren Einſchlüſſen zeitlich nicht genau voneinander trennen laſſen. Die untere Siedelung hat kleine Hütten, von meiſt quadratiſchem (5:5 m), bisweilen aber auch rechteckigem Grundriß. Die obere Siedelung beſteht aus großen hufeiſenförmigen Gehöften mit den zugehörigen vorgelagerten Wirtſchaftsgebäuden. Gebaut ſind die Häuſer in Blocktechnik. Bei den Hütten haben zum Teil auch Flechtwände Verwendung gefunden. Als Bauholz wurden in der oberen Siedelung vorwiegend Nadelhölzer, vor allem die Kiefer verwandt, während in der unteren Siedelung vereinzelt Birke, Erle und Buche hinzutreten. Im Inneren der Häuſer finden ſich je nach der Anzahl der Räume einer oder mehrere Herde. Dieſe ſind von der Bodenfläche ſtets durch Lagen von Lehm iſoliert. Ihre Steinpflaſterung iſt oft hufeiſenförmig angeordnet. Der Fußbodenbelag beſteht aus feſtgetretenem Lehm [1]).

Die vorjährigen Grabungen ſollten in allen noch ſchwebenden Fragen eine Klärung bringen. Durch 14 Radial- und zwei Längsſchnitte, die von der Siedelung bis weit über die Außenpaliſaden hinaus durchgezogen wurden, ergab ſich zunächſt einmal ein Geſamtprofil der Anlage. Ergänzt wurde dies Profil durch eine Reihe von Bohrprofilen in tieferen Schichten und ein Kiesprofil des diluvialen Untergrundes bis 400 m über die Siedelung hinaus. Stratigraphiſch ergibt ſich daraus folgendes Bild: Der diluviale Untergrund des Federſeebeckens beſteht aus Kies. Darüber lagert eine etwa 40—60 cm ſtarke Schicht blaugrünen Glazialtons. Später wird das geſamte Becken vom See überflutet, der zunächſt reine Seekreide (Kalkmudde) darin zur Ablagerung bringt. Den ſchon verlandenden See zeigt die darüber gelagerte Schicht von Faulſchlamm (Lebermudde) an. Die darüber unter der Siedelung lagernde, bis 40 cm ſtarke Torfſchicht keilt unter dem Randpflaſter nach allen Seiten hin aus. Die Kulturreſte ſind von da aus weiter in die Lebermudde und Kalkmudde eingelagert. Der ſtratigraphiſche Beweis für die Inſellage iſt damit gegeben. C. A. Weber-Bremen, der dieſe Fragen vom moorgeologiſchen Standpunkte aus unterſuchte, konnte dieſe ſtratigraphiſch gewonnenen Ergebniſſe durch zahlreiche neue Beobachtungen erhärten.

Weiterhin erlaubten die Schnitte die genauen Grenzen der Siedelung und den Verlauf der Paliſaden feſtzulegen. Dort wo der See gegen die Inſel zu tiefer war, beſonders dem Weſten, genügte die Außenpaliſade allein als Schutz. Hier rückt die Siedelung ſehr nahe an die Außenpaliſade heran. Auf der flachen Oſtſeite dagegen haben wir die Innenpaliſaden als Verſtärkung der äußeren Schutzwehr. Die Höhe der zweiten Innenpaliſade, die die Siedelungsgrenze als richtiger Dorfzaun begleitet, iſt durch einige umgeſtürzte Pfähle, die etwa 1,40 m über den Seegrund herausgeragt haben, genau gegeben. Bei der Außenpaliſade ergaben einige bis auf den Kiesgrund gegrabenen Profile Anhaltspunkte für den Bau dieſer Schutzwand. Die ſchräg in den See hineingeſteckten Stämme, denen man oben das ganze Aſtwerk beließ, wurden oben umgebogen und miteinander verflochten.

In der Siedelung wurden drei, der unteren Anlage zugehörende Hüttenböden freigelegt, von denen einer einen Bronzetüllenhammer lieferte. Von der oberen Siedelung wurde ein hufeiſenförmiges Gehöft mit Wirtſchaftsgebäuden ausgegraben. Beachtenswert iſt der dazu gehörige Getreideſpeicher, deſſen Bodenfläche von 7:7,7 m von einer ganzen Schicht verkohlten Getreides (Gerſte und Weizen)

[1]) Einen kurzen Überblick über die bisherigen Grabungen gibt das Büchlein von H. Reinerth, Das Federſeemoor als Siedelungsland des Vorzeitmenſchen. Abt, Schuſſenried, 3. Aufl., 1923.

bedeckt war. In ihm fanden sich weiterhin eine Bronzesichel und Scherben von rohen Vorratsgefäßen, die wohl als Getreidebehälter gedient hatten.

Aus der gesamten Siedelungsfläche liegen zahllose Scherben und Knochenfunde, seltener Spinnwirtel und Bronzenadeln vor. Der größte Teil der Kleinfunde aber wurde am Inselrand und an der Innenpalisade gemacht. Bemerkenswert sind etwa 100 ganz erhaltene Gefäße der Urnenfelderstufe mit ihren prächtigen Verzierungen. Darunter sind mehrere Spitzbecher, einige Saugfläschchen und eine Tonlampe in Vogelgestalt. An Bronzen kamen zwei geschweifte Messer, zahlreiche Nadeln und aus den Radialschnitten zwei endständige Lappenbeile zutage. Das Moor hat uns vor allem auch die Holzgeräte der Urnenfelderleute erhalten, einige Beilschäfte, Ruder u. a. m. Die vorgefundenen Tierknochen gestatten uns einen Einblick in die Fleischnahrung des Menschen. Als Jagtiere sind vorhanden: Elch, Hirsch, Reh, Wildschwein, Bär und Fische. An Haustieren sind vertreten das Torfrind und Schwein. Überaus selten sind anthropologische Funde. Im Randgebiet der Siedelung wurde der Schädel eines etwa zwölfjährigen Kindes und vor dem Gehöft der Unterkiefer eines etwa sechsjährigen Kindes gefunden. Da die zugehörigen übrigen Skeletteile stets fehlen, liegt die Vermutung nahe, daß die Insassen der Wasserburg Kopfjäger gewesen sind.

Die Bedeutung der Ausgrabungen in der Wasserburg Buchau liegt wohl darin, daß hier für das europäische Gebiet zum erstenmal eine in allen Teilen einzigartig erhaltene Siedelung der Frühhallstattzeit vorliegt. Auch dem fachlich nicht vorgebildeten Besucher war es dank der großen, gleichzeitig aufgedeckten Siedelungsfläche und der reichen Kleinfunde möglich, sich ein anschauliches Bild von dem Bau, der Befestigungsweise und dem regen kulturellen Leben in einer vorgeschichtlichen Siedelung zu machen.

Aus der Geschichte eines rheinischen Heimatmuseums.

Koblenzer Museum und städtisches Schloßmuseum.

Von Museumsdirektor Adam Günther.

In seiner „Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815" sagt Goethe von Koblenz:

„Auch hier würde sich ein Mittelpunkt zur Aufbewahrung der Altertümer und der Förderung der Kunst von selbst bilden..... Da diese Stadt zum beständigen Sitz einer Regierung bestimmt ist, so kann es hier niemals an vorzüglichen Männern fehlen, deren Aufmerksamkeit gar manches entdecken und versammeln wird."

Damals konnten die Worte Goethes in baldige Erfüllung zu gehen scheinen. Eine Reihe wirklich bedeutender Männer, die neben der Heimatliebe auch größtes Interesse für Kunst und Altertumsforschung besaßen, lebte in Koblenz. Schon seit 1794 sammelte der Graf Clemens Wenzeslaus von Renesse Bodenaltertümer in seinem ausgedehnten Hause, dem Bürresheimer Hof, die aber leider 1836 bei der Versteigerung in Antwerpen in alle Welt zerstreut wurden. Um die Erhaltung der kostbaren Sammlungen bei herannahendem Ende seines Lebens besorgt, hatte er vorher die in Koblenz aufgestellten Sachen und den größten Teil der aus dortiger Gegend stammenden mittelalterlichen Kunstgegenstände der preußischen Regierung unter günstigen Bedingungen zum Kauf angeboten, zur Herstellung eines vaterländischen Museums im Schloß zu Koblenz oder in Bonn in Anlehnung an die Universität. Leider vergebens (vgl. Bonner Jahrbücher 1876, Heft 58). Görres sammelte Urkunden und Kunstwerke, sein Freund Dietz Kunstaltertümer jeder Art; Graf Boos von Waldeck war bekannt durch seine Gemäldesammlung. Auch alle diese Schätze sind der Stadt Koblenz und dem Rheinlande verloren gegangen. Reiche Schätze an alten Drucken und Büchern, wie auch an Gemälden sammelte der frühere Professor an der Sekondairschule, Pastor Lang in Koblenz-Neuendorf († 1831), die er testamentarisch der Stadt Koblenz vermachte und damit den Grund zur Städtisch-Langschen Gemäldegalerie legte, wie er auch zu einer großen und wichtigen Bereicherung der bestehenden kleinen Stadtbibliothek beitrug. Am neu errichteten Staatsarchiv arbeitete der spätere Weihbischof Wilh. Arn. Günther, schon zur Franzosenzeit durch seine topographische Geschichte der Stadt Koblenz (1812) bekannt, später noch bedeutsamer durch seinen Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus. Dem Lehrerkollegium des Gymnasiums gehörte der Professor J. A. Klein an, der in seinen Rhein- und Mosel-Reisebeschreibungen der Vorläufer und Ursprung der später in Koblenz entstandenen Baedekerschen Reiseführer wurde und auch

eifrig der Altertumsforschung nachlebte, über deren nach seiner Auffassung sehr negatives Ergebnis für die Stadt Koblenz in römischer Zeit er in den Gymnasialprogrammen von 1825/26 berichtet. Der Bauinspektor Joh. Claudius von Lassaulx, ursprünglich Mediziner, dann Essigfabrikant, durch Vermittlung seines Schwagers Görres bei der französischen Verwaltung als Bauinspektor angestellt und als solcher von der preußischen Verwaltung übernommen, zeichnete sich u. a. durch die gewissenhafte Aufnahme alter, teils dem Untergang, teils der Umgestaltung verfallener Baudenkmäler, wie auch durch Zeichnungen und bau- und kunstgeschichtliche Beschreibungen solcher in den Reisehandbüchern von Klein und anderen aus.

Und auch die neue preußische Regierung in Koblenz war nicht müssig. Bereits im Jahre 1835 erschien das erste von der Hand ihres Domänendezernenten, des Regierungsrats Wahlert, bearbeitete Inventar der Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Koblenz [1]). Ihren Bemühungen und Anregungen ist die Erhaltung und Wiederherstellung vieler unter der französischen Herrschaft eingegangenen Kirchen-, Stifts- und Klostergebäude zu verdanken. Auf Veranlassung der Regierung wurde auch 1835 ein „Gewerbe-Verein" zur Förderung der Industrie und des Handwerkes begründet, der aber allmählich gegen Ende der vierziger Jahre wieder einging. Als Geschichts- und Kulturgeschichtsforscher, besonders für das Gebiet der Stadt Koblenz und der Rheinprovinz, war der durch seinen „Rheinischen Antiquarius" (1845—1865) bekannte Christian von Stramberg tätig.

Alle diese Arbeiten und Veranstaltungen führten jedoch nicht dazu, daß in Koblenz ein Museum errichtet wurde, vielmehr und trotzdem wurden noch die bisher gesammelten Kunstschätze und Altertümer durch Vererbung und Verkauf der Heimat entfremdet.

An Stelle geordneter Sammeltätigkeit setzte mit dem von 1830—1880 immer lebhafter werdenden Reise- und Fremdenverkehr in Koblenz ein schwungvoll betriebener Antiquätenhandel ein. Händler durchforschten Stadt und Land nach kunst- und kulturgeschichtlichen Gegenständen, Raubgräber plünderten die reichen fränkischen Reihenfriedhöfe der Umgebung (Kärlich, Kettig, Mülhofen, Metternich usw.); Schatzgräber durchsuchten den Boden des alten Koblenz nach verborgenen Schätzen; vermögende Leute begründeten reiche aber meist unsystematisch geführte Privatsammlungen; wandernde Händler und Ortseingesessene verschleppten die bei den großen Erdabtragungsarbeiten zur Bimssandgewinnung sich vorfindenden zahlreichen Bodenaltertümer, soweit sie nicht dem Unverstand und der Zerstörungswut der Arbeiter zum Opfer fielen. Einzig das königliche Gymnasium, vorübergehend oder gelegentlich auch die Stadtbibliothek, bildeten die Stätten, wo manchmal ein oder das andere der bei Erdarbeiten im Stadtgebiet, vereinzelt auch auswärts, gefundene Bodenaltertum abgelagert wurde. Das Gymnasium berichtete auch über solche Funde in seinen Jahresprogrammen. Dorthin gelangten dann auch die bei der Beseitigung der Pfahlroste der römischen Moselbrücke bei Koblenz 1864 aufgefundenen Reste von Bau- und Grabdenkmälern des römischen Koblenz, um deren Sicherung und Veröffentlichung neben dem Strombaudirektor Nobiling, Wasserbauinspektor Schmitt und Professor Hübner der spätere Archivrat L. von Eltesten sich sehr verdient machte [2]). Dem letzteren verdanken wir noch manchen Bericht in den Bonner Jahrbüchern über die bei dem Bau der neuen Gasanstalt an der Laubach, dem Bau der Moselbahn und der Anlage der Gasleitung gemachten Aufdeckungen römischer Wasserleitungs- und Straßenanlagen, Inschriftsteine,

[1]) Kurze Beschreibung der im Regierungsbezirke Koblenz vorhandenen und vorzüglich ihrer Erhaltung werten Denkmale der Architektur, Skulptur und Malerei, welche zum Teil Eigentum des Staates, zum Teil Eigentum der Gemeinde sind; Koblenz 1835.

[2]) Bonner Jahrbücher 1867, Heft 42.

Scherben usw. Seiner Aufmerksamkeit und seinem Interesse ist es wohl zu verdanken, daß außer den letzterwähnten Stücken auch die bei der Beseitigung der Pfahlroste der Römerbrücke erhobenen Skulpturstücke in die Gymnasialbibliothek gelangten.

Im Jahre 1883 erfolgte endlich auf Anregung und mit eifriger Förderung des um das Wohl und das Aufblühen seiner Vaterstadt hochverdienten, späteren Geheimen Kommerzienrats und Ehrenbürgers von Koblenz Julius Wegeler, des Sohnes des gleichfalls um die rheinische und die Koblenzer Geschichts- und Heimatforschung sehr verdienten Geheimen Medizinalrates Julius Wegeler[1]), die Gründung des „Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsvereins für den Regierungsbezirk Koblenz". Im Einvernehmen mit der Stadtverwaltung wurde das kunst- und ortsgeschichtlich bedeutsame alte Schöffenhaus am Florianmarkt (erbaut 1530) auf Kosten Wegelers im Jahre 1889 durchgreifend instandgesetzt und zum Museum und Heim des Vereins hergerichtet. Mit der Einrichtung des Museums wurde zunächst ziemlich planlos und ohne bestimmte Ziele und Zwecke verfahren. Verschiedene Mitglieder des Vereins, zugleich auch Liebhaber und Händler, stellten vorübergehend ihre aus den verschiedensten Kulturperioden und Weltgegenden herrührenden Sammlungsstücke aus, darunter auch manche guten Gegenstände mittelalterlicher und neuerer rheinischer Kunst, die leider dem Museum nicht gesichert werden und erhalten bleiben konnten und schließlich wieder weiter in die Welt wanderten. Mit Hilfe des stets freigebigen Kommerzienrats Wegeler gelang es wohl, eine ganze Anzahl kunstgewerblicher Gegenstände, besonders Kunstschmiedearbeiten zu erwerben, ebenso aber auch von dem Zentralgewerbeverein in Düsseldorf durch dessen Direktor Grauberger sich eine Menge Kunstgegenstände, Fayencen, Metallwaren aus allen Weltteilen und vor allem eine ganze Sammlung von Webereiarbeiten, Spitzenarbeiten, Stickereien und Paramenten aufhängen zu lassen, so daß schließlich ein buntes kunstgewerbliches Durcheinander entstand.

Von einheimischen Altertümern gelangten einige bisher in der Stadtbibliothek aufbewahrte Bodenfunde, meist römischen Ursprungs, aus verschiedenen Teilen der Stadt und des Stadtwaldes, sowie einige Hals- und Armringe der Hallstattzeit aus Mülhofen und Urmitz in das Museum. Eine bessere Grundlage für die heimische Altertumssammlung wurde 1892 durch die Schenkung des Hüttendirektors Eichhoff in Sayn geschaffen, der seine ziemlich reichhaltige Sammlung fränkischer Altertümer aus Mülhofen, Sayn und vom Sackenheimer Hof dem Museum überwies. Im übrigen legte der Verein das Hauptgewicht seiner Tätigkeit weniger auf die Erforschung und den Erwerb heimatlicher Altertümer als auf die Veranstaltung von Gemälde- und Kunstgewerbe-Ausstellungen. So veranstaltete er die erste größere Kunstgewerbe-Ausstellung bereits im Jahre 1885 in der damaligen Aula des königl. Gymnasiums und eine große Kunst- und Gewerbeausstellung unter Errichtung bedeutender Ausstellungshallen und Wirtschaftsgebäude und sogar eines eigenen großen massiven Bauwerkes für die Ausstellung von Gemälden, Kunstwerken und Altertümern aus Privatbesitz. Auch schöne gärtnerische Anlagen, künstliche Weiher mit Brücken und Fontainen, Gebüschgruppen und Blumenparterres schmückten das Gelände des geräumigen Ausstellungsplatzes. Selbst ein gut ausgearbeiteter Katalog dieser Veranstaltung wurde herausgegeben und hat heute noch einen gewissen geschichtlichen Wert, für die Ausstellung selbst aber war er zu spät erschienen, um noch eine weitere Verbreitung zu finden. Infolge dauernd ungünstiger Witterung entsprach der finanzielle Erfolg nicht den Erwartungen; ein ziemlich hohes Defizit verleidete auf längere Zeit die Lust zu derartigen großen Unternehmungen. Dafür

[1]) Koblenz in seiner Mundart und berühmten Persönlichkeiten. Koblenz 1876. Beiträge zur Geschichte der Stadt Koblenz. Koblenz 1882 und andere Veröffentlichungen.

fanden dann alljährlich Gemäldeausstellungen, verbunden mit der Verlosung einiger Kunstgegenstände statt. Auch die selten stattfindenden Vorträge betrafen zumeist das Kunstgewerbe und wurden vorwiegend von dem Direktor Grauberger des Zentralgewerbevereins Düsseldorf gehalten.

Und doch setzte um diese Zeit infolge der gesteigerten Bautätigkeit, der Ausführung der städtischen Entwässerungsanlagen, des Beginns der Stadterweiterung und der Vornahme umfangreicher Werftbauten und Baggerarbeiten eine nie mehr wiederkehrende Gelegenheit zum Erwerb und zur Sammlung der in reichem Maße auf dem Gebiete der Altstadt Koblenz sich darbietenden Bodenfunde ein, während die gleichzeitig im benachbarten Niederberg, wie überhaupt auf der Strecke Rheinbrohl—Lahn einsetzenden Ausgrabungsarbeiten der Reichs-Limeskommission das Interesse weiter Bevölkerungskreise für die heimatliche Bodenforschung erweckte. Dem damaligen Vorstande des Vereins kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er sich gar zu wenig um die Erlangung und Erforschung dieser für die Stadtgeschichte so außerordentlich wichtigen Schätze und um die Feststellung ihrer Fundumstände bemühte. Überhaupt trat der Verein in dieser Beziehung nach außen hin wenig in die Erscheinung und fast mochte es den Eindruck erwecken, daß einige der Herren von der weiteren Ausdehnung des Vereins und seiner Bestrebungen eine Störung des behaglichen Stillebens und eine Beeinträchtigung ihrer persönlichen Bedeutung befürchteten. So blieb denn der Verein so ziemlich auf seinen alten Mitgliederbestand beschränkt, ohne viel für seine Vermehrung und für die Heranziehung frischer, arbeitsfreudiger Kräfte zu sorgen. Überhaupt arbeitete der ganze Apparat des Vorstandes infolge seiner Gliederung in drei verschiedenen Gruppen (Kunst, Kunstgewerbe, Altertum), die sich im Verein aber nicht schieden, viel zu schwerfällig. Unter einem Gesamtvorsitzenden und einem Schatzmeister arbeiteten drei Vorstandsgruppen, jede mit einem Vorsitzenden, einem Stellvertreter, einem Schriftführer und zwei Beisitzern, zusammen also ein Vorstand von 17 Personen, zu denen satzungsgemäß auch die Stadtverwaltung noch den Oberbürgermeister und zwei Stadtverordnete stellte.

Auch bei den vielen staatlichen und militärfiskalischen Bauarbeiten fehlte es durchweg an der nötigen Sorge für die Bergung und Erhaltung der bei den Erd- und Wasserbauarbeiten sich ergebenden Bodenfunde. So bei den Neubauten der Post, des Landgerichts, der Regierung und des Oberpräsidiums auf dem Gelände der bürgerlichen Siedelung der alten Erdkastelle Confluentes, den Bauten der Pionierkaserne an der heutigen Falckensteinstraße, die, abgesehen von den großen Stadtbefestigungsarbeiten von 1818—1828, zum erstenmal wieder das ausgedehnte frührömische Gräberfeld am Kaiserin-Augusta-Ring vor dem uralten Moselübergang am Gänseführtchen anschnitten, und den übrigen militärischen und fiskalischen Bau- und Erdbewegungsarbeiten. Neben dem Verluste so mancher für die Kultur- und Besiedelungsgeschichte von Koblenz und Umgebung äußerst wichtigen Feststellung sind die Fundstücke zerstört oder der Heimat entfremdet und in alle Welt zerstreut worden.

Schon bei den 1882 zur Verbreiterung des Rheinwerftes ausgeführten Baggerarbeiten wurden in der Nähe der Moselmündung große Mengen römischer, fast ausschließlich der frühen Kaiserzeit angehörender Münzen gefunden, darunter besonders zahlreich die Nemausus-Münzen von Augustus, aber auch zahlreiche Großerze bis auf Antoninus Pius und Marc Aurel. Aber fast niemand kümmerte sich darum als einige Privatsammler und gelegentliche Liebhaber, von denen dann doch später noch ein oder das andere Stück in die Sammlung des Museums gelangte oder für die literarische Zusammenstellung der Fundstücke aus römischer Zeit Verwendung finden konnte. Ähnlich war es bei dem Bau der Horchheimer Eisenbahn-

brücke 1876 ergangen, wo bei der Fundierung des Pfeilers auf Oberwerth zahlreiche römische Münzen der mittleren Kaiserzeit, darunter viele Silberstücke, ausgebaggert wurden. Ein bei der Fundierung des Strompfeilers gefundener, vierfach geflochtener, goldener Armreif wurde der Kaiserin Augusta überreicht und befindet sich bei deren Nachlaß im Kurfürstensaal des früheren Residenzschlosses zu Koblenz. Aus einem bei Horchheim angeschnittenen großen Gräberfeld mit Bestattungen und Beisetzungen aus der späteren Hallstatt- bis zur römischen Zeit gelangten Fundstücke in das Bonner Provinzialmuseum, in das Museum zu Oberlahnstein und einige auch in Privatbesitz.

Bei den Baggerarbeiten 1894 zur Erbreiterung des Moselwerftes wurden auf der Stelle der römischen Moselbrücke mit den Kiesmassen fast unglaubliche Mengen von Münzen und Kleinaltertümern aus Metall zutage gefördert und zur Anschüttung des Werftes aufs Land abgesetzt. Sehr bald stürzte sich eine ganze Menge von Kindern und Erwachsenen auf die Baggermassen, um daraus die Münzen usw. auszulesen, selbst zu sammeln oder zu verhandeln, während die Bauleitung sich ganz passiv verhielt. Erst als nach einigen Tagen eine Kommission der Strombauverwaltung die Mosel befuhr, fiel ihr vom Schiff aus die Ansammlung der Menschenmengen und ihre Tätigkeit an den Kiesmassen auf. Alsbald wurde das Absuchen durch Private verboten und als dies auf dem Werfte nicht helfen wollte, wurden die Kiesmassen in Klappnachen nach der für die Errichtung des Kaiserdenkmals am Deutschen Eck vorgesehene Stelle verbracht und dort im Wasser wieder versenkt, nachdem das Baggergut von Arbeitern und Kindern oberflächlich nach Münzen und sonstigen Altertümern abgesucht war. Von diesen gelangte dann ein Teil auf dem Verwaltungswege an das Provinzialmuseum in Bonn und nach Berlin, während das Vereinsmuseum leer ausging. Das Beste aber dürfte doch von den Arbeitern und sonstigen Personen, die sich Zutritt zu der Baggermaschine und den Kiesnachen zu verschaffen wußten, unterschlagen und durch Mittelspersonen veräußert worden sein. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß ein gewisser Herr für sich selbst und andere Finder wertvolle Münzen und Metallgegenstände auf eine Reise nach Holland und England mitgenommen und dort unterwegs verkauft hat.

Bei dieser Baggerarbeiten wurden auch eine große Anzahl zum Teil noch recht gut erhaltener Holzpfähle der römischen Brückenroste, vielfach noch mit den eisernen Pfahlschuhen versehen, beseitigt und das Holz, soweit es noch brauchbar war, einer öffentlichen Versteigerung ausgesetzt. Aus diesen vorwiegend aus Eichen bestehenden Hölzern wurden die verschiedensten Möbelstücke, u. a. auch ein Klaviergehäuse, angefertigt, die in ihrer schönen schwarzen Farbe den Eindruck von Ebenholz machen. Ebenso wurden auch wieder einige skulpierte Steinblöcke zutage gefördert und gaben die Veranlassung, daß nicht nur die meisten von diesen, sondern auch noch die bisher im Gymnasium aufbewahrten Steinblöcke von den 1865 ausgeführten Baggerarbeiten in das Provinzialmuseum nach Bonn verbracht wurden. Doch wurden diesmal auch dem Koblenzer Museum einige Steinblöcke und Brückenpfähle überwiesen.

Auch bei den seitens der Stadt 1904 und 1911 auszuführenden Baggerarbeiten bei Errichtung der neuen senkrechten Werftmauern an Stelle der 1894 vom Stromfiskus erbauten Ufermauern unterhalb der Balduinsbrücke, die zum Teil wieder auf der Stelle der alten Römerbrücke stattfanden, hatte sich die Wasserbauverwaltung den Besitz der etwa vorzufindenden Altertümer vorbehalten. Trotzdem diese Arbeiten zum Teil mit einem stromfiskalischen Dampfbagger ausgeführt wurden, dürften kaum nennenswerte Funde ausgelesen und abgeliefert worden sein. Dagegen wurde wieder das Baggergut auf dem linken Stromufer versenkt, wo es bei Niederwasser freigelegt und dann von Kindern und anderen Personen nach Münzen und sonstigen Altertümern abgesucht wurde. Aus diesen Funden gelangten ver-

schiedene sehr gut erhaltene spätrömische Armbrustfibeln und einige kleinere Metallgegenstände in den Besitz des Museums.

Auf den städtischen Baustellen, besonders bei den Kanalbauarbeiten, wurde den Bodenfunden, soweit die Verhältnisse es gestatteten, von dem Stadtbauamte große Aufmerksamkeit zugewandt und auch Bodenschichten und Fundumstände beobachtet. So konnte denn manch wichtiger Gegenstand in das Museum abgeliefert und manche für das römische Koblenz bedeutsame Feststellung gemacht werden. Leider wagte es der damalige Stadtbaurat Maeckler, der selbst ein großer Freund der Altertumswissenschaft war, nicht, an die Stadtverwaltung mit dem Antrag auf Gewährung von Geldmitteln zur Belohnung der die Fundstücke abliefernden Arbeiter oder zur Gestellung besonderer Beaufsichtigung der betreffenden Erdarbeiten heranzutreten und so wurde auch hier manches Fundstück verhehlt und unterschlagen und manche Gelegenheit zu wichtigen Feststellungen versäumt. Günther war zu dieser Zeit 1. Assistent des Stadtbauamtes, aber zumeist mit anderen Arbeiten, wie Verwaltungssachen, Wahrung der Baupolizei, Instandsetzung der alten Burg, Straßenbau usw. beschäftigt, so daß er sich nur gelegentlich und in seiner freien Zeit mit Feststellungen und Beobachtungen bei den Kanalarbeiten befassen konnte. Dafür dehnte er seine Beobachtungen aber auch auf die Privatbaustellen und die Arbeitsstätten der näheren Umgebung aus, soweit es nur immer seine freie Zeit gestattete. Und doch hätte auch der rührige und wie für alles Schöne und Gute, so auch für die Altertumsfunde interessierte Oberbürgermeister Schüller sich von vornherein zur Beschaffung von Geldmitteln und Aufsichtspersonal bewegen lassen, wie er es auf Anregung des Stadtverordneten Jordan zur Erforschung von Siedelungsresten und Hügelgräbern im Stadtwald tat. Angeregt durch die Reichs-Limeskommission und die Funde 1904 bei den Baggerarbeiten am Moselwerft, von denen er viele Stücke privat erwarb, beteiligte sich auch Jordan an der Beobachtung der Funde bei den Kanalarbeiten. Und als nun hier die Funde sich häuften und in verschiedenen Straßen auch Baureste, im Altenhof sogar noch recht umfangreiche Gebäudereste mit Heizungs- und Badeanlagen freigelegt und von Günther aufgenommen wurden, zog er den bei den Limesforschungen bekannt gewordenen Oberlehrer Dr. Bodewig aus Oberlahnstein hinzu, der dann auf Veranlassung Hettners-Trier in der Westdeutschen Zeitschrift 1898, Jahrg. 17, Heft 3 eine zusammenhängende Veröffentlichung der bisher in Koblenz gemachten und bekannt gewordenen römischen Fundstücke veröffentlichte. Zu dieser Arbeit stellten außer Jordan und Günther auch noch Herr von Ehrenberg und andere Sammler ihre Beobachtungen und Feststellungen zur Verfügung, wie sie auch die Besichtigung und Benutzung ihrer Sammlungen bereitwilligst gestatteten. Herrn Jordan als Stadtverordneter gelang es dann aber auch, die Stadtverwaltung zur Bereitstellung einiger Geldmittel zu bewegen, mit denen Bodewig 1899 die schon durch Malten und von Cohausen bekannten zahlreichen Hügel im Stadtwalde untersuchen und dabei die in der Westdeutschen Zeitschrift [1]) veröffentlichte Wallburg auf dem Dommelberg, den ausgedehnten Merkurtempel am Pastorspfad und eine Reihe römischer Gehöfte und Brandgräber feststellen konnte. Die hierbei gemachten Funde kamen nach dem 1900 erfolgten Tode Jordans und nachdem sie im Stadtbaumamt gereinigt und nach Möglichkeit wieder hergestellt waren, in das Museum, ebenso die von Jordan erworbenen und von ihm dafür bestimmten Kleinfunde und Münzen aus Mosel und Rhein. Im Auftrage von Jordan stellte Constantin Coenen 1899 das erste Inventar der Altertumssammlung auf, das 537 Nummern umfaßte.

[1]) Bodewig: Ein Trevererdorf im Koblenzer Stadtwald. Westdeutsche Zeitschrift XIX. Jahrg. Heft 1.

Inzwischen setzte Günther seine Beobachtungen und Feststellungen fort, dienstlich bei den Kanal- und Straßenbauarbeiten, privat und in seiner freien Zeit auf den privaten Baustellen und Grundstücken der Stadt und der nächsten Umgebung. 1898 gelang es ihm, an dem damaligen Engelspfad (jetzt wieder Römerstraße genannt) zwei römische Meilensteine, darunter einer mit Beschriftung von Claudius und im Jahre 1899 vier weitere Meilensteine, darunter einer von Nerva und einer von Traian samt dem Straßenprofil festzustellen und sämtliche Steine dem Museum zu sichern. Auch deckte er 1898—1900 auf dem Grundstück der Obstprodukten-Industrie in Koblenz-Neuendorf ein frührömisches Gräberfeld auf, über das er 1901 in Heft 107 der Bonner Jahrbücher eingehend berichtete.

Um 1900 machten sich in dem Verein Bestrebungen bemerkbar, den Gesamtverein zu sprengen und einen besonderen Kunstverein zu gründen. Den Bemühungen Wegelers und des Oberbürgermeisters Ortmann gelang es, den Verein nochmals zusammenzuhalten und unter Umgestaltung der Satzungen, aber mit Beibehaltung der getrennten Vorstandsgruppen neue Vorstände und einen neuen Vorsitzenden des Gesamtvereins zu wählen. Wenn der letztere, der Kaufmann Franz Laeis, auch sein Hauptinteresse der Abteilung Kunst und der Veranstaltung von Kunstausstellungen zuwandte, so nahm er doch an der Altertums- und Heimatforschung regen Anteil, wußte das Interesse weiterer Kreise für den Verein zu wecken und vor allem auch arbeitsfreudige Mitglieder und Mitarbeiter zu werben und zu finden.

Die bei den Stadterweiterungsarbeiten 1902 erfolgte Aufdeckung des frührömischen Gräberfeldes am Kaiserin-Augusta-Ring brachte dem Museum eine ansehnliche Bereicherung, die noch bedeutend durch den aus freiwilligen Geldspenden der Mitglieder ermöglichten Ankauf der Douqueschen Sammlung, vorwiegend vor- und frühgeschichtliche Altertümer aus Koblenz, Weißenthurm und Cobern-Gondorf enthaltend, gesteigert wurde.

Von nun ab fanden auch Vorträge auf dem Gebiete der heimatlichen Geschichts- und Altertumskunde statt. 1904 legte Günther ein neues Inventar der Altertumssammlung an, das als Zugangsinventar weiter geführt wird.

1907 wurde Geheimer Archivrat Dr. Reimer und nach dessen Versetzung 1910 Archivrat Dr. Richter Vorsitzender des Gesamtvereins. Beide Herren bekundeten das lebhafteste Interesse für das Museum, das immer mehr zu einem Heimatmuseum umzugestalten und zu dessen weiterem Ausbau, wie zu Neuerwerbungen die Mittel aufzubringen, sie sich aufs eifrigste bemühten. So gelang es denn 1909 mit Hilfe der Stadt die Günthersche Sammlung zu erwerben und auch die nötigen Schränke zur Unterbringung der nunmehr ganz bedeutend erweiterten Sammlungen zu beschaffen. Auch wurden Günther nunmehr die Mittel zur weiteren Erwerbung von Bodenfunden und sonstigen heimatlichen Altertümern für das Museum zur Verfügung gestellt. Ebenso wurden auch auf dem Gebiete der heimatlichen Kunst, Kulturgeschichte und Volkskunde zahlreiche Erwerbungen an Plastiken, Möbel, Trachtenstücken, Hausgeräten usw. gemacht, denen die Stadtverwaltung noch die von ihr erworbene Sammlung von Ehrenberg alter Stadt- und Landschaftsbilder, Bildnisse hervorragender Persönlichkeiten der Stadt Koblenz usw. hinzufügte. Eine ähnliche Sammlung wie diese vermachte 1912 Herr Frz. Hugo Adolf Coblenzer aus Bonn, ein geborener Koblenzer, wohlgeordnet und hergerichtet unter dem Namen Cornelius-Coblenz-Stiftung dem Museum. So wuchs dieses bald zu einem Heimatmuseum größeren Umfanges an, mit einer hoch beachtenswerten Altertumssammlung von großer Bedeutung für die deutsche und rheinische Vorgeschichts- und Heimatforschung.

Regen Anteil an der neuen Blüte des Vereins und an der Entwicklung des Museums nahm auch sein alter Begründer und Ehrenvorsitzender, Geheimrat Julius Wegeler. Wie so häufig für Zwecke der Stadt, so stellte er auch hier wieder recht erhebliche Geldmittel zur Beschaffung neuer Museumsräume zur Verfügung. Auf diese Weise konnte in dem dem Schöffenhaus anstoßenden, um 1479 erbauten alten Kaufhause 1909 nicht nur der ursprüngliche große Erdgeschoßsaal, sondern 1911 auch noch die darunter auf der Höhe des Moselwerftes gelegene mit Kranzgewölben überspannte stattliche Halle für die Vereins- bzw. Museumszwecke hergerichtet werden. Während der Erdgeschoßsaal vorwiegend für wechselnde Ausstellungen bestimmt wurde, wurde der Kellerraum bzw. die gewölbte Halle für die Unterbringung der vorgeschichtlichen Altertümer benutzt, während die übrigen Sammlungen usw. in den Räumen des Schöffenhauses verblieben. Über das Museum in dieser neuen Gestaltung berichtete Günther 1909 im I. Bande des „Mannus" und in den Koblenzer Tagesblättern. Ebenso veröffentlichte er 1907 in Heft 116 der Bonner Jahrbücher: Paläolithische Fundstellen im Löß bei Koblenz, 1903 und 1910 in Heft 110 und 119 der Bonner Jahrbücher: Vorgeschichtliche Siedelungen am Jägerhaus und Brandgräber der jüngeren Bronzezeit in Metternich bei Koblenz nach seinen Aufdeckungen und den jetzt im Museum befindlichen Funditücken und 1910/11 im Mannus, Bd. II und III: Entstehungs- und Besiedelungsgeschichte des Neuwieder Beckens.

Wohl nur einen geringen Teil seiner Dankbarkeit konnte der Verein seinem hochverdienten Gönner, Geheimrat Wegeler, dadurch abstatten, daß er in dem großen Kaufhaussaal die künstlerisch ausgeführte Bronzeplakette Wegelers anbringen ließ, dem Saal mit Zustimmung der Stadtverwaltung die Bezeichnung „Wegelersaal" verlieh und bei der Eröffnung der neuen Räume, mit der gleichzeitig die Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins verbunden wurde, den zur Erholung in der Ferne weilenden Herren diese ehrende Anerkennung gleichzeitig mit den besten Wünschen zur Genesung telegraphisch mitteilen ließ. Leider starb Herr Geheimrat Wegeler bereits 1912.

Seit 1907 war der durch seine rege Tätigkeit für die Gründung und Wirksamkeit des „Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, sowie überhaupt durch seine umfassende Arbeitsamkeit auf allen Gebieten der Kunst und der Heimatkunde bekannte Regierungspräsident Dr. E. zur Nedden in den Vorstand der Abteilung „Kunst" eingetreten. Seiner Anregung verdankt das schöne Heft „Koblenz" der Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz seine Entstehung. Zur Inventarisierung der Kunst- und Altertumsdenkmäler der Stadt Koblenz wurde innerhalb des Vereins ein besonderer Ausschuß gebildet, der auch bei der Herausgabe dieses Heftes tätig war. Den Bemühungen zur Neddens gelang es auch, die Stadtverwaltung zur Bewilligung eines erhöhten Jahresbeitrages für den Verein und zur Stiftung eines Museumsfonds von 10000 M. zu bewegen. Aus diesem Fonds wurden hauptsächlich kunstgewerbliche und kulturgeschichtliche Altertumsgegenstände erworben. Leider ist sowohl der ansehnliche Rest des Museumsfonds, wie auch der Fonds der Gemäldegalerie und das ziemlich erhebliche Vermögen des Museumsvereins der Inflation zum Opfer gefallen.

Vom 3. bis 7. August 1911 fand in Koblenz die dritte Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte statt, auf der Geheimrat Kossinna zum ersten Male seinen inzwischen in wiederholten Auflagen zu einem stattlichen Bande angewachsenen Vortrag: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" hielt und bei der gleichzeitig ein Heftchen des gleichen Verfassers „Die Herkunft der Germanen" verteilt wurde, das demnächst auch schon in 3. Auflage erscheinen soll.

Nach Richters Versetzung übernahm zur Nedden 1913 die Leitung des Vereins. Unter seiner Leitung fand eine grundlegende Umänderung der Satzungen und eine Umgestaltung des Museums statt, das nach Ausstoßung der Fremdkörper jetzt zu einem wahrhaften und echten Heimatmuseum hergerichtet wurde. Der schwerfällige Apparat der drei nebeneinander arbeitenden Abteilungsvorstände wurde in einen aus neun Mitgliedern bestehenden Gesamtvorstand und der lange zungenbrechende Name des Vereins in die kurze Bezeichnung „Museumsverein" umgewandelt. Auf seine Anregung fand zur Erinnerung an die Befreiung der Stadt Koblenz von der Fremdherrschaft am 1. Januar 1814 eine großzügig veranstaltete Ausstellung „Koblenz und Ehrenbreitstein vor hundert Jahren" im Januar 1914 in dem für das Rheinmuseum bestimmten und umgebauten Hause, dem alten Schulgebäude an der Rheinzollstraße, statt. In wohlgeordneter Weise wurden hier die reichen in öffentlichem und privatem Besitz von Koblenz und Umgebung verstreuten wertvollen Schätze an Kunstwerken, Hausgerät, Trachten und sonstigen Erinnerungsstücken aus den letzten Jahren des Kurstaates Trier, der Zeit der französischen Herrschaft und dem Beginn der preußischen Herrschaft vor Augen geführt. Ein umfangreicher Katalog erläuterte die Ausstellung; drei reich und vornehm ausgestattete Mappen mit vielen in Kupferstichtiefdruck ausgeführten Tafeln bildeten die Vereinsgabe der nächsten Jahre und verbreiteten, gleichzeitig durch den Buchhandel vertrieben, die Kunde von den künstlerischen und kulturellen Werten dieser Zeit in den weitesten Kreisen der Bevölkerung.

Nach kaum 16monatiger Tätigkeit als Vereinsvorsitzender verzog zur Nedden nach Düsseldorf. An seine Stelle trat der auch jetzt noch als Vorsitzender tätige Dr. med. Fritz Michel, ein äußerst eifriger und durch viele wissenschaftlich hervorragende kunst- und ortsgeschichtliche Forschungen und Veröffentlichungen bekannter Herr, mit der gleichen Tatkraft wie sein Vorgänger die Geschäfte leitend und den Gedanken des Heimatmuseums in Wort und Tat verbreitend. Ihm zur Seite stehen seit der Neuorganisation als Schriftführer der jetzige Museumsdirektor A. Günther und als Schatzmeister der Kaufmann Franz Hubert Aldenhoven.

So schien dem Verein und seinem Museum eine erfolgreiche Zukunft beschieden, als der Weltkrieg ausbrach und alle Arbeiten und Vorbereitungen jäh unterbrach. Am schlimmsten kam dabei das Museum weg. Bereits in der dritten Augustwoche 1914 mußte der Wegelersaal für die Lebensmittelversorgung der Stadt Koblenz geräumt werden und blieb in dieser Verwendung bis zum Herbst des Jahres 1920. Dadurch wurde aber auch die Altertumssammlung in der Kellerhalle des Kaufhauses der Allgemeinheit unzugänglich gemacht. Als 1917 die Fliegergefahr für Koblenz immer größer und unheilvoll wirksamer wurde, mußte der Kellerraum auch noch als Zufluchtsstätte bei Fliegerangriffsgefahr für die benachbarten Schulen dienen, während in den gewölbten Erdgeschoßräumen des Schöffenhauses die bisher in der alten Burg untergebrachte städtische Gemäldesammlung zur Sicherheit untergebracht bzw. aufgestapelt wurde. So waren denn beide der Kunst und den kulturellen Zwecken, wie auch der Heimatkunde dienende Anstalten auf Jahre hinaus lahmgelegt. Denn der schon in der Kriegszeit einsetzende Wohnungsmangel ließ ein längeres Leerstehen der von der Gemäldegalerie benutzten Räume nicht zu, sie wurden zu Wohnungen eingerichtet, die auch bis heute noch nicht entbehrt und freigegeben werden können. Der 1915 erwählte Oberbürgermeister Clostermann nahm zwar das größte Interesse an dem Museum und der Gemäldesammlung und hatte sich ganz besonders auf die Schaffung eines beide Anstalten vereinenden städtischen Museums, g. Z. in dem ganz dazu zu verwendenden Kaufhaus und Schöffenhaus und unter Zuziehung des anstoßenden der Synagogengemeinde gehörenden Bürresheimer Hofes, eingestellt. Unter ihm schien auch eine reiche Vermehrung und Aus-

gestaltung der Gemäldesammlung und des Museums durch die von Düsseldorfsche Erbschaft zu winken. Infolge unklarer und verklausulierter testamentarischer Bestimmungen und anderweitiger Zuwendungen ging aber die reiche und äußerst wertvolle Sammlung von Kunstgegenständen der Stadt Koblenz verloren und nur die mit manchen geschichtlich wertvollen, künstlerisch aber weniger bedeutsamen Stücken ausgestatteten Bildersammlungen kamen in ihren Besitz.

Nach Clostermanns Tode im Frühjahr 1919 übernahm der heutige Oberbürgermeister Dr. Russell die Verwaltung der Stadt. Gleich seinem Vorgänger und Schwager Clostermann brachte auch er das lebhafteste Interesse dem Museum und seinem Verein entgegen. Leider aber fehlte es an allem und jedem Raum dafür. Da jedoch die Bilder der Gemäldegalerie in ihrer Aufstapelung in den ungeheizten und ungelüfteten, teilweise sogar feuchten Räumen des Schöffenhauses unbedingt dem Verderben entgegengehen mußten, so blieb einstweilen zu ihrer Rettung und Erhaltung nichts anderes übrig, als die besseren Stücke in den städtischen Büros des Rathauses usw. unterzubringen und die geringeren an den Wänden des Schöffenhauses aufzuhängen. Kaum waren auf diese Weise die Erdgeschoßräume des Schöffenhauses frei geworden, als im Dezember 1920 das furchtbare Hochwasser hereinbrach. Am Morgen des 27. Dezember quoll das Wasser in dünnen Strähnen aus dem Plattenbelag der Kellerhalle hervor, so daß schleunigst mit der Räumung der Altertumssammlung begonnen werden mußte. Die Sache wäre nun noch leicht gewesen, wenn der Wegelersaal frei gewesen und zur Verfügung gestanden hätte. Aber dieser war ja voller Lebensmittel gelagert und bot nicht einmal mehr Platz, einige Schränke unterzustellen. So mußten denn alle die Kleinaltertümer, Tongefäße usw. die Treppe hinauf und über die Straße weg zum Schöffenhaus gebracht und dort in buntestem Durcheinander auf dem Boden der Erdgeschoßräume abgesetzt werden. Als die letzten Sachen herausgebracht wurden, stand das Wasser schon über $^1/_2$ m hoch in der Halle. Mit Mühe und Not gelang es, noch einige Schränke herauszubringen und über Nacht teils im Hofraum des Schulhauses, teils sogar auf dem freien Platze stehen zu lassen, während die übrigen nicht mehr herausgeholt werden konnten und ihrem Schicksal überlassen werden mußten. In den nächsten Tagen stieg das Wasser in der Halle bis auf über 2 m Höhe, fiel dann allmählich bis auf Fensterbrüstungshöhe ab, um aber mit dem wiederkehrenden Hochwasser im Januar 1921 die Höhe von $2^1/_2$ m in der Halle zu erreichen. Nach Ablauf der Hochflut mußte der Rest des Wassers von Fensterbrüstungshöhe ab in tagelanger Arbeit ausgepumpt werden. An eine Wiederinanspruchnahme des Kellerraumes konnte schon der ihm innewohnenden Feuchtigkeit wegen, dann aber vor allem aus Furcht vor wiederkehrenden Hochwassergefahren — wie sie übrigens die nächste größere Hochflut im November 1924 schon rechtfertigte — nicht mehr gedacht werden.

So waren nunmehr alle städtischen und Vereinssammlungen plötzlich unzugänglich gemacht und ihren Zwecken entfremdet worden: Die städtische Gemäldegalerie in den verschiedensten Büroräumen und auf den Fluren städtischer Gebäude verteilt oder im Schöffenhaus verstaut bzw. die Wandfläche bedeckend aufgehängt, die Altertümer im größten Wirrwar und kaum einen Durchgang gestattend in den Erdgeschoßräumen des Schöffenhauses lagernd und auch die bei der Einrichtung der Burg zu Wohnzwecken von hier entfernten Sammlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins im Keller, auf dem Speicher und auf den Fluren des Realgymnasialgebäudes aufgestapelt! Da war es Herr Regierungspräsident von Groening, der in der größten Not als Retter und Helfer auftrat, indem er der Stadt die weder für die amerikanische Besatzung, noch für die aus ihrem Eigentum vertriebenen und im Schlosse untergebrachten Regierungsbehörden benutzbaren Prunksäle zur

Unterbringung des Museums und der städtischen Gemäldegalerie anbot. Schon lange vor dem Kriege und bei der Gründung des Rheinmuseums war zwar der Gedanke bereits aufgekommen und verbreitet, daß das den Bedürfnissen einer Hofhaltung der Neuzeit in keiner Weise genügende kurfürstliche Schloßgebäude am zweckmäßigsten für die Unterbringung der verschiedenen städtischen und Vereinssammlungen, der Stadtbibliothek und des Rheinmuseums und g. S. zu sonstigen öffentlichen Einrichtungen zu verwenden sein dürfte. Die langen Kriegsjahre, der Zusammenbruch des Reiches, die ungeheuerliche Gebäudeinanspruchnahme der Besatzung und der Interalliierten Kommissionen, sowie die Not der durch diese aus ihren Amtsgebäuden vertriebenen Behörden und Abteilungen der Regierung, des Oberpräsidiums und des Landgerichtes ließen jedoch bald alle Hoffnung auf Verwirklichung schwinden. Außer dem Herrn Regierungspräsidenten von Groening war es der Herr Provinzialkonservator Professor Dr. Renard, der die dieserhalb nun einsetzenden Bemühungen der Stadt und die Verhandlungen mit dem Finanzminister mit Rat und Tat unterstützte und als Mitberater und Helfer bei der Einrichtung und Ausstattung der Räume Herrn Kunsthistoriker Dr. Werner Kruse zur Verfügung stellte. Schon während der Verhandlungen mit dem Finanzminister gestattete Regierungspräsident von Groening zunächst die am meisten gefährdete Altertumssammlung im Weißen Saal aufzustellen, dann auch einen Teil der städtischen Gemäldegalerie und der sonstigen Sammlungen in den übrigen Sälen unterzubringen, doch konnte die Eröffnung des auf diese Weise hergerichteten, jetzt mit dem Namen „Städtisches Schloßmuseum" bezeichneten Museums erst im April 1921 bei Gelegenheit und in Verbindung einer Ausstellung des Mosel-Hochwald-Hunsrück-Vereins in den gleichen Sälen des Schlosses stattfinden und erst nach Ablauf dieser Ausstellung ein geregelter Museumsbetrieb einsetzen. Die Stadtverwaltung ernannte den bisherigen Vorstand des Tiefbauamtes A. Günther zum Museumsdirektor und unterstellte ihm den bisherigen Schloßdiener Kohlhoff als Museumsaufseher. Allmählich zog Ordnung in das Ganze ein. Aufseher Kohlhoff und andere geeignete Hilfskräfte, darunter besonders der durch die Herstellung geologischer Reliefs bekannte Bildhauer Josef Winterich stellten zerbrochene und beschädigte Gefäße usw. wieder her, während Museumsdirektor Günther die Sammlungen einer durchgreifenden Neuordnung unterzog und Mai 1921 bereits den ersten gedruckten Führer herausgab. Dank dem weiteren Entgegenkommen des Herrn von Groening war es im Frühjahr 1922 auch möglich, die schweren römischen Skulptur- und Meilensteine aus den Kellerräumen des Kauf- und Schöffenhauses zu entfernen und im Vestibül des Schlosses aufzustellen. Auch die Stadtverwaltung und besonders Oberbürgermeister Dr. Russell nahmen sich in dankenswerter Weise des Museums, an, wie auch des Museumsvereins an, in dessen Vorstand Dr. Russell die Stelle des II. Vorsitzenden versieht. Mit allen verfügbaren Mitteln wurde nun auf die Erweiterung und den Ausbau des Museums hingearbeitet. Zahlreiche Neuerwerbungen an Bodenfunden, wie auch an heimatlichen Kunst- und kunstgewerblichen Gegenständen vergrößerten und vervollständigten die Sammlungen. Sachgemäße Instandsetzungen der wertvollsten Gemälde konnten durch den Maler Diekmann in Köln-Nippes vorgenommen und wechselnde Ausstellungen, u. a. Reproduktionen der Dürerschen Werke, Stadt- und Landschaftsbilder und Bildnisse geschichtlicher Personen und Ereignisse in den Rheinlanden, Rheinische Landschaft in Gemälden dargestellt, Koblenzer Porträtkunst usw. stattfinden. Über die beiden letztgenannten Ausstellungen erschien ein Katalog des Direktors mit literarischen Beiträgen der Herren Stadtbibliothekar Dr. Wohlers, Archivdirektor Dr. Schaus, Oberstudienrat Dr. Fischer und Professor Dr. Henrich. Mit den amerikanischen Besatzungsbehörden herrschte ein erträgliches Verhältnis, so daß sie mit einer Ausnahme im

Herbst 1921, wo sie den Kurfürstensaal und die beiden angrenzenden Säle (Roter und Blauer Saal) für eine Hochzeitsfeier in der Familie des Generals Allen in Anspruch nahmen, keine Ansprüche auf die Benutzung der Säle des Schlosses erhoben. Professor Kelsey von der Michigan-University An arbor und die Schuldirektoren der Besatzung besuchten mehrmals das Museum und interessierten sich ganz besonders für die vorgeschichtlichen Sammlungen. Auch die französischen Vertreter der Interalliierten Kommission, besonders der Oberkommissar Mr. Tirard, besuchten die Ausstellungen und das Museum. Herrn Tirard verdankt das letztere die mit vorheriger Zustimmung der deutschen Behörden erlangte Überlassung des großen Ölgemäldes von Simon Meister, einem geborenen Koblenzer Künstler, aus dem früheren Generalkommando: „General von Borstell in der Schlacht bei Kulm". Da setzte im Frühjahr 1923 die unselige Ruhraktion ein, die allen Verkehr unterband und äußerst hemmend auf den Besuch des Museums einwirkte.

Aber schlimmere Tage sollten noch dem Museum und der Stadt Koblenz bevorstehen. Nachdem am 22. Oktober 1923 der Versuch einer Besetzung der Stadt und des Schlosses als dem Sitz der Regierungsbehörden durch die Sonderbündler glücklich abgewiesen war, erschienen in der Nacht vom 25./26. Oktober stark bewaffnete Scharen der Sonderbündler, die das Schloß besetzten und sich auch in der Stadt und im Rathaus ausbreiteten. Da sie den Schutz der französischen Besatzung genossen, die sofort den Belagerungszustand über die Stadt verhängte, war jeder Widerstand, den die Bürgerschaft so gerne versucht und an manchen Stellen der Stadt schon zu energischem Ausdruck gebracht hatte, nutzlos. Oberbürgermeister Russell, der in mannhaften Worten eine am Rathaus versammelte Volksmenge sowohl zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, aber auch zum treuen Festhalten an Staat und Reich ermahnt und begeisterte Beifallskundgebungen erhalten hatte, wurde sofort aus dem besetzten Gebiete ausgewiesen. Ihm folgte noch so mancher Beamte der Stadt- und der Staatsverwaltungen in die Verbannung.

Mit vieler Mühe gelang es dem Direktor Günther, nachdem ihm am Nachmittag des 25. Oktober der Zutritt zum Schlosse durch französische Gendarmen versagt und die im Schlosse anwesenden Regierungsbeamten samt den zum Schutze der Regierung dort versammelten Gewerkschaften entfernt worden waren, am Morgen des 26. Oktober durch die Wachen der Sonderbündler zu ihrem Führer, dem bekannten Herrn Mattes, gebracht zu werden und ihm sein Verlangen vorzutragen, ungehinderten Zutritt zum Museum zu dessen Schutz und Erhaltung zu erlangen. Im allgemeinen empfing Mattes ihn ganz höflich, bemerkte aber in der Unterhaltung, daß er bedauern müsse, daß im Museum bereits einige Beschädigungen vorgekommen seien, die aber wahrscheinlich auf die Verteidiger des Schlosses zurückgeführt werden dürften. Als Günther diese Behauptung energisch bestritt und seiner Entrüstung Ausdruck gab, daß ein rheinisches Heimatmuseum von den Leuten des sog. „Rheinlandschutzes" beschädigt und geplündert werde, führte er ihn zu dem anderen Führer Dr. W., von dem er nach einer ähnlichen Auseinandersetzung den gewünschten Passierschein erhielt. So konnte er denn in Gemeinschaft mit dem im Schlosse wohnenden und dort belassenen Aufseher Kohlhoff selbst den Schutz des Museums übernehmen. Ihrem, oft mit Gefahren und Belästigungen verbundenen Auftreten und Ausharren ist nicht nur die Erhaltung des Museums mit seinen Einrichtungen, sondern auch die der Ausstattung der Prunksäle und ihrer seidenen Wandbespannungen usw. zu verdanken. Besonders peinlich war es allerdings für den Direktor, täglich vor aller Öffentlichkeit den Weg zum Schlosse einschlagen zu müssen, wie wenn er zu der Gesellschaft gehörte, oder sich die Rüpeleien eines der sog. „Kriminalbeamten" der Sonderbündler usw. gefallen zu lassen. Vielverheißend war der erste Eindruck, den er bei dem Betreten der Museumsräume

erhielt: Die Verbindungstüren nach den Schloßräumen und dem Nebentreppenhaus erbrochen, im Kurfürstensaal und im Blauen Saal verschiedene Behälter sachgemäß aufgesperrt und zum großen Teil ihres Inhaltes an churtrierischen Talern und Goldmünzen wie an kleineren Wertstücken beraubt und im Weißen Saal die Pultschränke geöffnet und die meisten der besseren römischen Großbronzen und Silbermünzen gestohlen, Bücher auf dem Boden verstreut usw. Und als er sein an einer abgelegenen Stelle des Schlosses befindliches Arbeitszimmer besuchen wollte, fand er die Tür aufgebrochen, Pult und Schränke geöffnet, Bilder aus dem Rahmen geschnitten, die Papiere auf Tisch und Fußboden verstreut usw. Im hinteren Zimmer traf er schließlich noch drei Leute an, die auf seinen Anruf erklärten, sie hätten sich nur die dort aufbewahrten Bilder (meist kleinere Gemälde der städtischen Galerie) ansehen wollen. Als auch noch der Aufseher Kohlhoff hinzukam, verschwanden sie und es stellte sich heraus, daß sie bereits 9 Stück kleinere Gemälde aus den Rahmen herausgenommen und zum Mitnehmen fertig verpackt hatten, die sie nun zurücklassen mußten. Größere nächtliche Raubzüge im Schloß und einige kleinere Einbruchsversuche und Einbruchsdiebstähle im Museum fanden noch in den ersten Tagen und Wochen statt, bis die französische Besatzung auf die andauernden Anzeigen und Beschwerden des Schloßverwalters und des Museumsdirektors einschritt und den größten Teil Sonderbündler, oft in großen Trupps, nach und nach zum Abschub brachte. Am 9. Februar 1924 verließen endlich die letzten der ungebetenen Gäste das Schloß und die preußische Regierung konnte wieder ihren Einzug halten, den sich allerdings infolge der ungeheuren Reinigungs- und Instandsetzungsarbeiter an Räumen und Möbelstücken, die der Besuch verursacht hatte, fast drei Monate hinzog. Unter diesen Umständen konnte auch das Museum erst am 18. Mai wieder dem Besuche freigegeben werden. Ihm waren leider durch die Sonderbündler gestohlen worden, außer 10 kurtrierischen Goldgulden, 27 Talern und sonstigen Silberstücken und 31 römischen Kleinbronzen, die zum Schloßinventar gehörten:

1 Goldstater von Constantius,

1 Silberdrachme von Alexander d. Gr.

78 römische Bronze- und 8 Silbermünzen,

etwa 50 minderwertige römische Kleinbronzen aus der Mosel,

1 kleine römische Bronzebüste einer Bachantin (veröffentlicht von A. Günther in Nr. 6 des Römisch-Germanischen Korrespondenzbl. 1916),

1 kleine römische Bronzestatuette eines Germanen (desgleichen im Bd. VI des „Mannus" 1914),

1 gut erhaltener römischer Bronzeschlüssel mit durchbrochenem Griff, 1 silberner und 2 bronzene Siegelringe und mehrere Beschlagstücke, sowie eine Anzahl kleiner Bronzemünzen aus den Pfahlrosten, der Römerbrücke über die Mosel,

1 fränkische Bronzebrosche mit getriebenem Männerkopf aus Mülheim bei Koblenz,

7 kleinere Gemälde und 1 Radierung nach Zick.

Trotz aller Anzeigen und der Bemühungen der deutschen und der französischen Kriminalpolizei wurde von allen diesen Sachen nichts wiedererlangt, als ein eigenartiges Bronzebeschläg, das der Direktor selbst zufällig unter den Neuerwerbungen des Wallraf-Richartz-Museums in Köln wiederfand. Allmählich zogen wieder geordnete Verhältnisse in Schloß und Museum und mit der Rückkehr des Oberbürgermeisters und der anderen Ausgewiesenen auch in der Stadt ein. Von August bis Oktober 1924 veranstaltete das Museum im Kurfürstensaal und Thronsaal eine Ausstellung „Westerwälder Steinzeug", die einen Überblick der mittelalterlichen und neuzeitlichen Keramik der Umgebung von Koblenz über rund 1000 Jahre der Entwicklung brachte und zu der ein Katalog mit technischen und geschichtlichen

Beiträgen von Dr. Fuchs, Dr. Michel, Direktor Dr. Berdels von der keramischen Fachschule Höhr und dem Museumsdirektor herausgegeben wurde.

Leider machte sich bald bei der Regierungsbehörde ein Raummangel bemerkbar, der schließlich, da ihr von der Besatzung noch 5 Büroräume für die Unterbringung der englischen Kantine entzogen wurden, dahin führte, daß am 21. März ds. Js. dem Museum der Thronsaal und das Perlzimmer als Sitzungssaal und Büro für die Regierung weggenommen wurde. Wenn auch der Regierung schon im Mai etwa 70 Räume ihres alten Gebäudes von der Interalliierten Kommission zurückgegeben wurden, so dauerte doch die Entziehung der beiden Museumsräume noch bis zum 10. Oktober. So ist denn das Museum heute endlich wieder im vollen Besitz der ihm 1921 überwiesenen Räume, die aber für die gesamten Sammlungen der Stadt und der Vereine bei weitem nicht ausreichen. Vor allem müssen noch Räume für die Unterbringung der noch im Stadthaus und anderen städtischen Gebäuden verstauten und ihrem Zwecke entzogenen Stücke der städtischen Gemäldegalerie, der Sammlungen des naturwissenschaftlichen Vereins und der volkskundlichen Sammlungsstücke des Museumsvereins, wie auch noch Räume für die bessere Verteilung und die Erweiterungen der bereits untergebrachten Sammlungen geschaffen werden. Da auch Oberpräsidium und Regierung dem Museum und seinen Bestrebungen günstig und fördernd gegenüberstehen und besonders die Herren Oberpräsident Dr. Fuchs und Regierungspräsident Dr. Brandt persönlich den regsten Anteil an seiner Entwicklung nehmen, so dürfte wohl auf baldige Erfüllung dieser Wünsche und Erfordernisse, sobald eben die Zeitverhältnisse es gestatten, zu rechnen sein.

Die Gliederung des Museums ist zur Zeit folgende:

In der Eingangshalle des Erdgeschosses: 6 römische Meilensteine vom alten Engelsweg (jetzt Römerstraße), darunter solche mit Widmungen an Claudius, Nerva und Traian; Familiengrabmal und Torso von einem Soldatengrabstein; Bruchstücke von Bau- und Grabdenkmälern des römischen Koblenz aus den Pfahlrosten der Römerbrücke über die Mosel und von Ausschachtungsarbeiten im Stadtgebiet.

Auf dem Treppenflur im I. Stock: Aschenkisten römischer Brandgräber, römische Mühlsteine und Ziegel, mittelalterliche Skulpturreste aus Koblenz.

Im Kurfürstensaal: Die alte von der Kaiserin Augusta zusammengetragene Ausstattung, darunter aus dem alten kurfürstlichen Schloß (Philippsburg) in Ehrenbreitstein die Porträts der 17 letzten Kurfürsten von Trier; alte Bilder von Koblenz und Ehrenbreitstein in Ölgemälden, Zeichnungen, Stichen usw.; Gemälde der kurfürstlichen Schlösser zu Kärlich, Montabaur und Wittlich; Originalkartons, Madonnenbilder usw.

Im Weißen Saal: Die äußerst reichhaltigen und alle Kulturperioden von der Eiszeit bis zum frühen Mittelalter umfassenden Sammlungen der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit aus Stadt- und Landkreis Koblenz mit erläuternden Karten und Plänen; ein großes Relief des Neuwieder Beckens; Reliefs des Laacher Sees, der Nettevulkane und des Siebengebirges.

Im Roten Damastsaal: Tafelbilder von Jörg Breu, einem Augsburger Meister (1518) und von einem niederländischen Meister unter starkem lombardischen Einfluß (Anf. 16. Jahrh.). Altdeutsche und altniederländische Gemälde, Porträts und Flügelaltar, Holz- und Steinskulpturen des 14. bis 18. Jahrhunderts; gotische Stollenschränke und Truhen, reich geschnitzte Louis XVI.-Truhe und Glasschrank, spätgotische und Renaissance-Eisengußplatten usw.

Im Perlzimmer: Außer den zur Ausstattung gehörenden Vasen und dem Kronleuchter aus Meißener Porzellan eine Auswahl der wissenschaftlich weltbekannten Schwerdschen Petrefakten-Sammlung aus den devonischen Koblenzschichten

und dem Hunsrückschiefer, Westerwälder Steinzeug vom 16. bis 19. Jahrhundert und der neuzeitlichen Fabrikatur.

Der Thronsaal ist in seiner alten Ausstattung belassen und hat noch eine Ausschmückung mit alten Koblenzer Zunft- und Kirchenfahnen und dem großen Bilde des General v. Borstell in der Schlacht bei Kulm erhalten. (Zu beachten ist die 1786 von Januarius Zick in Fresko gemalte Decke.)

Im Blauen Saal: Reich eingelegter Schreibtisch im Stile des Beginnes 18. Jahrh., Louis XVI.-Kommode, Empire-Sofa und Sessel, bemaltes Rokoko-Tischchen, schöne Barockfigur der hl. Thekla, Gemälde verschiedener niederländischer und deutscher Meister vom 16. bis Anfang 19. Jahrhunderts, Gemälde von Johannes und Januarius Zick, Heinr. Foelix und B. Beckenkamp.

Im Empfangszimmer der Kaiserin Augusta, jetzt einzig dem Andenken des letzten kurtrierischen Hofmalers in Ehrenbreitstein Januarius Zick gewidmet: Gemälde, Zeichnungen, Skizzen und eine Radierung von Januarius Zick.

Im Schreibzimmer der Kaiserin: Kleinere Holzskulpturen und kirchliche Kunstwerke, altes Zinn und Porzellan, Erzeugnisse der früheren Koblenzer Blechfabrik in der alten Burg und aus der Sayner Hütte; Ausstellung von Miniaturmalerien, Wachsbossierungen, Silhouetten und Daguerreotypien, Hausgerätschaften, Trachtenstücke von Hunsrück, Mosel und Eifelvorland, alte Formen zu Wachsvotivgaben und Erinnerungen an Alt-Koblenz.

In den Wandnischen und an den Wänden: Bronzevasen und Uhr, Meißener Porzellan des 19. Jahrhunderts, Pastellbilder (Ende 18. Jahrh.) und Bild der Kaiserin Augusta. Auf Postamenten die Büsten der großen Koblenzer Josef Görres und Johannes Müller.

Von Veröffentlichungen des Direktors, die Koblenz und Umgebung bzw. die Sammlungen des Museums behandeln, sind noch zu erwähnen:

1920 Zur Topographie des ältesten Koblenz. Zeitschrift für Heimatkunde von Koblenz und Umgebung.

1922 und 1924 Confluentes — das römische Koblenz im Dari-Verlag „Deutschlands Städtebau".

1922 „Das Heidentum der Römerzeit und die Anfänge des Christentums an Mosel und Mittelrhein". Mittelrhein. Geschichtsblätter, Beilage der Koblenzer Volkszeitung Nr. 1—3.

1923 II. Auflage des „Führer durch das Städtische Museum im früheren Residenzschloß zu Koblenz".

1924 „Vulkantätigkeit und Eiszeit im östlichen Eifelvorland zwischen Mosel und Vinxtbach" in „Die Eiszeit", Leipzig, Hiersemann.

1924 „Römische Skulpturen und Inschriftsteine im städtischen Museum zu Koblenz". Mittelrhein. Geschichtsblätter, Beilage der Koblenzer Volkszeitung 1924, Nr. 1—3.

1924 „Vom alten Erzbistum und Kurfürstentum Trier"; daselbst Heft 4—6.

1925 Die große Erdfestung der jüngeren Steinzeit zwischen Urmitz und Weißenthurm. „Mannus", Bd. 17, Heft 3.

Zur Zeit ist der Direktor im Auftrage der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts mit der Aufstellung der Museumskataloge von Koblenz, Oberlahnstein, Neuwied und Andernach beschäftigt.

III. Bücherbesprechungen.

Dr. **Oskar Rühle**, Sonne und Mond im primitiven Mythus (= Philosophie und Geschichte 8), J. C. B. Mohr, Tübingen 1925. 48 S.

Es hat gewiß seinen Nutzen, wenn der Leser an Beispielen aus aller Welt Eindrücke gewinnt, wie dem Monde ein größerer Anteil an den Mythen zukommt als der Sonne (S. 45), wie es durchaus nicht selbstverständlich ist, daß die Sonne die Wärme spendet, sondern wie diese und selbst das Licht bei vielen Völkern von der Sonne unterschieden wird (S. 9), oder wie der Regen und auch die Flut vom Monde ausgeht (S. 35). Aber die Herkunft der Erzählungen, ihre Wanderwege, Veränderungen, ja auch Verkümmerungen und die neuen Ausdeutungen, die sie erleiden, sind nicht berücksichtigt. So kommt es, daß hier z. B. wieder einmal Rotkäppchen als kennzeichnender Ausdruck des besinnlichen deutschen Wesens und richtiger Sonnenmythos gilt, indes es doch ein französisches Kunstmärchen ist, das nur mehr schwache Beziehungen zu wirklichem Märchengute besitzt (vgl. Mitra, Monatsschr. f. vergl. Mythenforschung, Sp. 102ff., 290f.). In einer Geschichte aus Samoa ist die rote Brandung des Meeres Todeszeichen, ebenso das gerötete Quellwasser im schwedischen Märchen von Silberweiß und Lillewacker. „Irgendwelche Beeinflussung ist nicht denkbar" (S. 33). Allerdings, wenn man das Motiv nur aus Schweden und Samoa und nur in dieser einen Ausprägung kennt, mag man so urteilen. In Wirklichkeit handelt es sich um ein Motiv, das im festen Zusammenhange bestimmter Erzählungen erweislich weit gewandert ist; „denkbar" sind also Beeinflussungen solcher Art durchaus, ja zunächst grundsätzlich das Wahrscheinliche. Und die Deutung, die sich im einen Falle oder im nächsten scheinbar ungesucht darbietet, wird hinfällig, wenn man alle zusammen gehörenden Fälle vor Augen hat. Das sei noch an einem dritten Beispiele gezeigt. In einem nordamerikanischen Märchen bei Knortz, S. 63, ist die aus der Schaukel ins Meer gestürzte Frau, die als Wasservogel ihr Kind säugen kommt, mit dem Wassertiger durch eine Kette (seinen Schwanz) verbunden. Sie soll die Sonne sein, die aus dem Meere auftaucht, das Kind die Erde (S. 10). Zwar bleiben dabei Schaukel, Kette und Wasservogel unerklärt, aber die Deutung ist sehr poetisch; und sie wäre vielleicht auch eher möglich, wenn diese Geschichte nur wirklich ganz einzeln dastünde. Aber der Wassertiger entspricht dem Wassermanne des deutschen Volksliedes von der schönen Lillofe, Agnese usw., und die nordamerikanische Fassung gehört zur Gruppe des deutschen Märchens, Grimm Nr. 135, wozu man bei Bolte-Polivka II, S. 88f. vergleichen mag. Der ganzen Gruppe gegenüber wird aber jene Deutung nicht mehr aufrecht zu erhalten sein. Vielleicht reichen diese Beispiele us, um zu zeigen, woran es bei solchen Versuchen eben immer wieder fehlt.

Görlitz. **Wolfg. Schultz.**

Dr. **Othenio Abel**, Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglaube (= Wissen und Wirken 8). G. Braun, Karlsruhe i. B. 1923. 66 S., 8 Tafeln, 16 Abb. im Texte.

Das Schriftchen behandelt Drachen und Lindwürmer (S. 5—21), geflügelte Schlangen (21—23), den Basilisken (24—30), Zyklopen und Riesen (30—44), das Einhorn (44—54), fossile Tierreste als Amulette und im Aberglauben (54—62) und die Herkunft der Versteinerungen im früheren und heutigen Volksglauben (62—66). Die Fabeltiere sollen fast ausnahmslos auf Beobachtungen und Erfahrungen an Fossilien zurück gehen, die nur durch den Mangel wissenschaftlicher Betrachtung zu bizarren Formen verzerrt erscheinen (S. 4). Der Verfasser ist Geologe (Paläobiologe) und auf dem Gebiete der Sagenforschung, auf

das er sich hier begeben hat, Nichtfachmann. Im Einzelnen bringt er Manches, das mit der nötigen Kritik benutzt, brauchbar ist, im Ganzen aber leidet das Büchlein an Unklarheit gerade in jenen Fragen, in denen es gern Neues bieten möchte. Abel glaubt zeigen zu können, wie Sagen, Märchen u. dgl. aus der volkstümlichen Deutung von Fossilien entstehen; aber in allen Fällen, die er beibringt, war die Sage natürlich schon längst vorhanden, ehe sie an solche Funde angeknüpft und ihnen entsprechend auch hier und da etwas umgestaltet und meist verkümmert wurde. Hin und wieder empfindet Abel das selbst, aber er gibt dem nicht Folge, denn die älteren Sagenformen kennt er nicht. Daß sich oft die Mehrzahl der Züge aus dem geologischen Kerne, den er ansetzt, nicht erklären (z. B. die 8 Beine des Basilisken, seine Entstehung aus dem Ei des 8jährigen Hahnes u. dgl.), spricht deutlich genug gegen seine Auffassung. Zur Einhorn-Frage vergleiche man etwa die Abel unbekannt gebliebene, weit ausholende und auch naturwissenschaftlich äußerst stoffreiche Untersuchung von B. Laufer, Chinese Clay Figures I (Field Museum of Nat. Hist. Publ. 177, Anthrop. Ser. Vol. XIII, Nr. 2), Chicago 1914, S. 73—173 (History of the Rhinoceros). Freilich enthält auch sie nicht die für den Mythologen wichtige Angabe, daß der Mond bei den Orphikern bei seiner Geburt das „einhörnige" Kalb (μονοκερως μοσχος) heißt (Kern, Orph. fr. 273). Auf S. 35ff. wird die Polyphemos-Sage aus sizilischen Fossilien (Elefantenschädeln) erklärt, ohne daß sich Abel Bedenken macht, ob denn wirklich Verbreitung und Inhalt der Zeugnisse für sizilischen Ursprung der Kyklopensagen sprechen, was bekanntlich durchaus nicht der Fall ist. Bei Behandlung der Belemniten (S. 54ff.) fehlt ihre volkstümliche Deutung als Donnersteine und der sich daran knüpfende, von Chr. Blinkenberg, The thunderweapon in religion and folklore, Cambridge 1911, sorgfältig untersuchte und mit vorgeschichtlichen Glaubensvorstellungen in Zusammenhang gebrachte Aberglaube. Aber solche Einzelheiten kommen, da das Büchlein doch für weitere Kreise bestimmt ist, für das Gesamturteil darüber weniger in Betracht als die schon hervor gehobenen Unklarheiten im Grundsätzlichen.

Görlitz. **Wolfg. Schultz.**

Prof. Dr. **P. Goeßler,** Der Urmensch in Mitteleuropa. 40 Tafeln mit erläuterndem Text. Strackhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1924.

„Der Urmensch in Mitteleuropa", ein Bilderatlas mit erläuterndem Text! Man wird dieses Buch mit den größten Erwartungen in die Hand nehmen, da uns ein solches Werk, von einem derartigen geographischen und kulturellen Umfang, für die Hand des gebildeten Laien als Einführung in die Urgeschichte gedacht, bisher gefehlt hat. Zwar ist der Begriff Urmensch wohl etwas unglücklich gewählt und zu weit gegriffen, zumal der Verfasser selbst im Vorwort der Einteilung: Ur-, Vor- und Frühgeschichte Raum gibt.

Die Arbeit soll zwar den süddeutschen Forschungsboden des Verfassers nicht verleugnen, jedoch will er durch Heranziehen zahlreichen Materials aus ganz Mitteleuropa und einiges auch aus Nordeuropa in dem vorliegenden Werk einen Abriß der kulturgeschichtlichen Entwicklung Mitteleuropas von ihren Uranfängen im Paläolithikum bis zum Mittelalter geben.

Die Zusammenstellung ist derart gewählt, daß die körperlichen Überreste des Menschen stets im Zusammenhang mit seiner Wohnweise, seinen Grabbauten, Trachten, Geräten und künstlerischen Hinterlassenschaften betrachtet werden können. Die Schädeltypen des Vorzeitmenschen werden auf jeder Tafel als wichtigstes Merkmal vorangestellt. Im Vorwort betont der Verfasser stark den Wert des „anthropologischen Teils" seiner Arbeit, bei dem er sich als Nichtfachmann auf Schlitz stützt. Die starke Betonung der Anthropologie tritt am auffallendsten im Paläolithikum zutage, wo fast jede Tafel als Überschrift den Fundort eines Menschen trägt, so z. B.: „Der Heidelberger Mensch", „Der Neandertaler Mensch", „Der Mensch von Le Moustier" usw.

Text und Tafeln sind geschickt so miteinander verbunden, daß man beim Beschauen der Tafeln den jeweils passenden Text vor Augen hat.

Was die Anordnung der Tafeln anbelangt, so unterlaufen durch die schlechte Auswahl der Abbildungen und ihre unmethodische Zusammenstellung oft schwere Fehler, die zum Teil schiefe Kulturbilder entstehen lassen. Nicht immer sind Gegenstände gleichen Alters, gleicher Kulturabschnitte und Provinzen zusammen abgebildet. Auf Tafel I ist dem Heidelberger Menschen (Altpaläolithikum) die Höhlenzeichnung des sibirischen Nashorns aus dem Jungpaläolithikum (Font de Gaume) beigefügt, obwohl im Text ausdrücklich betont wird, daß in der Fauna von Mauer ein wärmeliebendes älteres Nashorn vertreten war, was aber wiederum für den Verfasser keinen Hinderungsgrund bedeutet, den Heidelberger Menschen in die „Zeit der ersten norddeutschen Vereisung" zu setzen.

Ähnliche Mischungen von Gegenständen verschiedener Perioden treten uns noch mehr im Paläolithikum (Tafel III, Der Neandertaler mit Chellesgeräten, Tafel IX, Der

Mensch von Brünn mit Solutré-Geräten und der Venus von Willendorf usw.) und zahlreich auch in den folgenden Zeitstufen entgegen; doch können hier unmöglich sämtliche, auch kleineren, sachlichen Verstöße herausgegriffen werden, da ihre Anzahl zu groß ist.

Die Tafel II hätte der Verfasser besser nicht in sein Buch bringen sollen, denn erstens gehört der „Afrikanische Mensch" von Broken Hill nicht in den mitteleuropäischen Kreis und dann dient die geschmacklose Rekonstruktion des Brokenhill-Menschen aus den „Illustrated London News" dem Werke sicherlich nicht zur Zierde. Es muß unter allen Umständen verlangt werden, daß derartige Bilder aus wissenschaftlichen Werken allmählich verschwinden.

Tafel XV bringt mit der Überschrift: „Der Mensch von Chamblandes, Mesolithikum und Frühneolithikum (Ende etwa 5000 vor Chr.)" neben anderem die Entwicklung der Megalithgräber von Dolmen bis zur Steinkiste. Wenn wir nur an die Steinkisten denken, möchten wir wünschen, daß diese Entwicklungsreihe doch ein wenig später angesetzt wäre.

Die Schussenrieder Kultur ist jungneolithisch, es gibt ein falsches Bild, sie trotz Abbildung auf einer Sondertafel nur allgemein als Neolithikum (etwa 5000—2000 vor Chr.) zu bezeichnen, da sonst z. B. bei der Schnurkeramik und den Glockenbechern sorgsamst Spätneolithikum unterschieden wird. Bisweilen fehlen, wie bei der Schnurkeramik, die so typischen vielkantigen (fazettierten) Streitäxte. Unklar ist auch, was auf Tafel XXII, bei der Glockenbecher-Kultur die Abbildung eines jütländischen Dolmens bezweckt, ebenso im beigefügten Text die Behauptung des Verfassers, daß sich die Glockenbecher später in Thüringen mit Elementen der norddeutschen Megalithik und der süddeutschen Bandkeramik mischen.

Etwas bedenklich wird die Zusammenstellung der Tafeln von der Bronzezeit an, da alle Kulturkreise und Perioden manchmal derart durcheinander geraten, daß es auch dem Fachmann schwer wird, sich durchzufinden. Zwar hält der Verfasser in der älteren Bronzezeit die kulturellen Verschiedenheiten in der Bezeichnung „norddeutsch" und „süddeutsch" noch auseinander, während in der jüngeren und jüngsten Bronzezeit die Datierung noch durch das Hineinbringen der Hallstattchronologie für den Laien unübersichtlich wird. Die süddeutsche Bronzezeit geht bis 1000 vor Chr., die Bronzezeit der Pfahlbauten bis 900 vor Chr., und schließlich die norddeutsche Bronzezeit bis 800 vor Chr. Dann beginnt unvermittelt die ältere Hallstattzeit; die Gesamtkultur Mitteleuropas scheint sich in Süddeutschland abzuspielen, da der Norden erst wieder spärlich in der frühen Kaiserzeit in Erscheinung tritt.

Auf Tafel XXIV „Ältere Bronzezeit/Süddeutsch" wird das Grabhaus von Nienstedt (Hannover) abgebildet. Gemeint ist jedenfalls der Grabbau von Nienstedt, Kreis Sangerhausen, Provinz Sachsen.

In der „Älteren Bronzezeit/Norddeutsch (etwa 1800—1400 vor Chr.)" auf Tafel XXV finden wir „Lausitzer Buckelkeramik", der wir später auf Tafel XXVII in der jüngsten Bronzezeit (1200—1000 vor Chr.) neben einem Wendelring der frühen Eisenzeit und einem Rasiermesser der älteren Bronzezeit wieder begegnen.

Die Tafel XXVI bringt in der jüngeren Bronzezeit (etwa 1500—1200 vor Chr.) als Trachtenbild die Frau von Borum Eshöi, während die dazu gehörige Männerfigur diesmal richtig in die ältere Bronzezeit hineingekommen ist.

Tafel XXXVI, „Germanen der frühen Kaiserzeit (1. und 2. Jahrh. nach Chr.)", zeigt neben anderen Abbildungen ein Steinkistengrab aus Schlesien und daneben eine Gesichtsurne mit Mützendeckel mit der Angabe „beide aus einer etwas früheren Zeit". Das Jahrtausend, das zwischen diesen Funden und dem übrigen abgebildeten Inventar verflossen ist, gilt in der Vorgeschichtswissenschaft aber immerhin noch als eine beträchtliche Zeitspanne.

Es sind dieses nur die schon beim Durchblättern der Arbeit ins Auge fallenden Unstimmigkeiten, wobei ich, wie schon gesagt, mich nicht auf die zahllosen kleineren Verstöße des Verfassers gegen unsere heutige wissenschaftliche Auffassung einlassen kann. Die Zeichnungen, von Rudolf Offinger, Stuttgart gefertigt, können ganz und gar nicht befriedigen, da sie ohne irgend einen Maßstab zu wahren, oft stark verzeichnet sind. Wir müssen von einem Werk, das die Urgeschichte lebendig gestalten will, zumal, wenn es einen wissenschaftlichen Charakter wahren möchte, verlangen, daß vor allem die Abbildungen anschaulich gehalten sind. Ein falsches Bild gibt es dagegen, wenn in schlechten, meist nicht einmal plastisch wirkenden Zeichnungen alles fast dieselbe Größe aufweist. Der Schädel ist gleich groß mit Grab, Beilen, Gewandnadeln, Schwertern, Lanzenspitzen usw. abgebildet. Wie soll man sich da eine Vorstellung von der Größe der einzelnen Stücke machen? Vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus dürfte man auch eine Maß- und Fundortsangabe der einzelnen Stücke verlangen können.

Es scheint bei der Gesamtbetrachtung des Werkes sich doch nicht um einen „Querschnitt durch das heutige sichere Wissen" zu handeln, als was der Verfasser seine Arbeit im Vorwort ankündigt. Systemlos zieht er bald mittel- und norddeutsches Kulturgut

heran und übergeht es bald völlig. Er hätte sich besser auf sein süddeutsches Forschungsgebiet beschränken sollen und auch dieses etwas gründlicher durcharbeiten können, da eine solche Arbeit wie die vorliegende nur durch ein außerordentliches Wissen und umfassende Materialkenntnis gelöst werden kann. Es läßt nicht die Kenntnis einer verhältnismäßig (im Rahmen Mitteleuropas) eng begrenzten Landschaft eine Verallgemeinerung vorgeschichtlicher Kulturentwicklung zu. Dem Laien müssen wir deshalb, so erwünscht uns eine derartige Arbeit als gute Einführung in die Urgeschichte wäre, von der Lektüre dieses Buches leider abraten.

Tübingen. **R. Stampfuß.**

Dr. **W. Staudacher**: Führer durch Buchau und das Federseeried. Verlag August Sandmaier, Buchau a. F. 1925.

Das Federseegebiet nimmt seit den Untersuchungen Franks, vor allem aber seit den erfolgreichen Ausgrabungen des Urgeschichtlichen Forschungsinstitutes Tübingen von 1919 ab einen bedeutenden Platz in der Vorgeschichtswissenschaft ein. Haben wir hier doch, infolge des außerordentlich günstigen Erhaltungszustandes der vorgeschichtlichen Siedlungen nie geahnte Einblicke in das kulturelle Leben und Treiben der Vorzeit erlangt.

Über das Federseegebiet ist soeben obiger Führer erscheinen, der sich in seinen Ausführungen so stark mit der Vorgeschichte des Federseemoores beschäftigt, daß wir ihn vom wissenschaftlichen Standpunkt aus einmal kritisch untersuchen müssen.

Der Verfasser, Dr. W. Staudacher, ist durch vorgeschichtliche Arbeiten bisher nicht bekannt geworden. Wer das Büchlein von H. Reinerth: „Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen" kennt, wird die vorgeschichtlichen Grundlagen des Führers unschwer herausfinden können. Für den Verfasser aber war die Lektüre der Reinerthschen Arbeit zu schwer, da er vieles hineinliest, was er sich in seiner Unkenntnis vorgeschichtlichen Dingen gegenüber zurecht gemacht hat. Dadurch kamen zahllose grobe Schnitzer in seinen Führer hinein, die alle vorzuführen uns Raum und Zeit zu kostbar sind. Herausgreifen müssen wir aber eine Reihe der gröbsten Unrichtigkeiten, die einen Einblick in die Methode und die Sachkenntnis des Verfassers geben.

Von der Moorgeologie, die die Einleitung bildet, versteht der Verfasser nicht allzu viel. Für ihn bilden die diesbezüglichen Arbeiten seines Vaters, des Oberförsters Staudacher, die Grundlagen. Er bringt eine Karte mit Seegrenzen für verschiedene Zeitstufen, wofür in den vorgeschichtlichen Zeiten jegliche Beweise fehlen. Im Text spricht er: „Es scheint die an sich außerordentlich interessierende Seegrenze zur Jungsteinzeit (etwa 2000 vor Chr.) zu fehlen", während auf der Karte eine genaue Seegrenze für 1800 vor Chr. eingezeichnet ist. Das Zusammenhangslose zwischen dem Text und der von seinem Vater übernommenen Karte tritt hierdurch deutlich hervor. Außerdem weist die Karte mitten im offenen See eine vorgeschichtliche Siedlung auf, die nicht gerade einen Beweis dafür liefert, daß alle Siedlungen Moorbauten gewesen sind [1]).

Seite 17 ist zu lesen: „Bis vor wenigen Jahren herrschte über die moorgeologische Vorgeschichte des Federseebeckens noch absolutes Dunkel. Sofern Stützpunkte da waren, beruhten sie auf Vermutungen. — Volles Licht in dieses allseitige Dunkel brachte die im neuen Jahrbuch für Mineralogie, Beilage, Bd. L, erschienene Abhandlung: Die Verlandungsstadien des oberschwäbischen Federsee? von Oberförster Staudacher, Buchau." Diese Arbeit ist 1924 erschienen. C. A. Weber hat seine moorgeologischen Untersuchungen im Federseemoor 1920 vorgenommen, worüber sich der Verfasser leicht hätte unterrichten können.

Seite 20f.: „Die sich recht lange hier haltenden Hallstattleute, welche unter starkem keltischem Einfluß standen, wurden schließlich von den eindringenden Germanen verdrängt Ganz Schwaben ist der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen diesen Hallstattvölkern und den Germanen (Latènezeit) etwa 200—50 vor Chr. gewesen. Die Wirkung war eine innige Vermischung beider Völker. Aus dieser Zeit datiert der einzigartige Schatzfund von Dürnau. Auch von den ihnen folgenden Römern, die bekanntlich aus Schwaben wieder eine blühende keltische Provinz unter Zurückdrängen germanischen Einflusses machten, —" eine Erläuterung dazu erübrigt sich wohl. Was sich aber der Verfasser nur unter „graphierten Feingefäßen mit zum Teil reichster Keramik" vorstellen mag? In der Terminologie gebraucht

[1]) Nach des Verfassers Meinung sind alle im Federseemoor aufgefundenen vorgeschichtlichen Siedlungen Moorbauten. Er wendet sich mit äußerst scharfen Worten gegen die Anschauung Reinerths, wonach einzelne Häuser des Dorfes Riedschachen Pfahlbauten gewesen seien. S. 74 bekräftigt er diesen Schluß recht diktatorisch, wie es nur ein Unwissender sich erlauben wird mit den Worten: „Sämtliche bislang im Federseeried aufgefundenen und wohl auch in Zukunft auffindbaren Häuser sind nicht Pfahl-, sondern Moorbauten."

er Ausdrücke wie: „Renntiervölker", „gegenteilige Trockenperioden", „hallstattliche und nachhallstattliche Funde."

Im fünften Abschnitt läßt sich der Verfasser in eine starke Polemik mit dem Urgeschichtlichen Forschungsinstitut ein, die in ihrem Ton den Laien zeigt, der nicht in der Lage ist, ein wissenschaftliches Buch richtig zu verstehen, und sich trotzdem ein Urteil in wissenschaftlichen Fragen zutraut. Einen guten Einblick darüber geben uns folgende Sätze, S. 76: „Ein neues, aus dem Norden zugewandertes Volk mit hoher Kultur mußte zwischenzeitlich auf den Federsee gestoßen sein, dort sich bodenständig gemacht und schließlich mit den dem Mittelländischen Kulturkreis zugehörigen heimischen Völkern (Moorbauern des Dullenrieds) gemischt haben. Aus dieser Mischung ergibt sich eine ganz spezifische Kultur, die in der Vorgeschichte unter dem nicht völlig zu Recht bestehenden Namen „Schussenrieder Kultur" weit über Europa hinaus bekannt wurde." Hätte der Verfasser gewußt, daß es außer der Schussenrieder noch eine Aichbühler Keramik gibt, und was für eine Bewandtnis es mit beiden hat, so hätte er seine Unkenntnis nicht durch die obigen Sätze verraten. Noch mehr Zitate aus diesem Werke vorzuführen, würde zu weit führen.

Das geschichtliche und naturwissenschaftliche Kapitel weisen ebenfalls zahlreiche Unrichtigkeiten auf. Leider sind wir gezwungen, derartige Arbeiten zu besprechen, zumal wenn sie, wie diese, schon seit Monaten in der gesamten süddeutschen Presse mit allen möglichen Mitteln angepriesen werden. Die falschen Lehrmeinungen derartiger Bücher fügen unserer Wissenschaft unendlichen Schaden zu, indem die breite Masse ihnen gleichsam einer Suggestion verfällt.

Dem Verfasser möchten wir empfehlen, sich etwas mehr Zurückhaltung aufzuerlegen, zunächst einmal etwas zu lernen, ehe er dazu übergeht, unreife Polemiken in Heimatführern unterzubringen und Wissenslücken durch überheblichen Ton auszufüllen.

Tübingen. **R. Stampfuß.**

Die Eiszeit. Zeitschrift für allgemeine Eiszeitforschung. Organ des Institutes für Eiszeitforschung in Wien. Begründet und herausgegeben von Josef Bayer. I. Bd., 2. Heft. Gr. 4°, S. 81—176. II. Bd., 1. Heft, 72 S., beide Hefte reich illustriert. Leipzig (Karl W. Hiersemann) 1924 bzw. 1925. Preis eines Heftes 12 Goldmark.

Wesen und Ziele dieser Zeitschrift sind bereits Mannus 17 besprochen worden. Zwei weitere Hefte sind nun erschienen. In Band I, Heft 2 bringt Bayer die erste wissenschaftliche Veröffentlichung über die „Mammutjägerstation im Löß bei Pollau, Südmähren". Diese Fundstelle von internationaler Bedeutung wird die bisher größte Lößstation Mährens, Předmost, sicherlich erreichen, wenn nicht übertreffen. Es handelt sich um ein Spätaurignacien. Da dieses aber in Mitteleuropa fast die gleichen Typen wie das Altsolutréen führt, so ist sehr gut möglich, daß sich auch noch echte Lorbeerblattspitzen vorfinden werden, in welchem Falle dann natürlich von Altsolutréen zu sprechen sein wird. Bemerkenswert unter den Funden ist das Vorkommen von echten, regelrecht gearbeiteten Sägen und die plastische Darstellung eines Mammuts von 2,6 cm Länge, 2,1 cm Höhe und 1,1 cm Breite aus hellbraunem, feinkörnigem Sandstein. O. Pesta berichtet über „Hochgebirgsseen der Ostalpen und über die Glazialreliktenhypothese". Das Heft bringt ferner unter anderem noch die Übersetzung der polnischen Arbeit L. Kozlowskis über „Die ältere Steinzeit in Polen" mit einigen Ergänzungen, wodurch nun dieses archäologische Material der deutschen Forschung leicht zugänglich wird, wenn man auch über die geologische Interpretation des Verfassers anderer Ansicht ist. Von größtem Interesse ist unter den Institutsnachrichten der vorläufige Bericht Bayers über seine abschließende Nachgrabung in der Gudenushöhle, an der Referent teilnehmen durfte, durch die nun eine völlig einwandfreie Rekonstruktion des Profiles durch Funde in situ ermöglicht wird.

Das 1. Heft des II. Bandes bringt den ersten Teil der ausführlichen, tief schürfenden, mit prachtvollem Abbildungsmaterial versehenen Monographie über „Die diluvialen Menschenreste aus der Fürst-Johanns-Höhle bei Lautsch in Mähren" von J. Szombathy, durch die nun endgültig die Zuweisung ins obere Paläolithikum erwiesen ist. Der Schluß der umfangreichen Arbeit soll im nächsten Heft folgen, der die Bewertung der Stellung und Einreihung bringen wird, die die Lautscher Funde unter den jungpaläolithischen Rassen einnehmen. Bayer bringt den Nachweis über „Das jungpaläolithische Alter des Ochosfiefers", der sozusagen aktuelle Bedeutung gewinnt, da H. Virchow in seiner gleichzeitig erschienenen Arbeit, Zeitschr. f. Ethnol. 56, 1924, S. 197—204, sich der bisherigen Meinung anschließt, daß der Kiefer in die Gruppe der Neanderthaler gehört. Da Virchow aber anthropologisch nichts Zwingendes vorzulegen vermag, muß der geologisch-stratigraphische Beweis von Bayer als abschließendes Ergebnis angesehen werden. O. Ampferer berichtet „Über Wachstumsunterschiede zwischen Fern- und Nahgletschern", wonach für das

von ihm untersuchte Gebiet der nördlichen Kalkalpen und der Zentralalpen das Bühlstadium auszuschalten ist und Gschnitz-, Daun- und jüngere Stadien als Stufenleiter der letzten Eiszeit angehören, für welche die Bezeichnung Schlußeiszeit vorgeschlagen wird. Unter den Mitteilungen interessieren vor allem die von H. Mohr und Bayer vorgelegten Steingeräte aus Sibirien, Rußland und der Ukraine und der Bericht E. v. Eickstedts über seine Herstellung eines lebensgroßen Torsos des Homo neanderthalensis. Die Zeitschrift hält es auch sichtlich für ihre wissenschaftliche Pflicht, eingehende und ausführliche Bücherbesprechungen zu liefern.

Wien. **Eduard Beninger.**

A. Stocky: La Bohème à l'âge de la pierre. Jan Stenc, Prag 1924. 8°. 4 Mark.

Das Büchlein bringt auf 50 Tafeln das wesentliche der böhmischen Jungsteinzeit. Fast der ganze ältere Bestand des Prager Museums ist hier in ausgezeichneten Photographien zusammengestellt. Die älteren Sachen entstammen teilweise unsystematischen Grabungen und sind so vielfach nur als Einzelfunde zu werten. Beginnend mit den verschiedenen Stufen der Linearkeramik führen uns die Abbildungen über Stichband-, bemalte, Jordansmühler Art zu den von Norden stammenden Kulturgruppen, der Schnurkeramik und der sogenannten nordischen Töpferei mit den für Böhmen so bezeichnenden Mondhenkelkrügen, Kragenfläschchen, echten Kugelflaschen und deutlichen Mischformen. Eine Tafel gehört den in Böhmen verschiedentlich auftretenden Tulpenbechern des Michelsberger Kreises. Den Beschluß machen Glockenbecher- und Marschwitzer Typus, hier als Doraunjetitzer bezeichnet. Eingefügt sind an den entsprechenden Stellen Tafeln mit Stein- und anderen Geräten der betreffenden Gruppen.

Dem vorbildlichen Abbildungsmaterial ist ein kurzer Text in französischer Sprache vorangestellt, der auf die Hauptzusammenhänge hinweist. Hier wäre einmal das an sich höchst Bedauerliche des Umstandes zu betonen, daß bei allen Veröffentlichungen von jener Seite außer der tschechischen nie die deutsche, sondern nur die französische Sprache zur Anwendung kommt, zumal jene Schriften sicher in erster Linie von deutschen Forschern gelesen werden und dem Arbeitsgebiet der Franzosen gänzlich fern liegen.

Als Mangel wäre ferner das Fehlen der Maßangaben zu nennen, das dort irreführen kann, wo diese auf einer Tafel nicht einheitlich gewählt sind. So ist auf Tafel 46 die Nachahmung einer Armschutzplatte in Gold annähernd natürlicher Größe, während die steinernen um die Hälfte verkleinert gegeben werden. Meist ist aber innerhalb einer Tafel die Einheitlichkeit gewahrt.

Vieles war bisher schlecht oder gar nicht zugänglich, oder konnte infolge einer tendenziösen Einstellung der Forscher und der ausschließlich tschechischen Sprache bei uns keiner ernsthaften Wissenschaft dienstbar werden. Hier wird es nun äußerst übersichtlich bekannt gemacht, und es wäre sehr erfreulich, wenn die Schaffung eines derartigen Führers durch die Bestände größerer Museen oder Bezirke in Abbildungen auch bei uns Nachahmung fände.

Tübingen. **Beatrice Goering.**

Dr. **Johannes Bumüller**: Die Urzeit des Menschen. Vierte Auflage. Mit besonderem Abbildungsband. Benno Filser, Augsburg 1925.

Diese neue veränderte Auflage behandelt eigentlich nicht die Urzeit des Menschen, der nur ein Drittel des Buches gewidmet ist, sondern den Menschen der Urzeit, besonders den Neanderthaler.

In diesem ersten der Urzeit des Menschen gewidmeten Drittel beginnt Verfasser mit der Eolithenfrage und der Frage, ob der Mensch schon im Tertiär gelebt hat. Wie jetzt allgemein üblich, kommt er auch zu dem Schluß, daß ein Gebrauch der Eolithen als menschliches Werkzeug wohl möglich, aber nicht nachweisbar sei, und daß wissenschaftlich feststehende Beweise eines tertiären Menschen bis jetzt nicht gefunden seien. Bei der Behandlung der nun wissenschaftlich einwandfreien Funde des quartären Menschen teilt Verfasser das Altpaläolithikum bis einschließlich Moustérien ein, zählt aber dann das Mesolithikum zum Jungpaläolithikum hinzu. Als Träger des Altpaläolithikums betrachtet Verfasser die Neanderthalrasse. Und obwohl er S. 14 selbst sagt: „Ob aber diese Rasse im ganzen Altpaläolithikum Europas herrschte, steht keineswegs fest" —, so stellt er doch immer wieder Altpaläolithiker und Neanderthaler gleich. Das muß auch vorgebildete Laien, „populäre Leser", wie sie Verfasser nennt, soweit sie nicht schon selbst eine feste Ansicht haben, unbedingt verwirren. Ausschließen aus dem Neanderthalkreise tut Dr. Bumüller von allen altpaläolithischen Menschenrassen nur den Unterkiefer von Mauer und den Piltdownfund.

und den Mauerkiefer nur sehr bedingt, denn bei Aufstellung der Unterkiefermaße und Schwankungsbreiten des Neanderthalers zieht er ihn immer wieder vollgültig mit hinein.

Im V. Kapitel „Urgeschichte und Völkerkunde" tadelt Verfasser mit Recht das Bestreben des Ethnologen, den paläolithischen Menschen in ihre Schemata, die sie für die Kulturkreise aufgestellt haben, einzwängen zu wollen. Trotzdem im Aurignacien mit seinem höheren Jägertum unstreitig Anklänge an jetzige primitive ethnologische Kulturkreise vorhanden seien, passe es doch ebensowenig in die ethnologische Kulturkreislehre hinein, wie auch Magdalénien und Azilien.

Man solle von den ältesten vorgeschichtlichen Tatsachen ausgehen und nicht von jetzigen Verhältnissen aus vorgeschichtliche Tatsachen diktieren. Auch die Ansprüche der Geologen, ihre Wissenschaft zum Angelpunkt der Urgeschichtsforschung zu machen, weist Verfasser zurück, solange in ihrem eigenen Lager noch der heftigste Streit über das Material tobt, und es fast ebensoviel Theorien über Eiszeiten, Faunafragen usw. gibt als Fachmänner.

Bei der üblichen Einteilung und Benennung der paläolithischen Kulturen folgt Verfasser dem französischen System, in das er leider auch die mitteleuropäischen Funde mit hineinzieht, so wenig diese doch dahin passen.

Mit Kapitel VII beginnt nun der Hauptteil des Buches, die Behandlung der Neanderthalrasse.

S. 190 sagt der Verfasser, daß nach seiner Ansicht die Neanderthalrasse bis jetzt zu wenig ausmodelliert sei. Aber sein Bestreben, anders zu verfahren, gibt uns ein sehr verschwommenes Bild. Wenn z. B. der Verfasser uns ein Bild vom Unterkiefer des Neanderthalers zeigen will und in seine Besprechung und Messungen alle paläolithischen Unterkiefer, vom Heidelberger, von dem er doch selbst sagt, daß seine Zugehörigkeit zur Neanderthalrasse unsicher sei, bis zum Ehringsdorfer, hineinzieht, kann unter keinen Umständen ein scharf umrissenes Bild herauskommen. Um dieses von einer Rasse zu erhalten, ist erster Grundsatz, nur Material heranzuziehen, das unbestreitbar dieser Rasse angehört, und von diesem festen Boden aus die charakteristischen Merkmale des Materials festzustellen. Das sind in erster Linie die Eigenschaften, die nur hier und bei keiner anderen Rasse zu finden sind. Dann ist es aber logischerweise auch unbedingt nötig, alles Material, das diese Eigenschaften nicht hat, auszuschließen, wenigstens als „Leitfossil" nicht zu gebrauchen.

So geht Bumüller nicht vor. Und darum kann ein Leser, der kein gefestigtes Bild dieser Menschenrasse und ihrer Zusammengehörigkeit in sich trägt, sich wenig einprägen, wenn der Verfasser als charakteristisches Merkmal der Neanderthalrasse z. B. die runden Augenhöhlen nennt, hinzufügt, daß bei den Krapinarassen sie allerdings viereckig seien, und diese dann doch glatt weiter zu den Neanderthalern zählt.

So leidet natürlich auch die Klarheit der Tabellen unter dieser zu großen Schwankungsbreite.

Anders ist es dagegen bei der Behandlung des Rumpfskelettes des Neanderthalers, da der Verfasser sich hier, der Fundverhältnisse wegen, auf anerkannte, sichere Neanderthaler beschränken muß. Diesem Teil des Buches muß wohl jeder uneingeschränkten Beifall zollen. Es gibt meines Wissens keine weitere so gründliche, genaue und reichhaltige Arbeit darüber, in der man alles findet, was über das Neanderthalrumpfskelett zu sagen ist. Auch bei streng wissenschaftlichen Arbeiten kann jeder, der nicht die Zeit hat, die Einzelarbeiten zu studieren, sich hier unterrichten.

Ebenso ausgezeichnet ist dann auch noch die Alleinbehandlung des Maurer Unterkiefers, wenn sie zum Schluß mit dem Piltdowner noch einmal, jede auf sich allein gestellt sind.

Interessant ist besonders der Schluß des Verfassers, daß der zum Heidelberger Unterkiefer gehörige Schädel nicht niedrig und flach mit fliehender Stirn wie bei den Neanderthalern gewesen sein könne. Beim Einfügen des Heidelberger Unterkiefers in den Chapelleschädel geht die Spitze des Kronfortsatzes weit über die Sutura zygm. temp., bis zu der die Spitze des Kronfortsatzes, sowohl beim rezenten Menschen wie auch bei La Chapelle selbst, reicht, hinaus bis in die Linie der vorderen Augenhöhlenbegrenzung. Das wäre für die am Kronfortsatz ansetzende Muskulatur eine anatomische Unmöglichkeit. Daraus möchte Verfasser schließen: Wäre der Heidelberger Schädel identisch mit dem Neanderthaler, so würden die Augenhöhlenränder ganz anormal zuweit zurückliegen. Also müssen beim Heidelberger die Augen mehr nach vorn geschoben gewesen sein. Da sich aber der Obergesichtsteil nicht schnauzenähnlich verlängern läßt, weil sein Vorspringen durch das Aufeinanderpassen der Schneidezähne von Ober- und Unterkiefer festgelegt ist, muß man annehmen, daß die Augenpartie allein weiter vorgeschoben und somit das Obergesicht steiler war als beim Neanderthaler. Ein steileres Obergesicht würde aber eine höhere Schädelwölbung voraussetzen.

Verfasser hält es darum für möglich, daß der Heidelberger zur gleichen Rasse gehören könne wie der auch etwa so alte, dickknochige und rezent gewölbte Piltdownschädel.

Eine Annahme, die sicher vieles für sich hat, auch wenn man sich der veralteten Ansicht Dr. Bumüllers, daß der in Piltdown gefundene schmale Unterkiefer der eines Schimpansen gewesen ist, nicht anschließen kann.

G. S. Miller in Washington, der einzige, der diese Behauptung wohl noch aufrecht erhält, hat ja auch den Ehringsdorfer Unterkiefer für den eines Schimpansen erklärt.

Aber trotz der jetzt allgemein anerkannten Zusammengehörigkeit von Piltdownschädel — seltsamerweise scheint der Verfasser bei dessen Behandlung mehr aus französischen Quellen als aus den englischen Arbeiten darüber geschöpft zu haben — und schmalem Piltdown-Unterkiefer ist eine Zusammengehörigkeit mit Mauer sehr wohl möglich, trotz der Verschiedenheit der Gestalt beider Unterkiefer. Es sind so viel neue Untersuchungen aufgenommen, wieweit man bei der Gestaltung des Unterkiefers, seiner Mittelplatte mit dem Ansatz der Musc. geniogl., geniohyoid. und biventer, dem Torus transv. inf. mit Rassenmerkmalen, wie weit mit Zeichen von Kulturfortschritten zu tun hat, daß man ihre Endergebnisse abwarten muß. So viel ich weiß, geht mehr die Ansicht dahin, den schmaleren Unterkiefer für den ursprünglicheren zu halten. Verfasser ist der Ansicht, die nicht haltbar ist, daß der robuste große Unterkiefer des Neanderthalers mit seiner geringen Kinnbildung eine Folge der Obergesichtsbildung desselben sei und daß der schmalere Unterkiefer des Jungpaläolithikers durch Aufwölbung des Schädels, dadurch schmalerem Obergesicht und Kiefer mit Verlängerung und Wachstum nach vorn entstanden sei! Schmale Unterkiefer gab es schon neben dem Neandertaler. Piltdown, Ehringsdorf, Grimaldirasse und Krapinaunterkiefer E. S. G. und H. und die Oberkiefer A. B. Besonders unter den Krapinakiefern sind sehr jugendliche Individuen, die doch das Ursprüngliche immer besser bewahrt haben. Sehr sorgfältig hat Dr. Bumüller auch alles Material, das ja leider so gering und unsicher zu haben ist, über außereuropäische Funde zusammengetragen. Hoffentlich regt das einen oder den anderen an, diese Funde weiter zu verfolgen, jetzt da die Verbindung mit dem Ausland besser ist.

Auf den Schluß des Buches, die Abstammungslehre, möchte ich nicht eingehen. Es gibt hier so viele Theorien wie Urgeschichtsforscher und Affenrassen. Jeder hält seine für die richtige, die der anderen für haltlos!

Sehr praktisch fand ich, daß die Abbildungen, die vorzüglich und teilweise neu sind, in sehr schöner Herstellung einem gesonderten Bändchen beiliegen.

Berlin. **E. Fritzweiler.**

A. Mahr: Das vorgeschichtliche Hallstatt. Zugleich Führer durch die Hallstattsammlung des Naturhistorischen Museums in Wien. Veröffentlichungen des Vereins der Freunde des Naturhistorischen Museums, Heft 8—12. Wien 1925, Österr. Bundesverlag. 55 S. Text, 11 S. Abb.

Der Verfasser, dem wir bereits eine Beschreibung der prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt verdanken, bietet in dem vorliegenden ansprechenden Büchlein eine auch für weitere Kreise berechnete Darstellung der Fundstätte und der gesamten Funde von Hallstatt. Ein allgemeiner Abschnitt macht mit der Geschichte Hallstatts und des dortigen Bergbaues von den ältesten Zeiten bis zur Neuzeit, sowie mit dem Hergang der archäologischen Entdeckung bekannt. Nach einer Besprechung der Einzelfunde aus der jüngeren Steinzeit und der reinen Bronzezeit wird die Anlage und Ausstattung des hallstattzeitlichen Grabfeldes am Rudolfsturm kurz charakterisiert. Mahr warnt mit Recht vor blindem Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Fundberichte, weist kurz auf deren Fehlerquellen hin und schätzt im Gegensatz zu übertriebenen Vorstellungen die Zahl der Gräber auf etwa 2000 bis höchstens 2500. Die Frage nach der Erschöpfung des Gräberfeldes läßt er noch offen. In Übereinstimmung mit Hoernes setzt er die Gräber in die Zeit von 900—700 (vorwiegend Brandgräber) und 700—400 (vorwiegend Skelettgräber). Die den Bergbau angehenden Fragen sind auf Grund der Darstellung A. Aigners, Hallstatt, Ein Kulturbild aus prähistorischer Zeit. München 1911, behandelt. Unter den Funden aus den Latènegräbern ist meines Wissens zum ersten Male eine Schnabelkanne aus Ton erwähnt und abgebildet, die leider aus einer ungesicherten Grabung stammt, aber nichtsdestoweniger als einziges Beispiel für eine solche Nachbildung dieser nur in Metall bekannten mittelmeerländischen (griechischen) Form von Bedeutung ist. Hinsichtlich der im Abschnitt „Das römische Hallstatt" erwähnten Skelettgräber sei die Frage gestattet, ob diese nicht erst der letzten Zeit der römischen Besiedlung angehören können, ja überhaupt erst nach dem Verfall der dort liegenden Häuser in die Erde gekommen sind. Ein in Auswahl gegebenes Schriftenverzeichnis sowie die auf 11 Seiten zusammengestellten Abbildungen dienen der Vertiefung und Veranschaulichung des inhaltsreichen und anregenden Textes. Die letzte unbedruckt gebliebene Seite hätte der Leser gerne mit einem Kärtchen der Hallstätter Gegend ausgestattet gesehen.

München. **Dr. Friedrich Wagner.**

IV. Nachrichten.

Heimatmuseen.

Es war eine große Enttäuschung. — Ich hatte das Museum vor Jahren besucht, als es noch ein etwas buntes und bedrängtes Leben droben im Rathaus führte. Der Vergleich mit einer Requisitenkammer im Theater lag nahe angesichts dieser Überfülle an zusammengepferchten Zeugen der Vorgeschichte, des Mittelalters und der Geschichte und des Volkslebens der Neuzeit. Aber dieses Museum war etwas, es packte. Es gab einen lebendigen, einen überwältigenden Begriff von diesem Stück Heimaterde, von seiner Steingräberzeit, seiner germanischen Bronzezeit, seiner großartigen Macht als Stützpunkt der Hanse. Freilich, eine chronologisch-typologische Belehrung brachte es nicht, aber diese vollgestopften Rumpelkammern vermittelten dem Beschauer, den 99% Laien, die ein solches Museum besuchen, ein bewegtes und farbensartes Heimatsbild.

Inzwischen hat das Museum ein neues Haus bekommen; ein altes Kloster mit sehr viel Raum. Aber die reichen Schätze des Museums haben nur eine sehr bescheidene Aufstellung gefunden. Hier, im Bereich der vollendetsten Feuersteinzeit, ist fein säuberlich je ein Vertreter der Entwicklungsstufen der Steinbeile ausgelegt bis zu einem einzigen Stück der herrlichen Feuersteindolche, die einst nicht nur durch ihre hervorragend schöne Form, sondern auch durch die Fülle ihres Vorkommens das Entzücken des Beschauers erregten. Hier, im Gebiet der großen Steingräber, steht neben je einem Vertreter der Megalithkeramik ein bandkeramischer Napf, ein Schnurbecher, ein Glockenbecher usw. Man könnte ebenso gut in dem Museum irgend einer anderen beliebigen kleineren Stadt Deutschlands sein.

Die typologische Methode ist eine wissenschaftliche Arbeitsweise, ist ein Gerüst, an dem sich die Vorgeschichte aufbaut. Aber dem Laien in Reinkultur vorgeführt, ist sie durchaus geeignet, ihm die Vorgeschichte von Grund auf zu verleiden. Der größte Teil aller Museumsbesucher will nicht etwa belehrt werden, sondern einfach etwas sehen, und es ist eine bekannte Erfahrung, daß der erwachsene Durchschnittsmensch in beleidigte Abwehr gerät, sobald man ihm zumutet, etwas zu lernen.

Ein Heimatmuseum aber soll nicht nur wissenschaftlichen Zwecken dienen, sondern es hat zuerst und vor allen Dingen im edelsten Sinne des Wortes völkische Arbeit zu leisten. Es soll dem Beschauer ein leicht faßliches und anschauliches Bild geben von dem Stückchen Erde, auf dem er sich gerade befindet. Man muß fühlen, ob man sich im Gebiet der nordischen Megalithkultur oder der Bandkeramik, im Bereich der germanischen oder der süddeutschen Bronzezeit befindet. Das Wesen der Heimat muß herausgearbeitet werden in allererster Linie.

Nebenbei aber, ganz selbstverständlich, muß dem Beschauer der Maßstab gegeben werden für das, was ihm geboten wird. Diesen Maßstab liefert die chronologisch-typologische Methode. Eine kleine, übersichtliche, zeitlich genau bezeichnete Typensammlung wird dem Besucher leicht zum Kultur- und Zeitweiser werden, ein Ziel, das an Material ärmere Museen auch mit Hilfe von Nachbildungen erreichen können.

Solch eine „nebensächliche“ und unaufdringliche Belehrung wird nicht als solche empfunden. Man gewinnt unmerklich einen Überblick über die Vorgeschichte, der sofort durch das Besondere, Heimatliche vertieft und erweitert wird. Wollen unsere Heimatmuseen aber nur allgemein gültige Lehrsammlungen für Vorgeschichte sein, so verlieren sie ihren höchsten Wert, nämlich Erweder und Erhalter eines tiefen und stolzen Heimatgefühls zu sein, und sie verlieren ihre Besucher, weil sie sich des Reizes der Eigenart und der Besonderheit beraubt haben.

Berlin. **Hertha Schemmel.**

Ein vorgeschichtliches Seilergerät.

Das Neuwieder Kreismuseum, welches immer noch einen traumhaften Dämmerschlaf hält, weil die alten, vom Hochwasser mitgenommenen Räume erst wieder notdürftig überklebt werden müssen, vermehrt seine Katalogsziffer trotzdem unaufhörlich. Bald ist es ein Ausgrabungsfund, bald die Zuwendung eines alten historisch denkwürdigen Gerätes.

Langsam belebt sich die Schlemmsteinindustrie und bringt alles, was der Erdoberfläche seit Jahrtausenden anvertraut worden, ans Licht. Ihr verdankt die Altertumsforschung manche Aufklärung über das Tun und Treiben unserer Vorfahren. Ein vorgeschichtlicher Wohnplatz, der mit Mahlsteinen sozusagen übersät ist, lehrt uns, daß hier der Getreidebau schon in Blüte gestanden hat, Spinnerei- und Webereigeräte weisen auf diesen Industriezweig hin.

Daß Leute, die die Kunst des Spinnens und Webens verstanden, auch Seilerei betrieben, um Seile für ihre verschiedenen Zwecke herzustellen, ist wohl mit Sicherheit anzunehmen. Ob aber schon einmal ein Gerät aufgefunden worden, welches bei der Seilerei hilfreiche Dienste geleistet hat, ist mir bisher nicht bekannt geworden. Ein derartiges Gerät wurde gestern von dem Schwemmsteinarbeiter Paul Lipka, dem wir auch eine große Urne verdanken, auf der Hallstatt-Besiedelung der Gemeinde Gladbach aus der Erde gegraben. Dieses Gerät, welches wir eine „Seilerscheibe" nennen wollen, besteht aus hartgebranntem Töpferton. Eine Scheibe, von 6 cm Durchmesser, ist mit fünf Wärzchen versehen, die senkrecht zur Scheibenfläche durchlocht sind. Die Scheibe dient also zur Herstellung von fünflitzigen Seilen. Die fünf Litzen wurden durch die Scheibenlöcher gezogen und durch Drehen der Scheibe das Seilen bewirkt. Diese Seilerscheibe dürfte wohl ein Unikum des Neuwieder Kreismuseums bilden und die Beachtung der Fachkreise verdienen.

Es ist bedauerlich, daß unsere beschränkten Museumsräume so manchen beachtenswerten Gegenstand nicht zur Geltung kommen lassen.

Neuwied a. Rh. **Ernst Helmrath.**

Berichtigung.

In meinem Fundbericht Mannus XVII, Heft 4, muß es S. 332 heißen: Lienau erachtet im Mannus XVI, 3/4, S. 265 erst in der Kaiserzeit dieses keramische Erzeugnis bei den Ostgermanen nicht mehr als größte Seltenheit. Selbst wenn der Fund bis in Latène II oder III reichend erachtet würde, würde diese Verzierungsart also immer noch ein Zeichen mehr für die westgermanische Art sein können. Denn auf dem immerhin kleinen Fundplatz ist das Auftreten dieser Verzierung an zwei so großen Gefäßen kaum eine größte Seltenheit.

Almrich. **R. Rodrian.**

Hermann Schmidt †.

Im 75. Lebensjahre starb am 21. August 1925 der Oberlehrer a. D. Hermann Schmidt in Görlitz, ein treues Ausschußmitglied unserer Gesellschaft, der er seit ihrer Begründung angehörte. Mit ihm ist ein unermüdlich tätiger, gewissenhafter und begeisterter Altertumsfreund der Lausitz dahingegangen. In der Niederlausitz geboren, wurde die sächsische Oberlausitz, die Amtshauptmannschaft Löbau, sein Hauptarbeitsgebiet. Rastlos war sein Bemühen, das Rätsel der Oberlausitzer Schlackenwälle aufzuhellen. Selbstlos und anspruchslos griff er immer wieder zum Spaten, um Alter und Aufbau der zahlreichen Burgwälle seiner neuen Heimat zu erforschen. Ihm verdankt das Löbauer Stadtmuseum, welches er lange Jahre betreute, den Hauptteil seiner vorgeschichtlichen Sammlung. Wenn sich auch die Anschauungen Schmidts über den Zweck und den Aufbau der Lausitzer Burgwälle, die er besonders in seiner Hauptarbeit: „Die vorgeschichtlichen Rundwälle in der Amtshauptmannschaft Löbau i. S." (Oberlausitzer Jahreshefte II [1909], S. 165—214) darlegte, als unhaltbar erwiesen haben, so sind doch seine zahlreichen Aufnahmen von Wallprofilen und die Fülle seiner sachlichen Beobachtungen, besonders auch über das verschiedene Alter der Burgwälle, durchaus sorgfältig und zuverlässig und für die Forschung von großem und bleibendem Werte. Die ihm angeborene Gründlichkeit in allem seinem Tun sticht wohltuend ab von einer mehrfach von ihm befehdeten, in schlechtem Sinne großzügigen Untersuchungsweise der oberlausitzischen Wälle. Noch im Februar 1925 teilte der Verstorbene mir mit, daß er damit beschäftigt sei, seine Forschungsergebnisse über die Besiedlung der Amtshauptmannschaft Löbau zusammenzustellen, noch im Juni ließ er sich trotz seines schweren Leidens nicht abhalten, die Berufsvereinigung deutscher Prähistoriker selbst durch das Löbauer Museum zu führen. Es sollte das letzte Mal sein, daß wir ihm die nimmermüde Hand drückten, und sein Aufsatz über seine Wallforschung auf dem Breiten Berge in Schlesien, der im ersten Bande des Mannus erschien, sollte der letzte sein, den er selbst veröffentlichte. Seine nachgelassene Schrift gibt soeben Frenzel in dem neuen Nachrichtenblatt der Mittelstelle für Heimatforschung im Markgraftum Oberlausitz, Bd. I, S. 9—20 heraus.

Breslau. **M. Jahn.**

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

9. Tagung für Vorgeschichte zu Braunschweig, 25.—30. Mai 1926.

Tagungsplan:

Die Geschäftsstelle für die Anmeldungen, Ausgabe der Teilnehmerkarten und Auskünfte im Geschäftszimmer der Firma E. Appelhans & Co. (Rud. Stolle und Gust. Roselieb) Kalenwall 3 (nächste Nähe des Bahnhofs).

Sämtliche Vorträge finden in der Technischen Hochschule, Hörsaal 111, statt nach unten vermerkter Reihenfolge. Höchstdauer des Vortrages 40 Minuten.

Dienstag, den 25. Mai, abends 8 Uhr:
Begrüßung der Teilnehmer im Saale des Altstadtrathauses, gemütliches Beisammensein mit Umtrunk und Imbiß, wozu die Stadt Braunschweig einlädt. Es empfiehlt sich, schon bei dieser Gelegenheit die Teilnehmerkarten zu lösen.

Mittwoch, den 26. Mai:
9—10½ Uhr: Festvortrag. Geheimrat **Kossinna**: Die Kulturhöhe der germanischen Bronzezeit.
10½—11 Uhr: Begrüßungsansprachen.
11—1 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.
1. Museumskustos Prof. Dr. Walther Schulz (Halle): Kulturwandlungen und Völkerbewegungen in Mitteldeutschland zu vorgeschichtlicher Zeit.
2. Museumsdirektor Dr. Gaerte (Königsberg): Auf den Spuren des Mammut- und Renntierjägers in ostpreußischer Vorzeit.
3. Universitätsprofessor Dr. R. R. Schmidt (Tübingen): Die Entwicklung des Rechteckhauses der Steinzeit zum Megaron.

Nachmittags 4—7 Uhr:
4. Privatdozent Dr. Reinerth (Tübingen): Die jüngere Steinzeit in der Schweiz und der indogermanische Südzug.
5. Museumsdirektor Rademacher (Köln): Volksstamm, Siedelung und Bevölkerung zwischen Sieg und Wupper.
6. Museumskustos Dr. Kunkel (Stettin): Neue kaiserzeitliche Funde aus Pommern.
7. Universitätsprofessor Dr. Roeder (Göttingen): Die Besiedlung Englands durch die Germanen.

Donnerstag, den 27. Mai:
9—9½ Uhr: Geschäftssitzung des Vorstands und Ausschusses der Gesellschaft.
9½—1 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.
8. Museumsassistent Dr. Gummel (Hannover): Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland.
9. Dr. Kraft (Freiburg i. Br.): Die Bedeutung Ostmitteleuropas für die Bronze- und Ersteisenzeit Südwestdeutschlands.
10. Museumskustos Dr. Jahn (Breslau): Die Kelten in Schlesien.
11. Geheimrat Kossinna: Siedlungskarte der Germanen um 100 nach Chr.
12. Dr. Schultz (Görlitz): Balder, das Oseberggrab und südrussische Parallelen.

5—7 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.
13. Universitätsprofessor Dr. Klinghardt (Greifswald): Neue steinzeitliche Ausgrabungen auf Rügen.
14. Reg.-Baurat Rademacher (Jülich): Die Vorgeschichte Hollands.
15. Privatdozent Dr. Kühn (Köln): Kunst und Kultur der Iberer.

Freitag, den 28. Mai:
9—9½ Uhr: Geschäftssitzung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.
9½—1 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.
16. Museumsassistent Dr. Niklasson (Halle): Der steinzeitliche Wohnplatz bei Braunsdorf, Kr. Querfurt.

17. Dr. Albrecht (Halle): Die Westgrenze der slawischen Burgwälle in Nord- und Mitteldeutschland.
18. Dr. Gandert (Halle): Der Kreis Bitterfeld in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.
19. Museumsdirektor Prof. Dr. Zuhse (Braunschweig): Die Geschichte der Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig.
20. Privatdozent Dr. Kumm (Braunschweig): Die Geologie des Elms.

5—7 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.

21. Professor Lühmann (Braunschweig): Die Ringwälle am Reitling und auf dem Heeseberge.
22. Konservator Krone (Braunschweig): Die bandkeramischen Siedlungen in der Umgebung Braunschweigs.
23. Prof. O. Hahne (Braunschweig): Alte Straßenzüge am Elm.

Sonnabend, den 29. Mai 1926: Ausflug nach dem Elm und nach Watenstedt. Abfahrt der Kraftwagen vom Leonhardsplatze: 7 Uhr morgens. Königslutter (Sammlung Mülter und Stiftskirche); Reitling (Kurwall und Steinkistengrab); Lucklum (Rittersaal der Deutschordenskomturei); Evessen (Hoch); Olla (Vorgeschichtliche Fundstellen); Schöppenstedt (Privatsammlungen aus der Umgegend); Watenstedt (Hünenburg). Mundvorrat mitnehmen! Ein bis zwei Autobusse werden von der Braunschweigischen Landesregierung zur Verfügung gestellt.

Anmeldungen zu diesem Ausflug sind baldigst an Herrn Verlagsbuchhändler Rudolf Stolle in Braunschweig, Kalenwall 3, zu richten.

Sonntag, den 30. Mai 1926: Ausflug nach Gifhorn zur Besichtigung des dortigen Museums und einiger Feuersteinwerkstätten in der Umgegend. Abfahrt: 10^{25} Uhr vom Hauptbahnhof oder 10^{41} Uhr von Gliesmarode. Oder Besichtigung des Wolfenbüttler Museums (Sammlung Knoop).

* * *

Anmerkung: Die Museen der Stadt sind für die Teilnehmer am Mittwoch, Donnerstag und Freitag von 2—5 Uhr nachmittags geöffnet. Ebenso finden in dieser Zeit Führungen durch die Stadt statt.

Das Wolfenbüttler Museum (Sammlung Knoop) steht ebenfalls für die Teilnehmer an diesen Tagen offen.

Teilnahme: Zur Deckung der Unkosten wird für die Einzelkarte von Teilnehmern ein Beitrag von drei Mark, von Familienangehörigen der Teilnehmer ein solcher von zwei Mark, von Studenten ein solcher von 1,50 Mark erhoben.

Diese Karten können ab 15. Mai gegen Einsendung des Betrags nebst Rückporto von Herrn Verlagsbuchhändler Rudolf Stolle in Braunschweig, Kalenwall 3, bezogen werden.

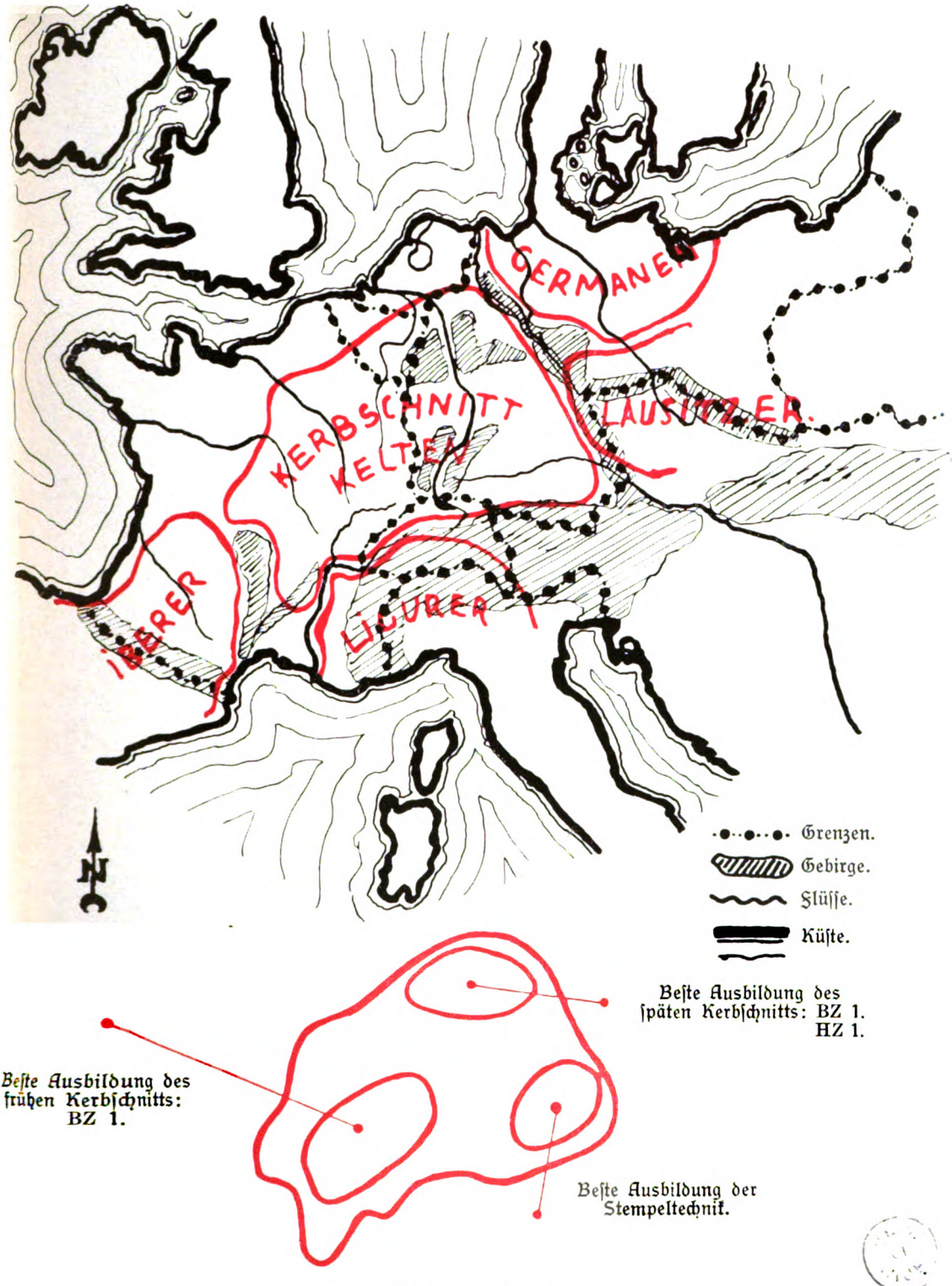
Wohnungen:
1. Hotel Deutsches Haus, Ruhfäutchenplatz. Zimmer mit Frühstück: 6.50 M. bis 9 M.
2. Parkhotel, Steinweg 22. Zimmer mit Frühstück: 6.75—10.75 M.
3. Kaiserhof, am Bruchtore 2. Zimmer mit Frühstück: 5.05 M. bis 5.65 M.
4. Hotel Monopol, gegenüber dem Bahnhof. Zimmer mit Frühstück: 4.50 M. bis 5.— M.
5. Frühlings Hotel, Bankplatz 7. Zimmer mit Frühstück: 3.75 M. bis 6.25 M.
6. Hotel Petersburg, Kohlmarkt 11. Zimmer mit Frühstück: 5.10 M.
7. Evangelisches Hospiz, Bruchtorwall 3. Zimmer mit Frühstück: 4.30 M. bis 5.50 M.
8. Bahnhofshotel, am Gieseler. Zimmer mit Frühstück: 4.25 M.

Wegen Zuteilung von Freiquartieren wende man sich rechtzeitig an Herrn Verlagsbuchhändler Rudolf Stolle, Kalenwall 3.

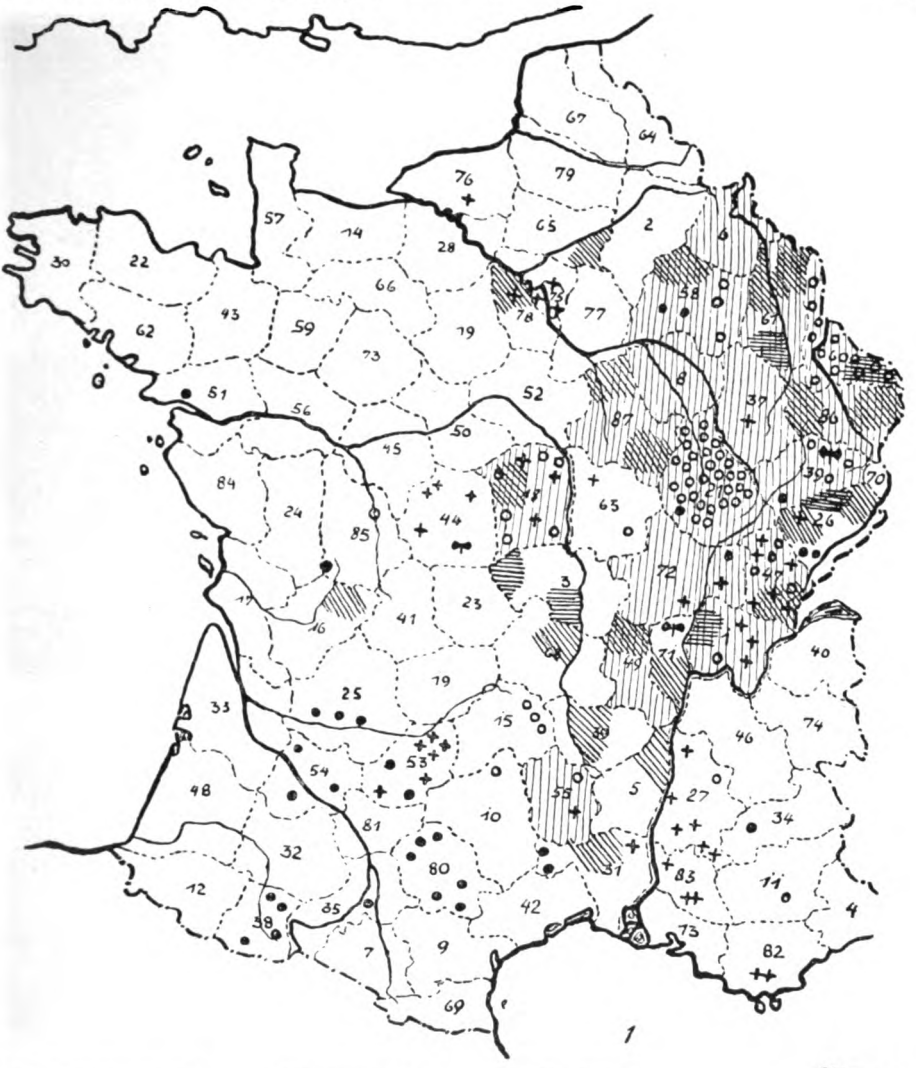
Mittagessen: Hagenschänke, Hagenmarkt 8: 2.75 M. und 1.75 M.
Frühlings Hotel, Bankplatz: 2 M. (Kotelette mit Spargel).
Zum lustigen Füsilier, Gliesmarodestr. 4: 1.25 M. (auch Gartensitz).
Restaurant Lindenhof, Ecke Humboldtstr.: 1.50 M.

Der Ortsausschuß
Obmann: Prof. Dr. Zuhse.

Der Vorstand
Erster Vorsitzer: Geheimrat **Kossinna.**



Übersichtskarte
des Gebietes mitteleuropäischen Kerbschnitts von der Spätsteinzeit bis zur Hallstattzeit.



Zu 1. Übersichtskarte Frankreichs.

Hügelgräber des östlichen Kreises BZ. 1—4.

Kerbschnittkeramik BZ. 2 1—5.

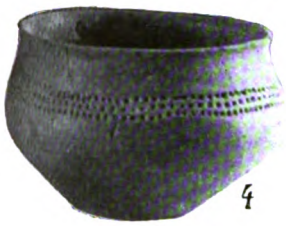
Urnenfelder BZ. 5.

+ Lange Bronzeschwerter H 1/2.

○ Lange Eisenschwerter H 1—4.

● Antennendolche.

Zu 2. St. Vérédeme (Gard). 3—10. Bois-du-Roc (Charente).


4

1

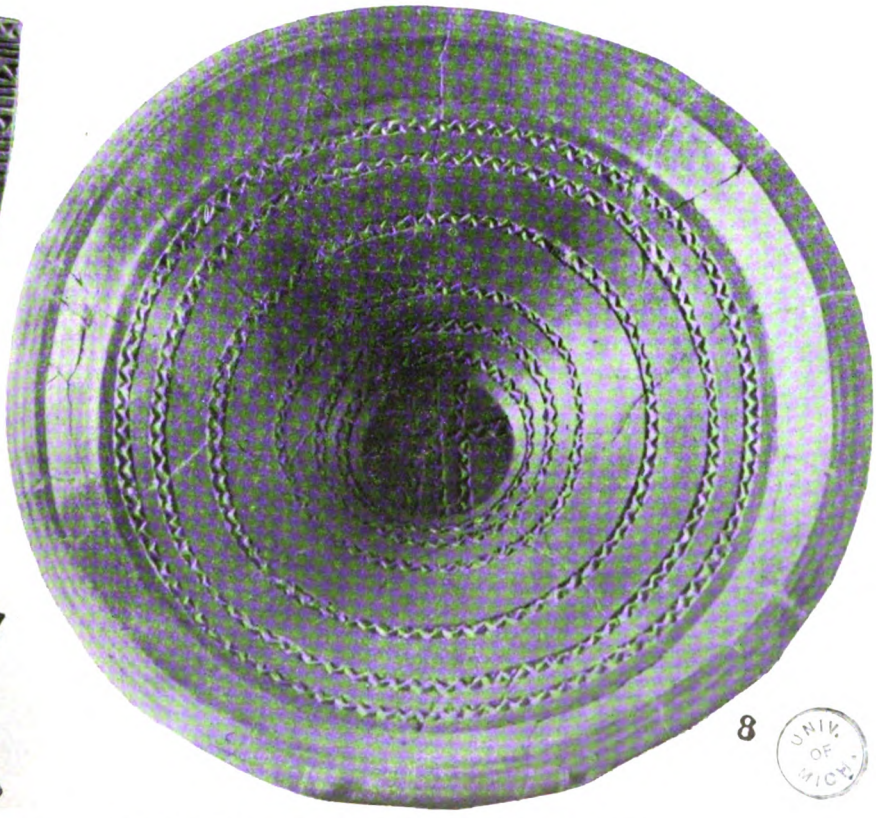
3

5

2

6

7


8

9

10

11

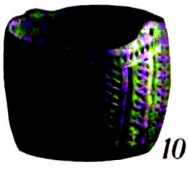
Niederrheinische Kerbschnittgefäße. BZ. 2—5, HZ. 1.
1 u. 2 Kevelaer; 3 Andernach; 4 Opladen; 5 Kevelaer; 6 Köln-Dellbrück; 7 Leidenhausen bei Troisdorf; 8, 9, 10, 11 Mayen.
(Städt. Museum für Vor- und Frühgeschichte Köln.)

UNIV. OF MICH.

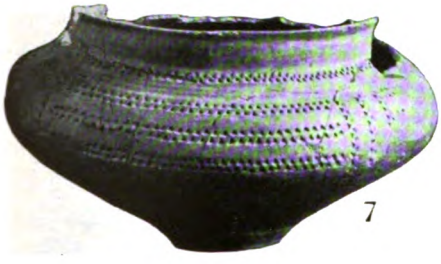
1

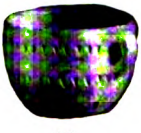
2

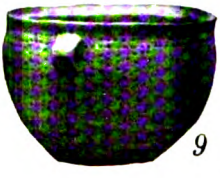
4


10

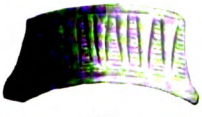
3

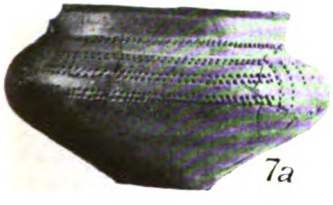

7


11


9

8


12

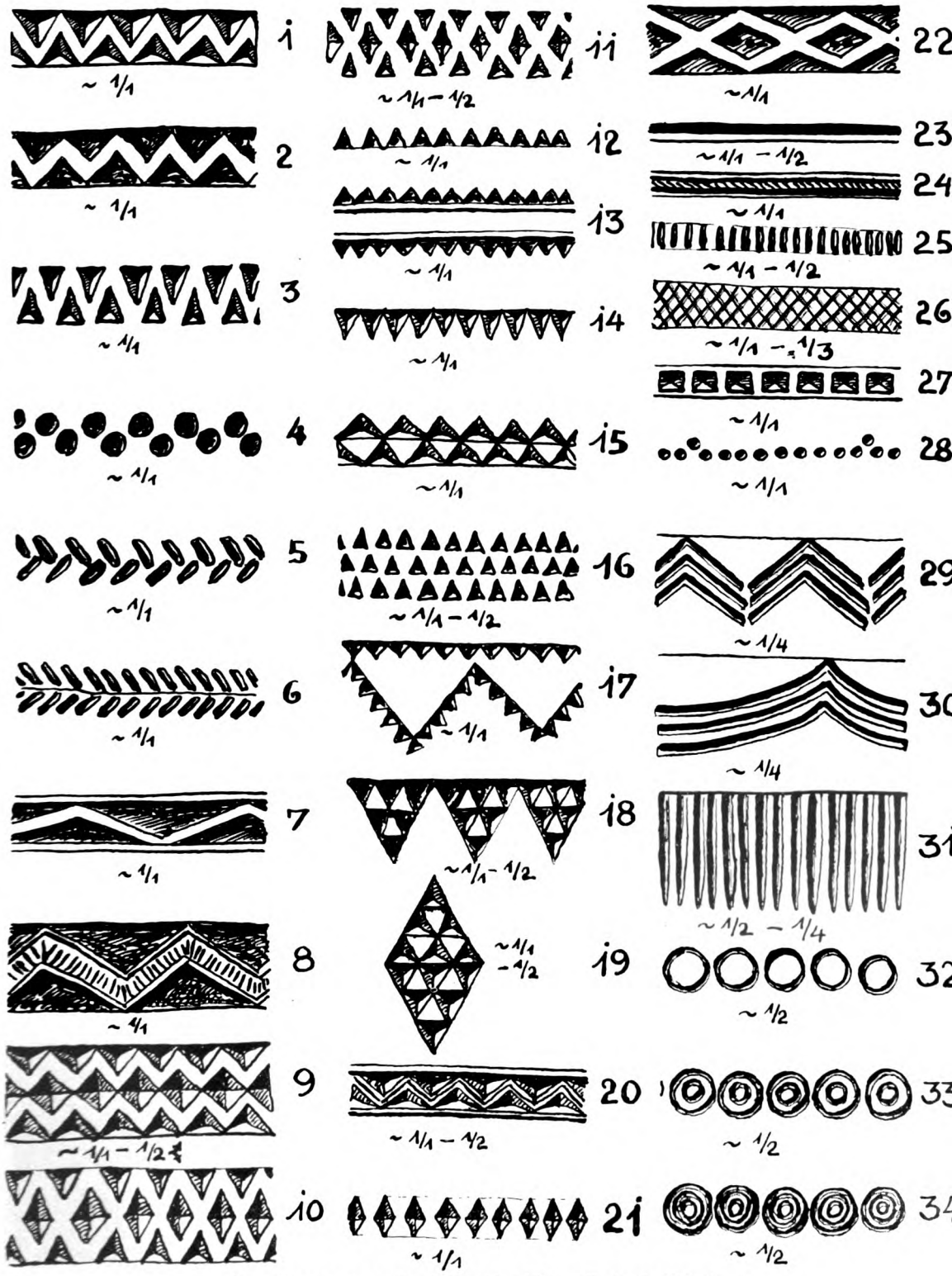

7a

6

5

Niederrheinische Kerbschnittgefäße. BZ. 5 und HZ. 1.
1, 2, 3, 4 Maasgebiet von Dalheim, Vlodrop bis Kaldenkirchen; 5 Köln; 6 Twistaden bei Kevelaer; 7 und 7a Wahn bei Troisdorf; 8, 9 Ravensberg bei Troisdorf; 10 Dalheim; 11 Riethoven, Nordbrabant (Holland, BZ. 2/3); 12 Urmitz am Rhein.
(Städt. Museum für Vor- und Frühgeschichte, Köln.)

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig



Die Muster der Kerbschnittgefäße BZ. 1—5; HZ. 1—2.

UNIV. OF MICH.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leip

Abb. 9. Paläolithische Fundstätte von Lämmerspiel. Unser Ausgrabungsgelände südlich des Weges von Lämmerspiel nach Groß-Steinheim. — Fundstätte der Micoque-Kratzer, sowie des Micoque-Diskus-Schaber. (Siehe Abb. dieser).

Abb. 10. Paläolithische Fundstätte von Lämmerspiel. Fundstelle von Micoque-Artefakten aller Art. 35 Meter nördlich des Weges Lämmerspiel-Groß-Steinheim.

OCT 1 1 1926
PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

18. Band
Heft 3

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1926

Inhalt des vorliegenden 3. Heftes des 18. Bandes:

I. Abhandlungen.

		Seite
Müller-Brauel, Hans:	Vorgeschichtliche Funde und Grabungen im Kreise Zeven, Provinz Hannover	167
Müller-Brauel, Hans:	Vorgeschichtliche Ackerfelder zwischen Elbe und Weser. Mit 2 Textabbildungen	184
Wagner, Dr. Friedrich:	Literatur zur Vor- und Frühgeschichte der Pfalz 1900—1925	190
Knoke, Geh. Stud.-Rat Prof. Dr.:	Der Angrivarierwall. Mit 1 Karte im Text	197

II. Mitteilungen.

Schirmeisen, Karl:	Neue diluvialarchäologische Funde aus Mähren	203
Voegler, Albert:	Steinzeitliche Siedlungen im Kreise Liebenwerda. Mit 98 Textabbildungen	208
Adrian, Walther:	Frühneolithische Flammenmergelartefakte, gefunden bei Bielefeld. Mit 8 Abbildungen	220
Frenzel, Dr. Walther:	Ein mesolithischer Einzelfund aus Mitteldeutschland. Mit 4 Textabbildungen	227
Bierbaum, Georg:	Ein frühkaiserzeitlicher Goldring aus Sachsen. Mit 1 Textabb.	230
Neumann, Ernst Wilhelm:	Die Totenbestattung bei den Naturvölkern	232

III. Bücherbesprechungen.

IV. Nachrichten.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Vorgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1926 12 RM.; für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 1 RM. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonstraße 18b (Postscheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen. Österreichische Mitglieder zahlen fürs Jahr 15 Schilling und können den Betrag auf Postsparkassenkonto Wien No. 156722 des Verlags einzahlen, Mitglieder in der Tschechoslovakei zahlen 75 Kč für das Jahr und können diesen Betrag auf das Konto des Verlags Kabitzsch bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauer Gasse 11 einzahlen. Im übrigen beträgt der Beitrag für Mitglieder im Ausland 15 RM.

Neuanmeldungen sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzer, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Snethlage, Berlin NW 5,** Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonstraße 18b. Postscheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna,** Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen,** die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des „**Mannus**", im Buchhandel während des Erscheinens beträgt RM. 18 für den Band, nach Abschluß des Bandes wird er erhöht. Ferner sei auf die **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht, von welchen 4 bereits vorliegen; Für die ersten 16 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—XVII und **Ergänzungsband** I bis IV können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Mit einer Beilage der Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle a. S. 5.

I. Abhandlungen.

Vorgeschichtliche Funde und Grabungen im Kreise Zeven, Prov. Hannover.

Von Hans Müller-Brauel, Zeven.

Seit nun 35 Jahren suche ich, in freiwilliger Rettungstätigkeit, die in meiner engeren Heimat, dem Kreise Zeven, den angrenzenden Kreisen Bremervörde und Stade, zutage kommenden vorgeschichtlichen Funde zu retten und gefährdete Denkmäler zu untersuchen.

So gehöre ich zu den so verschrieenen Privatsammlern und habe als solcher in diesen 35 Jahren eine Sammlung von rund 1700 Katalognummern mit etwa 4000—4500 Stücken zusammengebracht. Ich brauche an dieser Stelle wohl kaum zu sagen, daß ich, wie es sich für einen ernsten Sammler gehört, von Anfang an Fundprotokolle geführt habe und sorgfältige Aufmessungen gemacht. So gehört seit 35 Jahren zu meiner Sammlung von Fundstücken ein Fundarchiv mit vielen hundert Blättern und mehr als 100 metrisch genauen Gräbergrundrissen.

Von diesen Fundberichten ist wenig veröffentlicht, die Leser des „Mannus" fanden im ersten Jahrgang meinen ersten Fundbericht „Der Hexenberg am Wege Brauel-Offensen"; dann ist einer in der „Prähistor. Zeitschrift" erschienen, an einer umfassenden Darstellung aller meiner Grabungen und Funde arbeite ich jetzt — die Arbeit dürfte etwa 200 Druckseiten mit 100 Gräbergrundrissen und 150 Textabbildungen umfassen.

Ich habe vor etwa 15 Jahren wohl 3 oder 4 Grabungen gemacht, die damals wohl gerade nicht not gewesen wären, sonst aber habe ich nur dann zum Spaten gegriffen, wenn ein Denkmal gefährdet war und die Einebnung eines Grabhügels begonnen hatte.

Als dann das Denkmalschutzgesetz kam, welches das private Ausgraben verbot und unter Strafe stellte, habe ich meine Tätigkeit notgedrungen eingestellt.

In den letzten Jahren des Weltkrieges, als hier die vielen hundert Gefangenen bei den Landwirten waren, besonders aber in den Jahren nach dem Kriege hat dann eine erschreckende Zerstörung vorgeschichtlicher Denkmäler stattgefunden. Als Beispiel gestatte mir anzuführen: soweit meine Zählungen reichen, sind in den letzten $2^1/_2$ Jahren allein im Kreise Zeven über 200 Grabhügel eingeebnet zu Ackerland. Und das ist nicht nur zufällig in meinem Heimatkreis so, nein, so ist es in allen Kreisen, ganz besonders schlimm habe ich es in diesen letzten Jahren erlebt in den Kreisen Stade, Bremervörde und Lehe, Geestemünde. Am schlimmsten ist der letzte milde Winter

gewesen, die Witterung erlaubte immer Kultivierungsarbeiten, da sind in all diesen genannten Kreisen hunderte und aber hunderte von Grabhügeln eingeebnet und zahlreiche Urnenfriedhöfe restlos zerpflügt — in den letzten beiden Monaten hat in genannten Kreisen der Dampfpflug gearbeitet und ich habe 6, 8, 12 Grabhügel an je einem Tage unter dem Dampfpflug verschwinden sehen.

Da es dem Provinzialmuseum unmöglich war, gegen diese Massenzerstörung anzukommen, ich selber aber zuletzt diese Zerstörungen nicht mehr mit ansehen konnte, habe ich, trotz des Gesetzes wieder zum Spaten gegriffen und zu retten versucht, was ich konnte. Die nachgesuchte amtliche Erlaubnis zu diesen Grabungen habe ich dann endlich auch erhalten.

Seit 1. Oktober 1924 habe ich hier für unserer Kreiszeitung nun eine heimatliche Beilage begründet, den „Sonntag". Darin berichte ich in jeder Nummer über meine Grabungen und Funde, d. h. ich setze in gemeinverständlicher Scheidemünze auseinander, Funde, Beobachtungen, Zeitstellung. Ich rede deshalb hier von dieser Beilage, weil es mir tatsächlich durch diese Aufsätze gelungen ist, den Landleuten Interesse abzugewinnen für die Dinge der Vorzeit, das Einkultivieren von Hügeln unterbleibt nicht, aber, es vergeht nicht eine Woche, ohne daß ich nicht ein- oder zweimal angerufen werde zu einer Abgrabung. Ich leiste dann freilich unweigerlich jedem Rufe sofort Folge, meist bin ich 1—2 Stunden später an der Grabungsstelle, immer aber am selben Tage. Ich möchte so, aus eigener Erfahrung, den Leitern unserer kleinen Heimatmuseen dringend ans Herz legen, in ihrer Tagespresse dasselbe zu versuchen, man schafft so ein lebendiges Band zwischen Museen und Bauern — die Auswirkungen für die Museumssammlung werden sich unmittelbar einstellen. Für den, der Landverhältnisse kennt, ist es klar, daß die wissenschaftlichen Berichte der Museen selten oder nie bis an den Bauern gelangen (auch würde er diese fachlichen Berichte selten verstehen), ich weiß aber aus Erfahrung, daß der Zufluß von Bodenfunden an die Museen sofort aufhört in einem Orte, wenn über einen etwa eingelieferten Fund dann seitens des betreffenden Museums nichts weiter verlautet, — ich könnte von krassen Fällen erzählen, wo der Einlieferer eines schönen Fundes einen zweiten bewußt verkommen ließ oder einem Nachbar schenkte, weil das betreffende Museum über den ersten im Jahrbuch kein Wort hatte verlauten lassen. Ich wünschte wohl, die Leiter unserer kleinen Museen möchten mich hier verstehen — der Bauer sieht seinen Namen als Schenkgeber gern gedruckt, und für uns als Freunde der heimischen Vorgeschichte ist aber das Wesentliche: er ist auf diese Weise zu gewinnen, die Vorgeschichtsforschung zu fördern. Nicht Gesetze und Verbote helfen hier letzten Endes, sondern ständig fortgesetzte Belehrung und (an sich ja berechtigt) der Kitzel eines öffentlichen Lobes in der Zeitung.

Am allermeisten würde nützen, würde man der bäuerlichen Bevölkerung in Lichtbildervorträgen Verständnis und Interesse beibringen für die Vorgeschichte — schon vor langen Jahren habe ich diesen Vorschlag gemacht, aber er ist meines Wissens ungehört verhallt.

Ich konnte mir diese Ausführungen an dieser berufenen Stelle nicht versagen, weil ich durch langjährige Erfahrungen von ihrer Richtigkeit überzeugt bin.

In den letzten 5—6 Monaten habe ich so wohl gut 50 Grabungen ausgeführt, über die wichtigsten möchte ich nun, als Beispiel für eine Gegend in gedrängter Kürze, die dem Fachmann genug sagt, berichten:

Funde der älteren Steinzeit.

In Lavenstedt, Kreis Bremervörde, konnte ich die Untersuchung der Sandgrube in diesem Frühjahr zu Ende bringen, gelegentlich einer Wegregulierung. Die Grabung ergab noch rund 550 Fundstücke, darunter allein 48 Klingenkratzer und ein Stück, welches ich als Fäustel ansehe. Insgesamt hat diese Werkstelle rund 2500, teils sehr schöne Geräte gebracht und etwa 10 kg Abfall Splitter, Hauspähne usw., dazu rund 90 Kernsteine.

Bei meinem Heimatdorfe Brauel, Kreis Zeven, entdeckte ich eine rein mesolithische Fundstelle am Osteufer. Bis jetzt habe ich dort rund 300 gute Fundstücke, meist sehr fein bearbeitete Rundschaber ausgesiebt, dann Messer und etliche hundert Stücke, die unzweifelhafte Spuren teils eingehender Bearbeitung zeigen.

Bei Tiste, Kreis Zeven, wurden in einer Baugrube etwa 40 Fundstücke geborgen, welche meines Erachtens, wie Lavenstedt, der Endzeit des Paläolithikums angehören. Hier lagen ebenfalls Kernsteine, gute Messer, Stoßdolche, Schaber und auch Schlagsteine unmittelbar zusammen. — Jüngst konnte ich hier, in etwa 100 m Entfernung, bei einem Neubau eine zweie gleiche Fundstelle feststellen.

In den Feldmarken Zeven, Offensen, Brauel, im Kreise Zeven u. dsgl., zu Mintenburg, Sassenholz im Kreise Bremervörde konnte ich mesolithische Fundstellen feststellen und jeweils Fundstücke bergen.

Zu Twistenbostel im Kreise Bremervörde hob ich aus dem Sanduntergrund des Moores, (Bleichmoostorf) bei der Untersuchung eines steinzeitlichen Knüppeldammes zufällig ein fein bearbeitetes Feuersteingerät des Tardenoisien.

Funde der jüngeren Steinzeit.

Beim Urbarmachen von Heide wurde bei Hatzte, Kreis Zeven, die Schlagstelle eines steinzeitlichen Siedlers gefunden, etwa 35, meist kleine, fein geschlagene Feuersteinmesser kamen in meine Sammlung.

In Neuenbülstedt, Kreis Zeven, wurde eine Hacke aus Stein gefunden, 12,5 cm lang, in der Mitte 5 cm breit, oben durchbohrt, in der Längsform gekrümmt. Weiter kam ein Hammer zutage, im Bohrloch in alter Zeit abgebrochen, die Bruchflächen abgerundet und ein neuer Bohrversuch begonnen, der aber nur auf 1½ cm Tiefe gebracht ist.

Bei Groß-Meckelsen wurden drei steinzeitliche Hügel eingeebnet zu Ackerland, ich konnte sie im letzten Augenblick noch untersuchen. Hügel I, 21 m Durchmesser, 1,20 m Höhe enthielt eine Steinpackung in O-W Orientierung von 2,60 m Länge und 1 m Breite. Unter dieser Packung, die wenig unter der Oberfläche des Hügels lag und so wohl als Schutzdecke anzusprechen ist, fand sich nichts vor, unmittelbar daneben auf der Sohle des Hügels das eigentliche Grab, ein Baumsarg einst, mit wenig Steinen umstellt. An Funden konnte ich heben: 2 Hämmer aus Stein, einen verzierten Glockenbecher, einen Kornquetscher aus Granit und 1 Schleifstein aus Granit.

Hügel II, von gleicher Größe etwa, erwies sich als früher von einem Buddler aufgegraben und wieder zugeschüttet. So konnte die Grabanlage nicht mehr aufgemessen werden, es fanden sich nur noch Reste der Steinpackung. Bei Anlage des Grabes war dieses Grab, wie fast alle steinzeitlichen Hügel hier, von drei Reihen Holzpfählen umrandet gewesen, auch diese waren teilweise abgegraben. In der Hügelmitte hatte wohl ein Baumsarg gestanden, denn die hier übliche rechteckige Einrandung solcher Baumsärge mit Holz-

pfählen konnte in ziemlichen Resten noch nachgewiesen werden. Das Grab selber hatte der Buddler nicht ganz erreicht, so konnte noch 1 gut geschliffenes Beil von Feuerstein und ein gut geschlagenes Messer daselbst gehoben werden.

Hügel III, im Gegensatz zu den anderen bronzezeitlich orientiert, SO-NW, hatte ein Grab mit einem nicht überall geschlossenen Steinkreis von ovaler Form. Das Grab selber, durch Fuchsbauten stark zerwühlt, ergab ein geschlagenes Messer aus Feuerstein und die restlichen Scherben eines reich verzierten Glockenbechers.

Alle drei Hügel hatten je über dem Grabe eine eigenartige Holzpfahlkonstruktion von 4 oder 5 Pfählen, im Viereck, meist mit einem Mittelpfahl, das Quadrat meist 45 zu 45, die ich zunächst als Totenhäuschen bezeichnen möchte, welches zur Zeit der Errichtung des Hügels über dem Hügel aufragte. Ich habe diesen Befund nun 19 Male gemacht, darunter mehrere Fälle, wo diese Pfähle, ganz klar ersichtlich von oben eingeschlagen, etwa 40—50 cm über dem Grabe aufhörten. Da sonst die Pfahlreihen um die Gräber in den Urboden eingetrieben sind und anscheinend wenig über die Höhe des Baumsarges im Hügel hinausragen, muß man von dieser Konstruktion notwendig annehmen, daß sie dazu diente, über den Hügel hinauszuragen und etwa ein Totenhäuschen zu tragen. Meines Wissens ist sonst diese Anlage nicht beobachtet, hier ist sie in endsteinzeitlichen Hügelgräbern und frühen bronzezeitlichen Hügeln die Regel.

Bei Ostereistedt, Kreis Zeven, wurden Hügel eingeebnet zu Ackerland, ich konnte einige noch untersuchen, sie enthielten alle vier Holzpfahlkonstruktionen, die in den meisten Fällen noch soweit erhalten waren, daß sie einwandfrei aufgemessen werden konnten. Hügel I, nur 50 cm hoch, enthielt einen Steinhammer, ein geschliffenes Beil aus Feuerstein und 1 verzierten Glockenbecher. Hügel II sehr schöne Holzpfahlkonstruktion in Schiffsform, keine Funde. Hügel III inmitten einer mächtigen Asche- und Kohlenschicht ein verziertes kleines reizvolles Tongefäß mit steinzeitlicher Ornamentik. Das Gefäß, nur 9 cm hoch, ist wohl als die älteste Form der Glockenbecher hier anzusprechen. Bei Hügel IV randeten mehrere Reihen von Holzpfählen ein schon bronzezeitliches Grab ein (SO-NW), es ergab aber keine Funde.

Auf Sportplatz Bokel, Kreis Stade, wurde eine Erhebung eingeebnet, die nicht für einen Grabhügel angesehen war, Höhe kaum 50 cm. Als sich eine umfangreiche Steinsetzung zeigte, beließ man alles und rief mich zu. Ich konnte einen Steinkranz eigenartiger Form von etwa 10 m Durchmesser frei legen und im Innern ein Grab herausschälen, welches meiner Ansicht nach einst mit Tierfellen oder Matten umkleidet gewesen sein muß, deren Außenränder mit einzelnen Steinen oder Holzbalken belegt waren. Als Beigaben fanden sich 2 kleine Messer aus Feuerstein. Typologisch war das Grab wertvoll, weil der Steinkranz nach Süden hin einen (nur markierten) Eingang zeigte, der aus kaum kopfgroßen Steinen gebildet war. Denselben Eingang fand ich in anderen endstein- oder frühbronzezeitlichen Hügeln aus Holzpfählen gebildet, zuweilen mit deutlich erkennbaren und maßstäblich darstellbaren Eingangstorbalken — so in Hügeln zu Heeslingen, Offensen und Lavenstedt, die ich mit Schuchhardt zusammen untersuchen konnte.

Bei Wangersen, Kreis Stade, wurden mehrere steinzeitliche Hügel abgetragen. Als man in einem dieser Hügel einen reich verzierten Glockenbecher, einen Steinhammer, 1 geschliffenes Beil aus Feuerstein und 4 dito Messer gefunden hatte, rief man mich zu. Bei diesem Hügel konnte ich noch Reste von Holzpfahlkreisen feststellen, bei zwei weiteren wohl noch dasselbe,

das Grab war aber bereits unerkannt abgegraben. Bei drei weiteren Hügeln, die nun auch zu Ackerland wurden konnten diese Feststellungen in wertvollster Weise ergänzt werden. Hügel a) in gleicher Weise angelegt wie der mit dem Glockenbecher, enthielt drei Kreise von Holzpfählen, welche deutlich erkennbar mit Busch durchgeflochten waren, zum Schutze des Toten, und in der Mitte einen gut nachweisbaren Baumsarg, der am Kopf- und Fußende durch je 7—9 Steine geschützt war, keine Funde. Orientierung O-W, der ganze Befund durchaus steinzeitlich. Hügel b) gänzlich steinlos (wie die meisten steinzeitlichen, Hügel hier), hatte in der Mitte den Baumsarg enthalten, rechteckig eingerandet von Holzpfählen. Mindest drei Reihen Pfähle umrandeten das Grab; diese mit Busch durchflochten. An der Nord-Längsseite des eigentlichen Grabes fand sich eine mächtige Holzkohlenstelle, die sich hier meist in steinzeitlichen Hügeln findet, und am N-W-Ende, in einer großen Asche- und (etwas) Kohlenschicht, ein Hammer aus Stein, 1 Messer aus Feuerstein und 192 Scherben eines verzierten steinzeitlichen Gefäßes, aus denen sich eine schöne große Amphora von 32 cm Höhe zusammensetzen ließ, die um den Hals 8 Ösenhenkel hat, durch die wohl einst eine Schnur gezogen war.

Hügel c) sehr niedrig, barg ein ganz flaches Steinbett aus kopfgroßen Steinen von 2,50 × 1 m Länge und Breite, darauf in einer kleinen Vertiefung am O-Ende, ein Häufchen verbrannter Knochen. Eingerandet war diese Pflasterung von drei Reihen von Holzpfählen, doch lag die Pflasterung nicht in der Mitte, wie sonst, sondern an der Nordlängsseite, das N-W-Ende der Pflasterung ragte aus den Pfahlringen heraus. In der Hügelmitte, etwas südlich der Pflasterung, war eine schwärzlich verfärbte Stelle, die kennbar Asche enthielt, hier fanden sich zwei kleine unansehnliche Feuersteinmesserchen.

Alle Hügel enthielten die als Totenhäuschen angesprochenen Pfahlkonstruktionen.

Bei Heeslingen, Kreis Zeven, wurde gemeindeseitig, der Brune Barg abgefahren, ein wundervoller ganz unberührter Hügel von 16 m Durchmesser und 1,60 m Höhe. Seit 40 Jahren sollte ich diesen Hügel aufgraben, er war mir aber zu schön, um ihn zu zerstören. Nun er so schmählich beseitigt wurde, wollte ich auch die Gelegenheit wahrnehmen, das ganze Innere eines solchen Hügels aufs genaueste kennen zu lernen. In allerletzter Stunde zugerufen, hatte ich gerade noch Zeit, mich in die Reihe der Erdarbeiter zu stellen und die Hügelerde aufladen zu helfen. So konnte ich jede Schaufel Erde beobachten. Die Arbeit war überaus lehrreich. Es erwies sich zunächst, daß die Grundfläche des Hügels (wie hier meist) mit einer dünnen Schicht reinen weißen Sandes überschüttet war (dem Toten das Grab auf reiner unberührter Erde zu bauen — wie bei etwas späteren bronzezeitlichen Hügeln die Grundfläche mit Feuer überbrannt wird); dann war ein Baumsarg in Längsrichtung O-W, von 2,30 m Länge und 60 cm Breite auf diese weiße Sandfläche gestellt und zunächst darüber ein Hügelkern gewölbt von 1,20 m Höhe und 12 m Durchmesser. Dieser Hügelkern war aus einer lehmhaltigen Erde gemacht, die sich in der ganzen Feldmark Heeslingen nur an einer etwa 1700 m von dem Hügel entfernten Stelle findet, auf dem heutigen Gemeinde-Mergelstich. Über diesen Kern war dann der Hügel selber gewölbt. Etwa auf der Drittelgrenze des Hügels, Ostseite, fand sich in 80 cm Tiefe eine Kohlenstelle von 1 m Durchmesser und mindestens 10 cm Dicke, die Reste des Toten — Opfer-Feuers, (hier meist immer in stein- und frühbronzezeitlichen Hügeln nachweisbar, zuweilen eigens mit doppelter Pfahlreihe eingerandet).

Weiter maß ich an der Süd- und Nordseite des Hügels je eine kleine Steinsetzung auf, welche aus 7 oder 9 Steinen bestand, die keilförmig gelegt, also spitz zulaufend, mit der Spitze in das Hügelinnere wiesen — genau wo in der Hügelmitte diese Spitzen zusammenwiesen, hatte, wie sich bei der weiteren Abgrabung dann herausstellte, im Baumsarg der Kopf des Toten gelegen. An Grabbeigaben fanden sich am Ostende des Baumsarges zwei Geräte aus Feuerstein: ein Stoßdolch und eine Lanzenspitze aus schwarzem Feuerstein. Oben, fast an der Oberfläche des Hügels (wohl später angeworfen) ein halber kleiner Steinhammer und eine Steinhacke.

In der Mitte des Baumsarges, klar und deutlich, selbst den Erdarbeitern gut erkennbar, die 5 Pfähle des angenommenen Totenhäuschens, aber sonst kein Pfahl, kein Stein im Hügel verbaut.

Der Hügel enthielt reichlich 300 zweispännige Fuder Erde.

Bei Hatzte, Kreis Zeven, liegen mehrere steinzeitliche, teils gewaltige Hügel. Der größte derselben wurde vor einigen Jahren von dem verstorbenen Sammler Hoyns-Sittensen mit 5 Erdarbeitern umgewühlt in der Hoffnung auf Funde. Gefunden ist damals nichts, nur konnte ich auf der Sandfläche der Hügelmitte einige verbrannte Knochen auflesen und zwei Feuersteinmesser und eine Pfeilspitze aus gleichem Material von ungewöhnlicher Form, dreieckig mit breiter unterer Grundfläche ohne Griffzapfen. Das Grab des Hügels ist hier also unerkannt zergraben, es gehört schon der frühesten Bronzezeit an, oder doch der Übergangszeit.

In der Gemeindesandgrube bei Tarmstedt, Kreis Zeven, sind seit langen Jahren vorgeschichtliche Sachen beobachtet. Zufällig kam ich dazu, wie hier wieder ein Grab gerade angeschnitten wurde. Es erwies sich als ein Skelettgrab unter Boden, wie ich sie hier in der Gegend nun zum vierten Male nachweisen kann (mit Tongefäß, mit Feuersteinmeißel, mit einem endsteinzeitlichen, mit Strichen ornamentierten Gefäß mit runder Standfläche und hochgezogenem Halse). Das Grab, mit der Sohle 70 cm unter Oberfläche, war aus kopfgroßen Steinen gemacht, 2,30 m lang und an der breitesten Stelle 1,80 m breit. Die obere Steindecke war unregelmäßig dicht. An der Nordseite war es am besten erhalten, hier stand noch die äußere Einrandungsreihe gut aufrecht im Boden, eine Steinlage als Decke darüber. Das eigentliche Grab war aus Plaggen hergestellt, 5—6 Schichten waren nachweisbar, darunter die gleiche weißlich-graue, weiche Erdschicht, wie sie sich in steinzeitlichen oder ganz frühbronzezeitlichen Hügeln findet. Irgend welche Beigaben fanden sich nicht vor.

Funde aus der Bronzezeit.

Bei Heeslingen wurde gemeindeseitig ein großer Hügel abgefahren. Er hat in der Hügelmitte, unter Steinen, ein Urnengrab enthalten mit zwei Urnen. Eine kleine, sehr früh, konnte ich aus den eingelieferten Scherben ganz zusammensetzen, die andere blieb unvollständig, Beigaben nicht beobachtet.

Zu Altenbülstedt, Kreis Zeven, ward beim Kartoffeleinkuhlen auf altem Ackerfelde eine Urne entdeckt. Der verständige Besitzer des Landes ließ den Fund unberührt und rief mich sofort zu. In einer guten Steinsetzung, die Steine um den unteren Teil der Urne waren künstlich dünn gespalten, paßten sich der Form der Urne an, fand sich eine weitmündige Urne mit zwei Deckeln. Der innere Deckel, eine flache Schale, war bei der Beisetzung der Urne fast gewaltsam eingeklemmt, so daß diese eingerissen war, er verschloß

die Urne fast hermetisch, der äußere Deckel war eine ungewöhnlich weite (über 40 cm) hohe Schale; beide gehenkelt. Beigaben fanden sich nicht vor. Hier handelt es sich um einen Urnenfriedhof der jüngeren Bronzezeit.

Bei Wistedt, unweit Zeven, wurde ein großer Hügel abgefahren, Durchmesser 21 m. Als ich zukam, stand nur noch die Hügelmitte. Die Untersuchung ergab, daß in der Hügelmitte vor 40 Jahren ein damaliger Sammler bereits gegraben hatte, doch war er nicht tief genug gekommen. Der Steinpackungsbau des Grabes war freilich zumeist zerstört und so nur rekonstruierbar nach den Außenrändern, die erhalten waren. An Funden ergab das Grab: verbrannte Knochen in loser Einstreuung, einen reizvoll verzierten (Cardium-Muschel-Eindrücke), leider halb abgegrabenen Glockenbecher, — die Verzierung erinnert sehr an endmegalithische Gefäße, — ein Bronzebeil früher Form und ein Kornquetscher aus Granit. Am Westende der Packung, stand, halb umgesunken, aber in noch unberührter Lagerung sonst, eine Steele aus Granit von 1,60 m Höhe und etwa 50 mal 50 Breite und Dicke. Die Lage war so, daß die Steele, einfach aufgerichtet, heute noch etwa 60 cm aus dem Hügel herausgeragt haben würde, wobei unberücksichtigt ist, daß die untere Ende der Steele im Laufe der Jahrtausende immer doch immerhin tiefer eingesunken sein kann, als die ursprüngliche Standstellung war. Es ist die erste große bronzezeitliche Grabsteele, die ich aus dem Regierungsbezirk Stade, also aus dem Gebiet zwischen Elbe und Weser nachweisen kann. Erzählen hören habe ich alte Bauern des öfteren von einzelnen hohen „Steinsäulen", welche früher auf der Hügelmitte gestanden hätten. So ist wenigstens ein Beispiel zeichnerisch und fundprotokollisch festgelegt.

Bei Boitzen, Kreis Zeven, wurde ein großer Grabhügel von 20 m Durchmesser und etwa 1,50 m Höhe auf Anordnung des Gemeindevorstehers abgefahren. Als man hierbei einen Kranz aus großen Steinblöcken fand, rief ein verständiger Hofbesitzer mich an und 1 Stunde später stand ich am Hügel. Frei gelegt waren 14 Blöcke eines Steinkranzes um den Hügel. Während ich dabei war, wurden an der Nordostkante des Hügels Steine gespürt. Auf meine Bitte arbeiteten die Leute dann so lange an einer anderen Stelle, bis ich diese untersucht hatte. Es schälte sich ein Grab unter Boden heraus von 2,30 m Länge und 1,10 m Breite. Es lag nur teilweise unter dem Hügel, die dem Steinkranze des Hügels zugekehrte Seite war nicht mit Steinen umstellt, bei allen anderen Seiten war dies der Fall. Beigaben fanden sich nicht vor, die übliche skeletthaltige weiche weißlichgraue Erde war dagegen nachweisbar. Mein erster Gedanke war, hier könne ein Fall von mitbestattetem Sklaven vorliegen, so untersuchte ich die Verbindungsstelle zwischen diesem Grabe und dem eigentlichen Hügel besonders genau. Mit Sicherheit konnte ich feststellen, daß dieses Grab mit dem Hügel gleichzeitig angelegt war, besonders die Plaggenschichten der Verbindungsstellen beider Gräber bewiesen es.

Leider ist das Hauptgrab des Hügels dann schon zwei Tage später auf Anordnung des Gemeindevorstehers herausgerissen worden, ohne daß mir Mitteilung gemacht wurde — gesagt wurde mir, die Abgrabungsarbeiten sollten eingestellt werden. (Die eigentlichen Gründe dieser Handlungsweise liegen hier auf religiöser Seite, weil die Vorgeschichte mit Zahlen rechnet, welche über das 6000 jährige biblische Alter der Welt hinaus gehen, „muß eine so verdammenswerte Wissenschaft besser nicht unterstützt werden"). An den vielen herausgerissenen Steinen des Hauptgrabes war zu ersehen,

daß es sich um einen frühbronzezeitlichen Grabhügel handelte, ein kurzer Rest des Baumsarges ließ sich an der Abgrabungskante (der Hügel steht noch halb) noch nachweisen, Funde sind nicht beobachtet. — Der Hügel liegt hoch, war weithin sichtbar, die Grenze dreier Feldmarken liefen in der Hügelmitte zusammen.

Bei Steddorf, Kreis Zeven, wurde ein gewaltiger Hügel von 21,50 m Durchmesser und etwa 3 m Höhe vom Besitzer durchgegraben nach Steinen. Ein Steinkranz aus sehr großen Felsblöcken war schon vor Jahren beseitigt. Als ich zugerufen wurde, war leider schon etwa die Hälfte einer Packung aus kopf- bis eimergroßen Steinen herausgerissen, immerhin steckten einzelne Steine der Außenränder in alter Lage. Dann half ich den Rest der Packung frei legen. So ergab die Aufmessung, daß diese einst 5,50—6 m Länge und etwa 3,60—4 m Breite gehabt hat und gut 1 m hoch war. Gefunden war die Spitze eines schön patinierten Bronzeschwertes, nur noch etwa 30 cm lang. Das Griffende ist nicht beachtet, weil der Hügel in der Mitte beim Steineroden nicht etwa bis auf den Grund abgegraben wurde, sondern nur, soweit sich keine Steine mehr fühlen ließen. Da aber viele Kubikmeter Erde über dieser Mitte verwühlt waren, reichten meine Kräfte nicht aus, diese ganzen Erdmassen auszusieben, wie ich das sonst mache. Ich muß dies verschieben bis zur bevorstehenden Einebnung des ganzen Hügels.

Wichtig war der Aufbau des Hügels, es fand sich nicht die leiseste Spur einer Schichtung aus Plaggen, dagegen war der ganze gewaltige Hügel aus loser, weicher, lockerer Erde aufgeschüttet, und zwar aus einer Erde, welche sich in der Steddorfer ganzen Feldmark bestimmt nicht findet. Ich habe dies hier öfter feststellen können, zuletzt an einem noch größeren Hügel bei dem nahen (oben erwähnten) Bokel, den ich im Vorjahr mit Dr. Gummel vom Provinzialmuseum zusammen grub. Auch hier war die Erde einst weit hergeholt, es konnte erwiesen werden, daß die verwandte Erde sich 4,5 km entfernt von der Baustelle des Grabhügels findet. Ich persönlich habe diese Hügel in meinen Fundprotokollen seit Jahrzehnten als Grabhügel nordischer Einwanderer bezeichnet (der „Brune Barg" bei Heeslingen gehört hierher, weiter der Hügel von Anderlingen mit dem bekannten Bildstein — (ich räumte damals die leider schon von Bauern frei gegrabene Kammer aus und hob die, dann ans Provinzialmuseum abgegebenen Funde, sah aber die Figuren nicht gleich, weil die Innenseite (der kleinen Kammer in Megalithform) meines Erachtens mit Lehm verstrichen war. Dann liegen in meiner Sammlung Funde, so einer von Oberochtenhausen, Kreis Bremervörde: Dolchstab, Dolch, Bronzebeil, Knauf (oder Ortband) Lederreste, welche sehr wohl nordisch sein können. Der Hügel aber war in der Erde, im Aufbau usw. völlig gleich; weiter habe ich aus einem völlig gleich gebauten Hügel bei Wangersen (der etwa 250 m von diesem Steddorfer Hügel lag) einen Goldring (Fingerring 4 mm breit) und sehr zerbrochene Zierplatte von Bronze. Entscheidend würde sein, ginge man daran, die schönen Bronzen des Stader Museums heute nachzuprüfen, auf ihre Herkunft, wie die Hügel gebaut waren. Möglich ist es sehr wohl, da die meisten Hügel noch stehen, nur die Mitte ist seiner Zeit aufgewühlt. Aber vom Stader Museum aus hat man leider Jahrzehntelang sich um die näheren Fundumstände niemals bekümmert (seit Jahresfrist ist dies glücklicherweise anders).

Bei Kultivierungsarbeiten zu Rockstedt, Kreis Zeven, wurde eine Urne unter einer Steinsetzung bemerkt und ich wurde telephonisch zugerufen. Die vom Pfluge stark zerstoßene Urne ließ sich samt dem Deckel wieder zusammen-

setzen, sie ist von ungewöhnlich schöner, weitmündiger Form. Als Beigaben fanden sich zwei Armringe von Bronzedraht, die Enden umgebogen oder zusammen geflochten. Bronzedrahtringe dieser Form sind, wie Dr. Gummel mir sagte, nur einmal in der Provinz gefunden, in der Nienburger Gegend. Meine Ringe bestehen aus je drei Spiralen, Durchmesser 7 cm.

Bei der Bestellung des Feldes habe ich dann auf weitere Funde geachtet, so konnte ich noch drei kleinere Urnen heben, alle mit Deckeln, aber ohne Beigaben, doch alle gut erkennbar, mit Kinderknochen als Inhalt. Sie standen auf einer Fläche von etwa 6 m Durchmesser, es kann hier ein Hügel vorgelegen haben, doch war es mir unsicher, weil das Feld schon im Vorjahr erstmalig überpflügt war. Bemerkenswert war, daß alle vier Gräber einen ausgesprochenen Steelenstein an der Nordseite jeder Grabanlage enthielten, dann, daß zwischen den Urnengräbern eine keilförmige Steinsetzung sich befand (wie im „Brunen Barg" bei Heeslingen), die genau nach Norden wies, die ich vorerst der Kürze halber „Nordweiser" benennen möchte.

Wenige Meter von dieser Stelle schnitt der Pflug eine Steinsetzung an, worin sich eine lose Knochenschüttung fand, nur mit einzelnen Deckelscherben zugedeckt. Auch hier schöne Grabsteele — die ersten Steelen, die ich in unserem Kreis an Urnengräbern feststellen konnte.

Ob hier ein Friedhof vorliegt, ist mir unsicher, wahrscheinlich handelt es sich um vereinzelte Gräber (in nächster Nähe eines Grabhügels). Um bronze- oder steinzeitliche Grabhügel finden sich hier aber häufig vereinzelte Urnengräber.

Zu Lavenstedt, Kreis Bremervörde, wurden bei Kultivierungsarbeiten Urnen bemerkt. Mit Aufbietung äußerster Kraft habe ich es glücklich erreicht, daß alle Urnen dieser Fundstelle, — es handelt sich um einen ausgesprochenen Urnenfriedhof der jüngeren Bronzezeit, aber früh, geborgen wurden, etwa 13 Stück. Zusammensetzen habe ich bis heute etwas über die Hälfte können. Alle Urnengräber haben gleiche Grundform; unmittelbar unter der Heideoberfläche findet sich eine, in ihrer Grundform länglich ovale platte Steinpflasterung von durchschnittlich 3 m Länge, bei 1,30—1,60 m Breite. Die meisten Gräber hatten die steinzeitliche Längsorientierung Ost-West, alle Gräber eine ausgesprochene Steele am West- oder Nordweströande; in immer etwa 60—80 cm Entfernung von dieser Steele stand dann unter der Pflasterung die Urne, ungewöhnlich fest in Steine eingebaut, meist etwa 90 cm mit dem Boden unter der Oberfläche.

An Beigaben fand sich nur wenig: Bronzepfrieme, Nadeln mit umgerolltem Kopfe, einfache Messer ohne Verzierung und ohne umgebogenes Griffende, unter den Urnen wiegen die mit hochgezogenem Hals vor, dann eine Napfform und ein kleines Gefäß, welches noch an steinzeitliche Formen erinnert.

Mitten zwischen den Urnengräbern — die erste Reihe lag um einen großen endsteinzeitlichen Hügel herum, der früher schon zergraben war — fanden sich ganz gleiche Gräber ohne jeglichen Inhalt, aber mit deutlicher Erdverfärbung, die wir in unseren Berichten „skeletthaltig" nennen, ich bin auch durchaus überzeugt, daß hier Skelettgräber vorgelegen haben, das schönste, trefflich erhalten, von rein ovaler Form mit künstlich gespaltener, 80 cm langer aber nur wenige Zentimeter dicker Steele. Manche Urnengräber hatten eine Steinabzweigung, ein- oder mehrreihig, die genau nach Norden wies, meines Erachtens absichtlich so angelegt. Ein kleiner niedriger Hügel von nur 45 cm Höhe, der 4 Urnen enthielt (in gleicher Anordnung, wie

vorbeschrieben Rockstedt, — Entfernung hier etwa 4 km), war völlig gleich im Bau der Urnengräber, nur daß sie kleiner waren. Auffälligerweise fanden sich auch hier die genau gleiche Setzung aus Steinen, die ich bei Rockstedt als „Nordweiser" in meinem Fundprotokoll nannte.

Selbstverständlich ist nicht nur jedes einzelne Grab, sondern auch das ganze Feld im Zusammenhange genau vermessen und gezeichnet, da doch meines Erachtens gerade dieser Friedhof ungemein wichtig ist für das Entstehen der ersten Urnenfriedhöfe und der frühen Urnenformen. Andererseits zeigt dieser Friedhof mit seinen untermischten Skelettgräbern, daß wenigstens stellenweise die Grabsitte des Begrabens noch weit in die Bronzezeit hinein gelegentlich vorkommt. Eine eingehende Veröffentlichung des Friedhofes muß natürlich erfolgen.

Bei Boitzen wurden im Winter bis Frühjahr auf einer Heidefläche insgesamt 20 Grabhügel einkultiviert zu Ackerland. Sie waren steinzeitlich, sehr niedrig, meist etwa 10 m Durchmesser, oder bronzezeitlich, von 12—15 m Durchmesser und 80 cm bis 1,30 m Höhe, oder eisenzeitlich von 6—9 m Durchmesser und ganz geringer Höhe. Als hier vor Jahren die Arbeiten anfingen — eben vor dem Denkmalsschutzgesetz habe ich einige Hügel untersucht und festgestellt, daß sie eisenzeitlich wirklich waren — ich meine: Hügel, die für eine eisenzeitliche Urnenbestattung errichtet wurden (es sind die letzten Hügel, die hier im Norden erbaut sind, und sie kommen sehr selten vor) und nicht nur eine eisenzeitliche Nachbestattung enthielten.

Mitte Mai wurde ich angerufen, in einem Hügel von 15,50 m Durchmesser zeigten sich Steine. Eine Stunde später stand ich am Hügel und stellte fest, daß einzelne Einfassungssteine frei gelegt waren. Im Verlaufe der Abgrabung wurde dann das Grab der Hügelmitte gesichtet. Schon die ersten vorsichtigen Abschälungen der stehenden Hügelwand zeigten ganz außergewöhnliche Zustände. So wurde auf meine Bitte die Abgrabung an dem Tage eingestellt, bis ich das Mittelgrab untersucht hatte. Es erwies sich im Verlaufe, daß vor langen Jahren die Mitte um Steine zu roden aufgegraben war, man hatte es aber aufgegeben, weil sich keine Steine recht fanden. Kurz zusammenfassend läßt sich sagen: man hatte bei der Erbauung des Hügels in der Mitte ein Grab aus kopfgroßen Steinen, SO-NW, also bronzezeitlich, orientiert, hergestellt, die verbrannten Knochen lose eingestreut und ganz unregelmäßig verstreut, ganz dünne, künstlich gesprengte Granitplättchen darüber gebreitet. Dann hatte man über dem Grabe einen Hügel aus gelbweißem Sand erbaut von 2,40 m Länge und 1,60 m Breite, zu 75 cm Höhe. Diesen Innenhügel hatte man dann — eine andere Erklärung läßt der ganze Befund nicht zu — mit einer Decke, einer Matte oder Fellen ganz überdeckt. Die vier Zipfel diese Matte, Teppich oder sonst was, müssen dann wie auch an beiden Längsseiten je einmal, am Boden festgepflöckt sein und dann irgendwie hochgezogen. Denn nur so konnte eine sackartige Hohlform entstehen. Als man dann über dieser Einhegung den Hügel aus andersfarbigem rein weißem Sand höher baute, füllten sich diese Hohlräume und so sah es in der wagerechten und senkrechten Abgrabung aus, als ob sechs Sandsäulen das Grab einhegten. Ich habe hier nie etwas Ähnliches festgestellt.

An den beiden Längsenden des Grabes, in je 80 cm Entfernung vom Ende dieser Grabanlage standen dann je zwei größere Steine senkrecht auf dem Urboden. Beigaben fanden sich nicht vor, doch kann kein Zweifel darüber sein, daß das Grab der ersten Bronzezeit angehört und ein sehr frühes Brandgrab ist. Die Überdeckung mit den dünnen Granitplättchen (oft nur 3 mm

dick) fand ich gelegentlich bei Gräbern mit Glockenbecher, Hammer und Messer, vor 15, 18 Jahren schon.

Auf der gleichen Heidefläche wurde in der Pfingstwoche ein weiterer Hügel eingeebnet. Man fand, genau in der Mitte, eine kleine Steinsetzung, welche eine Urne enthielt. Sowie man diese festgestellt hatte, wurde ich angerufen, konnte das Grab aufmessen und die Urne heben, Sie ist von geringer Höhe, weitmündig, ohne Beigaben, die Knochen ungewöhnlich grob und groß.

Zwischen Steddorf und den einstelligen Höfen Sellhorn wurde Heide urbar gemacht; rechtzeitig zugerufen konnte ich in den beiden letzten Tagen vor der Einebnung beide Hügel untersuchen. Beide waren bronzezeitlich, Längsorientierung der Gräber SO-NW. Hügel a) zeigte den inneren Hügelkern aus guter gaariger Ackererde erbaut, viel Kohlespuren, aber keine Beigaben.

Dafür war Hügel b) um so interessanter. In der Hügelmitte legte ich eine Steinsetzung frei von 1,50 m Länge und 50 cm Breite, doch war in der Mitte ein freier Raum ohne Steinbelegung von etwa 45 cm Länge. Hier fand sich in geradezu wundervoller Klarheit die mehrerwähnte Pfahlkonstruktion von vier Eckpfählen und einem Mittelpfahl, welche ich weiter oben Totenhäuschen benannte. Beim Abheben der Deckschicht der Steinsetzung zeigte sich, daß am SO und am NW-Ende je eine Urne eingebaut war. Beide haben frühe Formen, doch keine Verzierungen und keine Beigaben. In die Steinbauten um die Urnen waren zwei Stücke von Schleifsteinen oder Getreidemühlen aus Granit mit verbaut.

Über Urnengräbern habe ich die erwähnte Holzpfahlkonstruktion sonst noch nicht angetroffen, schon hiernach muß der Hügel nahe an die Hügel der Bronzezeit der Periode I herangerückt werden.

In der freien Heide neben Hügel a) und b) fand sich dann in etwa $1^1/_2$ m Entfernung je eine Urne, beide gut eingebaut in Steine, mit Deckpflasterung. Zu a) enthielt die weitmündige Urne die Knochen einer erwachsenen weiblichen Person, zu b) die verbrannten Knochen eines Hundes. Diese Feststellungen machte Prof. Hans Hahne gelegentlich eines Besuches. Die beiden Urnen standen je an der Südseite der Hügel. Nach dem ganzen Befunde ist hier wohl an eine mitbestattete Sklavin und an den Lieblingshund zu denken. (Vgl. hierzu das eine Grab bei Boitzen.)

Urnenfriedhöfe der Eisenzeit.

Bei Anlage einer großen Kartoffelmiete wurden bei Westertimke Kreis Zeven, Urnen gefunden, aber nicht erhalten. Zugerufen, half ich mit an der Herstellung weiterer Gruben und konnte insgesamt 15 Urnen heben, die aber teils so zerstört sind durch Pflügen, daß sich nicht alle wiederherstellen ließen. Es handelt sich sowohl um die feingeformten glänzend schwarzen Gefäße, als auch um solche aus braunem gewöhnlichen Ton, meist tonnenförmig. In den meisten kommen kleine Beigefäße vor, sowohl kleine Näpfchen aus grobem braunen Ton, als reizvolle kleine glänzend schwarze gehenkelte Tassen. An Beigaben habe ich eine kleine Brillenspirale von Bronze, zerschmolzene Bronzefibel, eiserne Nadeln mit großem hohlem Bronzekopf, eine große eiserne Nähnadel mit weitem Ohr gefunden.

Auf dem südlichen Ende des Friedhofes sind die Urnen zum Teil ohne Steinschutz beigesetzt, oder mit nur geringfügigem, auf dem Nordende dagegen sitzen sie einmal bedeutend tiefer, dann sind sie mit zahlreichen, teils eimergroßen Steinen fest eingebaut, immer aber liegt hier eine große Platte oben

auf dem ganzen Packungshaufen, Platten bis zu 80 mal 85 cm Größe und 1½ Zentner Gewicht. Es muß abgewartet werden, ob dies auch in anderen gleichartigen Friedhöfen für die gleichen Zeiten sich wiederholt. (Bei dem gleichalterigen Friedhof von Kuhmühlen zeigte man mir eine ähnlich große, künstlich gesprengte Platte, die einen Steinbau überdeckte, welchen Herr Dr. Jakob-Friesen freigelegt hatte). Bei einem Urnengrab, welches ich besonders sorgfältig herauspräparierte, um einen meßbaren Querschnitt zeichnen zu können, stand die Urne mit dem Boden 128 cm unter Boden, die Platte faßte allseitig gut 15 cm über den Packungsbau hinaus. — Dann lagen diese großen Platten immer in der Längsrichtung Ost-West.

Ein ganz gleicher Urnenfriedhof war schon vor einigen Jahren am Ostufer bei Weertzen, Kreis Zeven, gefunden, in einer Sandgrube. Aus verwandschaftlichen Beziehungen zu dem Sammler Hoyns hatte man es mir verheimlicht. Gefunden sind etwa 200—250 Urnen, die meisten abgestürzt beim Gewinnen von Sand zur Zementziegel-Fabrikation. Beim zufälligen Begehen des Terrains sah ich zwei Urnen in ihren Steinpackungen frei herausragen, sie konnten jeden Augenblick abstürzen. Packung 1 ergab eine enghalsige Urne, gefüllt mit reinem hellen Sand, ohne jede Spur von Knochen — die verbrannten Knochen lagen dann unter der Urne zwischen dünnen Steinplättchen. Packung 2, unter einem schweren Deckstein von gut 1 Ztr. Gewicht enthielt eine große Urne mit eiserner Nadel.

Eine dritte, halb freiliegende Packung aus großen Felsen (Höhe 1 m, Breite bis 60 cm), die bei der leisesten Berührung abkippten, erwies sich als eine Leichenverbrennungsanlage von gut 2 m Länge, rund 1 m Tiefe und etwa 1,30 m Weite. Sie war mit Lehm in den Steinfugen sauber ausgestrichen, die Bodensteinlage sehr mürbe gebrannt, der Sand unter dieser Lage bis zu 25 cm Tiefe hochrot gebrannt. Im Innern zwischen Asche und Kohle etliche Scherben. — (Mache jetzt ein genaues Modell der Anlage).

Beim Setzen von Weidepfählen wurde bei Zeven eine ebenfalls eisenzeitliche Urne gefunden; ob hier Friedhof vorliegt oder nur einzelne Urnenbeisetzung, bleibt abzuwarten.

Beim Heidepflügen unweit Badenstedt (wobei 10 steinzeitliche Grabhügel an einem Tage „erledigt" wurden, — fand sich einige Meter von einem dieser Hügel entfernt in freier Heide eine mittelgroße Urne mit hohem Halse, Früh-Latène, ohne Beigaben. Sonst keine weiteren Urnen.

Bei Heeslingen beim Einplanieren eines kleinen Hügels vier Urnen, Mittel-Latène, in einer Urne eine eiserne Nadel, merkwürdigerweise eisenblank erhalten. Rechtzeitig angerufen, konnte ich alles bergen und mit Sicherheit feststellen, daß der Hügel für diese Urnenbeisetzungen erbaut war, und es nicht etwa Nachbestattungen in einem älteren Hügel waren, wie es sonst hier oft vorkommt.

Sächsische Friedhöfe.

Beim Anlegen von Mieten wurde bei Elsdorf, Kreis Zeven, eine sächsische Urne gefunden und mir sofort Nachricht gegeben. Das Feld sollte dann rajolt werden für die Frühjahrsbestellung. Auf meine Bitte ist der Besitzer mir sehr entgegengekommen, so daß ich immer, wenn er arbeitete, zugerufen wurde. Ich habe so in harter Arbeit gut 60 Urnen bergen können, von denen sich 40—45 herstellen lassen oder schon restauriert sind. Es sind schön profilierte Gefäße der Zeit etwa 250—350 n. Chr., meist mit Strichverzierungen, doch auch schön gebuckelte Gefäße oder Gefäße, die das all-

mähliche Entstehen der Buckel gut zeigen. Eine ausgezeichnet erhaltene zeigt auf einen umlaufenden Ornamentband aus Linien ein Kreuz, ein Doppelkreuz und ein Hakenkreuz. Diese Urne enthielt ein zerschmolzenes römisches Toilettgefäß aus grünem Glase, wohl rheinische Arbeit; andere Beigaben sind: Glasperlen, eiserne Scheere, eiserne kleine Lanzenspitze, eiserne Fibel, 2 Spinnwirtel, Nieten von Messer und Kamm, Reste eines römischen Trinkglases. Der interessanteste Fund mit war ein napfförmiges, niedriges Gefäß, in welches ein anderes gleiches Gefäß (nur um die Wandstärke schwächer) überkopf eingestülpt war, die untere Urne fast hermetisch verschließend.

Die Urnen standen regellos, aber erkennbar in Längsrichtung des ganzen Friedhofes Ost-West. In fünf Fällen konnte festgestellt werden, daß beim Einsetzen einer Urne eine dort schon ruhende zerstört war. An drei Stellen, mit zusammen 2 qm Fläche, konnte festgestellt werden, daß der Kohlen- und Asche-Abraum von der Verbrennungsstätte auch, wie die Urnen, etwa 70 cm unter die Erde verbracht war. Die Asche war sehr schmierig-fettig, die Lagen bis zu gut 15 cm dick, einzeln fanden sich verbrannte Knochenstücke. (10 Minuten hiervon entfernt liegt der Ort Burgwall, mit Rest eines sächsischen Burgwalles, angelegt um etwa 700 n. Chr. — später Wohnsitz der in der deutschen Geschichte bekannten Gräfin Ida von Elsdorf. Es ist also wohl sicher anzunehmen, daß hier die Vorbewohner dieses Burgsitzes bestattet wurden, denn wo um etwa 700 die Burg eines sächsischen Edlen entstand, mußte wohl vorher schon eine seßhafte Mannschaft wohnen.)

Im Dorfe Tarmstedt, Kreis Zeven, wurde ebenfalls ein sächsischer Urnenfriedhof festgestellt, gefunden sind 5 Urnen, Zeit wie Elsdorf, doch habe ich nur Scherben erhalten.

Beim Dorfe Klein-Meckelsen sind während des Weltkrieges etwa 250 sächsische Urnen abgegraben worden, erhalten sind nur 6 und einige Beigaben, darunter eine Scheibenfibula genau gleich einer in England gefundenen. Beim Sandgraben war neuerdings (der zweite Fall) ein bestattetes Skelett hier gefunden — wahrscheinlich geht dieser Urnenfriedhof in Skelettgräber über, wie ich dies für die sächsischen Friedhöfe von Quelkhorn und Altenbülstedt und mehrmals in der Nähe der Stadt Stade feststellen konnte.

Herdgruben.

Herdgruben wurden mehrfach gemeldet, die Untersuchungen blieben meist erfolglos, trotzdem immer der ganze Inhalt ausgesiebt wurde, fanden sich keine wesentlichen zeitbestimmenden Reste, so Ostereistedt, Sittensen, Offensen, Weertzen, alles Kreis Zeven.

Bei Calbe, Kreis Zeven, war dagegen die Untersuchung von Erfolg. Beim Tiefpflügen war eine große Grube angeschnitten, verständigerweise belassen und ich wurde zugerufen. So konnte ich eine Grube von 1,80 m Durchmesser freilegen, bei 1,25 m Tiefe. Hier war eine Art Roste aus kleinen, aber nicht dicht zusammenliegenden dünnen Steinplatten, darunter eine Aschengrube von noch 60 cm Tiefe (bis an den weißen Sand). Da, wo die Roste lag, verengte sich die Grube auf 80 cm Weite, so daß sie also trichterförmig nach unten ging. An zwei gegenüberliegenden Seiten war ein Zugloch angebracht, oben, hinter der obersten Steinlage, war aus breiten ganz dünn gespaltenen Steinplatten eine Art Windschutz hergestellt. — Ich habe die Grube wohl erst sauber freigelegt für die Aufnahme, dann aber unberührt wieder zugeworfen, nachdem ich dem Besitzer das Belassen der Steine

im Boden abgerungen hatte. Die Stelle ist dann einkartiert und so ist sie für künftige Untersuchungen bewahrt. Es wurden viel Scherben in der Grube gefunden, darunter 16 Randprofile, alle weisen auf Mittel-Latène-Zeit.

Moorfunde.

Abgesehen von einer Anzahl von Einzelfunden, Steinbeile, Bronzebeile (darunter ein ganz ungewöhnliches, goldglänzend erhaltenes großes, aufs reichste verziertes Beil von Mintenburg, bei Bremervörde, welches ich erhielt), und Feuersteindolchen, konnte ich drei Moorgrabungen ausführen, über die es zu berichten lohnt.

In Hof Twistenbostel, Kreis Bremervörde, wo voriges Jahr schon 150 zugespitzte Holzpfähle etwa 2 m tief im schwarzen Torf und unter schwarzem Torf gefunden wurden, alle muschelig zugehauen (nach Auskunft von Dr. R. R. Schmidt handelt es sich um einen steinzeitlichen Pfahlbau), den ich noch nicht graben konnte, weil es vorläufig noch nicht möglich ist, der Wassermengen Herr zu werden, wurde an einer anderen Moorstelle, die in früheren Jahrzehnten durch Moorbrennen ganz wesentlich niedriger geworden ist, im Bleichmoostorf ein Knüppeldamm aufgefunden. Da ich eine Prämie ausgesetzt hatte für das Auffinden von Holzbauten im Moor, wurde mir der Fund 2 Stunden nach Entdeckung gemeldet. Ich habe am selben Tage die Stelle untersucht und einen mitten im Moor aufhörenden Knüppeldamm aus Birken teilweise freigelegt. Gefunden ist das einstige Ende des Dammes, die unter Moor liegende Fortsetzung weist auf den erwähnten Pfahlbau — es ist mir kein Zweifel, daß beide im Zusammenhang stehen, zumal Herr Prof. Dr. Weber, dem ich Torfproben zur Untersuchung eingesandt hatte, mir schreibt, daß es sich um einen steinzeitlichen Knüppeldamm handelt. Sobald es gelingt, Abzug zu schaffen für den neu angelegten Torfstich, wo der Pfahlbau gefunden ist, muß natürlich die Sache sorgsam untersucht werden. Infolge eines erlassenen Zeitungsaufrufes wurden mir aus dem Kreise Bremervörde auch frühere Pfahlbaufunde gemeldet, — es ist mir kein Zweifel geblieben seit Jahren schon, daß wir im Kreise Bremervörde in der Tat Pfahlbauten haben. Stein und Bronzefunde aus solchen sammelte der Malermeister Grafelmann-Bremervörde, d. h. ich konnte feststellen, daß manche seiner Stücke mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit aus Pfahlbauten stammten. Grafelmann brachte in einer Woche über 80 Stück Stein- und Bronzefunde zusammen. Die Sammlung zu kaufen, gelang mir nicht, — nun ist die ganze Kollektion von etwa 200 Fundstücken einem jüdischen Händler in die Hände gefallen (ohne Fundortsangabe!). Das hat mir sehr leid getan.

Zu Bademühlen, Kreis Zeven, wurde beim Torfabgraben, zwischen den weit gespreizten Wurzeln eines Baumstumpfes, ein Feuersteindolch gefunden, Sommer 1924. Im Winter erhielt ich denselben, zugleich teilte der Finder mir mit, um und neben dem Dolch hätten zahlreiche kleine und allerkleinste Feuersteinsplitter gelegen, manchmal „wie Fischschuppen groß“. Und der Baumstubben sei zu „einem Sitz“ hergerichtet gewesen. Es mußte hier somit ein Steinschläger gesessen haben, der dann den gefertigten Dolch als Opfergabe niederlegte.

Da die Witterung der letzten Zeit ein Arbeiten barfüßig im Moorwasser gestattete, habe ich die ganze Geschichte ausgewaschen — die Stelle konnte ziemlich genau angegeben werden — und in der Tat die erwähnten kleinen Hausplitter wieder gefunden. (Die ganze Sand- und Moormasse der nächsten

Umgebung wurde mit Wasser durch ein Sieb gerieben). Es können Splitter verloren gegangen sein, aber jedenfalls nur ganz wenige. (Der Baumstubben war schon verfeuert). So ist wohl ein einzig in der Welt dastehendes Museumstück gewonnen — ein Dolch mit den Abfallsplittern seiner einstigen Anfertigung vor ein paar tausend Jahren.

Moorleiche. Aus Tiste, Kreis Zeven, erhielt ich im Winter einen Stofflappen von 12 cm Länge und 27 cm Breite, Wolle gestrickt, mit einem Muster darin, welches langgespitzte Dreiecke zeigt. Es hat an den Schmalrändern je einen umgebogenen Saum, zusammengelegt entspricht die eine Hälfte der anderen, den Eindruck erweckend, als sei es entweder ein Ärmel oder das untere Ende eines Beinkleides gewesen. Damit zusammen gefunden wurden zahlreiche Wollfäden, die deutlich erkennbar, einst als Einschlagfäden gedient haben. Die Längsfäden sind nicht erhalten, müssen also aus vergänglicher Pflanzenfaser bestanden haben. Nach Aussage des Finders haben diese Fäden innen gesessen, als er das Stück unter dem Torfspaten herauszog. Reste eines „Gürtels" sind leider verloren. — Gemacht ist der Fund im schwarzen Torf, er mußte also mindestens bronzezeitlich sein. Die Tiefe hat ursprünglich weit über 2 m betragen — das Moor ist hier bereits früher einmal abgegraben. So konnte ich hier eine Moorleiche vermuten. Um den Fund nicht einem etwaigen starken Frost auszusetzen, machte ich einen Damm und staute das Wasser auf. Im Juni ging ich an die Ausgrabung. Leider verlief sie ergebnislos, die aufgewandte Sicherungsarbeit war nutzlos gewesen, denn es stellte sich heraus, daß von der stehenden Wand noch unberührten Moores nur 14 cm noch nach waren. Dann war, vor 100 Jahren oder so, hier bereits einmal Torf gegraben, eine vereinzelte Kuhle, und später diese Kuhle im Interesse einer gleichmäßigen Abgrabung wieder zugeworfen. Ermittelt konnte dann noch werden, daß alte Leute erzählt hatten, im Moor sei einmal ein Toter gefunden worden. So habe ich von dieser Moorleiche nur einen Gewandzipfel gerettet. (Herr Prof. Hans Hahne-Halle hält den Rest vorläufig für die Tragschlupe eines Bronzeschwertes.)

Sonstiges.

Wiederholt wurden in letzter Zeit bei Dampfpflugarbeiten alte Ackerbeete eingerodet. Durch mehrfache Untersuchungen und Beobachtungen ist es mir zu Gewißheit geworden, daß diese Ackerstücke steinzeitlich sind. In einer besonderen Abhandlung komme ich eingehender darauf zurück.

Zu dem großen bronzezeitlichen Gußtiegel, den ich bewahre, gesellte sich nun eine Gußform in Schiefer für einen Nadelkopf der jüngeren Bronzezeit, der mir eingeliefert wurde von einem Knecht, der aus Vorliebe für vorgeschichtliche Dinge öfter zu mir kam, meine Sammlungen zu sehen.

Nachtrag zu jüngerer Steinzeit:

Als ich etwa $^2/_3$ der vorstehenden Arbeit geschrieben hatte, wurde ich abgerufen zur Einebnung eines Hügels. Die Erde sollte in Untiefen einer nahen Weide gefahren werden. Der Hügel war absolut unberührt, flach, 10 m Durchmesser, etwa 1 m Höhe. Bei Beginn der Arbeit sagte ich den Besitzer, der Hügel würde einen Glockenbecher und einen Steinhammer ergeben.

Er hat zwei Glockenbecher, ein Beil aus geschliffenem Feuerstein und eine kummenförmige Urne von 9 cm Höhe mit weiter Mündung, mit Henkelnupf ergeben (Form ganz wie die Kummen der Megalithgräber mit Tief-

stichverzierung). Endlich eine Scherbe, rotbraun, einer starkwandigen, gut gebrannten Urne im Grab. Was aber das bemerkenswerteste ist: zwischen Beil und den beiden Glockenbechern war eine Schüttung aus verbrannten Knochen, in der erwähnten Urne feine gebrannte Kinderknochen.

Das Grab mit den Bechern und dem Beil lag an der Südwestseite des Hügels, hier war der Hügel nur etwa 40 cm hoch. Die Urne stand etwas von der Mitte entfernt nach Norden hin, hier war der Hügel 1 m hoch. Die nach Süden gekehrte Seite der steinzeitlichen und frühbronzezeitlichen Hügel ist meist stark abgetrieben und abgespült, die Nordseite, weil weniger erwärmt, meist original erhalten.

Der ganze Hügel hatte unter der Verwitterungsrinde von 15—18 cm eine durchgehende etwa 4—6 cm dicke Schicht von Ortstein, wie die steinzeitlichen Grabhügel der Heide dies meist haben. Sie war nur im Zentrum des Hügels auf etwa ½ qm Fläche durchbrochen — hier war in der Eisenzeit eine große weitmündige Urne nachbestattet. (Ohne Beigaben, außen stark gerauht, mit ausgeprägten Fingerspuren des Töpfers). Dasselbe war der Fall an einer Stelle der Nordweststeite, wo eine ähnliche aber kleinere Urne eingesetzt war, sie hat zwei Henkelnupfe, hohe Form, außen gerauht. Der Boden unter der Ortsteindecke bestand aus ganz weicher, lockerer Erde, die ersichtlich stark aschenhaltig war — gleichmäßig im ganzen Hügel. Die erwähnte kleine Urne stand nicht wie die Becher auf dem Urboden, sondern 45 cm über dem Urboden, ohne Steine in der beschriebenen lockeren Erdschicht. In der Urne lag als erste Bedeckung der Knochen eine dünne, künstlich gesprengte Platte aus Granit, an den Rändern behauen, um sie zu runden und darauf ein einzelner, unten platter Stein als Deckel.

Durch den ganzen Hügel zogen gleichmäßig Holzpfähle, zumeist Pfähle von 8—10—15 cm Dicke, sie waren, wie ich wiederholt messen konnte, bis zu 10—14 cm tief in den Urboden eingetrieben. Stellenweise waren sie in der lockeren Erde nicht immer gut erhalten, manchmal blieb ein Zweifel, ob eine Verfärbungsstelle ein Holzpfahl war oder nicht. So ist der vermessene Grundriß der Pfähle nicht ganz so klar, wie ich sie sonst wohl erhalten habe, immerhin ist zu ersehen, daß es dieselbe Einrandung aus mehreren Pfahlringen ist, wie sie sich hier meist in diesen endsteinzeitlichen Hügeln findet. Um das Grab mit Becher und Beil machten die Pfähle eine deutliche Ausbuchtung und waren hier besonders stark, durchgehend 15—20 cm. Die Becher standen dicht nebeneinander an der Innenwandung der Pfähle. Vor der erwähnten Urne, nach Osten hin, waren die weiter oben mehrfach beschriebenen fünf Fälle einer Konstruktion, die ich Totenhäuschen nenne, besonders klar und gut aufmeßbar.

Besonders habe ich die Lagerungsverhältnisse der kleinen Urne beobachtet, sie wurde rechtzeitig in der Hügelwand bemerkt und vorsichtig eine senkrechte Abschälung der ganzen Hügelwand zunächst vorgenommen — es war keinerlei Störung nachzuweisen, die Urne muß somit gleichzeitig mit den Bechern und Beil eingesetzt sein, eine andere Möglichkeit bleibt gar nicht. Wäre sie auch nur sehr wenig später nachgesetzt, so wäre es unvermeidlich gewesen, von der oberen groben Heidedeckerde des Hügels auch die kleinsten Krümel fernzuhalten — jede Handvoll hätte sich heute nachweisen lassen müssen. So bleibt nur die gleichzeitige Anlage beider Gräber. Und da ist die Urne mehr als interessant; Form und Masse des verwandten Tones, auch der Henkelnupf, weisen ganz auf die letzten Kummen mit Tiefstichornamentik. Wer diese aufmerksam studiert hat, weiß, daß zwischen Tiefstich

und Tiefstich ein großer Unterschied ist, der sieht und weiß, wie der Tiefstich der Endzeit aussieht, nachlässig, grob, wenig reich, der Ton sich den frühen bronzezeitlichen Tongefäßen nähernd. So meine ich, hier ein unverziertes Gefäß der Übergangszeit gefunden zu haben. Form und Größe und Art ist mir im Bezirk zwischen Elbe und Weser neu.

Geschliffene Beile aus Feuerstein habe ich mehrfach mit meinen 1½ Dutzend Glockenbechern zusammengefunden, auch verbrannte Knochen mit Glockenbecher und Bronze, in diesem Grabe treten nun gebrannte Knochen mit Becher und Beil zusammen auf. Die erwähnte Scherbe würden wir ohne die anderen Fundstücke in die frühen Urnenfriedhöfe setzen können — ein Zeichen, wie lange hier alte Grabgewohnheiten erhalten blieben.

An der Nordseite des Hügels wurden Steine in der freien Heide gesichtet. Die Untersuchung ergab zwei Steinsetzungen von 1 m, bzw. 1,80 m Länge, Längsrichtung SN einfache Pflasterungen in einfacher oder gelegentlich doppelter Steinlage, ohne irgend nachweisbaren Inhalt. (Die Anlagen glichen genau den beschriebenen von Lavenstedt, hatten aber keine Steele).

Hier, in nächster Nähe, 1,50 m vom Hügelrand entfernt, kam unter den Hufen der Pferde ein Stein zutage. Nachgraben ergab hier eine schöne, sauber angelegte kleine Grabkammer in Megalithform, rechteckig, etwa 70 cm lang zu 45 cm Breite — aber ohne Deckelstein. Die Steine, meist länglich spitz, bis zu 60 cm lang, steckten aufrecht in der Erde, unten etwas sich einengend, die Spitzen reichten bis 4 cm unter die heutige Oberfläche. Mitten in dieser Kammer stand eine große hochhalsige Urne, der obere Rand der Urne etwa 12 cm unter Oberfläche. Mitten in der Urne stand ein 16 cm dicker Holzpfahl. Er war bei der Beisetzung erst in die Urne eingesetzt und dann die Knochen nachgeschüttet, denn klar hoben sich ringsum die eingeschüttete Knochen von dem Pfahlrand ab. Verfolgbar war der Pfahl bis zur vollen Höhe des Urnenrandes — es kann also gar keinem Zweifel unterliegen, daß er ehemals über dem Urnengrabe aufragte — hier läge also wieder statt des früheren Totenhäuschens ein Pfahl-Rudiment eines solchen vor — immerhin noch der Sitz für die Seele des hier bestatteten Toten. — Holzpfähle um Urnenbeisetzungen der Eisenzeit (diese Urne ist meines Erachtens eisenzeitlich, restauriert konnte sie zwar noch nicht werden bisher) kenne ich mehrfach, einen Pfahl direkt in eine Urne eingestellt, habe ich noch nie erlebt.

Das ist das wichtigste meiner Rettungsarbeiten der letzten 5½ Monate. Im ganzen machen die Zugänge für meine Sammlung rund 160 Urnen aus und etwa 50 Stein- und Bronzegeräte (außer den hunderten von oben erwähnten paläolithischen und mesolithischen Feuersteinen). All diese Funde sind gemacht in einem Bezirk von rund 30 km Durchmesser. Was aber das schlimme für den Freund der Vorgeschichte ist: soweit meine Beobachtungen reichen, wird in all den benachbarten Kreisen ebensoviel gefunden, es geht aber alles zugrunde, weil sich niemand zur Rettung einsetzt.

Haus Sachsenheim, bei Zeven, den 1. Juli 1925.

Vorgeschichtliche Ackerfelder zwischen Elbe und Weser.

Von Hans Müller-Brauel, Zeven.

Mit 2 Textabbildungen.

Auf den weiten Heideflächen der nordhannoverschen Geest arbeitet z. Z. der Dampfpflug. Woche um Woche verschwinden hunderte von Morgen an Heide unter seinen Pflugscharen. Unterschiedslos verwühlt er alte Hügelgräber und uralte Ackerfelder. In meinem Heimatkreise Zeven werde ich jede Woche mindestens einmal bei solchen Dampfpflugarbeiten angerufen von Landwirten, denen ich im Laufe der Jahre etwas Liebe für die Dinge der Vorzeit beibringen konnte. So sah ich an manchem Tage 3, 6, 8 und einmal sogar 12 Grabhügel verschwinden unterm Pfluge.

Das Gleiche gilt von den angrenzenden Kreisen Rotenburg, Bremervörde und Stade — soweit persönliche Beziehungen reichen, ruft man mich wohl an, und, soweit meine Kräfte reichen, suche ich zu retten, was ich kann.

Seit langen Jahren haben nun uralte Ackerfelder, die auf unsern Heideflächen gelegentlich vorkommen, mein besonderes Interesse. Wo immer ich solche traf, habe ich sie aufgemessen und mir Notizen gemacht. Man kann gerade nicht sagen, daß sie sehr zahlreich vorkämen; — was ich an solchen Flächen im Verlaufe von rund 40 Jahren an Beobachtung sah, ist folgendes:

a) bei Siedlung Braake, unweit Boitzen, Kreis Zeven, zwischen und neben alten, meist steinzeitlichen Hügelgräbern, Längsrichtung O-W.

b) bei Weertzen, Feldmark Schäpel, Kreis Zeven, In nächster Nähe von drei steinzeitlichen Grabhügeln, Längsrichtung O-W.

c) hinter dem Forst Schierk, Feldmark Westertimke, Kreis Zeven, unmittelbar neben steinzeitlichen Grabhügeln, Längsrichtung O-W.

d) Badenstedt, Kreis Zeven, Feldmark „hinterm Neuen Felde". (Diese Flurbezeichnung trug die Heide schon, als hier noch keine der heut vorhandenen Ackerfelder gerodet waren.) Zwischen zwei Gruppen von stein- und bronzezeitlichen Grabhügeln, Längsrichtung O-W.

e) Lavenstedt, Kreis Bremervörde. Hier an drei verschiedenen Stellen der Feldmark, ein paar Kilometer weit voneinander entfernt, immer aber neben oder zwischen steinzeitlichen Grabhügeln.

f) Haassel, Kreis Bremervörde, neben stein- und bronzezeitlichen Grabhügeln. Längsrichtung, wie auch Lavenstedt, O-W.

g) Everſtorf, Kreis Harburg/Elbe. Schöne Ackerbeete in Längsrichtung O=W. Auf freier Heide, heute ohne Grabhügel in der Nähe. Doch ſind hier in der großen Kiesgrube zwei Grabhügel vor Jahren ſchon reſtlos abgegraben, der Beſchreibung nach (flach, durchweg 10 m Durchmeſſer) ſind ſie ſteinzeitlich wohl geweſen.

h) unweit Nordholz, Kreis Lehe. Auf dem Terrain, wo im Weltkriege die Luftſchiffhalle erbaut wurde. Längsrichtung O=W. Heute reſtlos eingeebnet. Ob hier auch Grabhügel lagen, entzieht ſich meiner Kenntnis,

Abb. 1. Profil der Ackerbeete. Kiesgrube bei Everſtorf.

ich ſah die Ackerbeete bei einer Wanderfahrt, dazu kommend, wie ſie eingeebnet wurden und wie hier eine Urne gefunden ward.

Feſtzuſtellen iſt alſo zunächſt: dieſe Ackerbeete liegen einmal immer an, neben oder zwiſchen ſteinzeitlichen oder doch frühbronzezeitlichen Grabhügeln. Weiter haben ſie ausnahmslos bis jetzt die Längsrichtung Oſt=Weſt. Lage und Längsrichtung iſt ſeit Jahren für mich beſtimmend geweſen, dieſe Ackerbeete der Steinzeit, d. h. der jüngeren Steinzeit zuzuſchreiben. Ich muß zugeben, ich ließ mich hier vom Gefühl zunächſt leiten, ihre Lage neben

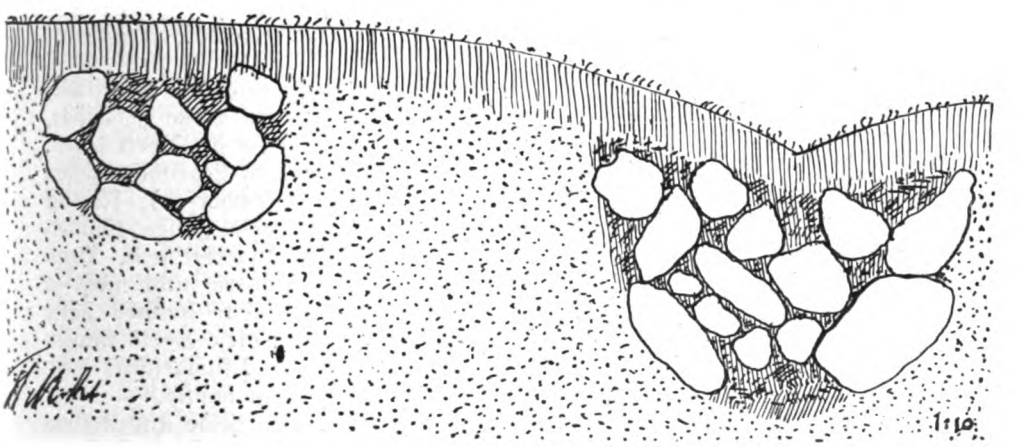


Abb. 2. Herdgruben. Everſtorf. 1:10.

ſteinzeitlichen Hügeln konnte kaum zufällig ſein. Weiter, iſt ein Zufall ausgeſchloſſen, ſieht man, wie überall die Längsrichtung O=W vorherrſcht. Das iſt aber die durchgehende Graborientierung der Gräber der jüngeren Steinzeit; nahe liegt es ſo anzunehmen, der ſteinzeitliche Ackerbauer habe auch ſeine Ackerbeete dem Laufe der Sonne nach gezogen.

Unumwunden gebe ich zu, daß dies kein Beweis iſt für das Alter dieſer Ackerbeete — immerhin, wer durch 40 Jahre faſt auf die vorgeſchichtlichen Dinge der Heimat achtet, wer der Volkskunde ebenſolange ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte und ſieht, wie uralte Beziehungen immer noch mit dem heutigen

Volksleben teils fest verwurzelt sind, der kann auf diese Gedankengänge leicht kommen.

Nun aber glaube ich, beweisen zu können, daß wir es in der Tat hier mit Ackerbeeten der jüngeren Steinzeit zu tun haben. Folgendes sei darüber ausgeführt:

Am 26. März diesen Jahres rief der Landwirt Tietjen-Badenstedt mich an, mit dem Dampfpfluge würden nachmittags einige Grabhügel umgelegt. So fuhr ich hinaus. Die Grabhügel waren, wie der Anschnitt des Pfluges und die Größenverhältnisse auf den ersten Blick zeigten, bronzezeitlich (20 m Durchmesser zu gut 1,60 m Höhe). Da der Pflug aber nur 50 cm tief geht, brauchte ich nicht zum Spaten zu greifen. So besichtigte ich eine Gruppe von 10—12 anderen Grabhügeln, die wenig entfernt dieser ersten lagen. Sie waren steinzeitlich nach Form und Größe, drei davon konnten schon frühbronzezeitlich sein, was eine Woche später der Dampfpflug — sie sind alle vernichtet — leider zeigte. Zwischen diesen beiden Gruppen lagen die Ackerbeete, oben unter d) verzeichnet. Es waren, muß ich nun leider sagen, zehn Stücke, denn der Pflug hat auch diese, bis auf ganz kleine Reste, umgebrochen.

Die Aufmessung dieser, mir bis dahin noch nicht bekannten Stücke ergab, daß sie eine Breite von (nebeneinander liegend, von Furche zu Furche gemessen) 3,50, 7, 3,50 3, 3 und 3,50 m hatten — genau die Maße, die ich immer wieder gemessen hatte.

Da Tietjen mir mitteilte, daß alle diese Ackerbeete spätestens am nächsten Morgen verschwinden würden, griff ich zum Spaten, in der Hoffnung, irgend etwas feststellen zu können, was zur Altersbestimmung dieser Beete dienen könne.

So zog ich einen ½ m breiten Quergraben durch eines der Ackerstücke, auf eine Tiefe von 50 cm. Das erste was ich fand, waren große Felsblöcke, welche nahe der Furche, also an den tiefst liegenden Stellen der Beete lagen. Sie hatten nur wenige Zentimeter Deckerde. (Solche hoch liegenden Felsen wurden später, wie ich dem Pflügen zusah, vielfach aufgeworfen). Nun ist es unmöglich, sich vorzustellen, diese Ackerbeete mit diesen Felsen könnten etwa im Mittelalter oder in frühgeschichtlichen Zeiten angelegt sein. Denn in diesen Zeiten war der Pflug des niedersächsischen Bauern nicht mehr so primitiv und so flach gehend, daß er über solche Felsblöcke hinweg hätte pflügen können — der nächste Rückschluß war also der: diese Beete müssen einer noch älteren Zeit entstammen, als entweder das Pfluggeschirr noch primitiver war, oder aber, als man nur noch den Hackbau kannte.

Dazu trat ein anderes Moment der Grabung. Die Heide unmittelbar neben den Ackerbeeten zeigte eine Ortsteinbildung von durchgehend 6—8 cm Dicke — weswegen sie eben mit dem Dampfpflug gebrochen wurde. Innerhalb der Ackerbeete konnte ich nun ebenfalls Ortsteinbildung feststellen, nicht so stark wie in der freien Heide, aber immerhin Ortsteinbildung. Und zwar folgte die Ortsteinbildung der gewölbten Form der Beete — sie war also erst entstanden, nachdem die Beete angelegt waren.

Ich habe nun durch fast 40 Jahre hindurch immer wieder zum Spaten gegriffen, galt es, gefährdete Grabhügel vor ihrer Vernichtung zu retten und zu untersuchen; ich sah ferner hunderte von Hügeln verschwinden bei Kulturarbeiten. Die Endsumme dieser Beobachtungen und Erfahrungen ist nun die: Ortsteinbildung findet sich (soweit nicht zufällig einmal Bodenarten in Frage kommen, welche nie Ortstein ansetzen)

a) in Grabhügeln der jüngeren Steinzeit,
b) in Hügeln der Übergangszeit, der ganz frühen Bronzezeit.

Mit Übergangszeit bezeichne ich hier die Hügel, welche noch ganz in Art und Form der jüngeren Steinzeit gebaut sind (hier meist mit hochinteressanten Holzpfahlkonstruktionen), aber schon mit Leichenbrand. Diese Hügel sind entweder beigabenlos oder sie haben Hammer, Keil, Messer und Glockenbecher als Totenbeigaben, meist Hammer und Becher, seltener den geschliffenen Keil aus Feuerstein und den Becher.

In den großen Grabhügeln der älteren Bronzezeit mit den schönen Beigaben edler Bronzen habe ich niemals Ortsteinbildung beobachtet.

Der zwingende Rückschluß ist also der: Ortsteinbildung findet erst statt, wenn der Hügel mindest seit der Übergangszeit gelegen hat, ist aber in steinzeitlichen Hügeln (soweit nicht besondere Erdverhältnisse es verbieten) die Regel.

Findet sich nun also in alten Ackerbeeten auch Ortstein, müssen diese Beete mindest seit der Übergangszeit unberührt liegen.

Dann wissen wir, daß man in der jüngeren Steinzeit die Ackerdüngung kannte. Ob hier bei uns, steht dahin, es mußte aber der Boden daraufhin angesehen werden, ob er nicht Spuren einstiger Düngung trug. Da ist zu sagen, daß ich nicht die leiseste Niederschlagsspur einstiger Düngung feststellen konnte. Die obere Verwitterungsrinde unter dem Heidekraut war ganz unwesentlich schwächer als in der freien Heide, irgendeine Sinterschicht ließ sich aber in dem rein gelben Sande der Beete bis auf 50 cm Tiefe nicht nachweisen. — So wiesen auch diese Beobachtungen wieder auf ein hohes Alter.

In kleinen Artikelchen, die ich für meine Heimatleute schreibe, habe ich nach dieser Untersuchung angenommen, daß eben diese Ackerbeete der jüngeren Steinzeit tatsächlich angehören.

Wenige Tage später ließen sich diese Feststellungen ergänzen.

Auf einer Suchfahrt nach einem Moorfunde kam ich am 18. Juni eben über unsere Kreisgrenze hinaus nach Everstorf, Landkreis Harburg/Elbe. Unweit des Weges, den ich zog, lag eine große Kiesgrube — grundsätzlich aber gehe ich jede Sand- und Kiesgrube ab.

Zu meiner Freude sah ich am steilen Abhange der Grube die bekannten Wölbungen der Ackerbeete, 3,50, 3, 7, 3,50 3,50 m messend. Beim Absuchen der Grubenränder entdeckte ich aber weiter zwei, nahe beisammen liegende, geschwärzte Stellen, welche kopfgroße Steine enthielten — also das, was wir gewohnt sind Herdgruben zu nennen.

Sofort in dem Dorfe unternommene Erkundigungen ergaben, daß solche Herdgruben in dieser Kiesgrube oft abgegraben worden sind. Daß weiter diese beiden angeschnittenen schon in wenigen Tagen abgegraben werden würden — sie mußten also sofort untersucht werden.

Die Untersuchung der beiden, 1,50 m entfernt voneinander liegenden Herdgruben ergab folgendes:

Grube a) fast unter dem höchsten Punkte eines Beetes belegen, hatte 50 cm Durchmesser und ebensoviel Tiefe. Unmittelbar neben der Grube, 12 cm unter heutiger Oberfläche, ein Messer aus Feuerstein mit schöner, deutlicher Schlagmarke. Die Grube, schräg nach unten gehend, mit Steinen ausgesetzt, die in der Mitte zusammengestürzt waren, den Eindruck erweckend, als seien sie einst mit Absicht hinein geworfen. Immerhin die Steine aber in die Verwitterungsrinde hineinragend, so nahe unter der Oberfläche, daß jeder noch so primitive Bauernpflug sie erreicht haben müßte.

Grube b) hatte 70 cm Durchmesser und ebensoviel Tiefe. Genau der gleiche Befund wie bei a), nur daß sie unter einer Mittel- (Tief-) Furche lag. Ausgesiebt wurden aus der asche- und kohlenhaltigen Erde des Innern zwei Stücke Feuerstein, ersichtlich zugeschlagen, doch roh in der Form, es können recht wohl ein Schaber und eine Pfeilspitze sein. Scherben fanden sich nicht vor.

Die Feststellungen im Dorfe ergaben nun, daß in einer solchen Grube, (oder aber in einem abgegrabenen Grabhügel), der im Terrain der abgegrabenen Fläche der Kiesgrube lag, wie bestimmt erinnert wurde, unmittelbar vor den Ackerbeeten zwei Hämmer von Stein und ein Glockenbecher gefunden waren. Es ist, wie schon gesagt, nicht mit völliger Sicherheit feststellbar, ob dieser Fund ein Herdgrubenfund oder ein Hügelgrabfund ist, erhalten aber sind glücklicherweise die Sachen, die Hämmer hängen als „Germanische Schlachtkeulen" in einer Gastwirtschaft in Tostedt, der Glockenbecher ist später als Geschenk (natürlich ohne diesbezügliche Fundangabe) ins Helmsmuseum nach Harburg gekommen, zur Zeit liegt er hier leider unzugänglich verpackt.

Es ergab sich also hier in Everstorf derselbe Rückschluß wie in Badenstedt: die Ackerbeete müssen sehr alt sein — weil hier nun aber steinzeitliche Herdgruben eingeebnet sind, weil hier wieder ein steinzeitlicher Grabhügel mindest unmittelbar dabei lag, werden es höchstwahrscheinlich steinzeitliche Ackerbeete sein.

Am 20. Juni wanderte ich über die weiten Heiden bei Haassel, Kreis Bremervörde, um nachzusehen, wieviel Grabhügel der Dampfpflug hier tags vorher eingeebnet hätte.

Neben der gepflügten Fläche war hier eine größere Fläche Heide gehauen, so der Boden sehr gut übersehbar — was er früher hier mit fast kniehoher Heide nicht war. Plötzlich stand ich hier wieder auf gleichen Ackerbeeten wie oben beschrieben. Und beim näheren Absuchen und Aufmessen sah ich zu meiner großen Freude, wie ein Grabhügel mitten auf zwei Ackerbeeten lag — die tiefe Mittelfurche von zwei aneinanderliegenden Stücken verschwand unter dem Hügel, sich an der Ostseite wieder fortsetzend. Hier hatte ich den Schlußpunkt für meine Ansicht. Denn dieser Hügel lieferte vor Jahren, als der Besitzer ihn nach Steinen durchrodete, einen Bronzedolch mit Griffnieten. Gesehen habe ich ihn damals, vermochte ihn aber nicht zu erwerben; wenn er zur Zeit auch verkramt ist, so hoffe ich doch, ihn eines Tages heimholen zu können.

Kurz muß ich noch auf den oben erwähnten Urnenfund unweit Nordholz eingehen. Beim Zukommen damals konnte ich noch mit vollster Sicherheit feststellen, daß die Urne mitten im Ackerbeet gestanden hatte, und zwar so, daß sie unbedingt hätte zerpflügt werden müssen, wenn die Ackerbeete jünger gewesen wären als die Urne, der Pflug des Bauern, auch wenn er denkbar primitiv gewesen wäre, hätte sie auswühlen müssen. Die Urne aber war nach ihrer Form rund um 1000 v. Chr. zu setzen — die Ackerstätte bei Nordholz, die den hier beschriebenen in allen Dingen glichen, müssen also älter gewesen sein, denn die Urne.

Der Vollständigkeit wegen erwähnt seien noch alte Ackerstücke, welche ich im Jahre 1909 bei Wehdel, Kreis Geestemünde feststellte, als ich im Auftrage der „Männer vom Morgenstern" damals die vorgeschichtlichen Denkmäler des Kreises feststellte und die Heideflächen beging. Sie waren aber ganz anderer Art als die hier beschriebenen; die Ackerstücke gingen nach allen Seiten fast gleichmäßig auseinander, von einem Quadrat der Mitte aus.

hier sollte, nach alter Überlieferung, einst ein Haus gestanden haben — und dem Anscheine nach konnte dies sehr wohl sein. Ich habe sie damals für mittelalterlich gehalten, eine Grabung zur Feststellung des Alters des Hausplatzes lag damals nicht im Plane meiner Arbeiten, ich habe aber in meiner Arbeit (S. 81) darauf aufmerksam gemacht und eine Skizze gegeben. Wenn sie nicht inzwischen schon einkultiviert sind, wäre eine Untersuchung dringend zu wünschen — sie könnten auch vorgeschichtlich sein, konnte ich doch damals in Heine, Kreis Geestemünde, feststellen, daß man von einer bestimmten Feldmark erzählte, hier habe in alten Zeiten das Dorf Heine gelegen („das alte Heiner-Feld") und in der Tat fand ich hier zahlreiche Scherben in Sandgruben. Die Scherben aber stammten von Latènezeitlichen Wohnstätten. Sie sind, leider, bis heute auch nicht untersucht worden.

Mit diesen Zeilen will ich mein Thema abschließen. Ich meine, die Behauptung, diese hier näher beschriebenen Ackerbeete wären in die jüngere Steinzeit zu setzen, bewiesen zu haben.

Meine persönliche Ansicht ist weiter die, daß sie der Zeit der Glockenbecher angehören und wir in diesen Leuten die ältesten Ackerbauer Niedersachsens zu erblicken haben.

Zeven, Haus Sachsenheim, den 5. Juli 1925.

Literatur zur Vor- und Frühgeschichte der Pfalz 1900—1925.

Von Dr. Friedrich Wagner, München[1]).

Abkürzungen:

Kbl. f. Anthr. = Korrespondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Kbl. d. Gesamtver. = Korrespondenzblatt des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine. — Pf. M. = Pfälzisches Museum.

Die bayerische Pfalz besitzt in dem historischen Museum zu Speyer einen glänzend ausgestatteten Mittelpunkt der vor- und frühgeschichtlichen Forschung. Dies sowie die politische Geschlossenheit des Gebietes mag es rechtfertigen, wenn die pfälzische Literatur hier eine selbständige Beschreibung erfährt und nicht im Zusammenhang mit den benachbarten, kulturell nahestehenden südwestdeutschen Gebieten behandelt wird.

Dank der langjährigen regen Tätigkeit des historischen Vereins und der Museumsleitung findet die Vorgeschichtsforschung in weiten Kreisen der Bevölkerung Verständnis und Unterstützung. Einen knappen Überblick über die urgeschichtliche Forschung der Pfalz lieferte der langjährige Herausgeber der Zeitschrift „Pfälzisches Museum" und ehemalige Konservator der Sammlungen Fr. Joh. Hildenbrand (Pf. M. 32, 1915, S. 66—69 m. 4 Abb.). In seiner umfassend angelegten „Pfälzischen Bibliographie" (Heidelberg 1908 ff.) hat Daniel Häberle auch die vor- und frühgeschichtlichen Abhandlungen berücksichtigt. Über die literarischen Erscheinungen von 1910—1917 orientieren ferner die bibliographischen Abschnitte in den Berichten 6—9 der Römisch-Germanischen Kommission. In der seit 1884 erscheinenden Zeitschrift „Pfälzisches Museum" (seit Jahrgang 38, 1921, mit der „Pfälzischen Heimatkunde" vereinigt) besitzt die Pfalz eine Stelle, in der namentlich in neuerer Zeit regelmäßig über literarische Erscheinungen, über neue Funde und über Zugänge der vorgeschichtlichen Abteilung des historischen Museums berichtet wird. Diese Zeitschrift ist heute das Sammelbecken für die meisten Arbeiten, die zur Vor- und Frühgeschichte der Pfalz geschrieben werden und die im Rahmen einer für weitere Kreise bestimmten Monatsschrift Aufnahme finden können.

Was an Funden zutage kommt, fließt fast restlos dem historischen Museum in Speyer zu (vgl. die Museums- und Tätigkeitsberichte in der West-

[1]) Für die gefällige Durchsicht des Manuskriptes und für einige Literaturnachweise bin ich Herrn Museumsdirektor Dr. Friedrich Sprater in Speyer zu Dank verpflichtet.

deutschen Zeitschrift 19, 1900, S. 379—383; 20, 1901, S. 333—338; 21, 1902, S. 413—417; 22, 1903, S. 407—414, und in allen in Betracht kommenden Jahrgängen des Pfälz. Museums, ferner Mitteilungen Hist. Ver. Pfalz 25, 1901, S. 1—102 m. 2 Taf. (für 1899—1901), Bericht d. Röm.-Germ. Kommission 5 (für 1908/09) S. 3ff.; 7 (für 1910/12) S. 177—192, wo sämtliche pfälzische Museen berücksichtigt sind, Bericht des histor. Mus. der Pfalz 1, 1913; Schumacher, Präh. Ztschr. 10, 1918, S. 188/9). Die im rechtsrheinischen Bayern bedauerlicher Weise überhand nehmende unheilvolle Zersplitterung vorgeschichtlicher Funde in zahlreiche kleine und kleinste Bezirks- und Ortsmuseen, denen doch ganz andere Aufgaben zustehen, als die Aufbewahrung des einen oder anderen, meistens ganz zusammenhanglos in der Sammlung stehenden vorgeschichtlichen Gegenstandes, ist somit in der Pfalz glücklich vermieden. Nur wenige vorgeschichtliche Funde liegen außerhalb des Speyerer Museums, doch befinden sich darunter einige nicht unwichtige Stücke. Die Museen zählt H. Mötefindt, Kbl. f. Anthrop. 48, 1917, S. 40 bis 42 auf. Hervorhebung verdient das Erkenbert-Museum in Frankenthal (die Festschrift zur Einweihung am 5. Juli 1914, Frankenthal 1914, erwähnt S. 18 die vor- und frühgeschichtlichen Funde; K. Schumacher, Präh. Ztschr. 10, 1918. S. 191). Ein Verzeichnis der außer Landes gekommenen Funde hat F. Weber (Kbl. f. Anthrop. 33, 1902, S. 53; 34. 1903, S. 17) und nach ihm durch die in rheinischen Museen liegenden Funde vervollständigt, F. Sprater (Pf. M. 23, 1906, S. 28—30, 56—58, 77, 101—103, 136/7, 175; 25, 1908, S. 26/7) zusammengestellt.

Einen Überblick über die bis 1914 bekannt gewordenen vorgeschichtlichen Funde und Denkmale bietet Spraters Urgeschichte der Pfalz (Speyer 1915, 80 S., 94 Abb.), die zugleich als Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Speyerer Museums gedacht ist. Zahlreiche Funde sind hier zum ersten Male genannt und in Abbildungen bekannt gemacht. Das Hervortreten der Funde aus der Vorderpfalz ist zum Teil in der reicheren Durchforschung dieses Gebietes gegenüber dem der Hinterpfalz begründet. Die treffliche Einführung in die urgeschichtlichen Verhältnisse der Pfalz, die das Buch bietet, macht an dieser Stelle Bemerkungen ähnlicher Art überflüssig, und es erscheint die Beschränkung angebracht, nur die dort nicht gebotenen literarischen Nachweise (mit der Beschränkung auf das 20. Jahrhundert) zu liefern und die seit dem Erscheinen des Werkes hinzugekommenen und veröffentlichten Funde anzuführen. Eine wertvolle Ergänzung zur „Urgeschichte" bieten Spraters „Beiträge zur Kenntnis der vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung der Rheinpfalz" (Pf. M. 39, 1922, S. 120—124). In einen größeren Zusammenhang hat die pfälzische Vor- und Frühzeit inzwischen K. Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, 3 Bde., Mainz 1921—1925, eingegliedert. Spraters und Schumachers Werke haben natürlich alle früheren zusammenhängenden Darstellungen der pfälzischen Vorgeschichte überholt (z. B. in der Pfälzischen Heimatkunde 1906, Nr. 6 oder im Pf. M. 22, 1905, S. 10—13). Dagegen liegen für die Vorgeschichte einzelner Orte kleinere oder größere zusammenfassende Aufsätze vor, so für Speyer (Sprater, Vor- und frühgeschichtliche Funde aus Speyer: Palatina (Sonderdruck) 1924, 16 S.; L. Grünenwald, Die Namen und die Frühgeschichte der Stadt Speyer in der ältesten Literatur: ebd. Nr. 20—24), Neuhofen, B.-A. Ludwigshafen (R. Wihr, Die vor- und frühgeschichtlichen Funde der Gemarkung Neuhofen: Pf. M. 42, 1925, S. 131—135 m. Karte u. 4 Abb.; auch „Heimatblätter", Ludwigshafen 1925 Nr. 9), Fußgönheim,

B.-A. Ludwigshafen (Sprater, Vor- und frühgeschichtliche Funde: Monatsschr. d. Frankenth. Altertumsver. 1923, Nr. 1/2), Oggersheim, B.-A. Ludwigshafen (K. Kreuter, Vorröm. und röm. Funde aus Oggersheim: Pf. M. 30, 1913, S. 6—9. mit 6 Abb.), Kirchheim a. Eck, B.-A. Frankenthal (Sprater, Die älteste Besiedelung von Kirchheim a. Eck: Bayer. Vorgeschichtsfreund 3, 1923, S. 25—28 mit Plan), Neustadt a. H. (Sprater, Vor- und frühgeschichtliche Funde von Neustadt a. H.: Am häuslichen Herd, Beil. z. Pfälz. Kurier, 1925, Nr. 17), Herxheim, B.-A. Landau (Sprater, Vor- und frühgeschichtliche Funde von Herxheim: Pfälzer Land 1922, Nr. 46). Vorgeschichtliche Verhältnisse werden auch von Dan. Häberle, Die Wüstungen der Rheinpfalz auf Grundlage der Besiedelungsgeschichte (Mitteilungen Hist. Ver. Pfalz 39/42, 1919/22, S. 1—246) berücksichtigt.

Spuren des diluvialen Menschen glaubte man bei Altdorf, B.-A. Landau, entdeckt zu haben (W. Freudenberg, Spuren des paläol. Menschen in der Pfalz: Berichte über d. Vers. d. oberrhein. Geologenvereins zu Heidelberg, 14. April 1909, Karlsruhe), deren hohes Alter freilich angefochten wird. Dagegen kann einem aus einer Kiesgrube bei Altrip, B.-A. Ludwigshafen, stammenden Bruchstück eines menschlichen Oberschenkelknochens auf Grund der Fundumstände die diluviale Herkunft nicht abgesprochen werden (Sprater Ein neuer Pfälz. Fund aus der Eiszeit: Pf. M. 32, 1915, S. 82—83 m. Abb.; W. Lustig, Anat. Anzeiger 47, 1914/15, S. 563—575 m. 19. Abb.; F. Birkner, ebd. 48, 1915/16, S. 183—188; vgl. auch dessen Aufsatz: Hat der Mensch vor der jüngeren Steinzeit in der Rheinpfalz gelebt? Pf. M. 39, 1922, S. 117—119). Die bemalten Kiesel vom „Böhl" bei Neustadt a. H. (Mehlis u. Wieser, Globus 89, 1906, S. 170—177) haben als nicht eiszeitlich aus der Diskussion überhaupt auszuscheiden. Da die Höhlen des Pfälzer Waldes noch nicht systematisch untersucht sind und die Auffindung von Freilandstationen mehr oder weniger vom Zufall abhängt, so ist der weitere Nachweis des Eiszeitmenschen in der Pfalz wohl nur eine Frage der Zeit.

In die Lücke zwischen älterer und jüngerer Steinzeit fügt Sprater eine Reihe von Funden, zumeist Einzelfunde, ein, die er in der Urgeschichte S. 11 zusammengestellt hat. Die von Mehlis für den Donnersberg in Anspruch genommene mesolithische Station (Mitt. d. Pollichia 70, 1915, S. 39—48, m. 5 Abb.) ist dagegen keineswegs als solche erwiesen.

Die jüngere Steinzeit hat in Spraters Abhandlung über „Rasse und Kultur der jüngeren Steinzeit" (Mitt. h. V. Pfalz, 31, 1911, S. 1—66, m. 14 Abb.) eine erschöpfende Bearbeitung gefunden. Die Verhältnisse haben sich seitdem nicht geändert, das Kulturbild, in welchem der Hinkelsteintypus fehlt oder höchstens in Ausläufern auftritt, das anderseits aber in dem Eyersheimer Typus mit seinem Vorkommen von Kragenflaschen (vgl. G. Kossinna, Mannus 13, 1921, S. 164) einen Ausläufer der Megalith- (Tiefstich-) Keramik besitzt, ist lediglich durch neue Funde bereichert worden, über die Sprater, Pf. M. 32, 1915, S. 34—38, m. 4 Abb., berichtete. Die steinzeitlichen Sammlungen des Erkenbertmuseums in Frankenthal sind von Fr. J. Hildenbrand in der Frankenth. Monatsschrift 21, 1913, S. 9, 17, 21; 22, 1914, S. 1, 6, 9, 13, 17, 21, die hübschen Glockenbecher außerdem noch im Pf. M. 31, 1913, S. 63—68, m. 2 Abb. (auch Frankenth. Monatsschrift 24, 1916, S. 27) beschrieben worden. Die Glockenbecherfunde weisen auf eine dichte Besiedlung hin. Neolithische Depotfunde konnten mit Sicherheit noch nicht nachgewiesen werden (Schumacher, Präh. Ztschr. 6, 1914, S. 33). Mit den Steinbeilen hat sich wiederholt Mehlis beschäftigt: Die Schuhleistenkelte.

Eine typologische Studie, Neustadt a. d. H. 1901; Steinbeil von Lachen (Syenitbeil): Pf. M. 20, 1903, S. 98—99, m. Abb.; über Jadeitbeile der Pfalz: Kbl. d. Gesamtver. 1911, S. 22ff. u. Arch. f. Anthrop. 27, 1902, S. 605f.; polierte Steinwerkzeuge aus dem Wasgau und die Siedlungsfrage: Pf. M. 31, 1914, S. 96—100, m. 1 Abb. Welche Rolle die Steinwerkzeuge auch im Volksaberglauben der Pfalz spielen, hat Sprater, Pf. M. 24, 1907, S. 18—20 erzählt. Neue Funde von Hockergräbern verzeichnet Sprater im „Bayerland" 26, 1914/15, S. 120—122, m. 5 Abb. (aus Mundenheim; auch Hildenbrand, Pf. M. 23, 1915, S. 67), einen weiteren Fund der Zonenkeramik aus Schifferstadt, B.-A. Speyer, der möglicherweise einem Hügelgrab entstammt, Sprater im Pf. M. 42, 1925, S. 184, m. Abb. (auch „Pfälz. Rundschau" 20. Aug. 1925). In diesen Kreis gehört auch eine schöne große Dolchklinge von Mauchenheim, B.-A. Kirchheimbolanden (Sprater, Pf. M. 40, 1923, S. 97).

Unter den zahlreichen vorgeschichtlichen Befestigungen der Pfalz reicht die Abschnittsbefestigung von Altenbamberg, B.-A. Rockenhausen, schon in die jüngere Steinzeit hinauf, wie das Vorkommen von Michelsberger und Pfahlbaukeramik (neben jüngeren Siedlungsniederschlägen) bezeugt (Sprater, Pf. M. 40, 1923, S. 97). Auf neolithische Vorkommnisse vom Königsberg bei Neustadt a. d. H. hat Mehlis, Kbl. d. Gesamtver. 59, 1911, Sp. 484, hingewiesen, der auch andere neolithische Funde aus mittelrheinischen Niederlassungen im Arch. f. Anthrop. N. F. 3, 1905, S. 282—288, m. 6 Abb. zusammengestellt hat.

Die Bronzezeit ist in ihrer frühen Stufe (Adlerbergstufe) mit Hockergräbern vertreten, unter denen die von Ludwigshafen-Mundenheim (s. o.) die beachtenswertesten sind. In dieselbe Zeit gehört möglicherweise auch der schönste Menhir, den die Pfalz besitzt, der Gollenstein bei Blieskastel, B.-A. St. Ingbert (Sprater, Der Gollenstein bei Blieskastel und das Ganggrab von Hilst: Pfälz. Rundschau 23. Okt. 1920. — Alb. Becker, Der Gollenstein. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte des Westrichs: Pf. M. 40, 1924, S. 22—24, m. Abb. und vielen Literaturnachweisen. — Sprater, ebd. S. 121, unterstützt einen Deutungsversuch des Namens, der an die dem Stein anhaftenden Eisenbestandteile — Eisengallen, Eisengollen genannt — anknüpft. — Vgl. auch Mehlis, Kbl. f. Anthr. 50, 1919, S. 22f.). Das ebenfalls hierher gehörige, der ganzen Länge nach verzierte Prunkbeil von Frankenthal und das ähnlich reich geschmückte Doppelbeil von Friedelsheim, B.-A. Dürkheim, hat Sprater im Pf. M. 24, 1907, S. 80—84, m. Abb. beschrieben (vgl. Mehlis Kbl. d. Gesamtver. 59, 1911, Sp. 22).

Die ältere Hügelgräberbronzezeit ist mit einer Reihe von Grabfunden vertreten. Die Funde von Klingenmünster, B.-A. Bergzabern (Sprater, Pf. M. 24, 1907, S. 100—102, m. Abb. und Mehlis, Der Bronzefund von Klingenmünster und der „goldene Hut" von Schifferstadt, Arch. f. Anthrop. N. F. 4, 1906, S. 287—292, m. 10 Abb.) ist von Sprater mit Recht als aus einem Tumulus herrührend erklärt worden. Im Benzenloch (Binsenloch) bei Speyerdorf, B.-A. Neustadt, liegen die Grabhügel über einer neolithischen Niederlassung und zugleich bergen sie Nachbestattungen der jüngeren Hallstattzeit (Hildenbrand und Sprater, Pf. Mus. 24, 1907, S. 106—109, m. Abb., vgl. Mehlis, ebd. 20, 1903, S. 35—37). Der berühmte „goldene Hut" von Schifferstadt ist neuerdings von Hildenbrand, Palatina 1923, Nr. 15 (Speyergaublätter 1923, S. 55) zur Sprache gebracht worden (vgl. auch Kossinna, Mannus 4, 1912, S. 181; Mannus-Bibl. Nr. 12. S. 18).

Die jüngere Bronzezeit ist wie anderwärts in Süddeutschland nur spärlich vorhanden. Die spätbronzezeitliche Keramik ist mit ausgezeichneten Stücken von Schifferstadt vertreten (Sprater, Pf. M. 42, 1925, S. 184 bis 186, m. Abb.; Speyergaublätter 1925, Nr. 29). Aus Brandgräbern von Knittelsheim, B.-A. Germersheim, stammen Funde, die mit der Sammlung Schott an das historische Museum der Pfalz gekommen sind (Sprater, Pf. M. 36, 1919, S. 67). Die Stufe der Urnengrabfelder (Reineckes Hallstatt A; späteste Bronzezeit) erscheint wieder in größerem Ausmaß. Obenan stehen die drei Grabfunde von Wollmesheim, B.-A. Landau (Sprater, Pf. M. 27, 1910, S. 98—101, m. Abb. und 2 Taf.). Beschrieben sind ferner die Urnengräber bei Haßloch, B.-A. Neustadt — der Ort ist auch als Fundort der einzigen in Süddeutschland bisher an den Tag gekommenen Bronzeräder bekannt[1]) — (Sprater, Pf. M. 24, 1907, S. 102—104, m. 3 Abb.), die sechs Brandgräber von Barbelroth, B.-A. Bergzabern (Sprater, ebd. 28, 1911, S. 1—4, m. Abb.), das Heßheimer Urnenfeld, B.-A. Frankenthal (Mehlis, Intern. Zentralblatt f. Anthrop. 1902, 5), das zerstörte Urnenfeld unterhalb der Welschschen Terrasse zu Neustadt a. d. H. (Mehlis, Kbl. d. Gesamtver. 61, 1913, S. 50—52); auf einen Bronzering von Bischheim, B.-A. Kirchheimbolanden, ist im „Bayerland" 23, 1911/12, S. 137 hingewiesen.

Der gerade nicht häufigen 2. Hallstattstufe (Gündlinger Stufe) weist Sprater zwei Grabhügel auf dem Königsberg bei Neustadt (Pf. M. 24, 1907, S. 174/5, m. 3. Abb.), ebenso die Siedelungsfunde von Insheim, B.-A. Landau (Pf. M. 27, 1910, S. 17) zu.

Im Gegensatz zum übrigen Süddeutschland haben die Grabhügel der Hallstattzeit kein besonders reiches Gepräge. Literarische Erwähnung fanden die Grabhügel im Benzenloch (Mehlis, Präh. Blätter 12, 1900, S. 65—69; Pf. M. 21, 1904, S. 4—8, m. 5 Abb.), im Haßlocher Walde (ders., ebd. 20, 1903, S. 7—11, 67, 69/70, m. Abb.), bei Herxheim, B.-A. Landau (ebd. S. 99—100; 21, 1904, S. 73—77, 151—153); von Grabfunden aus Bischheim, B.-A. Kirchheimbolanden, die verschleiften Hallstatthügeln entstammen dürften, berichtet Breith (Pf. M. 41, 1924, S. 122). Auch der älteste prähistorische Fundbericht aus der Pfalz (vom Jahre 1824) beschäftigt sich mit hallstättischen Grabhügeln (Hildenbrand, Pf. M. 33, 1916, S. 68—72, m. Abb.). Unsicher ist, ob auch die Bronzearmringe von Winden, B.-A. Germersheim, (H. Levy, Pf. M. 24, 1907, S. 104/5, m. Abb.), einem Begräbnis entstammen.

Bronzeringe sind es in der Hauptsache, die neben Gürtelblechen aus den Gräbern der gut vertretenen Späthallstattzeit stammen (vgl. Reichert, Grabhügelfunde von Haßloch: Pf. M. 41, 1924, S. 121). Beachtung verdienen die Grabhügel auf dem Exerzierplatz bei Kaiserslautern, da bei einem der Hügel noch ein Steinkranz von acht Meter Durchmesser erhalten war (Sprater, Präh. Ztschr. 5, 1913, S. 595; Zeitbilder, Beil. z. Pfälzer Presse 22, 1913, Nr. 26/27, S. 106f. u. 109, m. 5 Abb.). Von einem ähnlichen Steinkranz war ein vielleicht schon der Latènezeit angehöriger Grabhügel bei Hettenleidelheim (B.-A. Frankenthal) umgeben. Die heute noch sichtbaren „Neun Steine" wurden als Einfassung einer Gerichtsstätte gedeutet (Mehlis, Pf. M. 21, 1904, S. 75), während Sprater mit Recht ihre Zugehörigkeit zu einem Grabhügel vertritt (Pf. M. 29, 1912, S. 43—44, m. Abb.). Einen zwischen beiden Ansichten vermittelnden Standpunkt nimmt Häberle (ebd. S. 80)

[1]) Solche Bronzeräder kennen wir in Deutschland nur noch aus Stade (Jakob, Stader Archiv N.F. 10, 1920, S. 92).

ein, der meint, der Platz könnte späterhin — nach der Benützung als Begräbnisstätte — eine Gerichtsstätte gewesen sein.

Eine noch in die ältere Hallstattzeit hinaufreichende Befestigung trägt der Königsberg bei Neustadt (Sprater, Pf. M. 24, 1907, S. 174/5).

Nur wenig neuere Literatur liegt zu der bekanntermaßen ausgezeichnet belegten Latènezeit — für die 1. Stufe braucht nur an die Namen Dürkheim und Rodenbach erinnert zu werden — vor. Sprater behandelte im Pf. M. 27, 1910, S. 17—19 ein Skelettgrab der durch die Leimersheimer Funde besonders schön bezeugten 2. Stufe vom Insheimer Eck bei Landau; aus der 3. Stufe ist ein Brandgrab bei Dudenhofen, B.-A. Speyer, im „Bayerland" 23, 1911/12, S. 452, erwähnt, ein hübscher Armring aus blauem Glas von Forst, B.-A. Dürkheim, im Pf. M. 24, 1907, S. 110/1, m. Abb. Der Spätlatènezeit ist die gallische Amphore von Lachen, B.-A. Neustadt, zuzuteilen, die zugleich als Zeugnis des Handelsverkehres gelten darf (Pf. M. 34, 1917, S. 84).

Reich sind die Reste vorgeschichtlicher Befestigungsanlagen, deren Anfänge zum Teil über die Latènezeit hinaufreichen dürften. Einen kurzen Überblick über die „Heidenmauern" und „Heidenburgen" bot Sprater in der „Germania" 5, 1921, S. 57. Eine der schönsten und größten Anlagen auf deutschem Boden trägt der Donnersberg (Schumacher, Mainzer Ztschr. 5, 1910, S. 8—11, m. Karte, E. Anthes, 6. Ber. d. Röm.-Germ. Komm. 1910/11, S. 19, Mehlis, Pollichia Nr. 29, 1915 (1916), S. 39—48). Sprater hat neuerdings versucht (Pf. M. 41, 1924, S. 2—4, m. Abb. eines Modells), eine Chronologie der verschiedenen Wälle aufzustellen. Das Hauptwerk mit dem ausgebauten und angefangenen Vorwerk spricht er den keltischen Mediomatrikern zu, während Schumacher in ihm die Gauburg, den politischen und religiösen Mittelpunkt der Vangionen sieht (Siedelungsgeschichte I, S. 147). Die Kulturniederschläge reichen bis in die spätrömische Zeit herab. In ihrer Zeitstellung sind mangels datierender Kleinfunde noch immer nicht gesichert die merkwürdigen, schon 1827 beschriebenen Heidenlöcher auf dem Kirchberg bei Deidesheim (Hildenbrand und Sprater, Pf. M. 25, 1908, S. 49—52, 77—81 m. 2 Abb.; Sprater, Kbl. d. Gesamtver. 58, 1910, Sp. 92ff.; Führer durch die Heidenlöcher, 16 S., Speyer 1910; Anthes, 6. Ber. d. Röm.-Germ. Komm. 1910/11, S. 20).

Unter den bei Bad Dürkheim gelegenen vorgeschichtlichen Befestigungen (Sprater, Germania 5, 1921, S. 57—60) ist auf der Dürkheimer Heidenmauer vielleicht schon die ältere Bronzezeit mit Siedelungsniederschlägen vertreten, die Latènezeit hat nur geringe Spuren hinterlassen, während die spätere römische Kaiserzeit mit ansehnlichen Überresten auftritt, auf dem Limburger Berg (Sprater, Pf. M. 26, 1909, S. 51—54, 84—86, 102/3, 161—163, wo die falschen Schlüsse von Mehlis, Studien z. Gesch. der Rheinlande IV, richtig gestellt werden) sind gute Niederschläge der Frühhallstatt- und Spätlatènezeit. Als zweifelhafte Anlage muß die von Mehlis (Kbl. d. Gesamtver. 62, 1914, Sp. 64—67, mit 2 Plänen) beschriebene Befestigung auf dem „Heidelberg" bei Hambach, B.-A. Neustadt, bezeichnet werden. Auf vergessene Befestigungen im Hardtgebirge überhaupt hat Mehlis in den „Pfälz. Geschichtsblättern" 1906, Nr. 6 hingewiesen. Neuerdings hat Sprater auf dem Maimont bei Schönau, B.-A. Pirmasens, Ausgrabungen veranstaltet (Palatina 1925, S. 147/8).

Spuren vorgeschichtlicher Eisengewinnung sind durch einen latènezeitlichen Eisenbarren aus Deidesheim (Mehlis, Präh. Blätter 18, 1906,

S. 87/88, m. Abb.), einen ebensolchen aus einer spätlatènezeitlichen Wohngrube vom Ebenberg bei Landau (Pf. M. 1919, S. 46; 1920, S. 33) und durch die mit spätlatènezeitlichen Funden durchsetzten Schlackenhalden bei Ramsen, B.-A. Kirchheimbolanden (Sprater, Urgesch. S. 51), nachgewiesen (Statistik der Eisenbarren bis 1915: Kossinna, Mannus 7, 1915, S. 121ff.).

Als nicht in den Bereich der Vorgeschichte gehörige Denkmale haben Trichtergruben in der Süd- und Westpfalz auszuscheiden, die lediglich als Dolinen oder Materialgruben zu erklären sind (Sprater, Pf. M. 41, 1924, S. 179—180).

In der Latènezeit beginnt für die Pfalz bereits die geschichtliche Zeit sich zu entfalten. Ein keltischer Ortsname, freilich auch nur der einzige in der Pfalz, ist erhalten: Noviomagus (Speyer). Bekannt sind weiterhin die Namen der das Land bewohnenden Volksstämme, der keltischen Mediomatriker, der germanischen Vangionen und Nemeter (vgl. Tubin, Kelten, Römer und Germanen in den Rheinlanden: Westd. Mtshefte, 1925, 2). Auf die Religion der Nemeter, die im Speyergau siedelten, läßt Grünenwald ein Licht fallen, indem er einen Waffenfund als Weihegabe an die Nemetona, die Stammgöttin dieses Volkes, ausdeutet (Palatina 1905, Nr. 101/3, vgl. Westd. Ztschr. Kbl. 1905, S. 211).

Die römische Besetzung der Pfalz fällt schon unter Cäsars Regierung, doch nimmt erst um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. die römische Kultur für uns greifbare Formen an. Über den gesamten Abschnitt der römischen Zeit unterrichtet ein Vortrag Spraters: Die Pfalz unter den Römern, 12 S. (Vortr. d. Pfälz. Verbandes für freie Volksbildung; auch Speyergaublätter 1923, S. 58ff.).

Die alamannisch-fränkische Zeit hat in zahlreichen Reihengräberfeldern ihre Spuren hinterlassen, von denen das von Bobenheim a. Rh., B.-A. Frankenthal (Hildenbrand und Sprater, Pf. M. 24, 1907, S. 116 bis 118, Nachtr. S. 164), vom Gemeindewald Weingarten, B.-A. Germersheim (Hildenbrand, ebd. S. 118—120, 186/7), im Bornfeld bei Eppstein, B.-A. Frankenthal (Hildenbrand, ebd. 27, 1910, S. 54—56), schließlich die Gräber in der Umgebung von Speyer (Sprater, Pf. M. 39, 1922, S. 142) — der zu Speyer selbst gehörige Friedhof ist noch nicht gefunden — besprochen sind. Mit der Frühgeschichte von Edigheim und Oppau, B.-A. Frankenthal, beschäftigt sich ein Aufsatz Hildenbrands (Mtsschr. d. Frankenth. Altert.-Ver. 23, 1915, S. 30/1, 34/5).

Ob die Vermutung von E. Schmid, daß „Dahn die westlichste Slavenkolonie Europas" sei (Pf. M. 42, 1925, S. 294/5), aufrecht erhalten werden kann, muß erst durch neue Zeugnisse erwiesen werden.

Daß ein Weinland wie die Pfalz auch seine Geschichte des Weinbaues besitzt, ist selbstverständlich. Bassermann-Jordan, der eine „Geschichte des Weinbaues unter besonderer Berücksichtigung der bayerischen Rheinpfalz" (Frankfurt a. M.) geschrieben hat, kommt darin zu dem beachtenswerten Schluß, daß die Rebe uns nicht von Süden gebracht wurde, sondern daß nur die Rebkultur gewandert ist.

Der Angrivarierwall.

Von Geh. Studienrat Professor Dr. Knoke.

Mit 1 Karte im Text.

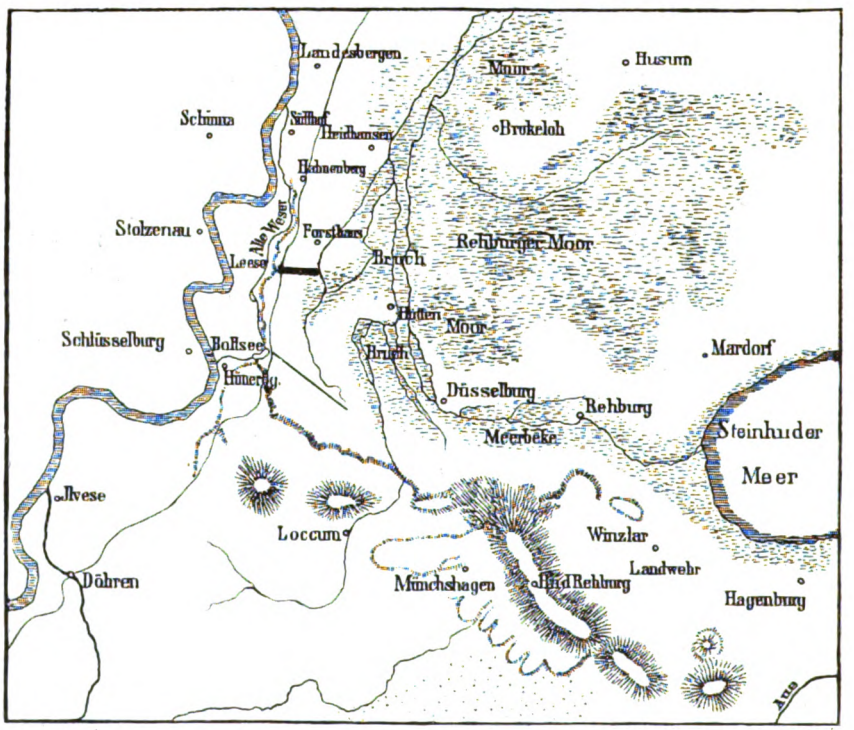
Im 16. Bande der Prähistorischen Zeitschrift S. 59ff. veröffentlicht Herr Fabrikant Heimbs aus Hannover einen Aufsatz über den Angrivarierwall bei Leese an der Weser gegenüber Stolzenau. Der Verfasser ist ein Sohn des früheren Leeser Försters (desselben, der in meinen „Kriegszügen des Germanicus" irrtümlicherweise unter dem Namen Weiß vorkommt); daher erklärt sich sein lebhaftes Interesse für den bedeutungsvollen Gegenstand. Auch gelang es ihm, für seine Ansicht Herrn Geheimrat Schuchhardt zu gewinnen, dem dessen Befund „so einleuchtend" war, daß er, ohne weitere Nachforschungen abzuwarten, die Veröffentlichung des erwähnten Aufsatzes veranlaßte mit der Bemerkung, wie „wichtig" es sei, „endlich einmal einen festen Hinweis auf den Schauplatz einer großen Schlacht zwischen Römern und Germanen zu erhalten", als wenn bisher noch keine einzige dieser Begebenheiten durch sichere Beweise festgestellt worden wäre.

Was den Verlauf der Schlacht am Angrivarierwalle betrifft, so erkennt Herr Heimbs meine in den „Kriegszügen des Germanicus" gegebene Darstellung im allgemeinen als richtig an. Wenn er hierbei indessen meinen Namen mit dem Bessells zusammenstellt, so möchte ich doch darauf hinweisen, daß dieser den Angrivarierwall einige Kilometer entfernt von Leese in der sog. „Verteidigungslinie" der Papenschen Karte angenommen hat und infolgedessen sich genötigt sah, den Kampfplatz weiter südlich auf die Höhen auszudehnen, wie er denn auch seine Schrift „Die Schlacht am Lokkumer Berge" betitelte. Damit wurde dann allerdings eine derartige Verschiebung vorgenommen, daß ein Widerspruch mit Tacitus besteht, der angibt, daß die Römer auf ebenem Boden (aequo in silvam aditu) in den Wald eingedrungen seien, während es an den Loccumer Bergen nur hügeliges oder bergiges Gelände gibt. Die Aufstellungen Bessells weichen also von dem durch mich festgestellten Verlauf der Ereignisse doch in wesentlichen Punkten ab.

Nach meiner Darlegung befand sich der Angrivarierwall an der Stelle des Dorfes Leese, da wo das Durchgangsgebiet zwischen Weser und Sümpfen am meisten sich verengt, und wenn ich auf Grund der örtlichen Verhältnisse die Linie des Walles seinerzeit in meine Karte eingezeichnet habe, so beruhte das zunächst nur auf einer Vermutung, die erst später zur Gewißheit werden sollte.

Herr Heimbs macht indeſſen gegen die von mir gezeichnete Lage der Befeſtigung geltend, die Niederung, die ſich am Südrande der Geeſt öſtlich des Dorfes hinzieht und in deren Richtung der Wallgraben verlaufen ſein muß, ſei nichts als eine Riede, die nach ihm auch durch den Ort ſich fortgeſetzt habe.

Indeſſen braucht das Wort Riede hier keine abſchreckende Wirkung auszuüben; wir werden vielmehr nachher ſehen, in welcher Weiſe ſie mit dem Walle in Verbindung geſtanden hat. Jedenfalls beweiſt die Behauptung, Wall und Riede ſchlöſſen einander aus, zu viel und iſt deswegen nicht ſtichhaltig. Sonſt müßte auch die „Verteidigungslinie“ nicht beſtanden haben,



die doch neben und in einer Riede, wie ſchon der urkundlich beglaubigte Name Seggeriede beweiſt und wir früher mit eigenen Augen ſehen konnten, angelegt war. Auch den Vorwurf, die Riede verlaufe nicht gerade genug, ſollte von Heimbs nicht erhoben werden, da auch die von ihm vermutete Linie des Walles zweimal einen Knick aufweiſt.

Nach meiner Meinung begann die Grenzwehr der Angrivarier im Weſten neben der Weſer, die in alten Zeiten unmittelbar an dem Dorfe vorbeifloß; ſie hatte da ihren Anfang, wo der Fluß neben dem Hauptbahnhofe eine Biegung nach Oſten machte, und ſetzte ſich ſodann in ziemlich gerader Richtung nach Oſten fort. Die Frage, wieweit ſie die Verbindung mit dem jenſeits des Fluſſes liegenden Stolzenau deckte, braucht hier nicht erörtert zu werden, da eine Fahrſtraße dorthin zur Römerzeit jedenfalls noch nicht beſtanden hat, der Verkehr vielmehr nur mit Kähnen unterhalten werden konnte.

Im Dorfe selbst ist die Befestigung natürlich nicht mehr mit Bestimmtheit nachzuweisen, wenn auch die Bodensenkungen, die südlich der Straße in west-östlicher Richtung verlaufen und durch Stiche in den Boden bis zu einer Tiefe von 1½ m festgestellt werden konnten, als Spuren des Wallgrabens gedeutet werden dürfen. Daß man aber nach Abtragung des Walles an dessen Stelle später eine Straße anlegte, kann doch nicht, wie Heimbs meint, zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden.

Östlich des Dorfes aber zieht sich neben dem auf der Nordseite befindlichen, höher gelegenen Acker eine sumpfige Bodenvertiefung hin, an deren unterster Stelle ein mit Wasser gefüllter Graben sich befindet. Sie hält im allgemeinen die östliche Richtung ein. Nur anfänglich beschreibt sie auf kurzer Strecke eine etwas nordöstlich gekehrte Linie. Auch weiterhin kommt eine größere Biegung des Grabens vor. Durch einen etwa 2½ m tiefen Stich in den Boden konnte indessen nachgewiesen werden, daß er auch hier die gerade Richtung nach Osten ursprünglich nicht verlassen hatte. Die Abweichung ist also auf Kulturen zurückzuführen, wie sie bis in die neuesten Zeiten nachweislich mehrfach im Bereich des alten Wallgrabens vorgenommen worden sind, der Art, daß das örtliche Bild, das man vor einem halben Jahrhundert gewonnen hatte, heute kaum mehr wiedererkannt wird.

Daß man bei Anlegung des Angrivarierwalles die vorhandene sumpfige Bodenvertiefung mit in den Bereich der Befestigung zog und durch ihren Verlauf sich bestimmen ließ, ist doch durchaus einleuchtend. Man nutzte sie eben aus und vertiefte sie noch nach Bedarf. Aber die Erde, die man, wie durch den Spaten nachgewiesen werden konnte, ihr entnahm und später bei Einebnung des Walles wieder zurückwarf, reichte natürlich nicht aus, um die Tiefe gänzlich auszufüllen, und so kommt es, daß sie auch gegenwärtig noch als breite Riede vor unseren Augen liegt.

Der wertvollste Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht von der Lage des Angrivarierwalles sind die Funde von Schleudersteinen, wie sie massenhaft in der bezeichneten Gegend vorgekommen sind. Bekanntlich redet nämlich Tacitus in seiner Schilderung des Kampfes am Walle ausdrücklich von der Verwendung der Schleuderer und Steinwerfer, und es mußte vorausgesetzt werden, daß die Spuren ihrer Tätigkeit sich im Boden wiederfinden würden. Dies ist nun aber wirklich auch der Fall.

Schon längere Zeit vor meinen ersten Nachforschungen in der Gegend war es bekannt, daß verschiedene Steine dieser Art, die keine einfachen Feldsteine sind, sondern durch menschliche Hand bearbeitet waren, daselbst gefunden seien. Sie wurden teils an das Provinzial-Museum in Hannover abgeliefert, teils gelangten sie in den Besitz des Senators Culemann und anderer Privatpersonen. Drei derselben, die mein Eigentum waren, habe ich ebenso dem Museum in Hannover übergeben, wo sie wie die übrigen mehr oder weniger unbeachtet blieben. Ferner erzählte mir im Jahre 1884 der vorgenannte Förster Heimbs, daß er im Öhmerholze, etwa 10 Minuten nordöstlich des Forsthauses, in einem Sumpfe eine größere Menge der bezeichneten Gegenstände vorgefunden habe; auch befinde sich dort noch ein ganzer Haufen derselben Steine, und es liegt nahe, nicht bloß jene unweit des vermuteten Walles gefundenen, sondern auch die letztgenannten mit der Schlacht am Angrivarierwalle, der nur 1½ km von der Fundstelle entfernt war, in Verbindung zu bringen. Auch finden die Bauern heute noch solche in Menge.

Neuerdings gewann auch der gegenwärtige Förster Kellner drei Schleudersteine etwa 3 km nordöstlich der Försterei, links am Wege bei

dessen Ausbesserung. Diesmal aber lagen sie im Sandboden, und zwar zusammen mit einem Schleifsteine, einem Spinnwirtel und einer mit Asche gefüllten Urne. Die Gegenstände können also nicht während des Kampfes in den Boden gelangt sein, sondern an dieser Stelle handelt es sich um eine Grabstätte, die möglicherweise noch eine weitere Ausdehnung gehabt hat. Gleichwohl werden auch die hier gefundenen und mit den sonstigen übereinstimmenden Steine aus der Schlacht am Angrivarierwalle herrühren und als Waffenbeute dem Bestatteten mit ins Grab gegeben worden sein, wie denn auch die Form des Wirtels dem Zeitalter der Römerkriege bei uns entspricht. Jedenfalls würde man nicht angeben können, woher sie sonst stammen sollten[1]).

Der wichtigste Umstand ist indessen, daß verschiedene der Funde auf der Linie des Walles selbst angetroffen wurden. Das gilt zunächst für zwei Stücke, die im Jahre 1888 der Archäologe Tewes in Hannover erworben hatte und mir vorzeigte. Ein weiterer, regelrechter Schleuderstein wurde vor kurzem durch den höchst angesehenen Herrn Schultze-Berge in Leese auf der bezeichneten Linie bei Gelegenheit einer Umarbeitung des Bodens, wie solche Kulturen eben bis in die jüngste Gegenwart dort vorgenommen werden, aus dem Sumpfe hervorgezogen. Herr Schultze-Berge konnte mir noch bestimmt die Stelle bezeichnen, an der der Stein gelegen hatte. Sie befand sich genau in der Linie des gemutmaßten Wallgrabens.

Diese Tatsache ist so sprechend, daß sie allein genügen würde, den Ort zu bezeichnen, an dem der Wall gelegen haben muß, wie denn überhaupt das zahlreiche Vorkommen von Werkzeugen der bezeichneten Art in jenem Gelände eine Begebenheit von höchster archäologischer Bedeutung ist.

Nun sagt Herr Heimbs S. 59: „Diese runden Steine von ungefähr 10 cm Durchmesser, die häufig seitliche Abplattungen zeigten, sind jedoch allgemein von den Archäologen als Reibsteine festgestellt, die einer viel früheren Periode angehören. Noch kürzlich sind von dem heute in Leese angestellten Hegemeister Kellner einige Steine dieser Art zugleich mit einem Spinnwirtel gefunden worden, so daß damit das Irrige der Knokeschen Auffassung erwiesen sein dürfte."

Doch nein, so liegt der Fall nicht. Daß das Vorkommen eines Spinnwirtels gegen die Herkunft der genannten Gegenstände aus der Schlacht am Angrivarierwalle nichts beweist, wurde bereits dargelegt. Dagegen ist die Erklärung der Schleudersteine als Reibsteine durch „die Archäologen" eine Beurteilung, über die man sich des höchsten wundern muß. Wie verhält es sich in Wirklichkeit mit diesen Steinen? Sie sind von verschiedener Größe, im Durchschnitt von 7, nicht 10 cm Dicke. Sie sind auch nicht einfach rund und zeigen nicht nur häufig seitliche Abplattungen, sondern diese kommen, soweit die Funde mir bekannt sind, bei allen auf zwei einander gegenüberliegenden Seiten vor. Im übrigen sind sie so gestaltet, daß ein Schleuderriemen um sie gelegt werden konnte in der Weise, wie der auf der Trajanssäule abgebildete Schleuderer ihn handhabt.

Würden die Gegenstände jemals als Reibsteine gedient haben, so müßte man doch erwarten, daß sie eben an irgendeiner Stelle die Spuren der Reibung

[1]) Die letztgenannten Steine, die mir von dem Finder geschenkt wurden, habe ich dem Osnabrücker Museum zur Aufbewahrung übergeben.

zeigten. Dies ist jedoch bei keinem der vielen Steine, die ich zu Gesicht bekommen habe, der Fall. Vielmehr sind die Abplattungen überall durch einfaches Behauen des Gegenstandes entstanden, so daß sie stets an diesen Stellen Unebenheiten aufweisen und nicht das geringste Merkmal einer Abnutzung zeigen. Wie denkt sich ferner Herr Heimbs die Verwendung völlig runder Steine zu dem erklärten Zwecke?

Und nun, wie will Herr Heimbs mit seinen Archäologen die erstaunliche Menge dieser Funde, die im Boden, sogar im Sumpfe hier und dort in der Nähe des Walles angetroffen worden sind, erklären, wenn sie alle als Reibsteine gedient haben sollen? Nein, die Schleudersteine, die bei Leese massenhaft aus der Erde kamen und noch immer kommen, sind ein untrüglicher Beweis nicht bloß für den Ort der Schlacht im allgemeinen, sondern insbesondere für die Stätte, an der der Angrivarienwall gelegen haben muß.

Aber Herr Heimbs möchte gern den Wall an einen anderen Ort verlegen. Einige hundert Meter im Süden der von mir angenommenen Linie findet sich nämlich eine Erhöhung mit südlich vorliegender, meist mit Wasser gefüllter Mulde von 75 m Länge. Aber weder in westlicher, noch in östlicher Richtung ist eine deutliche Fortsetzung im Gelände zu erkennen; vielmehr erhebt sich gleichmäßig rechts und links des in derselben Linie verlaufenden Fahrwegs der anstoßende Boden.

An sich würde diese neue Auffindung meine Ansicht von dem Verlauf der Schlacht am Angrivarierwalle nicht wesentlich ändern, wenn es auch nicht wünschenswert ist, das Schlachtfeld unnötig zu verkürzen. Gegen die neue Linie spricht jedoch zunächst der Umstand, daß die Verteidiger des Walles die besprochene sumpfige Riede nebst dem tiefen Graben im Rücken gehabt haben würden, was nach Aufgabe des Walles ihnen doch recht hinderlich gewesen wäre, während hinter der von mir angenommenen Linie mehrere Kilometer weit auch in nordöstlicher Richtung — von der nördlichen ganz abgesehen — durchaus trockener Boden sich befindet, die vor dem Walle befindliche Riede aber zur Verstärkung der Befestigung wie geschaffen war.

Wer indessen einen Ort für den Angrivarierwall zu empfehlen hat, unterliegt der Verpflichtung, durch den Fund von Schleudersteinen, die ja in Masse von den Römern bei seiner Erstürmung zur Verwendung kamen, den Nachweis zu erbringen. An diesem Nachweise fehlt es aber auf der von Heimbs vorgeschlagenen Linie. Es muß also bei weiterem Fehlen solcher Funde der neue Wall als auf Irrtum beruhend bezeichnet werden.

Herr Heimbs hat auch nach den Spuren des Lagers gesucht, das die Römer am Abend des Schlachttages hergestellt haben. Er nimmt dieses südlich seines Walles in dessen unmittelbarer Nähe an. Diese Lage halte ich indessen für unwahrscheinlich. Denn nach Tacitus befand sich die enge und feuchte Ebene, wie er sie beschreibt, auf dem von den Deutschen ausgesuchten Schlachtfelde; und wenn das römische Heer in diese Ebene niederstieg, so war es selbstverständlich, daß man vorher sich seines Gepäckes, der Schanzpfähle, Kochtöpfe usw. entledigte, und zwar auf einem Raume, der nicht selbst dem Kampfplatze angehörte. Wußten die Römer doch im voraus nicht, ob sie diesen in der Schlacht auch behaupten würden.

Anderseits mußte aber auch der Lagerplatz mit der Stelle zusammenfallen, an der man das Gepäck niedergelegt hatte und der Troß zurückgeblieben war. Dieser Platz darf also nur weiter rückwärts angenommen werden.

Ein geeigneter Raum dafür findet sich nun auf der höher gelegenen Fläche in der Nähe des Gutes Hünerberg[1]) gegenüber Schlüsselburg. Der Platz hatte an sich schon eine feste Lage, da er auf drei Seiten schroff abfällt, ohne daß angenommen zu werden braucht, daß die Verschanzung bis an den Rand der Hochfläche reichte. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß aus einem vorbeifließenden Bache Trinkwasser für die Mannschaft entnommen werden konnte, während für das Vieh die Weser zur Verfügung stand.

Was Heimbs gegen diesen Ort geltend macht, daß die Römer „damit ja das einzige Resultat des Kampfes, den genommenen Wall, wieder aufgegeben hätten", würde stichhaltig sein, wenn Germanicus nach der Schlacht weiter im Lande der Feinde hätte vordringen wollen und der Wall auf der Linie seines weiteren Marsches gelegen hätte. Das war aber nicht der Fall, sondern, da er nach der Schlacht den Rückzug antrat, so hatte die Behauptung des Walles keinen Wert für ihn, wie ja auch die Vorteile, die man beim Vordringen in den Wald gewonnen hatte, wieder aufgegeben wurden.

So ergibt sich allein schon aus den örtlichen Verhältnissen, wie sie hier vorliegen, daß Germanicus bei Leese keinen entscheidenden Sieg erfochten haben kann, und wir haben auch hier wieder ein Beispiel dafür, wie wertvoll es für die Beurteilung der Ergebnisse unserer Römerkriege ist, die Kampfplätze im Gelände festzustellen.

Mag man indessen weitere Grabungen, die von der Gegenseite bei Leese angekündigt worden sind, vornehmen, ja es würde mich freuen, wenn Herr Heimbs für seinen regen Eifer durch untrügliche Erfolge belohnt würde; an den tatsächlichen Verhältnissen, wie sie in meinen „Kriegszügen des Germanicus" schon vor 40 Jahren nachgewiesen worden sind, würde gleichwohl Wesentliches nicht geändert werden.

[1]) Der Name wird ursprünglich Hünenberg gelautet haben. Gegenwärtig heißt das Gut selbst Schlüsselburg und dementsprechend die Haltestelle der Eisenbahn.

II. Mitteilungen.

Neue diluvialarchäologische Funde aus Mähren.

Von Karl Schirmeisen, Brünn.

Mähren zählt bekanntlich zu den an eiszeitlichen Funden reichsten Ländern. Nur an altquartären Ablagerungen hatte es bis in die letzten Jahrzehnte fast nichts aufzuweisen. Knapp bei Ausbruch des Weltkrieges fand aber J. Woldrich in dem untersten braunen Lehm einer kleinen Höhle des etwa 5 km vom Mittelpunkte der Stadt Brünn östlich gelegenen sog. Lateiner Berges (Stránská skála) außer Resten einer mehr oder weniger wärmeliebenden Fauna den oberen Reißzahn eines Machairodus (Säbeltigers), eines echten Tertiärreliks (J. Woldrich, Über die ersten Machaerodus-Funde im Höhlendiluvium von Mähren und Niederösterreich, Bulletin international de l'Académie des Sciences de Bohême XXI, 1916). Bald darauf glückte es J. Knies, an einer anderen Stelle dieses Jurakalkfelsens Reste einer wärmeliebenden Kleintierwelt (darunter Myogale moschata und Alactaga jaculus) aufzufinden (J. Knies Přehled moravského palaeolithu, Niederlův sborník IV, 1925, S. 92) und in dem Bodenlehm einer benachbarten Höhle entdeckte er Knochen einer Großtierwelt von ähnlichem Gepräge (J. Knies, a. a. O., S. 93).

Als mir daher im Frühjahr 1915 der damalige Zögling des Bürgerschullehrkurses Karl Kraus Knochenbruchstücke zur Bestimmung übergab, die er auf dem Lateiner Berge ausgegraben hatte, eilte ich sofort mit ihm zu der Fundstelle, in der Hoffnung, wertvolles paläontologisches Material vorzufinden. Die Erwartungen wurden übertroffen. Die mit meinem jungen Freunde durchgeführten Grabungen lieferten nicht nur die Reste einer echt altquartären Fauna, wie sie das Cromer Forestbed, St. Prest, Süßenborn, Mosbach, Taubach, Mauer, Hundsheim, Püspökfürdö usw. bisher geliefert hatten, sondern ließen mich bald auch zu der Überzeugung kommen, daß wir es hier mit Mahlzeitresten einer sehr primitiven Jägerhorde zu tun haben. Gründe dafür: Die Art und Weise des Knochenbruchs, der bei Röhrenknochen das Bestreben erkennen läßt, am vorteilhaftesten zu dem leckeren Marke zu gelangen, Schlag- und Ritzspuren an den Knochen, das Vorhandensein zahlreicher Holzkohlenteilchen in der Fundschichte und schließlich auch das von Hornsteinbruchstücken, die Gebrauchsspuren aufweisen und zum Teil geradezu als primitive Werkzeuge aufzufassen sind (K. Schirmeisen, Altdiluviale Mahlzeitreste auf dem Lateiner Berge bei Brünn, Brünner „Tagesbote" Nr. 194 v. 25. 4. 1926, S. 3f.). Diese Reste müssen von einem höher gelegenen Lager- und Feuerplatz aus teils absichtlich herabgeworfen, teils bei größeren Regengüssen herabgeschwemmt worden sein. Ihre Lagerungsverhältnisse in den Mulden des Steilabhanges sind demgemäß auch sehr wechselnd und zahlenmäßig schwer faßbar. Im allgemeinen liegt jedoch die Fundschichte im unteren Teil eines feinkörnigen dunkelbraunen Lehms, der oben und unten von grobsandigen Lehmschichten eingefaßt wird.

Ich fasse diese sandigen Grenzschichten als Ablagerungen jener „Pluvialperioden" auf, die mit den klimatischen Änderungen am Schlusse von größeren Eiszeitabschnitten in Verbindung stehen, wo durch das Abschmelzen der riesigen Gletschermassen die mit Feuchtigkeit stets gesättigte Atmosphäre zu andauernden und heftigen Regengüssen geneigt war. Danach dürfte die dazwischen liegende fette Lehmschicht etwa der Zeit vom Prächelléen bis zum Magdalénien angehören. Und da die Kulturreste hauptsächlich am Grunde dieser Lehmschicht abgelagert worden sind, müßten sie etwa dem Prächelléen und Chelléen angehören.

In Übereinstimmung mit dieser Annahme stehen sowohl die Ergebnisse der Untersuchung der Holzkohlen- als auch die der Tierreste.

Die mikroskopische Untersuchung der Holzkohlenteilchen verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. A. Fietz von der Brünner Deutschen Technischen Hochschule. Sie ergab die Anwesenheit von Bäumen, die zum mindesten das gegenwärtige Klima erfordern, so z. B. der Linde, Eiche und Hainbuche.

Die „eßbare" Fauna bestand u. a. aus Elephas trogontherii mit Übergängen zum Mammut, Rhinoceros etruscus, Equus cf. Süßenbornensis (sehr häufig), einem zebroiden Equiden, einem altdiluvialen Bison (am reichlichsten vertreten), Praeovibos priscus, Capreolus caprea, Cervus elaphus, einer größeren Hirschart, Alces latifrons, Sus scrofa, Lepus cf. medius, Cricetus frumentarius, Spermophilus citillus, Trogontherium Cuvieri (?), Ursus priscus, Meles cf. atavus, Foetorius putorius, Canis lupus, Canis Neschersensis, Canis vulpes, Hyaena cf. robusta, Felis catus atava (mit 3 Prämolaren im Unterkiefer), Felis lynx (?), Felis pardus, Felis leo und Machairodus moravicus[1]). Von den in den kalten Abschnitten der Eiszeit sonst so häufigen Steinböcken, Gemsen, Renntieren, Lemmingen, Schneehasen, Eisfüchsen und Vielfraßen wurde bezeichnenderweise bisher nichts gefunden. Daß sich unter den Mahlzeitresten keine menschlichen Knochen vorfanden, glaube ich dem Umstand zuschreiben zu können, daß die Menschenfresserei damals noch nicht üblich war. Sie hat sich meiner Ansicht nach erst später als religiöser Brauch entwickelt.

Unsere Arbeiten fanden durch ein Grabungsverbot des Mährischen Landesmuseums ein vorzeitiges Ende und werden von tschechischer Seite aus fortgesetzt.

Spuren der Anwesenheit des altdiluvialen Menschen finden sich nach J. Knies auch bei Przedmost, bei Stramberg (Certova díra) und bei Blattendorf (zwischen Weißkirchen und Neutitschein) (J. Knies, a. a. O. S. 93f.).

Auskunft über die spätere eiszeitliche Besiedelung Mährens geben außer der bereits erwähnten Schrift von J. Knies mein kurzer Überblick „Mähren zur Eiszeit" 1924, J. Bayers ausführliche Arbeit „Die ältere Steinzeit in den Sudetenländern", Sudeta 1925, S. 19ff. und H. Breuil, Notes de voyage paléolithique en Europe centrale, L'Anthropologie, 1924, S. 515ff., 1925, S. 271ff.

Neu ist der Nachweis der Mousterstufe in der Stierfelshöhle (Býcí skála) durch Grabungen von R. Czischek, F. Cupik und mir (K. Schirmeisen, Neue eiszeitliche Funde in der Stierfels- und in der Backofenhöhle, Zeitschr. d. Deutschen Vereins f. d. Geschichte Mährens und Schlesiens 1925, S. 70ff. und J. Bayer, Neue paläolithische Funde in mährischen Höhlen, „Die Eiszeit" 1924, S. 167f.), in der Drahtbindergrotte bei Kiritein durch Grabungen F. Czupiks, im „Schoppen" (Kulna) bei Sloup, in der Balzarhöhle, der Backofenhöhle und in Przedmost durch J. Knies.

Ein besonderes Interesse nimmt gegenwärtig die Frage nach dem Alter des berühmten Ochoser Unterkiefers in Anspruch. Er wurde bekanntlich 1905

[1]) Für freundliche Anteilnahme an der Bestimmung habe ich insbesondere Herrn Prof. Dr. Freudenberg zu danken.

von dem damaligen Studenten E. Kubaſek in der ſog. Schwedentiſchgrotte gefunden und von A. Rzehak als der eines Neandertalers beſtimmt. Auch gegenwärtig urteilt H. Dirchow (Zeitſchrift f. Ethnologie 1924, S. 197ff.) über dieſen Kiefer in demſelben Sinne wie Rzehak. J. Bayer (das jungpaläolithiſche Alter des Ochoskiefers, „Die Eiszeit" 1925, S. 35ff.) leugnet aber aus ſtratigraphiſchen Gründen das hohe Alter des Kiefers und möchte ihn trotz ſeiner altertümlichen Merkmale der Soluträ-, wenn nicht gar der Madeleineſtufe zuweiſen.

Der Kiefer hat übrigens ſeine beſondere Geſchichte. F. Kubaſek ſandte ihn 1912 nebſt anderen diluvialen Tierreſten dem Fabrikbeſitzer und Sammler Ing. E. W. Friedrich in Blaton (Belgien) ein und knüpfte mit ihm Verhandlungen bezüglich des Verkaufes an. Dieſe Verhandlungen zogen ſich aber in die Länge und wurden durch den Ausbruch des Krieges gänzlich unterbrochen. Kubaſek fand im Kriege den Tod. Aber auch Ing. Friedrich iſt kürzlich verſtorben [1]), ohne ſeinen Verpflichtungen den Erben Kubaſeks gegenüber nachgekommen zu ſein. Die Witwe Friedrichs ſoll nun, jedenfalls in Unkenntnis der Sachlage, den Kiefer an Prof. Dr. W. Freudenberg verkauft haben.

Die Klingenkultur des Jungpaläolithikums iſt in Mähren reich vertreten. Ihre älteſte Ausbildung zeigt ſie nach J. Bayer (das Aurignac-Alter der Artefakte und menſchlichen Skelettreſte aus der Fürſt-Johannes-Höhle bei Lautſch in Mähren, Mitt. d. Anthr. Geſ. Wien 1922, S. 173ff.) und J. Szombathy (Die diluvialen Menſchenreſte aus der Fürſt-Johannes-Höhle bei Lautſch in Mähren, „Die Eiszeit" 1925, S. 1ff.), deren Anſchauung ſich gegenwärtig auch H. Breuil und J. Knies anſchließen, in den Lautſcher Höhlenfunden. In dem Vorraum, hauptſächlich aber in der großen Halle der auch Bocková díra genannten Höhle war einer der größten Begräbnisplätze des Jungpaläolithikums.

Die jüngeren mähriſchen Funde der Klingenkultur teilt J. Knies (a. a. O. S. 104ff.) ihrem zeitlichen Auftreten nach in den Zeltſch-Ondratitzer, den echt Przedmoſter und den Pollau-Wiſternitzer Typ ein.

Zu dem erſten, dem älteſten rechnet er die kleineren Funde von Neudorf bei Kwaſſitz, von Rziczky, Urtſchitz (J. Skutil, Palaeolitická stanice na Golštýně u Určic, Niederlův sborník 1925, S. 194ff.), Dukowan, Schreibwald bei Brünn, Brodek, Diedit, Gerſpitz, Hodonitz, Huſſowitz, Jaromierzitz, Kobylnitz, Kolitſchin, Koſtele, Löſch, Lultſch, Morzitz, Znaim und Horakow.

Der Przedmoſter Typ zeigt den Höhepunkt der damaligen Entwicklung (vgl. dazu auch K. Abſolon, Předmoſt, eine Mammutjägerſtation in Mähren. In Klaatſch-Heilborn, „Der Werdegang der Menſchheit und die Entſtehung der Kultur 1918, S. 357ff. und H. Breuil, a. a. O. 1924, S. 516—546). Knies ſtellt unter den Steinwerkzeugfunden des bei Prerau gelegenen Pfarrdorfes Przedmoſt an 50 Formen feſt. Über die künſtleriſche Betätigung der dortigen Mammutjäger brauche ich mich hier wohl nicht weiter auszulaſſen. Neu iſt unter den Funden ein aus einem Mammutgelenkkopf hergeſtelltes Menſchenhaupt.

Derſelben Stufe gehören an:

Der bekannte Brünner Fund aus der Franz-Joſefſtraße (jetzt Franzöſiſche Straße) mit dem männlichen Idol und der Steinkeule, K. Czijſcheks Fund einer Lorbeerblattſpitze in der Backofenhöhle und unbedeutende Funde in der Stierfels- und Schipkahöhle, ſowie in der Certova díra bei Stramberg. Der dritten Stufe gehören nach Knies die in den letzten Jahren gemachten großartigen Funde bei Pollau-Wiſternitz in Südmähren an (vgl. K. Schirmeiſen, Drei mähriſche Vorgeſchichtsfunde, Zeitſchr. des Deutſchen Ver. f. d. Geſch. Mähr. u. Schl. 1924,

[1]) Vgl. Mannus Ergänzungsband IV, S. 36.

S. 107 ff., und J. Bayer, Eine Mammutjägerstation im Löß bei Pollau in Südmähren, „Die Eiszeit" 1924, S. 81 ff.). Die Grabungen wurden hier durch J. Matzura, K. Jüttner, H. Freising, R. Czischek und mich eingeleitet und 1924—25 im Auftrage des Landesmuseums von K. Absolon, J. Knies und V. Capek systematisch weitergeführt. Die bereits an zahlreichen Fundstellen aufgeschlossenen Kulturschichten haben eine ganz gewaltige Ausdehnung und treten bald oberflächlich, bald in einer Tiefe bis zu 5 m auf. Die Feuerstellen enthalten hauptsächlich Knochenreste einer bereits recht arktischen Tierwelt, so z. B. des Lemmings, des Vielfraßes, des Eisfuchses, des Schneehasen und der Schneeeule, weisen also auf ein Klima hin, das anscheinend nicht mehr dem der Aurignaczeit entspricht. Einzelnen Funden von angebrannten menschlichen Knochen nach haben die Pollauer diluvialen Jäger auch der Menschenfresserei gehuldigt.

Die Steinwerkzeuge sind denen von Przedmost ähnlich, aber nicht von der gleichen Vollkommenheit und lassen nach Knies einen gewissen Verfall der Technik erkennen. Es fehlen bisher auch eine ganze Reihe von Przedmoster Typen, wie z. B. Pfriemen, Bohrer, Blattspitzen usw. Am häufigsten finden sich flache Klingen, abgerundete Kratzer, Doppel- und Stielkratzer, und dünne Spitzen. Am interessantesten ist aber das Vorkommen von kleinen Sägen, die Knies als Miniaturharpunen auffaßt. Diese Sägezähnelung, die im allgemeinen erst im Magdalénien auftritt, weisen gelegentlich auch die Klingen und Kratzer auf. Daneben finden sich Ahlen, Glätter, Keulen usw. aus Knochen, Mammutrippen, Renntiergeweih und Elfenbein, teils geschliffen, teils mit Linien und geometrischen Ornamenten verziert.

Eine ganz besondere Überraschung boten aber die Funde von Kunstwerken aus gebranntem Ton. Die ersten hat H. Freising gemacht: ein Mammutkälbchen von 2,6 cm Länge, 1,1 cm Breite und 2,1 cm Höhe, der Kopf durch beiderseits des Vorderrumpfes herablaufende Kerbeinschnitte abgegrenzt, der Rüssel bloß angedeutet oder vielleicht abgebrochen, die plumpen Beine einzeln gut herausgearbeitet; und ein zapfenförmiger Gegenstand, dessen Bedeutung schwer zu ermitteln ist, den ich aber trotz der Einwendungen J. Bayers auch jetzt noch für die Nachbildung eines im Jurakalk der Pollauer Berge nicht selten vorkommenden fossilen Seeigelstachels (Cidaris conoidea) halte, da solche Stacheln seit uralten Zeiten als glückbringend verehrt wurden. Bei den systematisch durchgeführten Grabungen fanden sich ferner ein vorzüglich gearbeitetes Bärentöpfchen und verschiedene menschliche Gliedmaßen usw., so eine Hand mit geballter Faust, ein Fuß, ein Torso und ein Kopf. Dem Kustos am Landesmuseum, Dr. Zd. Jaros, glückte es schließlich, ein etwa 12 cm hohes Figürchen einer nackten Frauengestalt, einer „Venus", aufzufinden, die in bezug auf Körperhaltung, Größe der birnförmigen Brüste, Geschlossenheit der Beine usw. durchaus mit dem üblichen Schema der Figürchen von Lespugues, Mentone, Willendorf, Kostienki usw. übereinstimmt. Sie stellt nicht ein „gemästetes" Weib dar, sondern ist in normalen Formen gehalten. Dem Umstande, daß das stark mit Asche verkrustete Idol mitten in einer Herdanlage gefunden wurde, schreibe ich (vgl. meinen Aufsatz „Die vorgeschichtliche nackte Göttin", Brünner „Tagesbote" Nr. 458 v. 16. 10. 1925) insofern eine gewisse Wichtigkeit zu, weil verschiedene uralte Sagen und Bräuche von einer geschlechtlichen Beziehung des Weibes zu einem in der Herdflamme hausenden Dämon berichten. Wir könnten es hier also möglicherweise mit einem Herdopfer zu tun haben, das dann allmählich zur Erfindung der Keramik führt.

Sehr bemerkenswert ist neben dem Vorkommen von als Schmuck verwendeten tertiären Muscheln und von durchbohrten Zähnen auch das von Farbenreibsteinen. Ein von K. Absolon gefundener menschlicher Schädel zeigt zwar noch deutlich

ausgebildete Überaugenwülste, ist aber nicht mehr ausgesprochen langköpfig und verbreitert sich nach hinten.

Der Pollau-Wisternitzer Kultur zählt Knies auch die in Pollau selbst und die in dem benachbarten Klentnitz gemachten Funde zu und spricht die Vermutung aus, daß auch die Vorkommnisse von Bohonitz, Joslowitz, Klobouczky, Neudorf bei Eibenschitz, Znaim, Schattau und Zdanitz hier einzureihen wären.

Besonders reichlich ist in Mähren das Magdalénien vertreten. Das ältere Material ist aus der Übersicht H. Obermaiers in „Der Mensch der Vorzeit" S. 303ff. bekannt (vgl. auch „Böhmen-Mähren" in Max Eberts „Reallexikon der Vorgeschichte"). Knies zählt gegenwärtig 23 Fundstellen auf, die der Madeleinestufe angehörige Reste enthalten. Von neueren interessanten Funden wären zu erwähnen mit Ritzlinien versehene Grauwackengeschiebe aus der Stierfelshöhle (S. Czupik), von denen eines meiner Ansicht nach eine Fischzeichnung aufweist, und das Bruchstück eines aus Rengeweih geschnitzten Stäbchens aus der Backofenhöhle (S. Czupik), auf dem drei Schrägkreuze ziemlich tief eingegraben sind. Diese Schrägkreuze stellen hier wohl Eigentumsmarken dar, sind aber jedenfalls auch schon als Vorläufer der späteren N-Rune aufzufassen (vgl. K. Schirmeisen, Neue eiszeitliche Funde in der Stierfels- und in der Backofenhöhle, a. a. O.). In letzter Zeit hat R. Czischek im Auftrage des Landesmuseums in der Backofenhöhle weitere erfolgreiche Grabungen durchgeführt, deren Ergebnisse derzeit noch nicht verarbeitet worden sind.

Steinzeitliche Siedelungen im Kreise Liebenwerda.

Von Albert Voegler, Lehrer, Herzberg a. E.

Mit 98 Textabbildungen.

Seit zwanzig Jahren habe ich den steinzeitlichen Siedelungen der Kreise Liebenwerda und Schweinitz (Regierungsbezirk Merseburg), soweit sie im Flußgebiet der Schwarzen Elster gelegen sind, besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Wertvolle Dienste hat mir dabei das Studium der Meßtischblätter geleistet; oftmals gelang es, einen Wohnplatz schon im voraus festzulegen. Im Laufe der Zeit sind nachstehende Siedelungen untersucht worden:

1. Prieschka.
2. Zeischa.
3. Oschätzchen.
4. Würdenhain.
5. Winkel.

Wenn ich den dem Kreise Liebenwerda entstammenden Fundstoff nunmehr veröffentliche, so möchte ich doch den Fundplatz von Prieschka einer späteren Arbeit vorbehalten, weil die vorgeschichtliche Besiedelung dieses Ortes eine zusammenhängende Darstellung verdient; läßt sie sich doch im Neolithikum, durch die Perioden III—VI der illyrischen Kultur und dann wieder in der späten Kaiserzeit verfolgen. (Vgl. kaiserzeitliche Gräberfunde von Prieschka. Präh. Zeitschr. Bd. 4).

1. Zeischa.

Dicht vor dem Dorfe zieht sich die nach Haida—Biehla—Elsterwerda führende Kreisstraße am Rande des alten Elsterbettes hin, das den Flurnamen „Lug" trägt. Hier finden wir alte gewundene Wasserläufe, die im Verein mit den Wiesenflächen den Verlauf des Flusses vor seiner in den Jahren 1852—62 durchgeführten Regulierung erkennen lassen. Die niedrigen, nach Osten zu sanft ansteigenden Uferborde bestehen aus leichten diluvialen Sanden. Der geringen Ertragfähigkeit halber liegen sie als Ödland brach oder werden als Sandgruben benutzt, in neuerer Zeit auch aufgeforstet. Als ich in den Osterferien 1908 mit dem im Kreise als Sammler bekannten Kantor Richter aus Wahrenbrück die Gegend durchwanderte, machte er mich auf einige Silexlamellen aufmerksam und riet mir, den Hang sorgfältig abzusuchen. In den Jahren 1908—1912 habe ich immer wieder meine Schritte hierher gelenkt und etwa 300 Oberflächenfunde gesammelt, die unwiderleglich den Beweis erbringen, daß auf dem Ufersande in unmittelbarer Nähe des Wassers Steinzeitleute siedelten und hier ihre Werkzeuge herstellten. Aus der Fülle der

Funde kann ich nur eine Auswahl — dieſe in natürlicher Größe — abbilden, aber ſie wird genügen, uns über die Einreihung der Kulturhinterlaſſenſchaft in die bereits erkannten Gruppen ſchlüſſig zu werden.

Das Material

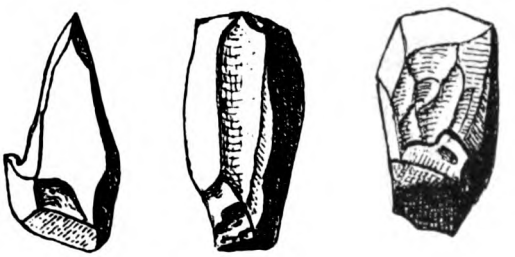
iſt durchweg Feuerſtein von weißer, grauer bis ſchwarzer Farbe. Die Knollen haben die Leute wohl auf den oſtwärts gelegenen Höhen geſammelt, die heute das Zeiſchaer Hartſteinwerk in Betrieb genommen hat; denn dort finden ſie ſich — von den Gletſchern der Eiszeit hierher verfrachtet — in genügender Zahl.

Auf dem Wohnplatz fanden ſich vier Steinkerne, eine verhältnismäßig kleine Anzahl, aber man muß bedenken, daß meine Unterſuchung erſt einſetzte, als der größte Teil des Geländes bereits aufgeforſtet war.

Die ſchneidenden Werkzeuge.

Abb. 1. Meißelförmiges Beilchen in drei Anſichten. Der auf der linken Seite befindliche Vorſprung hätte mit Leichtigkeit weggeſchlagen werden können, er muß alſo einem beſtimmten Zweck gedient haben.

Den Hauptteil der Funde bilden die Klingen, die in allen Größen vorliegen.



1.

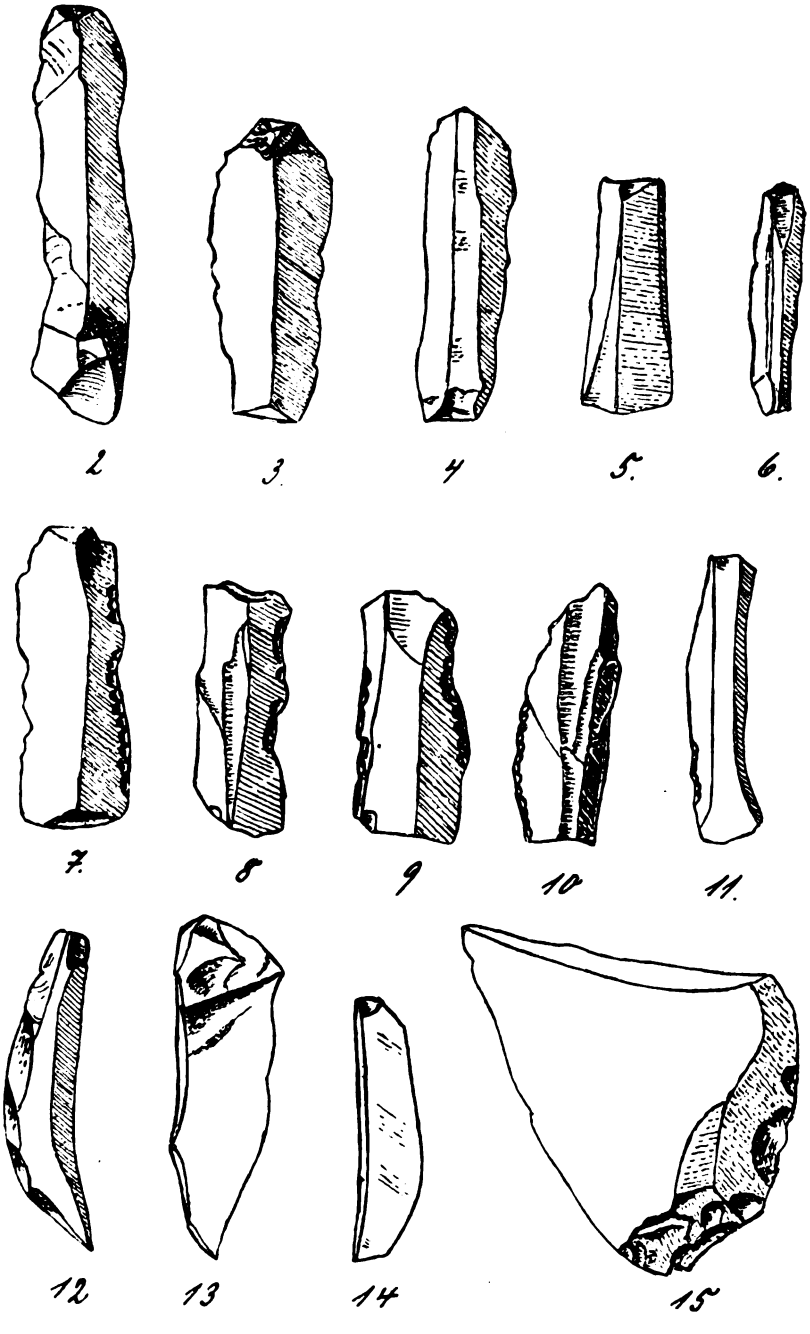
Abb. 2—6. Einfache Klingen, von denen Abb. 3 ſich durch ſtarke Gebrauchsretuſche auszeichnet.

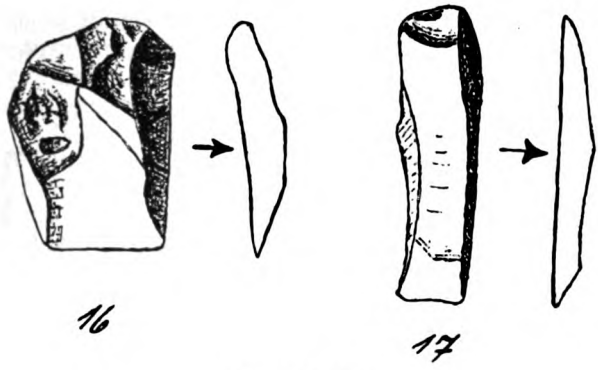
Abb. 7—11. Klingen mit teilweiſe retuſchierter Schneide.

Abb. 12—14. Meſſer mit abſichtlich geſchlagenem breiten Rücken, der bei Abb. 12 durch ſorgfältige Dengelung, bei Abb. 13 mehr durch gröbere Bearbeitung hergeſtellt iſt. Die Art der Führung läßt ſich an dem letztgenannten Meſſer deutlich erkennen. Der ausgeſtreckte Zeigefinger der rechten Hand ruhte auf dem vorderen Teil des Rückens, während der Daumen eine durch Zweckmäßigkeitsretuſche geſchaffene Stützfläche am ſeitlichen hinteren Ende fand. Das zierliche Meſſer Abb. 12 iſt zum Einſetzen in einen Griff hergerichtet; darauf deutet die links oben ſichtbare Einkerbung hin, während die auf der rechten Seite dicht neben der ſtarken Baſisretuſche befindliche Kerbe auf der Zeichnung nicht deutlich hervortritt.

Ein ganz eigenartiges Schneidewerkzeug zeigt Abb. 15, das nach denſelben Grundſätzen wie die einſchneidigen Meſſer hergeſtellt iſt. Die Akkommodationsfläche für den Zeigefinger bildet die breite obere Kante, der Daumen ruht auf der durch kräftige Retuſche geſchaffenen Baſis. Die Schneide iſt noch heute haarſcharf. Dasſelbe Meſſer iſt mir auf einem ſpäter zu beſprechenden Fundplatz im Kreiſe Schweinitz begegnet.

Abb. 16—17. Spanſpalter.

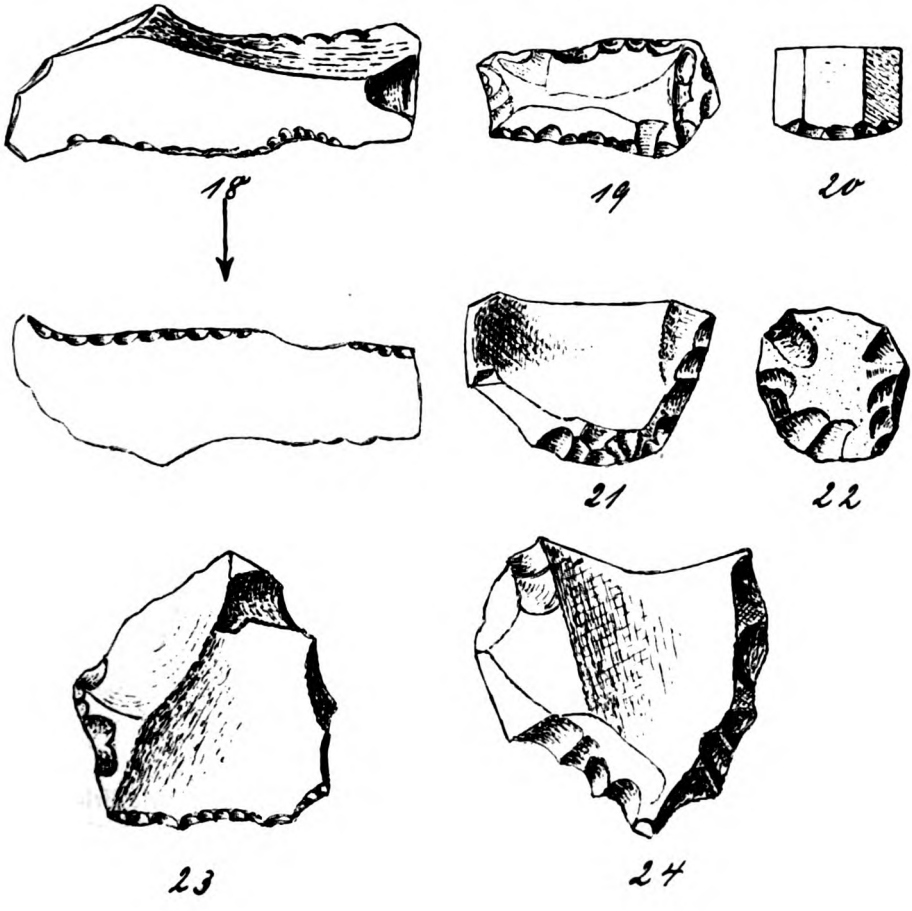

2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.



16 17

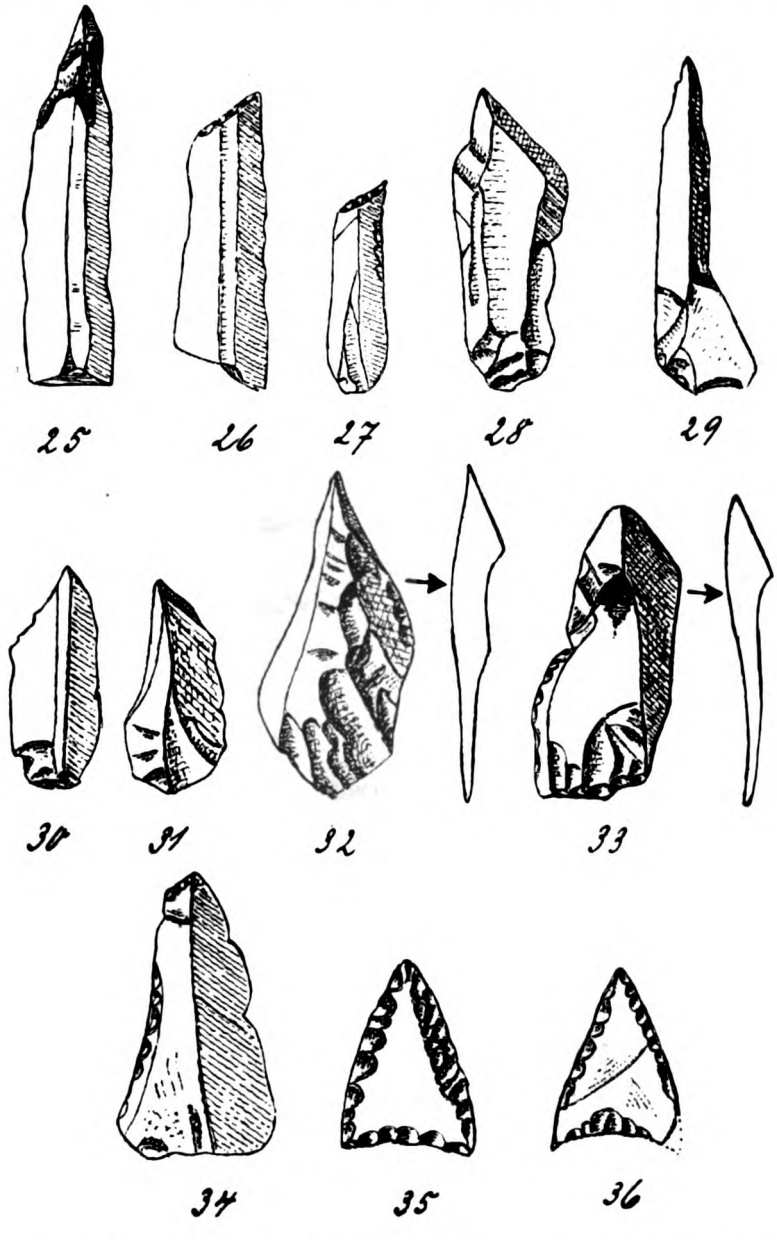
Die Schaber.

Ähnlich wie die letzten Formen der Meſſer iſt auch der Klingenſchaber Abb 18 gearbeitet. Der vordere Rücken iſt ſorgfältig gedengelt, für den Daumen wieder am hinteren Teil der Klinge eine Unterſtützungsfläche geſchaffen worden. Gearbeitet wurde größtenteils mit der ſauber retuſchierten Nutzbucht. Nimmt man



18 19 20 21 22 23 24

den Schaber in die linke Hand, die Unterſeite nach oben gekehrt, ſo ſchmiegt ſich der gekrümmte Zeigefinger in die Höhlung des Rückenteils, während der Daumen

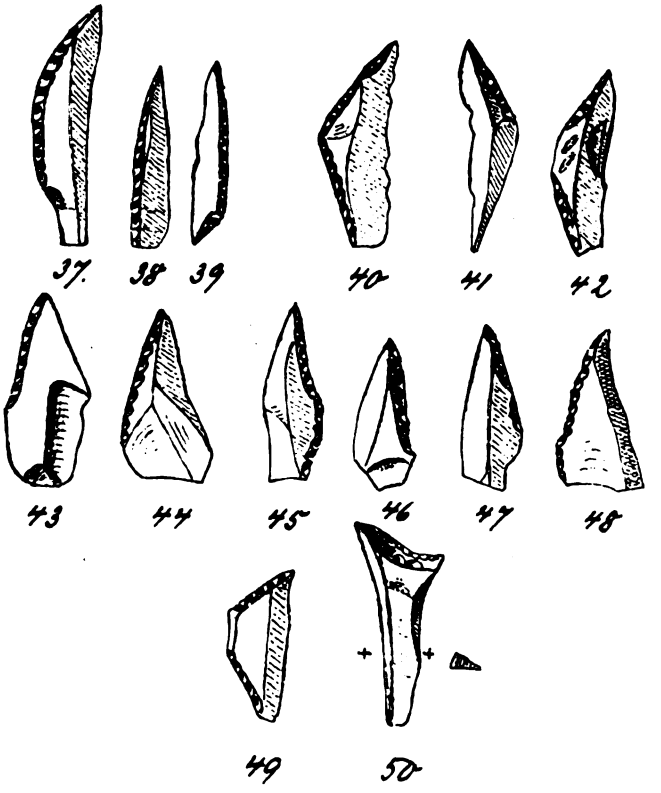


der ganzen Fläche aufliegt. Wie die Retuſche deutlich zeigt, ſind für die Arbeit der vordere und hintere Teil der Klinge beſtimmt.

Abb. 19. Auf beiden Längs- und der vorderen Querkante retuſchierter Rechteck-

schaber, der zum Einsetzen in einen Griff hergerichtet ist. Die breite Griffangel verläuft bogenförmig. Auf der Unterseite ist der Bulbus entfernt worden.

Abb 20 Grifffschaber
Abb. 21. Rundschaber.
Abb. 22. Diskusschaber mit kräftiger Schlagzwiebel.
Abb. 23. Trapezförmiger Schaber mit retuschierter Grundkante.
Abb. 24. Trapezoidförmiger kräftiger Kratzer.



Die Stichel.

sind in zwei Ausführungen vertreten: Geradstichel (Abb. 25) und Eckstichel (Abb. 26 bis 27).

Zu den bemerkenswertesten Stücken, die dieser Fundplatz geliefert hat, gehören

die Pfeilspitzen.

Abb. 28. Breite, blattförmige Pfeilspitze mit Basisretusche, scharfschneidenden Rändern und zwei Einkerbungen.

Abb. 29. Spanpfeil mit breiter Einsatzzunge. Bulbus weggesprengt.

Abb. 30. Große, geometrische Spitze mit Schaftzunge. Die senkrecht verlaufende linke Kante ist von der Unterseite her durch einen einzigen Abspliß in ihrer ganzen Länge geschärft.

Abb. 31. Dreieckige Spitze mit Basisretusche.

Eine raffiniert gearbeitete Pfeilſpitze mit kräftigem Widerhaken, der aus der Fläche herausgearbeitet iſt, zeigt Abb. 32.

Dieſelbe dreieckige Form in gleicher Ausführung tritt uns in Abb. 33 entgegen, nur daß hier ein zweiter Widerhaken auf der linken Seite erſcheint.

Die nächſte Form (Abb. 34) zeigt das langgezogene gleichſchenklige Dreieck mit retuſchierter linker Schneide und zwei rechts befindlichen Kerben.

Abb. 35—36. Pfeilſpitzen von kurzer gleichſchenkliger Dreieckform mit eingezogener Baſis, die wie die Seitenränder retuſchiert iſt. Retuſche auch auf der Unterſeite.

Den Schluß mögen die — freilich älteren — geometriſchen Einſatzſpitzen bilden.

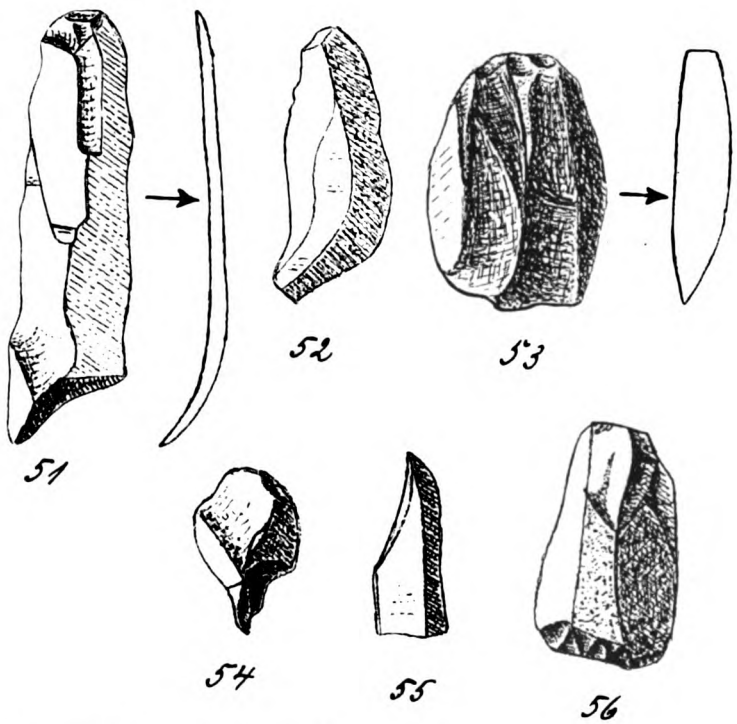


Abb. 37. Segment mit Schaftzunge.
Abb. 38—39. Lanzetten.
Abb. 40—42. Stumpfwinklige Dreiecke.
Abb. 43—48. Langgeſtreckte Dreiecke.
Abb. 49. Trapezförmige Einſatzſpitze.
Abb. 50. Eigenartige querſchneidige Pfeilſpitze mit ganz zart ausgeführter Retuſchierung und langer Schaftzunge.

Abfälle der Werkzeugbearbeitung waren auf dem Wohnplatz reichlich vertreten.

2. Oſchätzchen.

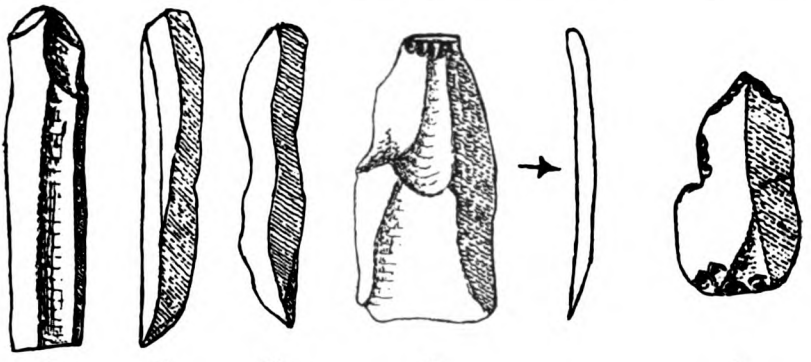
Weſtlich vom Dorfe, hart am Rande des ſumpfigen Zigram, der den Burgwall von Coſilenzien birgt, zieht ſich ein wallartiger, langgeſtreckter Rücken, der „Oſch“,

hin, der heute mit Kiefernwald beſtanden iſt. An ſeinem Fuße wurde eine Anzahl von Silexgeräten aufgeleſen.

Abb. 51—52. Klingen.
Abb. 53. Meißelförmiger Hobel.
Abb. 54. Bohrer.
Abb. 55. Stichel mit ſeitlich gerichteter Spitze.
Abb. 56. Schaber mit retuſchierter Grundkante.
Dazu treten noch ein Nukleus und mehrere Abfallſplitter.

3. Würdenhain.

Zwiſchen dem Flußbett der Elſter—Röder und dem ſüdlich davon gelegenen Oppach erhebt ſich eine niedrige ſandige Bodenwelle, die zum größten Teil aufgeforſtet iſt, zwiſchen den einzelnen Waldparzellen jedoch kahle oder mit dürftigem Graſe bewachſene Ödländereien aufweiſt. Auf dieſer in der Vorzeit von zwei Seiten



57 58 59 60 61

vom Waſſer umgebenen Landzunge hat eine Siedelung beſtanden, die mehrere charakteriſtiſche Funde geliefert hat.

Eine dreieckige Einſatzſpitze iſt leider verloren gegangen.

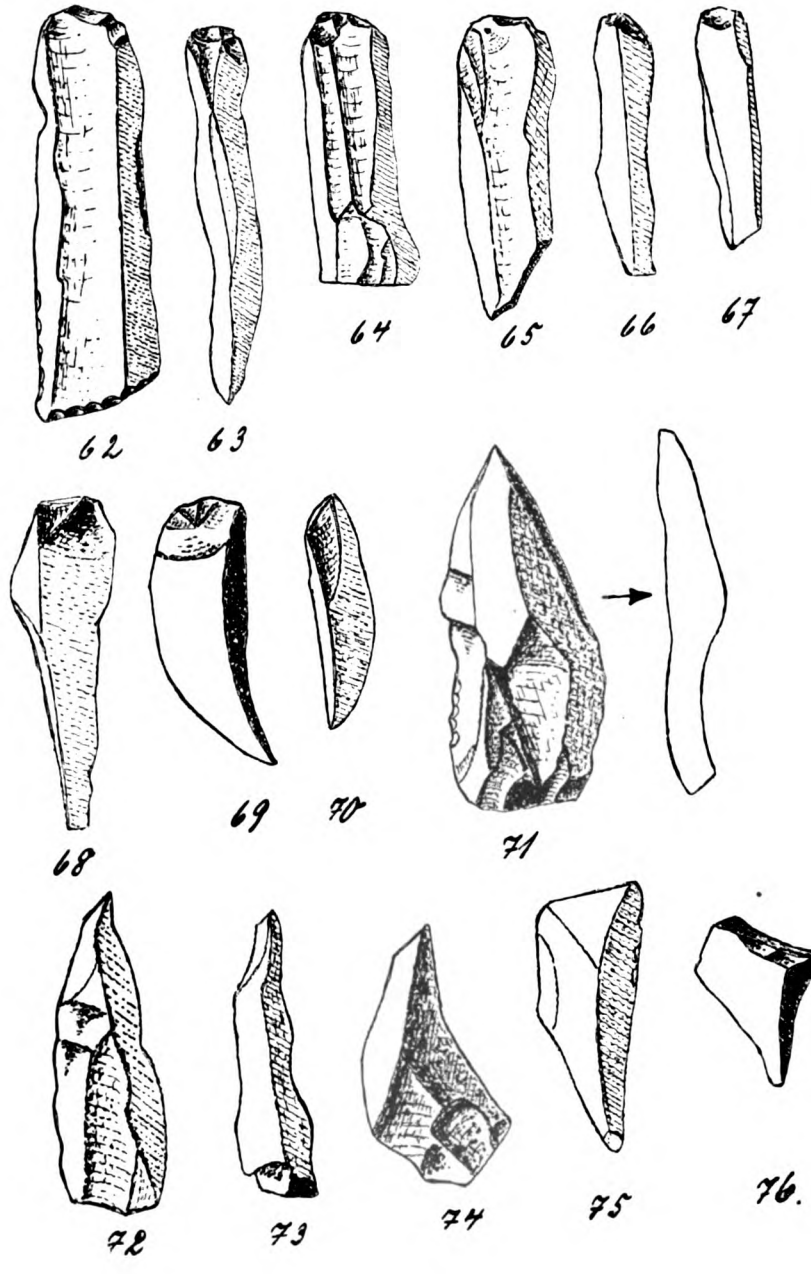
Abb. 57 und 59. Silexklingen.
Abb. 58. Klinge aus rötlichem Quarzit.
Abb. 60. Breiter Spanſpalter.
Abb. 61. Pfeilſpitze mit retuſchierter Spitze und kräftiger Einkerbung an der linken Seite.

Außerdem eine nicht abgebildete dreieckige Pfeilſpitze mit herausgearbeitetem Widerhaken an der rechten Seite und retuſchierten Rändern.

4. Winkel.

Die Schwarze Elſter erhält zwiſchen Liebenwerda und Wahrenbrück einen Nebenfluß, die ſog. „Kleine Elſter". Die tiefliegenden Wieſen werden von ſandigen Ländereien überragt, die ſehr ergiebige Fundplätze von Silexgeräten darſtellten. Der — inzwiſchen verſtorbene — Kantor Richter aus Wahrenbrück hat jahrelang dieſe Fundſtellen abgeſucht und eine umfangreiche Sammlung zuſammengetragen. Da mir dieſe Sammlung nicht zugänglich iſt, kann ich nur das Material in Betracht ziehen, das ich bei meinen wiederholten Beſuchen ſelber gefunden habe. Es ſind

annähernd einhundert Stücke, darunter drei Nuclei. Heute sind die örtlichen Verhältnisse auf dem Gebiet der ehemaligen großen Siedelung ganz andere geworden, wie ich nach elfjähriger Pause im Herbst 1923 feststellen mußte. Junger Baumwuchs strebt lebenskräftig in die Höhe, und die ehemaligen Sandblößen sind mit



Gras und Renntierflechte überzogen. Alles, was der Sand noch an uralter Kulturhinterlaſſenſchaft birgt, iſt auf Menſchenalter hinaus dem Auge entzogen.

Abb. 62. Klingenſchaber.

Abb. 63—67. Klingen.

Abb. 68—70. Meſſer, Abb. 70 aus rötlichem Quarzit.

Abb. 71 ſtellt ein Univerſalwerkzeug zum Stechen, Bohren und Schneiden dar. Durch einen derben Abſchlag iſt eine Akkommodationsfläche für den Daumen geſchaffen worden.

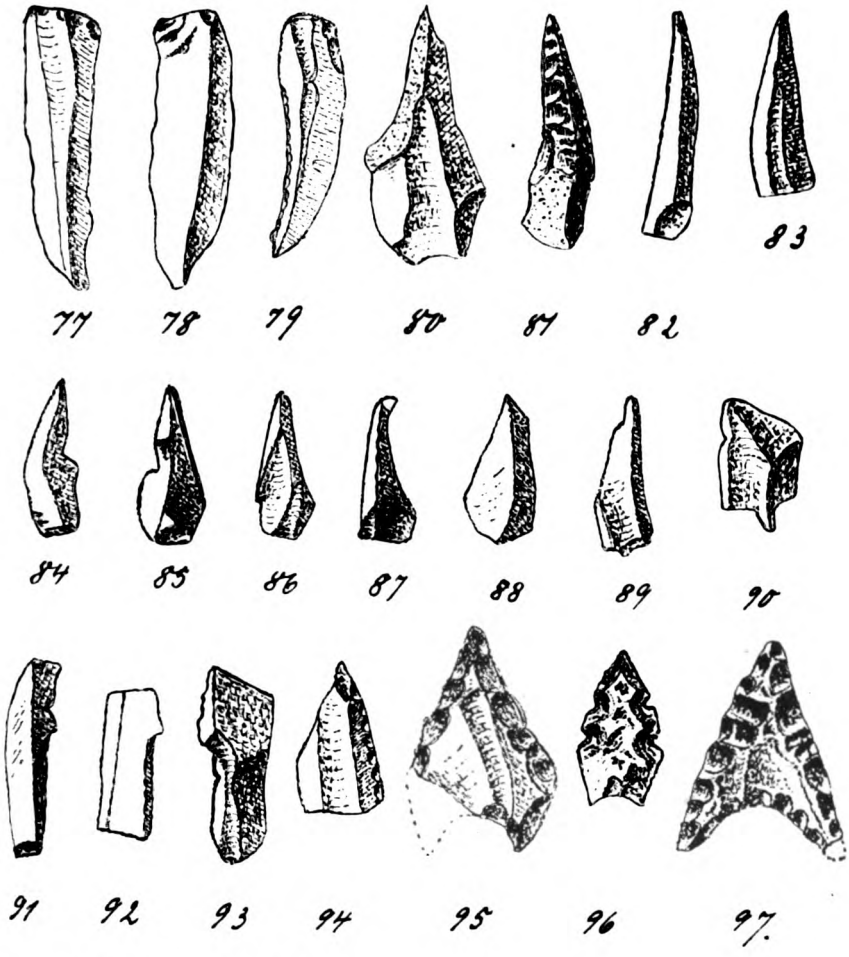


Abb. 72—74. Stichel.

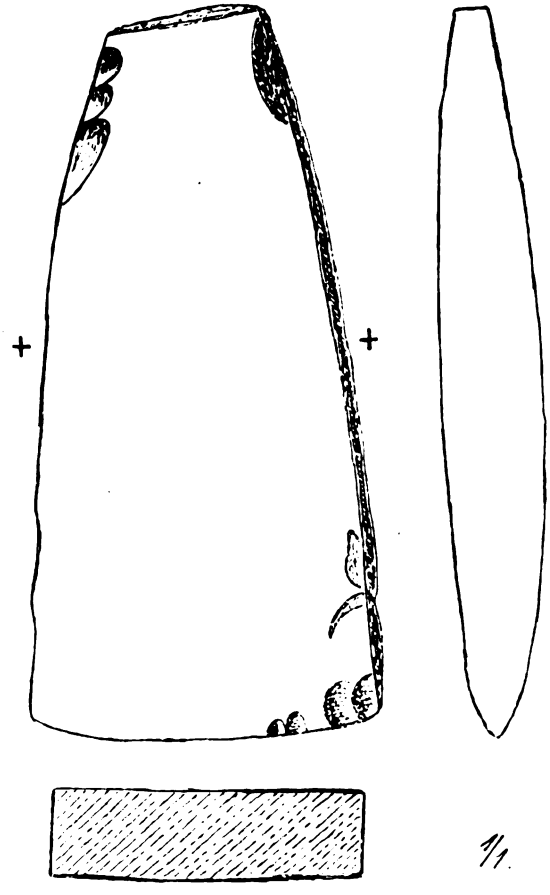
Abb. 75—76. Bohrer.

Die Abb. 77—93 zeigen ſauber geſchlagene kleine Klingen und Spitzen. Abb. 80 kann als Pfeilſpitze, 81 als Bohrer verwendet worden ſein. Aber die Verwendung der kleinſten Geräte iſt man lediglich auf Vermutungen angewieſen. Sie können zum Teil als Einſätze für Harpunen in Gebrauch geweſen ſein, die unmittelbare Nähe der gewiß fiſchreichen Gewäſſer läßt dieſe Deutung möglich erſcheinen. Andere

dieſer zarten Geräte ſcheinen mir zur Ausführung von kleinen Operationen, Tätowierungen u. dgl. geeignet zu ſein. Ganz beſonders möchte ich auf die eigenartigen Formen hinweiſen, wie ſie die Abb. 90—93 vorführen.

Abb. 94. Dreieckige Einſatzſpitze.

Abb. 95—97. Formvollendete Pfeilſpitzen in prächtigſter Ausführung, dabei Abb. 96 mit vier tiefen gegenſtändigen Kerben.



98.

Beſprechung.

Alle Siedelungen ſind offene Wohnplätze und daher iſt es kein Wunder, wenn uralte und jüngere bis jüngſte Kulturreſte ſich nebeneinander vorfinden. Unverzierte Scherben wurden in ganz geringer Zahl auf dem Fundplatze bei Winkel beobachtet, und zwar gehörten ſie nach Farbe, Zuſammenſetzung und Brand der illyriſchen groben Gebrauchsware an. Geſchliffene Werkzeuge oder Teile von ſolchen ſind auf keinem der Wohnplätze gefunden worden. Ein Teil der Zeiſchaer

Funde trägt unzweifelhaft frühneolithischen Charakter. Dahin gehören die geometrischen Einsatzspitzen, die Messer, das meißelförmige Beil, die Spanspalter, die im Gegensatz zum Langenberg bei Harsleben (Schirwitz, „Frühneolithische Funde aus dem nordöstlichen Harzvorlande", Mannus Bd. 15, S. 34) ohne Retusche auftreten, ferner Klingen-, Griff-, Rund- und Diskusschaber und die Eckstichel. Die Messer, Klingen- und Diskusschaber rechnet Sarauw („Maglemose", Pr. Z. Bd. 6, S. 5 u. 6) zum Mesolithikum, während Adrian („Eine mesolithische Siedelung bei Bielefeld", Mannus Bd. 17, S. 280) dieselben Messer abbildet und sowohl die Eckstichel als auch die Beilchen und Meißel als Übergang zu jüngeren Formen ansieht (a. a. O. S. 282). Die längsschneidigen Pfeilspitzen (Sarauw a. a. O. S. 6 u. f.) sind in mehreren typischen Formen vertreten: Segment, Lanzette, Dreieck und Trapez. Die querschneidige Pfeilspitze halte ich für neolithisch, desgleichen die Pfeilspitzen Abb. 28—36. Dabei ist zu bemerken, daß die Retusche bei Abb. 35 und 36 sich nur auf die Ränder beschränkt, Anfänge der Flächenretusche verraten die Pfeilspitzen Abb. 32 und 33, während die vollendete Flächenretusche den Zeischaer Stücken durchaus fremd ist. Aus den angeführten Gründen glaube ich, daß der Wohnplatz von Zeischa sowohl im Mesolithikum als auch im Anfang des Neolithikums besiedelt gewesen ist. Die dreieckige Einsatzspitze von Würdenhain ist sicher mesolithisch, die beiden anderen Pfeilspitzen halte ich dagegen für neolithisch. Es würden mithin für Würdenhain dieselben Besiedelungsepochen wie für Zeischa in Frage kommen. Oschätzchen hat ebenfalls nur wenige Funde geliefert, darunter einen meißelförmigen Hobel, den Adrian als typisches Gerät des Mesolithikums ansieht.

Was die Siedelung von Winkel anbelangt, so bedaure ich lebhaft, daß nicht mehr Material zur Beurteilung vorliegt, aber immerhin sind doch Anhaltspunkte vorhanden, die zu einer zeitlichen Festlegung derselben genügen müssen. Von geometrischen Einsatzspitzen ist nur eine einzige von mir gefunden worden, sie entspricht den Zeischaer Stücken (Abb. 44 u. 48). Die Messer liegen in drei Stücken vor, auch der Klingenschaber und die Eckstichel sind vertreten. Das Fehlen der anderen Gerätetypen ist wohl lediglich Zufall, weil die meisten Fundstücke bereits abgesucht waren. Demnach könnte die Siedelung von Winkel sehr wohl ins Mesolithikum gehören. Die Pfeilspitzen Abb. 95—97 zeigen indessen sowohl in der Formengebung als auch in der Behandlung der Retusche, daß diese Wohnstelle viel weiter ins Neolithikum hineinreicht als Zeischa. Daß das späte Neolithikum dem Kreise Liebenwerda nicht ganz fremd ist, bezeugen mehrere Einzelfunde, besonders — und insofern will ich meiner Veröffentlichung über die vorgeschichtliche Besiedelung des Dorfes Prieschka vorgreifen — die beiden dort gefundenen Gefäße: Schnurbecher und Amphore (Staatl. Museen Berlin). Ein weiterer Fund stammt aus Reichenhain, 2 Kilometer südlich von Prieschka. Dort fand vor 20 Jahren der Landwirt Weiland beim Kiesgraben einen in meinem Besitz befindlichen geschliffenen schlanken Keil von rötlichgelbem Silex (Abb. 98). Scherben von Kugelflaschen aus Übigau befinden sich im Museum Halle. Kossinna („Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" S. 40, Abb. 110) bildet einen bei Hohenleipisch gefundenen vielkantigen Hammer der schnurkeramischen Kultur ab (Germ. Museum, Nürnberg, Katalog Nr. 4753).

Frühneolithische Flammenmergelartefakte, gefunden bei Bielefeld.

Von Walther Adrian, Bielefeld.

Mit 8 Abbildungen.

Die steinzeitlichen Siedelungen am Teutoburger Walde sind gekennzeichnet durch den Mangel an geeigneten Rohmaterialien zur Herstellung der lebensnotwendigen Geräte. Die Technik, den Stein zu bearbeiten, konnte sich nicht so frei entfalten, wie beispielsweise in den paläolithischen Wohnstätten Südwestfrankreichs oder den neolithischen im Norden Deutschlands, deren Funde besagen, daß Feuerstein in jeder gewünschten Menge vorhanden war. Feuerstein und harte Erstarrungsgesteine liegen hier nur in den glazialen Geschieben und sind auf dem langen Gletscherwege auseinandergesprengt, zerschliffen und stark zerkleinert. Die Gerätformen mußten sich nach diesen geringen Materialmengen richten. Die Folge davon war eine allgemeine Mikrolithik, welche die Geräte aller hiesigen steinzeitlichen Kulturen mehr oder weniger klar auszeichnet. Sie wirkte sich nicht nur auf die Pfeilspitzen, Widerhaken usw., sondern auch auf die gewöhnlich größeren Geräte und Kernsteine aus. Trotzdem haben die verschiedenen Kulturen ihre Eigenart auch den winzigen Steinen aufgeprägt, kleine Merkmale, die dazu beitragen können, die Funde bestimmten Zeiten zuzuweisen. Absolute Schlüsse sind kaum möglich, da die auf typologischem Wege gewonnenen, unsicheren Ergebnisse nirgends eine Bestätigung finden. Stratigraphische Feststellungen konnten bisher nicht gemacht werden, da die Funde ausnahmslos an der Oberfläche lagen. Die hier beschriebene Fundstelle zeigt, wie der Neolithiker in Ermangelung des Feuersteins gezwungen ist, andere, kaum brauchbare Materialien, Sand- und Kalksteine, oder wie hier, Flammenmergel zu verwenden.

Die Fundstelle liegt am Südabhange der Hünenburg in einer Höhe von 175 m ü. M., nordwestlich von der durch ihr umfangreiches und mannigfaltiges Fundmaterial bekannten Siedlung am Blömkeberge bei Bielefeld (Abb. 1). Sie wurde von Bewohnern dieser gegründet, zu welcher Annahme mich die vollkommen gleichen Feuersteingeräte der beiden Siedlungen führten. Die Kratzer und am deutlichsten einige größere Abschläge zeigen ausgesprochenen Blömkebergcharakter, so daß sie nur vom Blömkeberg nach hier gelangt sein können (vgl. Abb. 2). Ein ähnliches Verschleppen von Geräten konnte ich in einer anderen Siedelung in Bielefeld nachweisen, in welcher sich die Blömkebergartefakte klar von der großen Zahl der übrigen Werkzeuge abhoben, was meine oben gesagte Ansicht bestätigt. Gleichzeitig zeugt diese Tatsache von starker Bevölkerungszunahme und Abwanderung, die großenteils

auch auf der Ausdehnungskraft der drei Siedelungsmittelpunkte beruht, aus denen nach und nach ſämtliche Niederlaſſungen am Teutoburger Walde hervorgegangen zu ſein ſcheinen.

Die wenigen Feuerſteingeräte vermögen ein klares Bild von dem Alter der Siedelung nicht zu geben; mit ziemlicher Beſtimmtheit darf man aber annehmen, daß ſie dem Tardenoiſien oder dem eigentlichen Meſolithikum nicht angehören,

Abb. 1. Lageplan der Siedelungen am Südabhange der Hünenburg und am Blömkeberge. (Ausſchnitt aus Meßtiſchblatt Halle i. W. M. 1:25000.)

da bisher noch kein typiſcher Mikrolith gefunden iſt. Abb. 2, Nr. 1 und 2 zeigen beilförmige, allſeitig bearbeitete Kratzer, die ich nicht für meſolithiſch halte, ſondern zum Frühneolithikum rechnen möchte; ebenſo die anderen Werkzeuge; Nr. 3 iſt ein charakteriſtiſcher, meißelförmiger Hobelkratzer mit Schutzretuſchen (links) und Formretuſchen (rechts), Nr. 4 ein mit ſchönen Flächenretuſchen auf der Ober- und Unterſeite bearbeiteter Schaber, 5 und 6 zerbrochene Klingenkratzer und 7 ein Rundſchaber.

Mit dieſen Geräten iſt bis auf einige atypiſche Schaber das Silexwerkzeugmaterial erſchöpft, wenn nicht neue Funde das Verhältnis dieſer wenigen zu der großen Maſſe der Mergelwerkzeuge ändern, was nicht zu erwarten iſt.

In den jungdiluvialen und alluvialen äoliſchen Anſchüttungen, auf denen die Siedelung liegt, war kein Feuerſtein zu finden. Sämtliche hier gefundenen Silexe, mit Ausnahme einiger kleiner Splitter, ſtellen fertige Geräte dar. Von einer Werkſtätte für Feuerſteingeräte kann demnach nicht die Rede ſein. Allein die geſchützte Lage am Fuße des Berges auf ſanft geneigtem Sandplateau und ein auf dem Siedelungsgebiete entſpringendes Bächlein werden den Neolithiker veranlaßt haben, ſich trotz des Feuerſteinmangels hier niederzulaſſen. Lange Zeit werden die wenigen

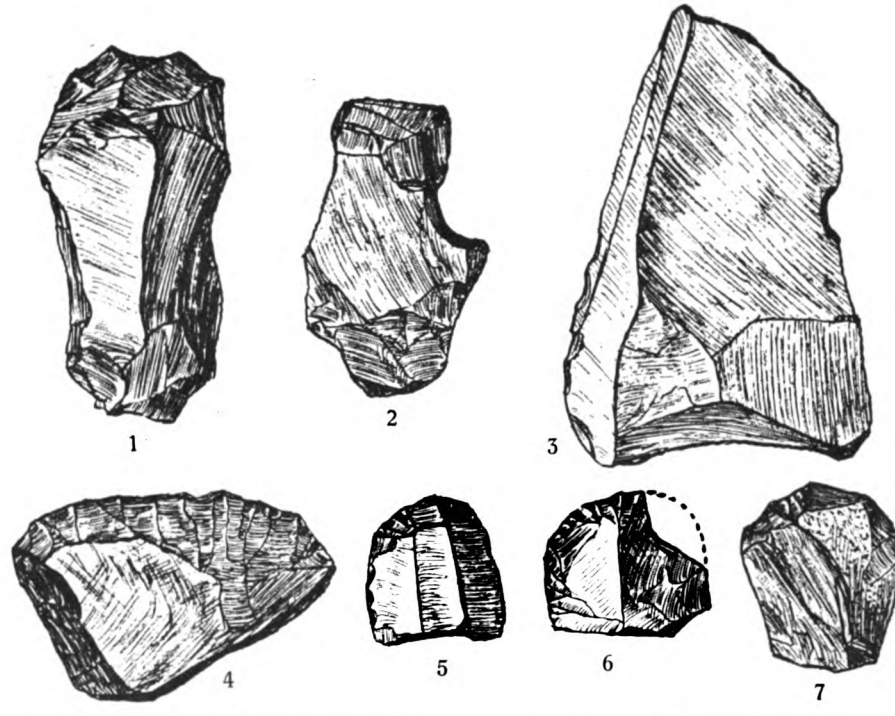


Abb. 2. Feuerſteingeräte, gefunden im Siedelungsgebiet ſüdlich der Hünenburg, vermengt mit Flammenmergelartefakten.

Silexgeräte den großen Anforderungen, die man an ſie ſtellte, nicht genügt haben; der Neolithiker wußte ſich dadurch zu helfen, daß er den weniger gut geeigneten Flammenmergel in Gebrauch nahm.

Am Südrande des Teutoburger Waldes iſt Flammenmergel anſtehend und oft aufgeſchloſſen. Streublöcke liegen häufig auf den Sandanwehungen am Gebirgsrande; ſie ſind vom Abhang heruntergeſpült und auf den Sanden abgelagert. Das Material wird den Bewohnern gut bekannt geweſen ſein. Sie haben ſich offenbar die beſten Steine ausgewählt, da die Geräte immer aus äußerſt feſtem Material hergeſtellt ſind, während Flammenmergel gewöhnlich nicht ſehr feſt iſt und leicht verwittert. In Farbe, Zuſammenſetzung und Struktur variiert er ſehr; manche Stücke weiſen eine außerordentlich feſte Zementierung der Silikate auf, ſo daß der

Stein an Härte dem Feuerstein gleichkommt, der größte Teil der dünnen Abschläge ist stark verwittert und nimmt dann eine gelblich graue, geflammte Färbung an.

Der Neolithiker war ganz auf seine Flintbearbeitungstechnik eingestellt und versuchte nun, diese auch auf die Bearbeitung des Flammenmergels zu übertragen,

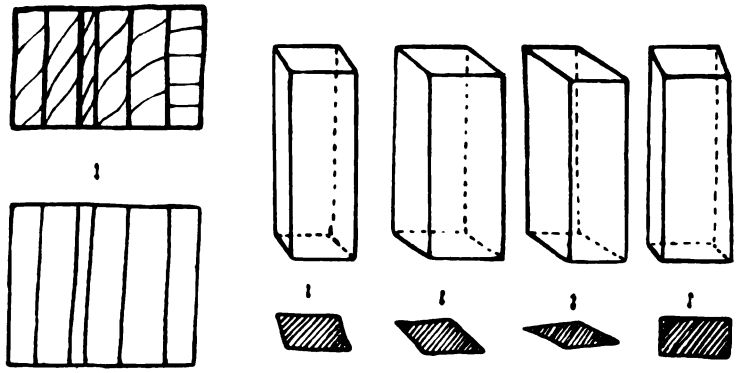


Abb. 3. Nukleus, Flammenmergel (schematisch).

was ihm jedoch nicht gelang, da ihn die gänzlich anders geartete Struktur des Mergels daran hinderte.

Der Flammenmergel spaltet in Säulen von rechteckigem, quadratischem oder parallelogrammförmigem Querschnitt. Ein Abschlagen von Splittern mit scharfen

Abb. 4. Flammenmergelsäulen mit vierkantigem Querschnitt.

Breitseiten ist nur dann möglich, wenn man den Abschlag recht dünn abschält. Dies lassen aber die im Gestein befindlichen Risse und Spalten, die schon bei leichtem Aufschlag das Abspringen von dicken Säulen, doch selten den gewollten Abschlag bewirken, nicht zu. Daraus erklärt sich das massenhafte Vorkommen der quadratischen und rechteckigen Abschläge (vgl. Abb. 4), die größtenteils aus schlechtem, ver-

witterten Material bestehen und deshalb nicht weiter verarbeitet sind. Man hat die harten und festen Stücke, die nur wenige Risse aufweisen und von der Verwitterung verschont geblieben sind, bevorzugt. — Man könnte hier einwenden, daß diese Säulen gar nicht von Menschenhand abgeschlagen seien, da der Flammenmergel ohnehin durch natürliche Einflüsse infolge seiner Struktur in ähnlicher Weise splittert. Dagegen spricht das überaus zahlreiche Vorhandensein und die Konzen-

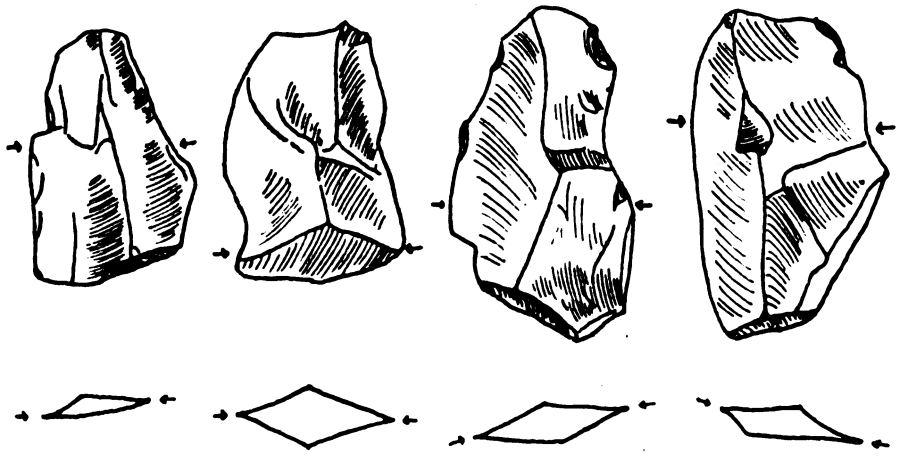


Abb. 5. Splitter mit schmalem, parallelogrammförmigen Querschnitt, Flammenmergel.

tration derselben auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet, wenngleich auch „Pseudosäulen" vereinzelt entstehen können. Die unten beschriebene weitere Verarbeitung der Säulen läßt diese Zweifel an der „Echtheit" verstummen.

In Abb. 3 ist ein Nukleus in Quer- und Längsschnitt gezeichnet, die breiten Linien deuten die vorhandenen Risse, die feinen Striche die jeweiligen Abschlagskanten an. In der Regel war der Winkel, den die Strukturrisse und Abschlagskanten

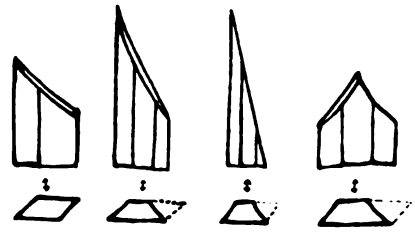


Abb. 6. Zugebrochene Säulen, Flammenmergel (schematisch).

bildeten, ein Rechter, d. h. die Säule wurde quadratisch oder rechteckig, wie dies der größte Teil der in Abb. 4 dargestellten Abschläge veranschaulichen kann.

Zum Schneiden oder Schaben waren diese plumpen Stücke natürlich nicht geeignet, da sie keine scharfe Schneide oder Kante besitzen. Den dazu erforderlichen schmalen Querschnitt erhalten die Säulen erst dann, wenn der Abstand zwischen zwei Querrissen ein kleiner und der Querschnitt des Abschlags parallelogrammförmig

iſt. Derartige Splitter waren jedoch aus den oben angeführten Gründen ſchwer abzuſchlagen und ſind demzufolge nur in wenigen Exemplaren gefunden (Abb. 5).

Um nun überhaupt brauchbare Geräte zu erhalten, formte ſich der Neolithiker Stücke aus der großen Maſſe der Säulen auf einfache Weiſe zu ſolchen um, indem er geeignete feſte Abſchläge ſchräg zubrach, wodurch ein handliches Gerät mit ſcharfer Schneide an der Spitze entſtand (Abb. 6).

Retuſchen und Gebrauchsſpuren an den Nutzkanten beweiſen den Gebrauch dieſer Geräte als Meißel, Bohrer oder Stichel. Einige Abſchläge wieſen infolge ſchräg zur Längskante geſtellter Abſchlagsbaſis bereits eine Schneide auf. In dieſem Falle erübrigte ſich das Zubrechen, man nahm das Gerät ohne weitere Bearbeitung in Gebrauch (Abb. 8, Nr. 1).

Der Struktur des Steins entſprechend beſitzen ſämtliche Werkzeuge die vierkantige Säulenform oder laſſen ſich leicht auf dieſe zurückführen (vgl. Abb. 8). An

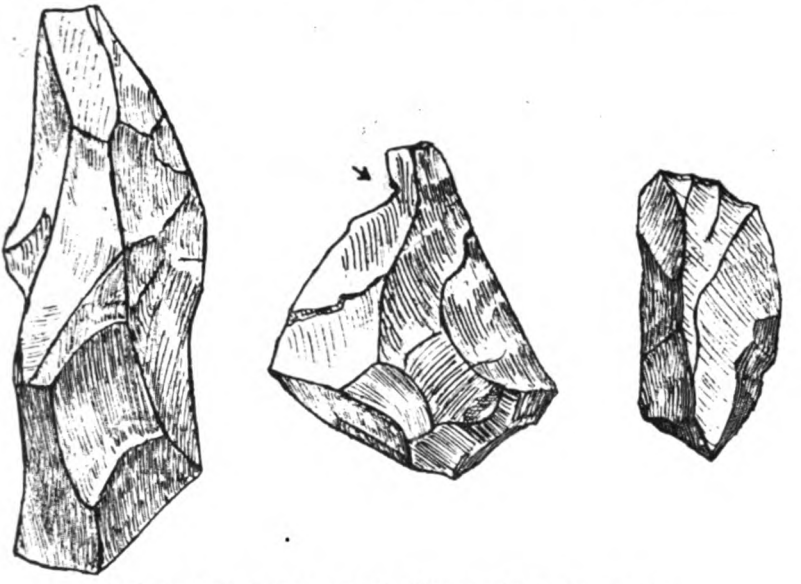


Abb. 7. Hobelkratzer und Kerbſchaber, Flammenmergel.

nur wenigen Stücken hat man eine Überbearbeitung verſucht und ausgeführt, doch bald als zu ſchwierig erkannt. Die einzigen bisher gefundenen überbearbeiteten Werkzeuge ſind zwei Hobelkratzer und ein Kerbſchaber (encoche), mit der Einkerbung an der Spitze und Flächenretuſchen, die von der vervollkommneten Technik zeugen, wenn man berückſichtigt, wie ſchlecht ſich das Material verarbeiten ließ (Abb. 7).

Die Werkzeuge (Abb. 8) zeigen die oben beſchriebene Bearbeitungstechnik, Nr. 1—5 Meißel mit ſcharfer Schneide, entſtanden durch flaches Zubrechen von ziemlich dicken Säulen, 6—7 mehrſeitig bearbeitete, kurze Meißel, 8—10 ſpitz zugebrochene und teilweiſe mit Flächenretuſchen verſehene dünne Stichel, 11—16 kleine Bohrer, 17 einen ſpalterförmigen Kratzer, 18 und 19 Hobelſchaber, offenſichtlich Feuerſteingeräten nachgebildet und 20—23 Klingenkratzer mit Gebrauchsſpuren am Kratzerende. Die ſcharfen Kanten der Säulen mit parallelogrammförmigem Querſchnitt wurden mehrfach durch Längsabſchläge, welche die ſcharfen Kanten

zu handlichen Griffflächen umformten, bearbeiten. Durch Nr. 9 und 21 wurde ich auf die Flammenmergelartefakte erneut aufmerksam gemacht, die ich schon früher in anderen Siedelungen zu finden Gelegenheit hatte. Eine derartige, fast ausschließliche Benutzung dieses Gesteins war mir nicht bekannt. Diese Funde geben eine Möglichkeit zur Bestimmung der häufig unerklärlichen Einzelfunde aus demselben Stein, wie sie mir aus verschiedenen Fundstellen vorliegen. Verwitterter Silex besitzt eine ähnliche Färbung und Zusammensetzung wie Flammenmergel und ist schlecht von diesem zu unterscheiden. In Stapelage (Lippe-Detmold) fand ich zu-

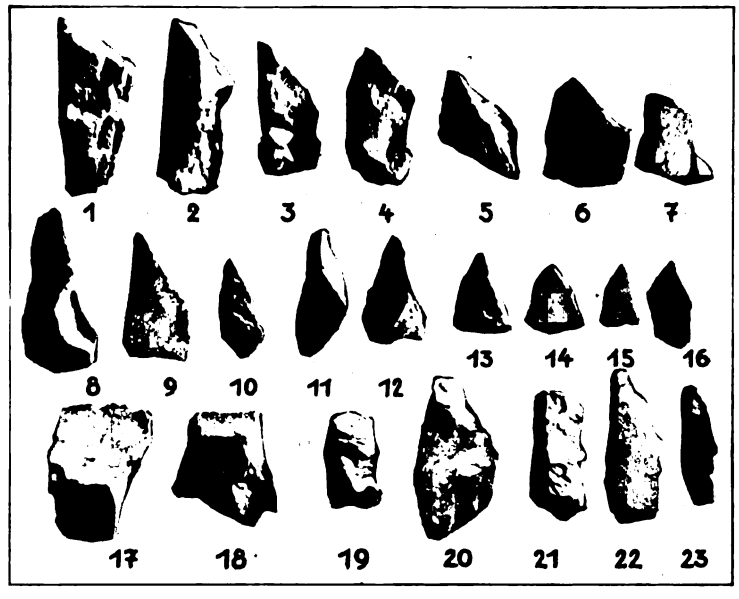


Abb. 8. Geräte, hergestellt aus vierkantigen Flammenmergelsäulen.

sammen mit mehreren Geräten aus Flammenmergel einen kleinen Splitter mit schwach angedeutetem Schlagbuckel, den ich bei Flammenmergelartefakten bisher nicht angetroffen habe. Ausnahmsweise gutes Material scheint demnach bei richtiger Schlagrichtung ähnlich wie Silex zu splittern.

Diese unscheinbaren, aber unbedingt wertvollen Funde lehren uns, daß wir nicht nur dem Silex, sondern auch anderen Gesteinsarten unsere Aufmerksamkeit schenken sollen, um so mehr in Gebieten, in denen Feuerstein und harte Erstarrungsgesteine selten oder gar nicht vorkommen.

Genauere Untersuchungen aller Siedelungen am Teutoburger Walde auf ähnliche Geräte werden diese Ausführungen bestätigen und eine einheitliche Beurteilung dieser eigenartigen Funde erleichtern.

Ein mesolithischer Einzelfund aus Mitteldeutschland.

Von Dr. Walter Frenzel, Bautzen.

Mit 4 Textabbildungen.

Am 9. April 1926 übergab der Gärtnereibesitzer, Herr Oswald Meyh, aus Löbau, dem Leiter des Löbauer Stadtmuseums, Herrn Studienrat Prof. Staudinger, ein Feuersteinartefakt, das er vor etwa 10 Jahren von einem Lesesteinhaufen am Westfuße des Löbauer Berges mit heimgenommen hatte.

An der Echtheit des Fundstückes ist ebenso wenig zu zweifeln, wie an der Glaubwürdigkeit seines Finders. Immerhin wird man diese Bemerkung hier gestatten, da es sich um ein in Mitteldeutschland überaus seltenes Artefakt handelt. Der Finder hat es in der Zwischenzeit verschiedenen Personen gezeigt und wurde durch die zahlreichen Aufsätze über vorgeschichtliche Fundstücke, die seit einem Jahre in die Oberlausitzer Zeitungen eingerückt werden, angeregt, das Fundstück dem Stadtmuseum zu übergeben.

Die geologische Lagerung ist, da es sich um einen Lesefund handelt, der durch das Ackern hochgekommen ist, in den oberen Schichten des Geröllmantels zu suchen, der den basaltischen Löbauer Berg allseitig umgibt und der an der Fundstelle über die diluvialen Kiese gelegt ist, die von Granit unterlagert werden. Die geologische Stellung ist daher als nacheiszeitlich anzusetzen.

Die Fundstelle liegt an der Südseite der Schnellzugstrecke Dresden-Bautzen-Görlitz in Steinwurfweite vom Eisenbahnkörper entfernt, genau an der Eintrittstelle der Bahnstrecke in die Löbauer Bergwaldung auf dem anschließenden Acker. Das Feld selbst ist zur Zeit mit Getreide bestellt und eine Grabung gegenwärtig unmöglich. Die Oberflächenabsuche ergab am 12. April 1926 keine Anhaltspunkte für eine Durchmengung des Humus mit Feuersteinstücken, im Gegenteil muß der Acker in seinem Charakter als Verwitterungsprodukt basaltischen Gerölles für feuersteinarm angesehen werden. Am 10. April 1926 hatte bereits der Löbauer Erdarbeiter, Herr Paul Bräuer, welcher sich in hochanerkennenswerter Weise um die Altsteinzeitfunde bemüht, auf dem Acker 5 kleine Feuersteinklingen aufgelesen (Abb. 4) und glaubte bemerkt zu haben, daß sich dunkle, kohlige Flecke auf dem Acker vorfänden, eine Beobachtung, die am 12. April nicht wieder bestätigt werden konnte, wogegen ich an diesem Tage auf dem Nachbarfelde mittelslawische Scherben vorfand. Es muß daher unentschieden bleiben, ob es sich hier um einen Siedlungs- oder um einen Einzelfund handelt.

Das Material des Artefaktes ist ein grauer, sehr widerstandsfähiger Feuerstein, wie er in Feuersteinknollen in der Oberlausitz bisher noch nicht angetroffen wurde.

Abb. 2.

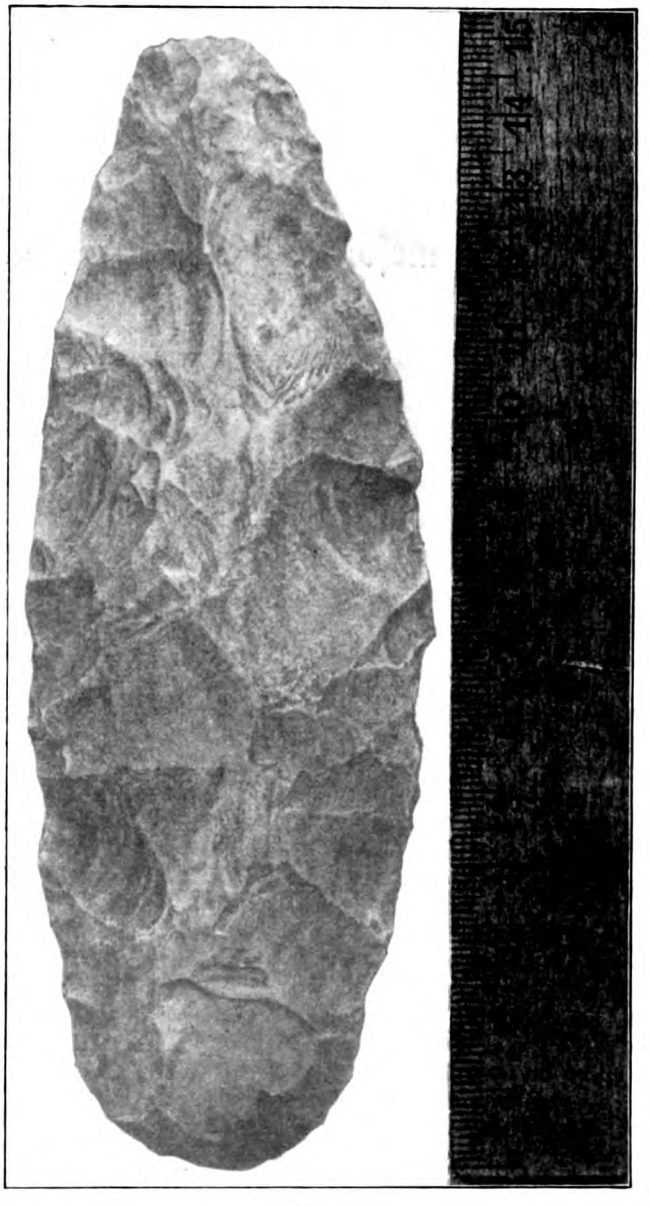


Abb. 1.

Abb. 3.

Die Patina läßt sich mangels eines neuzeitlichen Absplisses nicht feststellen. Auffällig ist jedoch, daß sich in den Vertiefungen der Ober- und Unterseite des Artefaktes kohlig-schwarze Krusten angesetzt haben, die ein längeres Lagern in kohliger oder eisenoxydhaltiger Erde wahrscheinlich machen. Sie sind auf dem Lichtbilde (Abb. 1) deutlich zu erkennen.

Die Maße des Stückes gehen aus den Abbildungen 1—3 hervor, welche in natürlicher Größe wiedergegeben sind. Die Formgebung ist im allgemeinen Umriß die eines einseitig etwas stärker ausgebogenen Weidenblattes, die Unterseite ist ziemlich flach, die Oberseite stärker gewölbt (Abb. 3). Dabei entsteht eine allgemeine Medianlinie, die seitlich etwas verschoben ist (Abb. 3). Die Längenachse des Stückes ist deutlich, wenn auch schwach, s-förmig gekrümmt (Abb. 2). An der oberen Spitze befinden sich auf der Unterseite zwei alte Absplisse, welche möglicherweise durch den Gebrauch entstanden und die Länge des Stückes um ½ cm verkürzt haben könnten. Die Seitenlinie ist sägeblattartig gehalten und zeigt deutliche Schränkung, besonders auf der rechten Seite (Abb. 1), wo der Schränkungsunterschied

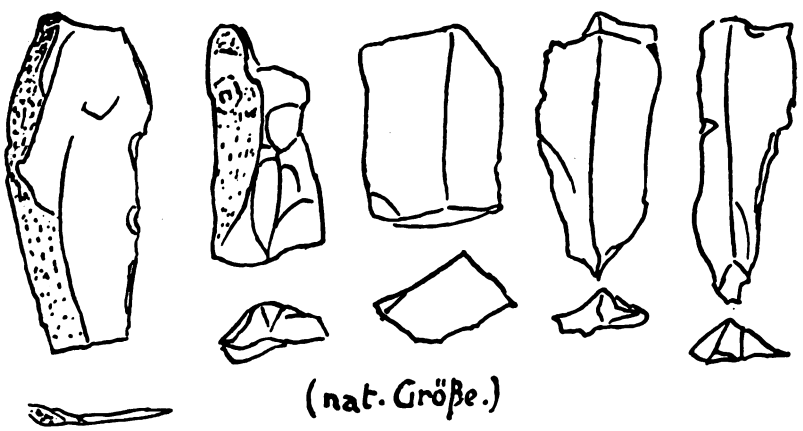


Abb. 4.

bis zu ½ cm beträgt. Die Retuschierung ist gleichartig unregelmäßig, nur auf der Unterseite treten Anklänge an Parallelretusche auf, Randretuschen fehlen vollkommen.

Die Einordnung des Stückes dürfte infolge des Mangels an gleichartigen in Mitteldeutschland sich recht schwierig gestalten. Anklänge kann man sowohl beim französischen Solutréen, als auch beim Campignien finden. Dem langovalen Kernbeile dieser Kultur kommt das Stück nahe, dem aber die Retuschierung fehlt, dessen Oberflächenbehandlung wiederum derjenigen der „mandelförmigen Feuersteinwerkzeuge" Nordeuropas ähnelt, auch kommt die äußere Umrißlinie diesen sehr nahe. Die Einordnung in das Lausitzer Neolithikum als Rohstück stößt auf Schwierigkeiten. Die endgültige Festlegung dürfte wohl erst möglich werden, wenn Grabungen an dieser oder an anderen Stellen in Mitteldeutschland weiteres Material zutage fördern. Bei der Unmöglichkeit einer zweifelsfreien Zuteilung dürfte es sich empfehlen, einen vorläufigen, eponymen Namen zu wählen, und das Stück und weitere nun etwa auftauchende ähnliche Funde als „von Löbauer Art" zu bezeichnen.

Ein frühkaiserzeitlicher Goldring aus Sachsen.

Von Georg Bierbaum, Dresden.

Mit 1 Textabb.

Die Dresdener Skulpturen-Sammlung im Albertinum besitzt unter der Nummer 796 des Zugangs-Verzeichnisses den in der Abbildung wiedergegebenen Goldring mit Gemme[1]). Dieser Ring ist am 29. November 1889 von dem Rittergutspächter Wilhelm Müller in Kleincarsdorf bei Kreischa durch die Vermittlung von Herrn Georg Petzsch in Oberpesterwitz bei Freital-Potschappel für 15 Mk. gekauft worden. Der taxierte Goldwert betrug damals 6 Mk.

Herr W. Müller war von 1873—1881 auf dem Rittergut Commichau bei Colditz, Krhm. Leipzig. In dieser Zeit ist der Ring auch auf dortiger Rittergutsflur gefunden worden. Bei dem Aktenstück über die Erwerbung findet sich folgende Notiz: „Am 18. 11. 89 brieflich mitgeteilt, daß der Ring vorher Herrn Geh.-Rat Geinitz angeboten werden möchte, da die in Sachsen gefundenen Sachen für gewöhnlich dem prähistorischen Museum angeboten zu werden pflegen. Erst dann könnte die Erwerbung für die Antikensammlung" (d. i. die heutige Skulpturen-Sammlung) „in Erwägung gezogen werden." Die darauf von H. B. Geinitz gegebene Antwort hatte bedauerlicherweise folgenden Wortlaut: „Anbei folgt der goldene Ring von Commichauer Flur mit Dank zurück, da unser Museum nicht darauf reflektiert." Damit war der Ring für das heutige Museum für Vorgeschichte verloren gegangen.

In einer Zusammenstellung von Neuerwerbungen der Skulpturen-Sammlung hat Georg Treu diesen Ring unter gleichzeitiger Abbildung im Archäologischen Anzeiger 1890, 3, S. 95 zum ersten Male bekannt gemacht: „9. Ring mit Chalcedon, in welchen sehr roh das Bild eines Schmieds (Vulkan?) eingeschnitten ist." (Vgl. den Gipsabdruck der beigegebenen Abbildung!). „Gefunden auf der Commichauer Flur bei Colditz in Sachsen. Dm. 0,022; Br. 0,009. Zg.-Dz. 796."

Zum zweiten Male ist der Ring dann erwähnt und abgebildet in dem umfangreichen Werke von Friedrich Henkel: „Die römischen Fingerringe der Rheinlande und der benachbarten Gebiete" (Berlin 1913, Verlag Georg Reimer; 1 Band Text, 1 Band mit 80 Stück Lichtdrucktafeln). Henkel schreibt darin auf Seite 22 unter II. Ausgesprochen römische Formen der frühen Kaiserzeit, und zwar a) kreisförmige Rundung des Reifs mit wesentlicher Hervorhebung der stark entwickelten Platte, Tafel VIII, 138: „138. Dresden, Albertinum. Fundort: Kreischa in Sachsen"

[1]) Den freundlichen Hinweis darauf verdanke ich Herrn Dr. Müller, Kustos an dieser Sammlung.

(eine Verwechslung mit dem bekannteren Nachbarort des späteren Wohnsitzes des früheren Besitzers Müller, siehe oben!). „Reif innen flach, außen gewölbt, 2:1,25 mm. Seitenflächen nach oben konvex, nach der Seite konkav. Platte oval, 9 mm breit, 4,5 mm hoch; darin, etwas eingesunken, ein weißgrauer Chalcedon (Taf. 76, Nr. 183): Hephaest vor dem Amboß sitzend nach links, den Hammer hoch geschwungen, mit der Linken einen länglichen Gegenstand (Schwert?) über dem Amboß haltend. Innere Weite: 19,5: 15,5 mm. Gewicht: 3,6 g". „Der Typus weicht mit den beiden folgenden von den vorausgehenden darin ab, daß die Platte an der

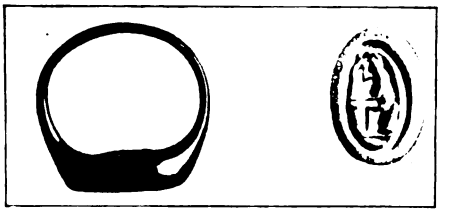


Abb. 1. Goldring mit Gemme aus Kleincarsdorf.

Unterseite nach der Mitte hin verdickt ist, so daß die bei früheren Typen runde oder leicht ovale Reiföffnung um ein weniges verringert ist, wodurch gleichzeitig, und wahrscheinlich beabsichtigt, ein festeres Aufsitzen des Ringes auf dem Finger erzielt wurde. Der Fundort läßt vermuten, daß der Ring durch den Handel in alter Zeit landeinwärts gewandert ist."

Abgesehen von den Münzfunden, welche ich im XVI. Band dieser Zeitschrift, 1924, auf S. 279—301 behandelt habe — für diese liegt bereits wieder Material zu einem Nachtrage vor — ist dieser Goldring von Commichau das einzige, bisher bekannt gewordene Stück sicher römischer Herkunft, welches in Sachsen, noch dazu auf bekannter Flur, aufgefunden worden ist.

Die Totenbestattung bei den Naturvölkern.

Von Ernst Wilhelm Neumann.

Die heute lebenden Naturvölker sind in ihren Bestattungssitten über die urzeitlichen Gebräuche hinweg. Die bei ihnen verbreiteten religiösen Anschauungen erfordern Bestattungszeremonien, die keine näheren Berührungspunkte mehr haben mit der einfachen formlosen Begrabung in früheste Urzeit. Wohl ist jede Erscheinung eine Reihe von Entwicklungsstufen unterworfen, und alles, was ist, ist erst im Verlauf langer Zeiträume geworden. Nichts ist in der Form vollendet, und so ist auch unsere Totenbestattung noch nicht der Abschluß der Entwicklung auf diesem Gebiete, sondern genau so wie die der Naturvölker der Ausdruck des religiösen Gefühlswillens. Wir dürfen uns auch nicht der Annahme verschließen, daß die Bestattungssitten der Urvölker ihrer Vorstellung vom Leben nach dem Tode entsprach. Doch dürfte sich wohl gegen die Ansicht, daß der Urmensch seine Toten liegen ließ, wo sie starben, kein triftiger Grund anführen lassen, zudem eine solche Behauptung auch nicht bewiesen werden könnte. Von den heute lebenden Naturvölkern sind die Weddas auf Ceylon noch nicht auf die Stufe der einfachsten Bestattungsform angelangt, sie werfen ihre Toten ins Dickicht, beschweren den Körper aber mit einem Stein und meiden aus Angst vor dem Geist des Verstorbenen den Ort für längere Zeit. Dies wird wohl die Art gewesen sein, wie man sich in frühester Zeit der Toten entledigte. Leo Frobenius, dem wir bedeutende Nachforschungen auf diesem Gebiete verdanken, sagt daher mit Recht: „In der ersten Periode fand der Mensch sich mit seinem Toten sehr einfach ab. Er warf ihn beiseite, grub ihm nicht einmal ein Grab. Das einzige, was er tat, war, daß er einige Steine über die Leiche warf. Das ist wohl der Ausdruck eines unklaren Furchtgefühls."

Bei allen Naturvölkern spielt die Furcht vor dem Geist des Verstorbenen eine große Rolle in der Bestattung. Je nach dem Entwicklungsgrad des Furchtgefühls richtet sich die Art der Bestattung. Das widerliche Kreischen und Jammern der Klageweiber vor dem Totenhause ist der Ausdruck dieses Gefühls. Man jammert um den Abgeschiedenen, rühmt seine Taten und Gaben, und will, wie die Schari, die Rückkehr unter allen Umständen verhindern. Bemerkenswert ist, daß sich bei manchen Naturvölkern eine Art Erwerbsquelle für besonders klagetüchtige Weiber daraus gebildet hat. Bei den südafrikanischen Negern zieht sich eine Bestattung manchmal wochenlang hin; da den Familien das Klagen und Jammern vor dem Totenhause, besonders wenn sie nach den eingeborenen Begriffen reich sind, zu langweilig ist, werden Klageweiber engagiert, „die für gutes Essen und einen erquickenden Trunk, sowie auch für ein gutes Stück klingender oder nicht klingender Münze so lange heulen, kreischen und jammern, als die Leiche über der Erde steht" (Leo Frobenius: Aus den Flegeljahren der Menschheit).

Bei Betrachtung der bei den Naturvölkern vorherrschenden Bestattungssitten lenken drei verschiedene Arten unser Augenmerk auf sich: die am häufigsten vorkommende ist die Erdbestattung, die zweite mehr und mehr im Schwinden begriffene ist die Form der Niederlegung der Leichen auf Gerüsten und Gestellen; die dritte die über die ganze Erde verbreitete Mumifizierung. Welche hiervon die ursprüngliche ist, läßt sich schwer sagen, der mutmaßlichen Wahrscheinlichkeit nach dürfte es die Erdbestattung sein. Aus vorgeschichtlichen Funden geht hervor, daß in der Eiszeit die Erdbestattung gebräuchlich war. Die Bettung der Leichen auf Gerüsten und Gestellen entsprach der Anschauung, die Toten möglichst lange aufzubewahren, sie vor der Zerreißung von wilden Tieren zu bewahren, vor allen Dingen sich der Möglichkeit nicht zu nehmen, mit den Abschiedenen in steter Berührung bleiben zu können. Diese letztere Sitte führte direkt zur Mumifizierung der Leichen. Ihren Höhepunkt erreicht diese in der Toten- und Ahnenverehrung. Als Aufbewahrungswert gelten Knochen und besonders der Schädel. Charakteristisch für die Entwicklung dieser Anschauungsrichtung sind die Bestattungssitten der Insulaner in der Torresstraße. Sie legen die Leichen, nachdem zuvor die Flüssigkeit des Körpers ausgedrückt worden ist, auf ein Lattenwerk, und trennen nach längerer Zeit den Kopf oder die Schulterblätter ab. Der Rest wird vergraben oder ins Meer geworfen. Dann folgen die Totenfeste. Nach Beendigung der Feierlichkeiten wird der Schädel des Verstorbenen in feierlicher Weise den Hinterbliebenen überbracht. Es wird gesagt, daß der Schädel auf die alte Ruhestätte des Toten gebettet wird. Er gehört also zu der Familie, die der Verstorbene angehörte, auch soll der Familienvater den Kopf als Kopfkissen benutzen. Dieser Brauch entspringt dem Glauben, die Gabe und Eigenschaften des Toten werden sich auf den lebenden Angehörigen übertragen. Hatte sich der Träger des Kopfes unter den Stammesangehörigen durch besondere Taten ausgezeichnet, werden dem Schädel weitgehendste Sorgfalten zugewendet.

Aus den Bräuchen läßt sich deutlich die religiöse Entwicklungsstufe der betreffenden Völker erkennen. Die Furcht vor dem Geist des Verstorbenen bestimmt zu einem wesentlichen Teil die Bestattungsart. Bei Völkern, wo die unterste Stufe der Religionsentwicklung überwunden ist, weicht diese Furcht und macht der Totenverehrung in den verschiedensten Formen Platz. Fast bei allen Völkern verbinden Festlichkeiten sich mit der Bestattung, die in der Dauer wesentliche Unterschiede zeigen. Wir führen im folgenden eine Reihe verschiedener Bestattungssitten an, ohne dabei auf Reihenfolge oder Einteilung nach der Artzugehörigkeit zu sehen.

Der Eskimo hüllt seine Toten in Renntierfelle und legt sie unter einen Steinhaufen oder setzt sie hockend in einer auf Pfählen ruhenden Kiste oder als Mumienbündel in Höhlen. Die Arawaken unter den südamerikanischen Indianern bestatten den Toten in seiner eigenen Hütte oder errichten eine besondere Hütte für ihn. „Er wird", sagt Buschan, „ganz so behandelt wie ein Lebender." Im Grabe liegt er in seiner Hängematte, bisweilen freischwebend, um nicht mit der Erde in Berührung zu kommen. Die Bororò im brasilianischen Osten halten nach der ersten Totenfeier noch eine zweite ab. Bei dieser findet im Männerhause ein ausgedehnte Feier statt. Die Zauberärzte schwingen stundenlang, bis zur völligen Erschöpfung, die heiligen Schwirrhölzer, daß der Lärm jede sprachliche Verständigung unmöglich macht. Furcht vor den Toten herrscht bei den Botokuden. Sie fesseln den Toten oder stampfen die Erde über dem Grabe so fest wie nur möglich ein. Die Dajaker auf Borneo bestatten in kahnförmigen Holzsärgen. Mit der Überbringung des Sarges an seinen endgültigen Platz sind große Festlichkeiten und Schmausereien verbunden, doch ist die frühere Sitte, je nach der Stellung des Verstorbenen einige Menschenopfer zu bringen, nahezu verschwunden. Bei den Turkmenen finden am dritten, siebenten, vierzigsten und hundertsten Tage nach dem Tode sowie an

dessen Jahrestage zum Andenken an den Verstorbenen festliche Zusammenkünfte mit Bewirtungen statt, die besonders das letztemal sehr großartig gefeiert werden. Die Einladungen ergehen wochenlang vorher. „Über tausend Menschen", sagt Karutz, der sich unter ihnen aufhielt und ihre Sitten und Bräuche studierte, „kommen da zuweilen zusammen, mit den schönsten Kleidern, im alten Familienschmuck, auf den besten Pferden rein zur Hochzeit gerüstet." Wettrennen und Spiele sind die Krone der Totenjahrfeier.

Über die eigenartigen Bestattungsbräuche der Bongo berichtet Georg Schweinfurth in seinem prächtigen Werke „Im Herzen von Afrika" folgendes: Die seltsamsten Gebräuche der Bongo offenbaren sich bei Bestattung ihrer Toten, und die meisten Eigentümlichkeiten kommen bei den großen Versammlungen zur Geltung, zu denen Festlichkeiten, Jagd und Kriegszüge Veranlassung geben. Bei eingetretenem Todesfall erheischt der Bongo-Brauch folgendes: Der Tote wird, unmittelbar nachdem er verendet, in eine kauernde Stellung gebracht, seine Knie beugt man, wie bei peruanischen Mumien, gewaltsam ans Kinn und umschnürt Kopf und Schenkel mit festen Binden. Dann hüllt man den solcher Gestalt auf ein Minimum der Raumverdrängung reduzierten Körper in einen aus Häuten zusammengenähten Sack und setzt ihn in ein sehr tiefes Grab. Den Stollen führt man zwei Ellen tief in senkrechter Richtung, dann wird nischenförmig seitwärts gegraben, so daß der Sack mit der Leiche in der Weise, wie es die Vorschrift des Islam erheischt (die wie manches andere vielleicht einer afrikanischen Sitte nachgebildet wurde) nicht den Druck des zur Füllung der Grabhöhle dienenden Erdreichs zu tragen hat. Nun wird der auffällige, zu vielem Nachdenken auffordernde Gebrauch befolgt, den Leichnam, falls er ein Mann gewesen, mit dem Gesichte nach Norden, den der Frau aber nach Süden gewandt zu begraben. Nachdem das Grab zugefüllt worden, errichtet man darüber einen großen Steinhügel, der, durch rundum eingerammte Pfähle gestützt, eine kurze Zylindergestalt erhält. Mitten auf dem Steinhaufen wird ein Wasserkrug gestellt, oft derselbe, der das Trinkwasser des Verstorbenen enthielt."

Bei den Bangalas im Kongogebiet nimmt die Totenbestattung die Form einer rauschenden Festlichkeit an. Mehrere Tage dauert die Feier; handelt es sich um einen verstorbenen Häuptling oder sonst einer im Ansehen hochstehenden Persönlichkeit, zieht sich die Feier noch länger hin. Alle Trommeln und Lärminstrumente werden zusammengeholt. Da die Bangalas die Viehzucht pflegen und über Herden verfügen, werden anläßlich solcher Festlichkeiten Ziegen, Rinder und Pferde geschlachtet. Selbstverständlich fehlt es nicht an Gesang und Tanz, aber auch das laute Jammern und Schluchzen der Klageweiber darf nicht fehlen. Wer ein Gewehr besitzt, gibt hin und wieder einen dröhnenden Schuß darauf ab. War der Verstorbene ein großer Jäger, wird ihm ein Schneidezahn gezogen, damit sein Talent nicht verloren geht. Prof. Dr. Max Buchner, der Zeuge einer solchen Begebenheit gewesen ist, hat eine anschauliche Schilderung darüber hinterlassen. Zwei Zauberärzte sollten die Operation ausführen. Sie setzten den Toten an eine Hüttenwand nieder, umgaben ihn mit einem Vorhang — Tierfelle — und begaben sich dann selbst hinter. Man hörte lautes Klopfen. Buchner glaubt aber, daß die beiden Zauberärzte ganz elende Stümper waren, die die Operation nicht fertig brachten. Sie zeigten zwar nachher einen Zahn, aber die Umstände deuteten darauf hin, daß sie diesen für den Fall des Nichtgelingens schon gehabt haben. Selbstverständlich fiel es niemand ein, den Mund des Toten nachzusehen, ob auch tatsächlich der Zahn von dem Toten herrühre. Dann wird der Tote auf eine Matte gelegt, die man an zwei Stangen befestigt; diese stehen auf beiden Enden so weit über, daß sie von zwei Trägern auf der Schulter getragen werden können. Das Sonderbarste an der ganzen

Bestattung ist nun, daß jetzt Fragen an den Toten gerichtet werden. Was ihn getötet hat? Ob ein schlimmer Zauber die Ursache war oder böse Geister? Ob dieser oder jener der Anwesenden der Täter gewesen sei? Da der Tote schlechterdings nicht antworten kann, so antworten an seiner Statt seine Träger, und zwar durch vor oder rückwärtstaumeln. Zum Schluß muß die Leiche tanzen, d. h. ihre Träger tanzen. „Mühselig atmend", schreibt Buchner, „begannen die beiden Träger dicht vor den Instrumenten zu hüpfen und zu springen, so daß der eingewickelte Tote an dem Tragbaum wie eine große Glocke links und rechts schlug. Dann fuhren sie ganz plötzlich auf den alten Bansa Kitamba los, ihn zu einem Gegentanze aufzufordern, und dieser erhob sich, schürzte sein Gewand und kankanierte mit einer Beweglichkeit und Kraft, die man ihm niemals zugetraut hätte, wohl mehrere Minuten lang vor der Leiche, die gleichfalls wieder mächtig auf und niederhopste". Auf diese Weise wurden noch etwa 20 der Anwesenden aufgefordert, mit dem Toten zu tanzen. Zuletzt die Mutter. Erst am Abend, als es dunkelte, wurde die Festlichkeit abgebrochen und der Tote ohne jegliches Zeremoniell, nur von einem Dutzend Männer begleitet, nach dem Hain getragen, der als Begräbnisplatz dem Dorfe diente.

Man kann angesichts der Begleitumstände bei diesen Totenbestattungen zu der Auffassung kommen, daß diese Völker noch nichts von der Selbstverständlichkeit des Todes wissen. Leo Frobenius ist dieser Ansicht. Wenn man aber schon die Frage aufwirft, ob diese Völker, wie die Bangala und Weddas, wissen, daß der Mensch sterben muß, so darf man bei der Beantwortung nicht vergessen, daß ihnen die Kenntnis des natürlichen Todes nicht unbekannt sein kann. Sie sehen Tiere und Menschen sterben, und angesichts der Tatsache, daß sich dieser Vorgang naturgetreu vor ihren Augen abspielt, werden nicht alle Fälle der Zauberei oder dem bösen Geistern zur Last gelegt. Schweinfurth berichtet von einem grausamen Fall von Kannibalismus bei dem Niamniam, der, abgesehen von seiner Furchtbarkeit, mit erklärender Deutlichkeit die viel umstrittene Frage beleuchtet, ob die Naturvölker von der Selbstverständlichkeit des Todes wissen. „Als ich", schreibt, Schweinfurth, „ein Gehöft der Eingeborenen betrat, fand ich vor der Tür der ersten Hütte eine alte Frau sitzen, die damit beschäftigt war, Kürbisse zu zerschneiden und zur Speise herzurichten, dabei war sie von einem Knaben und einen Mädchen unterstützt. Ihr gegenüber, vor einer anderen Hütte, saß gleichgültig ein Mann, sich mit seiner Mandoline die Zeit vertreibend. Zwischen beiden auf einer Matte hingestreckt lag unbedeckt und den glühenden Strahlen der Mittagssonne preisgegeben ein neugeborenes Kind, es konnte erst in der vergangenen Nacht das Licht der Welt erblickt haben und war noch so hell und rot wie das frische Fleisch der inneren Leibesteile. Alle paar Minuten gab es einen schwachen Atemzug von sich. Meine Begleiter, befragt, was das zu bedeuten habe, erzählten ohne Umschweife, es sei die Leibesfrucht einer auf dem letzten Raubzuge erbeuteten Sklavin, die man nach einem andern Platz gebracht habe, nachdem ihr das Kindlein abgenommen worden, dessen Pflege ihre Verwertung für die Hausarbeit beeinträchtigt haben würde. Das Würmchen mußte sie zurücklassen, denn es war dazu bestimmt, als leckerer Braten Verwendung zu finden. Man ließ es erbarmungslos so lange liegen, bis es verendet sein würde; man hielt es für selbstverständlich, dabei gelassen den häuslichen Beschäftigungen nachzugehen, bis der Moment gekommen wäre, das Würmchen in den Kochtopf zu stecken."

Man wartete also den Tod ruhig ab, was doch wohl mehr als alles widerstreitende Gerede besagt, daß sie ganz genau wissen, der Tod werde mit glatter Selbstverständlichkeit eintreten. Der Glaube an Zauberei oder bösen Geistern kann in diesem Falle unmöglich bestanden haben. Es ist daher sehr eingehend das Für

und Wider zu erwägen. Aber noch eine andere sehr bedeutende Erscheinung umschließt die Frage mit großer Unsicherheit. Werden die Naturvölker nach ihrem Alter befragt, geben sie zumeist immer eine zutreffende Schätzung ihres jeweiligen Alters an, auch da, wo die Zahlenkenntnis nicht besteht. John Hagenbeck sagt, daß der Wedda nicht weiß, wie alt er ist, trotzdem weiß aber der bejahrte Mann, daß er schon sehr alt ist. Die Kenntnis eines langen Lebens ist also selbst bei diesem auf der untersten Stufe stehenden Naturvolke vorhanden. Man kann sich deshalb gar nicht der Annahme verschließen, daß auch die Kenntnis von der Selbstverständlichkeit des Todes vorhanden sein muß. Man hat, um die Behauptung beweisen zu können, immer auf die Bestattungsbräuche hingewiesen, aber diese können nicht als der absolut sichere Beweisgrund angesehen werden. Das Zeremoniell der Totenbestattung ähnelt in vielen dem bei Eheschließungen und Mannbarkeitserklärungen. Ist auch der Abschluß immer ein anderer, so besteht eine auffallende Übereinstimmung in den Szenenbildern. Der Turkmene, dessen Nomadentum ihn längst über die primitive Lebensweise der Indianer und Neger erhoben hat, veranstaltet bei Totenbestattungen die gleichen Wettrennen und ausgedehnten Schmausereien wie bei Hochzeiten. Dieselben Erscheinungen lassen sich bei allen Naturvölkern nachweisen, Grund genug zu der Annahme, daß sie bei solchen Gelegenheiten weniger an dem tatsächlich Geschehenen denken als vielmehr daran, sich nach Herzenslust auszutollen. Die Art der Totenbestattung ist in den meisten Fällen der übernommene Brauch aus früheren Zeiten; es erbte sich von den Vätern auf die Söhne fort, was für jene der Ausdruck einer Gefühlsregung war, wird für diese Brauch, weil es ja schön ist, bei einer solchen Gelegenheit ein billiges und bequemes Amüsement zu haben. Von den Kpelle, ein Negerstamm in Liberia, berichtet Diedrich Westermann, daß bei ihnen der Totenkult aus der Not des Lebens erwachsen sei. Also sind in erster Linie die sozialen Verhältnisse ihres Stammgebietes die maßgebenden Faktoren für den einen Sittenzustand, eben der Totenbestattung, deren Drum und Dran Veranlassung gab zu der Auffassung, die Naturvölker kennen nicht die Selbstverständlichkeit des Todes.

Dadurch wird das Problem zugleich in eine ganz neue Fragenstellung gerückt. Bei einem höheren Besitz an Waffen, Werkzeugen und Geräten nimmt die Bestattung andere Formen an als bei solchen Völkern, deren Besitz sich lediglich auf das primitivste Werkzeug, z. B. den Grabstock, Pfeil und Bogen erstreckt. Es kommt, wenn man die Entwicklung zurück verfolgt, zu der wirtschaftlichen Ausnutzung der Leiche. Heinrich Schurz nimmt als die niedrigste und ursprünglichste Art, über den Leichnam zu verfügen, die wirtschaftliche Ausnutzung an. Das ist der Kannibalismus in seiner widerlichsten Form, indem die Leiche verspeist wird von den Verwandten oder gegen einen anderen im Austausch anderen überlassen wird. Daß eine solche wirtschaftliche Ausnutzung ursprünglich eine weit verbreitete Erscheinung gewesen sein muß, davon gibt ja der Rückfall vieler heute lebender Naturvölker in diese kannibalische Art reichlich Kunde. Bei Ausgehung oder Knappwerdung der natürlichen, sonst üblichen Ernährungsstoffe verfallen die Völker zurück in diese wirtschaftliche Verwertung. Und man kann wohl ruhig mit Schurz sagen, daß sie ursprünglich allgemein verbreitet war. Wobei aber keineswegs die von der Naturumgebung abhängige natürliche Ernährungsart unterschätzt werden darf. In Ländern, die überreich an Ernährungsstoffen, wie Früchte und Beeren sind, und trotzdem diese kannibalische Sitte geherrscht hat, ist ihre Unnatürlichkeit weit auffälliger, und sie findet auch nicht einmal volle Aufklärung bei Berücksichtigung des dumpfen Dämonendienstes, dem die meisten niedrig stehenden Völker anhängen.

Nun stoßen wir bei den Eskimos auf die Erscheinung, daß man dem Toten freiwillig von dem Seinen spendet. Man nimmt dem Toten nichts, sondern gibt

ihm. „So pflegen", sagt Ludwig Reinhardt, „manche Stämme dieser Nordmenschen beim Tode der nächsten Angehörigen oder Freunde alles zu zerstören, was sie überhaupt besitzen." Es darf aber auch hier nicht übersehen werden, daß diese Entäußerung der Habseligkeiten zum Teil wiederum aus wirtschaftlicher Berechnung geschieht. Man will sich den betreffenden Totengeist gütig stimmen, damit er den Überlebenden Glück auf der Jagd und gutes Gedeihen zu allen ihren Unternehmungen bringt. Auch die Fesselung des Leichnams, die bereits erwähnt wurde, deutet auf Furcht vor dem Totengeist.

Die häufig anzutreffende Bestattungssitte, den Toten Nahrungsmittel aufs Grab zu setzen, kann man als Opfer betrachten, die man den Toten bringt. Sie ist wohl auch ein Hauptgrund zu den religiösen Mythenbildern, die sich um den Toten winden. Je nachdem, ob die Nahrungsmittel aufgezehrt wurden oder stehen geblieben sind, wird daraus eine Schicksalsandeutung für die Hinterbliebenen abgeleitet. Die Furcht, daß man, wenn man selbst dem Totenreiche angehört, von den Angehörigen vergessen werden könnte, kann ebenfalls mehr oder minder mit diesem Brauche in Verbindung gebracht werden. Um dem vorzubeugen, singt der Mangbettu schon bei Lebzeiten:

„Wenn ich gestorben sein werde,
So begrabt mich nicht neben euren Hütten,
Ihr vergeßt mich trotzdem.
Begrabt mich am Ufer des Flusses,
Die Wasservögel und die Fröschе
Werden mich dort immer beweinen."

Nach Dr. Arnold Schulze sollen bei den Bangandu im früheren deutschen Kamerun „praktische Gesichtspunkte" bei der Totenbestattung nicht maßgebend sein. Es wird zwar ein sehr weitgehender Totenkult getrieben, doch dieser hat nur einen religiösen Zweck. Der Verdacht ist nicht ausgeschlossen, daß es bei ihnen ohne Menschopfer nicht abgeht. Bedeutende Persönlichkeiten werden in hohlen Bäumen oder in den natürlichen Nischen zwischen zwei Brettwurzeln beigesetzt, „wie mir übereinstimmend angegeben wurde; aber niemals war es mir gelungen, einen solchen Totenbaum im dichten Urwald zu entdecken."

III. Bücherbesprechungen.

Luis Pericot y Garcia, La civilizacion megalitica catalana y la cultura pirenaica. Barcelona 1915, mit 40 Textabbildungen und 17 Tafeln.

Als ich vor 15 Jahren mein Buch: Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient (Man.-Bibl. Nr. 7) niederschrieb, war die einheimische Literatur über Spaniens Vorgeschichte noch nicht sehr umfangreich, und namentlich fehlte es noch sehr an Veröffentlichungen aus der NW.ecke des Landes, aus Katalonien und dem Pyrenäengebiete. Seitdem hat aber in fast ganz Spanien eine sehr rege Forschertätigkeit eingesetzt, und auch aus Katalonien liegen nunmehr eine Reihe wertvoller Veröffentlichungen vor. Hierzu gehört auch das in jeder Hinsicht gediegene Buch Pericots, das für alle künftigen Forschungen eine gute Grundlage bilden wird.

Was die in Katalonien und im Pyrenäengebiete vorkommenden Typen von Megalithbauten anlangt, so fehlen die einfachen polygonalen Dolmen ebenso wie die bekanntlich auf den Süden Spaniens und Portugals beschränkten Kuppelbauten vollständig. Vertreten sind nur Ganggräber verschiedenen Typs (aber ohne Seitenkammern), bedeckte Galerien und oberirdische, als Kisten bezeichnete Grabkammern mit quadratischem oder rechteckigem Grundriß, die aber nicht mit den in die Erde versenkten Steinkisten, wie denen der El Argar-Gruppe usw. verwechselt werden dürfen. Die meisten Megalithbauten sind mit einem Stein- oder Erdhügel bedeckt und von einem Steinkranz umgeben oder lassen wenigstens noch die Reste davon erkennen. Vereinzelt (Galerie von Barranc) zeigen die Wände Gravierungen, ähnlich den auch sonst im spanischen Aeneolithikum vorkommenden. Dagegen fehlen anscheinend die anderwärts in Spanien mehrfach beobachteten Malereien (vgl. dazu G. Wilke in Eberts RL. s. v. Megalithgrab § 6).

Die katalonischen Megalithgräber gruppieren sich um mehrere Zentren. Ein Zentrum liegt im NO, in Ober-Ampurdan. Hier finden sich in der Hauptsache nur die Viereckkammern und die sonst in Katalonien fehlenden Ganggräber, während bedeckte Galerien nur vereinzelt vorkommen. Weitere Zentren bilden Las Gabarras, das Plateau von Vich, Valtes, Bages, die Gegend von Solsona, Ober-Urgel und Pallars. In allen diesen Gebieten finden sich nur Kisten, in einzelnen außerdem noch bedeckte Galerien, während Ganggräber fehlen. Neben den Megalithgräbern erscheinen auch noch vielfach Grabgrotten.

In keramischer Hinsicht lassen sich mehrere Gruppen unterscheiden: 1. die aus dem S. (Zentralspanien) wohl nicht durch Wanderungen, sondern nur durch Entlehnung überkommene Glockenbecherkeramik, die ihre nächsten Verwandten außer im Baskengebiete und Galizien in Südfrankreich hat. Sie erscheint außer in den Grabhöhlen der Salamo-Gruppe (vgl. a. Bosch-Gimpera in Eberts RL. Bd. IV. S. 349) in den Ganggräbern und bedeckten Galerien, fehlt aber fast vollständig in den Kisten; 2. eine Gruppe mit eingeritzten Mustern, die wohl als örtliche Entartungserscheinung der Glockenbecherverzierung zu betrachten ist (Bosch-Gimpera a. a. O. § 22), deren Gefäßformen aber bei der Kleinheit der Scherben nicht genau festzustellen sind. Sie erscheint hauptsächlich in den bedeckten Galerien und zum Teil auch noch den Kisten, außerdem auch noch in manchen Höhlen, in denen die eigentliche Glockenbecherkultur fehlt und die ältere, typologisch als Vorstufe der Glockenbecherverzierung zu betrachtende Schnittverzierung sich auch in den jüngeren Perioden weiter erhält. 3. Eine Reliefkeramik, die jedenfalls von der Höhlenkeramik übernommen und mit der Glockenkeramik verschmolzen ist, und 4. eine ornamentlose feintonige und sehr formenreiche Gruppe, die besonders für gewisse Grabgrotten (Salomogruppe) und die Kisten kennzeichnend ist und die der El Argarkeramik eng verwandt erscheint. (Vgl. a. Bosch-Gimpera, Resultat de l'exploració de coves de Catalunya).

Von dem sonstigen Inventar sind zunächst die großen Silexklingen und die feinretuschierten Pfeil- und Lorbeerblattspitzen bemerkenswert, die in der Hauptsache auf die

Ganggräber und Galerien, sowie die Grabgrotten beschränkt sind, in den Kisten dagegen nur selten vorkommen. Von Metallgeräten finden sich nur die einfachsten Kupfer- und frühstbronzezeitlichen Bronzetypen; besonders bemerkenswert darunter sind die vor allem in den Grabhöhlen von Solsona und auch in einzelnen Kisten vorkommenden Pfriemen mit quadratischem oder rhombischem Querschnitte, die ihre Parallelen nicht nur in der El Argargruppe, sondern auch in den Dolmen SO-Frankreichs und der Aunjetitzer-Kultur haben. Unter den Knochengeräten sind namentlich die wohl als Armschutzplatten dienenden großen dreiseitigen Knochenprismen mit V-bohrung und ähnlich geformte kleine Prismen oder pyramidenförmige Knöpfe, gleichfalls mit V-bohrung hervorzuheben, die zum Teil wohl dem Fingerschutz, zum Teil vielleicht auch nur als Schmuckgerät dienten; diese prismatischen und pyramidenförmigen Stücke kommen vereinzelt auch noch in El Argar vor. Die Halsband- und Gehängeperlen zeigen den allgemeinen Typ; selten sind zylindrische Formen, vollständig fehlen die dreilappigen Typen Südfrankreichs. Mehrfach erscheint auch Bernstein, der indes wohl nicht baltischen, sondern mediterranen Ursprungs ist. Zweimal haben sich auch Schieferplatten gefunden, die vielleicht auf portugiesische Einwirkungen zurückzuführen sind, obschon sie, wie ganz ähnliche Stücke aus den Spätdolmen von Aveyron, im Gegensatz zu den portugiesischen Stücken vollständig unverziert sind.

In den weiteren Abschnitten werden dann auch noch die Megalithgräber des Basken- und Zwischengebietes sowie SO-Frankreichs behandelt und die zwischen diesen verschiedenen Gebieten bestehenden Beziehungen klargelegt. Aus diesen Untersuchungen ergibt sich, daß die pyrenäische Megalithkultur eingeführt sein muß. Als Ausgangspunkt könnte dann, wie Bosch-Gimpera annimmt (La arqueologia preromana hispanica), Portugal in Betracht kommen, von wo aus die Kulturströmung im N. der Pyrenäenhalbinsel erfolgt und von Katalonien aus in SO Frankreich eingedrungen wäre. Die entgegengesetzte Richtung nimmt Thurlow Leeds an, doch kann er sich dabei nur auf das Vorkommen von bedeckten Galerien in beiden Gebieten stützen, ein Umstand, der gegenüber den zahlreichen anderen, für die portugiesische Herkunft sprechenden Punkten kaum in die Wagschale fällt. Dies ist auch, wie ich schon in meinem oben angeführten Buche gezeigt zu haben glaube, meine persönliche Auffassung, schon deshalb, weil sich nirgends so gut auf engem Raume die völlig stetige typologische Entwicklung der Megalithbauten vom primitiven Dolmen über die Ganggräber und Galerien bis zu den versenkten Steinkisten verfolgen läßt, wie in Portugal. (Vgl. dazu die typologische Entwicklungsreihe bei Wilke a. a. O. Abb. 1, wiederholt von J. de C. Serra-Rafols in Eberts RLI Taf. 34). Die Abbildungen im Buche sind gut ausgewählt, die Planzeichnungen und Karten anschaulich, doch wäre zur rascheren Orientierung eine Bezeichnung der Flüsse erwünscht gewesen. **G. Wilke.**

Elise Baumgärtel, Dolmen und Mastaba. Beihefte zum „Alten Orient", H. 6. Leipzig 1912, mit 51 Abbildungen, davon 24 auf Tafeln.

Die kleine Schrift sucht die ägyptischen Mastabas als das Ergebnis der Verschmelzung der jüngeren Entwicklungsformen des einheimischen alten, in den niederen Volkskreisen auch noch in dynastischer Zeit üblichen Sandgrabes mit dem von außen eingedrungenen Dolmengrab, insbesondere dem Bassinabau mit Kultnische, nachzuweisen. Die ältesten einheimischen Gräber bilden einfache, in den Wüstensand eingetiefte Gruben, die in etwas jüngerer Zeit mit Nilschlammziegeln umkleidet werden und infolgedessen Viereckform erhalten. Zugleich bedeckt man diese Ziegelgräber mit einer Decke von Ästen und Zweigen, an deren Stelle später ein falsches Gewölbe tritt. Durch Vertiefung dieser Grabanlage entwickelt sich dann ein zunächst noch einfaches Schachtgrab, das aber alsbald eine besondere Kammer oder Nische zur Aufnahme der Leiche erhält, während der Einsteigeschacht allmählich zu einem schrägen, oft mit Stufen versehenen Gang umgestaltet wird. Neben diesen unterirdischen Gräbern erscheint nun, jedenfalls noch in vorgeschichtlicher Zeit, das oberirdische Dolmengrab mit Steinpackung, Steinkreis und Ostnische, also der typische Bassinabau (vgl. Srobenius, Pr. Z. VIII. H. 1/2. 1916), das in Ägypten in Hierakonpolis und Naga-ed-Der nachgewiesen worden ist. Diesem Typus steht noch sehr nahe das Menesgrab bei Negade, dessen Grabkammer noch oberirdisch liegt und nebst den zugehörigen Nebenkammern mit dem Schalenbau, dem ägyptisch umgewandelten Steinhaufen mit Steinkranz und Kultnischen, verdeckt ist. Dagegen ist bei der dem Menesgrab nach Grundriß und Fassade noch völlig ähnelnden, nur wenig jüngeren Grabanlage Nr. 2185 von Sakkara aus der Zeit des Königs Zer die Grabkammer mit den zugehörigen Beigabenkammern versenkt, zeigt aber insofern noch den Dolmencharakter, als sie aus unbehauenen Steinen errichtet und mit großen Steinen gedeckt ist. Besonders deutlich zeigen die Verbindung vom alten einheimischen Grabtypus mit dem eingeführten Dolmen die Gräber von Naga-ed-Der, deren in die Erde versenkte Grabkammer zum Teil noch Dolmencharakter, zum Teil

aber auch den Ziegelbau der entwickelten Sandgräber zeigt, und deren Oberbau alle möglichen Übergänge vom einfachen Hügel mit senkrechter Stützmauer bis zu den Formen mit abgeschrägten Wänden der entwickelten Mastabas erkennen läßt. Den Ursprung des ägyptischen Dolmens sucht Verf. nicht in Palästina, sondern mit gutem Rechte in Nordafrika. Dies wird auch durch sonstige Kulturbeziehungen bestätigt, namentlich durch das Vorkommen des Schnabelnapfes und Henkelkruges in beiden Gebieten, da ja sonst die ägyptische Keramik der Frühzeit keine Henkel kennt. Die gut ausgewählten Abbildungen veranschaulichen in klarer Weise die textlichen Darlegungen.

Rochlitz. **G. Wilke.**

Heinrich Richter, Die altsteinzeitliche Höhlensiedlung von Treis a. d. Lumda (Die Ausgrabungen im Jahre 1924). Mit 25 Tafeln und 36 Abbildungen. Frankfurt a. M. 1925. (Abhandlungen der Senkenbergischen Naturforsch.-Gesellschaft. Bd. 40, H. 1.)

Am Westrand des Vogelsberges in der Provinz Oberhessen des bisherigen Großherzogtums Hessen erstreckt sich das Tal der Lumda in westlicher Richtung, wo das vom Vogelsberg herabkommende Flüßchen schließlich nördlich von Gießen in die Lahn mündet. Weithin sind die Höhenzüge zu beiden Seiten der Lumda noch von Basaltdecken gebildet, die zur Tertiärzeit von der Höhe des gewaltigen Vogelsberg-Basaltvulkans herabgeflossen sind. Auch der Totenberg bei Treis an der Lumda, ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Gegend, trägt auf seinem Haupte eine mächtige tertiäre Basaltdecke. Unter ihr lagern tertiäre Sande, die größtenteils nachträglich durch einen auch in anderen Gegenden vielfach beobachteten Verkieselungsvorgang zu einem sehr harten Quarzitfels umgewandelt sind. Diese etwa 6 m starke, der Verwitterung äußerst wenig unterliegende helle tertiäre Quarzitbank hebt sich im äußeren Landschaftsbilde deutlich hervor durch eine weite hochebenenartige Terrasse, die dem Profil des Totenberges eine besondere Eigenart verleiht. Den untersten Fuß des Berges setzen steilansteigende Ablagerungen des mittleren Buntsandsteins zusammen.

Der Quarzit des Totenberges enthält nun Höhlen, die nicht etwa durch die Erosionskraft des fließenden Wassers oder durch Verwitterung nachträglich aus dem festen Quarzit herausgearbeitet entstanden sind — dazu ist das Gestein zu hart und zu unangreifbar —, sondern bei dem Verkieselungsvorgang selbst durch unvollkommene Verkieselung[1]) als nicht verkieselte Sandnester zurückgeblieben und später durch Wasserwirkung größtenteils leicht ausgespült worden sind. Dies ist zur Diluvialzeit geschehen, als das Lumdatal noch nicht so tief in den Untergrund eingeschnitten war und noch etwa 30 m höher als heute, unmittelbar über dem Quarzit sein Flußbett auf der erwähnten hochebenenartigen Terrasse besaß. Dieses diluviale Lumdatal entspricht übrigens der Hauptterrasse des Lahntales. Im Jahre 1911 hatte man am Südostabhang des Totenberges bei Treis einen Quarzit-Steinbruch angelegt und bald darauf auch in Schluchten des Gesteins große Knochen ausgestorbener Diluvialtiere entdeckt. Erst im Jahre 1923 wurden auf Anregung von Dr. Kunkel in Stettin und Prof. Dr. Harrassowitz in Gießen systematische Aufsammlungen der diluvialen Knochen an Ort und Stelle vorgenommen und besonders auf das etwaige gleichzeitige Vorkommen paläolithischer Werkzeuge geachtet. Anfang Dezember 1923 gelang dann die Entdeckung paläolithischer Kulturschichten mit vielen Quarzit-Werkzeugen und aufgeschlagenen Knochen in den Höhlen des Quarzitvorkommens durch H. W. Lindley (Gießen) und den Verfasser H. Richter. Vom 1. April 1924 bis Mitte Oktober 1924 fanden schließlich unter Leitung von H. Richter und unter tätiger Teilnahme einer großen Reihe freiwilliger Mitarbeiter systematische Ausgrabungen in den Höhlen des Treiser Quarzits zur Erforschung dieser paläolithischen Höhlensiedlungen statt. Ihre Ergebnisse sind in vorliegender Arbeit übersichtlich in Wort und Bild dargestellt.

Von besonderer Wichtigkeit ist das Profil der paläolithischen Fundschicht. Auf der Felssohle der Höhle befindet sich zunächst noch eine 10—20 cm starke Sandschicht ohne Knochen und Steinwerkzeuge. Unmittelbar darüber schon innerhalb der Kulturschicht liegt eine Zone von unregelmäßigen Basaltgeröllen mit abgerundeten Kanten, wie sie in gleicher Beschaffenheit noch jetzt am Abhang des Totenberges von seinem Basalthute herabzurollen pflegen. Der darüber liegende Teil der unteren Kulturschicht — sie ist einschließlich der Basaltgeröllebank etwa 40 cm stark — enthält große Mengen von Knochen und Zähnen, viele Quarzitgeräte und kleine und kleinste Knochen- und Quarzitsplitter. Die Knochen

[1]) Solche unvollkommene Verkieselung tertiärer Schichten ist vielfach zu beobachten. So zeigen z. B. die Gruben auf der Hochebene bei dem Kirchhofe von Schlottweg 4 km südwestlich von Zeitz in der Provinz Sachsen an der Oberfläche eine vielfach unterbrochene, etwa 40 cm mächtige Quarzitbank, unter der dann nicht mehr verkieselte, gelbrote Tertiärsande und Tertiärkiese aufgeschlossen sind.

und Zähne gehören folgenden Tieren an: Wildpferd, wollhaariges Rhinozeros, Mammut, Bison, Moschusochse, Renntier oder Hirsch, Braunbär, Höhlenlöwe, Eisfuchs und Halsbandlemming. Von großer Bedeutung ist die Auffindung von 5 Quarzittischen, die durch passende Quarzitstücke und große Basaltgerölle von allen Seiten dauerhaft gestützt waren und nach ihrer Freilegung auf dem Sand des Untergrundes völlig fest standen. Die Tische waren zum Teil mit Schlagspuren bedeckt und in ihrem Umkreis lagen viele kleine Steinsplitter und Knochenreste als Abfall. Hier hat zweifellos der paläolithische Mensch seine Steingeräte hergestellt und teilweise auch die Knochen der erlegten Tiere aufgeschlagen. Der obere, etwa 20 cm starke Teil der Kulturschicht besteht aus einer hellgelben Lößschicht mit wenigen Basaltkörnern und geringen Knochensplittern mit einzelnen Quarzitwerkzeugen mit starken Abnutzungsspuren. Das Hangende der Kulturschicht bildet stark gepreßter, blättriger Löß ohne Knochenreste und Steinwerkzeuge von etwa 40 cm Mächtigkeit, über dem dann das Höhlendach aus anstehendem Quarzit folgt. Die Höhle ist also nur 1 m hoch.

Es ist bedeutungsvoll, daß der paläolithische Mensch so frühzeitig erkannt hat, daß in dem hier anstehenden Tertiärquarzit für ihn ein nahezu gleichwertiges Gesteinsmaterial zur Herstellung seiner Werkzeuge vorlag, wie es dem sonst mit Vorliebe benutzten, hier aber nicht vorhandenen Feuerstein eigen ist. Wie H. Richter sehr geschickt ausführt, erforderten die physikalischen Eigenschaften dieses Rohstoffes ein intensives praktisches Hineinleben des Urmenschen in diese besonderen Verhältnisse, da der zähere Quarzit der Bearbeitung stärker widerstrebt als der geschmeidigere Feuerstein. Das besondere Material führte daher zu einer eigenen Kultur, der Quarzitkultur, der eine reine Abschlagstechnik zugrunde liegt. Daß diese Quarzitkultur sich selbständig entwickelte und erst das Material erprobte und an ihm lernte, geht klar aus dem Umstande hervor, daß in der unteren Kulturschicht die einfachen Abschläge bedeutend überwiegen, in der oberen Kulturschicht aber die kunstvoll überarbeiteten Typen häufig auftreten. Eine Entwicklung der Technik und der Gerätetypen von Treis aus älteren andersartigen Kulturen kommt kaum in Frage. Die Quarzitkultur von Treis ist als Ausgangsform einer zweiten paläolithischen Entwicklungsreihe zu betrachten. Sie leitet die jungpaläolithischen Klingenkulturen ein.

Hinsichtlich der Typen und ihrer Entwicklung sei auf das gehaltreiche, gut illustrierte Buch von H. Richter selbst verwiesen, das jedem Vorgeschichtsforscher dringend empfohlen sei. Die Zunahme der Erschließung neuer paläolithischer Fundstätten in Deutschland, die naturgemäß außerhalb der Grenze der diluvialen Vereisung und oft fernab von feuersteinführenden Gegenden liegen, wird allem Anschein nach bald weitere Beispiele der Benutzung einheimischer harter Gesteine als Ersatz für mangelnden Feuerstein in paläolithischer Zeit liefern. So haben z. B. die von A. Goetze und H. Heß v. Wichdorff gemeinsam in den Jahren 1925 und 1926 ausgeführten Ausgrabungen in der Döbritzer Höhle bei Pößneck in Thüringen unter jungpaläolithischen Feuersteinkulturhorizonten als unterste Kulturschicht unmittelbar über der Felsensohle ebenfalls eine älteste eigene paläolithische Kultur rein aus den härtesten Gesteinen der Umgegend nachgewiesen. Die Arbeit H. Richters wird den Ausgangspunkt für ähnliche Funde in anderen Gegenden bilden und ist daher sehr zu begrüßen.

Berlin. **H. Heß von Wichdorff.**

Otto Kunkel, Der Mäander in den vor- und frühgeschichtlichen Kulturen Europas. Marburg a. d. L. (Bauer) 1925. 62 Seiten.

Der Verfasser legt in knapper Form einen Abriß seiner Dissertation vor. Aus wirtschaftlichen Gründen war er genötigt, auf eine ausführlichere Veröffentlichung und vor allem auf die Beigabe von Abbildungen, die der Leser nur schwer entbehren kann, zu verzichten. Eine Darstellung der Entstehung und Verbreitung des Mäanders und der ihm verwandten Muster ist deshalb so erschwert, weil die Kulturgüter aus vergänglichem Stoff, vor allem die Erzeugnisse der Flecht- und Webkunst, für diese Fragen von ausschlaggebender Bedeutung sind und weil gerade sie sich fast nie erhalten haben. Der Forscher ist daher genötigt, mit recht lückenhaftem Quellenstoff, besonders mäanderverzierten Tongefäßen und Bronzen, auszukommen und steht nur zu oft vor unüberbrückbarer Leere. Trotzdem ist der Versuch einer Entwicklungsgeschichte des in den verschiedensten Kulturen so wichtigen Musters zu begrüßen, wenn dabei auch der Mäander seines oft gefeierten Ruhmes als einer Offenbarung klassischen Schönheitssinnes und eines großen Zeugen der Kunst der Griechen verlustig geht.

Ausführlich nimmt der Verfasser Stellung zu den jetzt vielfach erörterten Zierstiltheorien. Bei dem Begriff des „technischen Ornaments" vermittelt er zwischen den so kraß gegenüberstehenden Anschauungen Schuchhardts und van Scheltemas. Ein Handwerk kann durch seine technischen Formen den Zierstil eines anderen Handwerkes oder das Kunstschaffen einer primitiven Kultur nur entscheidend beeinflussen, wenn deren

„frei" entstandene Ornamentik in ihrer Entwicklung den Formen der anderen Technik zusteuert und so überhaupt erst für diese aufnahmefähig wird. Das „technische Ornament" bildet also nicht den Ursprung einer Zierkunst, sondern bedeutet nur eine Stilangleichung. Gerade das bunte Nebeneinander des Schaffens in vergänglichen und unvergänglichen Stoffen konnte befruchtend auf die Ornamentik wirken. Besonders augenfällig zeigt dies ein Beispiel aus der Völkerkunde. Die hochstehende Flechtkunst Brasiliens hat einen überragenden Einfluß auf das Zierschaffen der anderen Gewerbe errungen. Durch die zeichnerische Übertragung der Flechtmuster auf andere Ornamentträger entstehen — als Ausschnitte einer größeren Flechtzierfläche — Mäanderzüge, ja schließlich das echte „klassische" Mäanderband. Dieselbe Entwicklung, die in Brasilien, wo alles Kulturgut, auch das vergängliche erhalten ist, so klar nachzuweisen ist, läßt sich an den nur trümmerhaften Resten der Hallstattkultur des Nordadriagebietes wieder aufbauen. Auch hier muß eine bedeutende Kunstflechterei geblüht haben, für die Kunkel schon in der Wiener Prähistorischen Zeitschrift XI, S. 46ff. einen anschaulichen Nachweis erbracht hat, indem er als Vorbilder für etruskische Prachtfibeln geflochtene Kämme erschloß. Der Ursprung und die Keime des hallstattzeitlichen Mäanderstils liegen aber weit zurück in der Bandkeramik der jüngeren Steinzeit. Griechenland erhielt seinen „klassischen" Mäander wohl aus dem Nordwestbalkan, wo sich die Ornamentik der Bandkeramik ganz konservativ gehalten haben muß, durch Einwanderung der Dorer. Der hellenischen Welt bleibt nur das Verdienst, dem eigentlichen Mäander seine hohe Stellung in der Kunst für alle Zeiten gesichert zu haben. Aus derselben Quelle an der Adria ist offenbar auch der Villanova-Mäander Italiens entsprungen. Sucht der Verfasser die bisher erwähnten Verbreitungsgebiete des Mäanders fest miteinander zu verknüpfen, so läßt er die Stellung der nordischen Mäandermuster der jungen Bronzezeit und der germanischen Mäanderkeramik der Jahrhunderte um Christi Geburt, die er nur kurz streift, offen. Bei dem völligen Mangel an hallstattzeitlichen Mäandergefäßen in Mittel- und Norddeutschland möchte ich auf einen einzigartigen Henkelnapf des Berliner Staatlichen Museums aus Groß-Czetteritz, Kr. Landsberg a. d. Warthe aufmerksam machen, der einen nach links gewendeten laufenden Mäander aufweist (Muster-Kossinna, Deutsche Vorgeschichte[4], S. 171, Abb. 338, 1). Das Stück ist bisher nur von L. von Ledebur, das Kgl. Museum vaterländischer Alterthümer, Berlin 1838, S. 65 und Tafel IV, I 73 in ganz ungenügender Abbildung gebracht und im Berliner Museum fälschlich als kaiserzeitlich ausgestellt worden; es gehört aber in die frühe Eisenzeit und verdient bei seiner Seltenheit eine Veröffentlichung mit guter Abbildung.

Bei der Lückenhaftigkeit des Fundstoffes und der kurzen, oft nur andeutenden Schreibweise des Verfassers erscheinen dem Leser manche Schlüsse noch nicht endgültig. Möge der Verfasser bald Gelegenheit haben, seine Ergebnisse auf breiterer Grundlage und mit den notwendigen Abbildungen vorzulegen. Nicht nur der Arbeitsstoff als solcher lohnt eine genauere Bekanntgabe; mir scheint, als ob des Verfassers bedachte und vorsichtige Art der Heranziehung völkerkundlichen Quellenstoffes zur Lösung vorgeschichtlicher Fragen bei ausführlicherer Begründung geeignet ist, die Methodik unserer Wissenschaft zu bereichern, nachdem früher voreiliges und planloses Gleichstellen die Verwertung der Völkerkunde als Hilfswissenschaft arg in Mißkredit gebracht hatte.

Breslau, im Juli 1926. **M. Jahn.**

Birkner, F., Der diluviale Mensch in Europa. 3. vermehrte Auflage. 148 S., 2 Tafeln, 278 Abbildungen im Text. Innsbruck-Wien-München. (Verlagsanstalt Tyrolia) 1925.

Das Buch ist dazu bestimmt, in die Kenntnisse vom Eiszeitmenschen einzuführen oder, noch bestimmender ausgedrückt, die Verständigung zwischen der Wissenschaft und der Wißbegierde gebildeter Laien anzubahnen. Da sich eine solche Darstellung nie auf gewagtes Gebiet begeben und sich nur in den Bahnen altbewährter Überlieferung bewegen kann, ist Sache der Fachkritik eigentlich nur die Beurteilung, ob diese Bedingungen erfüllt sind und ob sich das Buch durch eine besondere Geschicklichkeit des Anlageplanes zu dem bestimmten Zwecke eignet. Letzteres ist bekanntlich eine Aufgabe, die leicht unterschätzt wird. Insbesondere, wenn man eine sensationslüsterne Aufmachung im Sinne von L. Reinhardt und O. Hauser vermeiden will. Birkners Buch gehört ohne Zweifel zu denen, die der Fachmann gerne oder zumindest der Not gehorchend empfehlen kann. Insbesondere die neue Auflage ist stark vermehrt worden, so daß sie geeignet ist, wieder viele Freunde der Diluvialforschung zuzuführen. Was das wissenschaftliche Material anbelangt, kann natürlich nicht gefordert werden, Selbstverständliches zu loben. In geologischen Fragen sucht jetzt Birkner den Anschluß an Bayer, wie er dies eingehender im Bayerischen Vorgeschichtsfreund V., 1925 begründete. Merkwürdigerweise finden sich auch einige Entgleisungen. Geradezu schleierhaft ist mir, wie ein sonst so klug abwägender Forscher wie Birkner sich der Ansicht anschließen kann, daß die Größe der altpaläolithischen

Faustkeile bedingt sei durch die Benötigung zur Fällung und Bearbeitung der Bäume, während zur Bearbeitung der Sträucher der Tundren und Steppen „der Mensch nicht mehr gezwungen war", sie herzustellen. Auch hat der Frühneolitiker nicht abermals Keile erfunden, die den altpaläolitgischen Formen wegen der gleichen Zweckbestimmung und des gleichen Materials ähnlich sein mußten, sondern hier handelt es sich eben um genetische Zusammenhänge, die ganz anderer Erklärung bedürfen.

Wien. **Eduard Beninger.**

Johannes Hoffmann: Aus Deutschlands Urzeit. Weidmannsche Bücherei, herausgegeben von Deckelmann und Johannesson. Nr. 13. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1926. 8, 96 Seiten, 21 Abbildungen.

Im Mannus sei auf dieses Bändchen hingewiesen, das eine kurze Übersicht über die Vorgeschichte Deutschlands in der üblichen Gliederung unter etwas stärkerem Hervorheben der germanischen Kultur gibt. Knapp und doch tiefdringend, selbst einige hervorragende Einzelfunde berücksichtigend, ist es ein Vergnügen, die geschickt abgefaßte Darstellung durchzulesen. Der Verfasser, ein Studienrat, beherrscht Wissensstoff und Methode, nur vereinzelt stößt man auf eine nicht glücklich getroffene Entscheidung (so Bandkeramiker = Kelten).

Das Büchlein, das in einer durchweg von Schulmännern versorgten Sammlung erschienen ist, kann als erste Einführung in die Vorgeschichte besonders auch der Schule dienen. In Verbindung mit Museumsführungen ist es zu benutzen, denn die beigegebenen Abbildungen reichen bei weitem nicht aus. Vielleicht entschließt sich der Verlag zu einer weiteren Ausstattung, wenn der ersten Auflage der verdiente Erfolg beschieden ist.

Halle a. S. **Walther Schulz.**

Georg Buschan: Illustrierte Völkerkunde. 2. und 3. Aufl. Teil II. A. Byhan, A. Haberlandt, M. Haberlandt: Europa und seine Randgebiete. Stuttgart 1926. Verlag Strecker und Schröder. VII + 1154 Seiten, 43 Tafeln, 708 Abbildungen, 6 Karten.

M. Haberlandt: Die indogermanischen Völker des Erdteils.

A. Haberlandt: Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung.

A. Byhan: Kaukasien, Ost- und Nordrußschland, Finnland.

A. Haberlandt: Die Mittelmeerlandschaften Nordafrikas und die Kanarischen Inseln.

Vorgeschichte und Volkskunde sind vielfach im Schrifttum vereint, im vorgeschichtlichen wie im volkskundlichen; von letzterem sei hier nur an Rütimeyer: „Urethnographie der Schweiz" 1924, Nopsca: „Albanien. Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens" 1925 und an A. Haberlandt: „Volkskunde und Vorgeschichte" im Jahrbuch für historische Volkskunde I, 1925 erinnert. Ebenso knüpft die vorgeschichtliche Kulturforschung gern an die volkstümliche Kultur der Gegenwart an oder gibt einen Ausblick in diese. Doch auch ihr innerer Ausbau führt sie zur Volkskunde. Denn diese Seite der Vorgeschichtswissenschaft hat das Bestreben, über die erhaltenen Zeugnisse der vorgeschichtlichen Menschen, die Bodenfunde, hinaus auch Wirtschaft, Gesellschaftsordnung, geistige Kultur, also die Gesamtkultur, aufzuklären. Ein wichtiges Hilfsmittel dazu ist der Vergleich mit heutigen Zuständen dort, wo urtümliche Verhältnisse sich noch am besten erhalten zu haben scheinen. So führt zunächst die Völkerkunde heutige Kulturen vor Augen, an denen anscheinend Jahrtausende fast spurlos vorüber gegangen sind. Andererseits aber zeigt sie auch, wie verschiedene Wege menschliches Denken und Tun einschlagen konnten; bestimmend wirkt dabei die Natur, in die der Mensch gestellt ist, und seine eigene Natur, die Veranlagung. Und solange die Völker und Kulturen der vorgeschichtlichen Zeit, d. h. vor allem der Vorzeit Europas, nicht methodisch mit Völkern und Kulturen aus aller Welt in Beziehung gesetzt werden können, sind die Verbindungen, die zweifellos bestehen, nicht wissenschaftlich auszuwerten. Es soll damit Versuchen in dieser Richtung keineswegs die Berechtigung abgesprochen werden, auch scheint in der Ordnung des reichen völkerkundlichen Materials etwa nach Wirtschaftsformen oder nach Gesellschaftsformen, wie sie die Völkerkunde neuerdings vornimmt, ferner in die Einbeziehung der Völkerkunde Europas in die allgemeine Völkerkunde, für die auch das vorliegende Buch ein Zeugnis ist, einer methodischen Verbindung zwischen Vorgeschichte und Völkerkunde der Weg gebahnt zu werden. Die Berücksichtigung der Natur und des Menschen führt die Vorgeschichtsforschung dazu, besonders im heutigen Europa die Ergänzung zu suchen, zumal da Menschen und Kultureinzelheiten sich tatsächlich hier von der Vorzeit bis in die Gegenwart verfolgen lassen. Doch die Erforschung der bunten Gegenwart ist bisher noch nicht weit genug gediehen. Die Verbindung zwischen Menschen und ihren Lebensäußerungen ist noch nicht in wissenschaftliche Form gebracht. Ferner wissen wir, daß

urtümlich anmutendes Kulturgut jung übernommen sein kann. So ist die Bereicherung der vorgeschichtlichen Kulturforschung durch die Volksforschung, wie erfolgversprechend sie auch erscheint, hauptsächlich erst eine Erwartung für die Zukunft.

Da also der Vorgeschichtsforscher an der Volksforschung nicht vorbeigehen kann, sei hier auf die erste ausführliche zusammenfassende Behandlung der Völkerkunde Europas, deren Vorarbeiten meist von der Volkskunde geleistet sind, hingewiesen. Die Tiefenbetrachtung, die die Völkerkunde Europas der anderer Erdteile gegenüber voraus hat, beruht auf der geschichtlichen und besonders auch auf der vorgeschichtlichen Überlieferung. Die Vorgeschichtsforschung stellt sich also neben die Volkskunde nicht nur als nehmende, sondern auch als gebende Wissenschaft.

Mit der Vorgeschichte kommt zunächst M. Haberlandt in Berührung, der in seinem Abschnitt über die indogermanischen Völker einleitende Bemerkungen bringt über die Indogermanisierung Europas. Vom Standpunkt unserer Wissenschaft ist aber darauf hinzuweisen, daß in der Literaturübersicht dazu die Vorgeschichte doch nicht genügend berücksichtigt ist; von Kossinna, dem Hauptvertreter der vorgeschichtlichen Indogermanenforschung, ist für diese nur die alte Arbeit von 1902 genannt, die vorgeschichtliche Forschung zur Germanengeschichte ist gegenüber den von der Sprachforschung ausgehenden Arbeiten (Much, Bremer, Feist) gar nicht erwähnt. Wenn die Volkskunde sich die Aufgabe stellt, die heutigen Kulturzustände zu erklären, die sich vielfach, wie M. Haberlandt auch betont, mit den heutigen Volksgrenzen nicht decken, so darf sie sich nicht über die methodisch erzielten Ergebnisse der „Siedlungsarchäologie" und ihrer Auswertung für die Völkergeschichte hinwegsetzen. Ich erwähne als Beispiel hier, daß die ursprüngliche Germanengrenze, wie sie nur von der Vorgeschichte festgestellt werden konnte, sich noch in der heutigen Volkskultur auswirkt.

Ganz besonders kommt naturgemäß die vorgeschichtliche Kulturforschung für die Volkskunde in Betracht. Auf diese Beziehungen führt der zweite Abschnitt von Arthur Haberlandt über die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung, die nach ihren verschiedenen Seiten — Wirtschaft, Siedelung, Hausgerät und Handwerk, Volkskunst, gesellschaftliche Verhältnisse, Weltanschauung — behandelt wird. Bei der Feststellung des zeitlichen und örtlichen Vorkommens einzelner Kulturerscheinungen wird der vorgeschichtliche Nachweis gegeben, der noch an einzelnen Stellen ergänzt werden könnte. Besonders fiel mir auf, daß die Zeugnisse der paläolithischen und frühneolithischen Jägerkultur noch weitgehender mit den heutigen Erscheinungen des Jägertums verbunden werden könnten; ich verweise nur auf die diluvialen Wandzeichnungen, die für Jägerzauberglauben sprechen, auf die Darstellung von Tiermaskierungen. An einzelnen Stellen kommt die Ergänzung einer Berichtigung gleich, wenn eine Kulturerrungenschaft früher in einem Lande bezeugt ist, als es dem Verfasser bekannt ist, ich nenne den schon oft hervorgehobenen Nachweis des gezähmten Pferdes und des veredelten Apfels in der jüngeren Steizeit in Skandinavien. Doch bei der Fülle des zu bewältigenden Stoffes wird man die vorgeschichtlichen Kenntnisse des Verfassers gern anerkennen. — In einem Schlußabschnitt über den Kulturaufbau äußert sich der Verfasser über das Verhältnis der Vorgeschichte zur Volkskunde. Er hebt hervor, daß der Denkmälerstoff dieser beiden Wissenschaften „vielfach noch nicht" miteinander in Beziehung gebracht werden kann, daß eine wissenschaftliche Vertiefung der Kulturbetrachtung „vorläufig nur" für Einzelgüter möglich sei. Etwas weiter als der Verfasser möchte ich allerdings in der Auswertung der Funde gehen; gerade über gesellschaftliche Verhältnisse, die nach ihm der vorgeschichtlichen Forschung am wenigsten zugänglich sind, wird man doch, wie ich glaube, schon einiges aussagen können, so in Ausdeutung von Grabfunden, von Burgen, von der Art der Siedlungen; erwähnt sei auch, daß die bandkeramische Kultur in auffallend vielen Einzelheiten heutigen mutterrechtlichen Kulturen sich anschließt. Man mag allerdings die Ergebnisse für noch nicht genügend gesichert halten, jedenfalls sind vorgeschichtliche Kulturen auch Lebensgemeinschaften, und es wird nicht verlorene Mühe sein, jene Erscheinungen des Völkerlebens aus ihnen zu erkennen zu suchen, die als die treibenden und bestimmenden Elemente des Daseins angesehen werden müssen. Bemerkenswert ist, daß der Verfasser hier und anderwärts den Kulturkreisen der Vorgeschichte die „Lebenskreise" der Volkskunde gegenüber stellt (A. Haberlandt „Kulturwissenschaftliches aus Schweden". Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient III, 1923, S. 66ff.), „die in ihrer naturgegebenen Bedingtheit nach Umwelt (Lebensräumen) und Rassenentwicklung nach Möglichkeit zu erfassen und deren innere Fortbildung und äußerer Zuwachs zu einem mit geringen Schwankungen andauernden Besitz darzulegen als die lohnendste Aufgabe der Ethnologie bezeichnet werden muß."

Uns lag daran, aus dem vorliegenden Buche nur die unmittelbaren Verbindungen mit unserer Wissenschaft herauszugreifen und vorzuzeigen. Es sei aber darauf hingewiesen, daß der Vorgeschichtsforscher aus der gesamten Darstellung reiche Anregung empfangen wird.

Halle a. S. **Walther Schulz.**

Frhr. von Richthofen, Bolko. Die ältere Bronzezeit in Schlesien. (Vorgeschichtliche Forschungen. Herausgegeb. v. M. Ebert. Band I, Heft 3). Berlin 1926. VIII u. 164 S. (davon 19 = Taf. 15—33), 34 Taf., 3 Karten.

Die Arbeit ist eine erschöpfende archäologische Behandlung der II. Bronzezeitperiode in Schlesien unter weitgehender Berücksichtigung der Nachbargebiete. Durch strengste Prüfung der Fundberichte wird einerseits vielen bisher irrtümlichen Datierungen der Boden entzogen, andererseits denjenigen des Verf. um so größeres Gewicht verliehen. Ist es schon sehr wertvoll, daß bei Behandlung des Formenvorrats der Bronze- (und einiger Stein-) Geräte manche neue Erkenntnis zutage gefördert wird, so liegt das Hauptverdienst der Arbeit darin, daß bestimmte Kennzeichen für die bisher kaum beachtete Tonware der II. Periode festgestellt werden. Dadurch ist der Nachweis möglich, daß die Funde aus dieser Zeit in Schlesien nicht so spärlich sind, wie es bisher schien. Besonders ist dabei noch zu berücksichtigen, daß die gering ausgestatteten Gräber — Körpergräber mit vergangenen Skeletten werden oft gar nicht als solche erkannt — im Vergleich zu den späteren Urnenfeldern viel seltener zur Kenntnis der Wissenschaft kommen, weil die letzteren durch ihre oft reiche Ausstattung mit Beigefäßen auch dem Laien auffallen. Die Grabfunde der Periode II stammen aus niedrigen Hügeln oder „Flachgräbern", die aber vermutlich nur scheinbar solche sind, weil die sie früher bedeckenden Hügel verschwunden sind. An die Stelle der anfänglichen Körper- treten ganz allmählich Brandbestattungen. Der lückenlose Zusammenhang wird einerseits durch eine kennzeichnende Übergangsstufe in der Grabanlage (Leichenbrand in körperlangen Grabgruben), andererseits durch die Formen und Verzierungen der Tongefäße bezeugt, die zunächst als Beigaben, später auch als Urnen erscheinen. Besonders wichtig ist die Buckelkeramik, die sich als unmittelbarer Vorläufer der bekannten Buckelkeramik der Periode III erweist. Auf der anderen Seite ist der Zusammenhang mit der Aunjetitzer Kultur festzustellen. Bezüglich der Frage des Volkstums sei das besonnene Urteil des Verf. wörtlich wiedergegeben: „Will man die ostdeutsche Kultur der Periode II und die auf ihr beruhende lausitzische überhaupt mit einem bestimmten Volksnamen belegen, so verdient jedenfalls die Bezeichnung illyrisch vor thrakisch den Vorzug."

Das Werk erfüllt mit sorgfältig ausgewählten, guten Abbildungen, der gründlichen Verarbeitung des bisherigen Schrifttums, den im „Materialteil" gebotenen genauen Nachweisen und der stets sachlichen Schreibweise alle Ansprüche, die man an eine wissenschaftliche Arbeit stellen kann — abgesehen von der nicht ganz geringen Anzahl von Druckfehlern, was aber damit zu entschuldigen ist, daß Verf. wegen Krankheit nicht allein die Korrekturen las. Daß für den Zusammenhang der Aunjetitzer und der ostdeutschen Urnenfelderkultur der sichere Beweis erbracht wurde, haben wir dem Verf. als einen erfreulichen Fortschritt in einer der wichtigsten Fragen unserer Wissenschaft zu verdanken.

Hannover. **Hans Gummel.**

Karl Spieß, Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn. Grundlinien einer Geschichte der unpersönlichen Kunst. Wien 1925. Österreichischer Bundesverlag. 149 Abb., 296 S.

Ein Buch über Bauernkunst geht den Vorgeschichtsforscher aus vielen Gründen an. Die Vorgeschichte hat nicht bloß inhaltlich-stoffliche Berührungen mit dem Bauern und seiner Kultur, in der da und dort noch manches Urzeitliche sich am Leben erhalten hat, so daß solche Restbestände auf vorgeschichtliche Verhältnisse Licht werfen können, sondern sie ist auf unserem deutschen Boden zugleich Heimatforschung und sucht und hat schon innige Fühlung mit dem Empfinden der heimatgebundensten Menschen unserer Bevölkerung, der Landbevölkerung, dem Bauernstande. Es war einer der stärksten Eindrücke unserer Elmfahrt bei der Braunschweiger Tagung, wie z. B. die Bauern am Heseberge an ihrem so beherrschend gelegenen Ringwalle hingen, wie sie allerhand Funde von ihm zusammengetragen hatten, ihre Bedeutung verstanden und sogar Typen der Keramik zu benennen wußten, und mit welch tiefem Anteile sie nach den Fortschritten der Forschung, nach neuen Karten usw. fragten. Hier sah man Vorzeit und lebendige Gegenwart in starker Fühlung, hier sah man auch die heutige Besiedlung des Landes in ihrem geistigen Zusammenhange mit der alten, vorzeitlichen. Was diesem Verstehen der Landleute entgegenkam, war offenbar nichts dem gepflegten antiquarischen Verständnisse des Städters Vergleichbares, sondern es war die verwandte Wesensart. Es sind gleiche Kulturbedingungen und Kultureinstellungen, wirtschaftliche, solche in der allgemeinen Gesellschaftsform und damit auch solche in der Lebens- und Weltanschauung, die die Brücke schlagen.

Das Buch von Spieß ist das erste in unserem, in den letzten Jahren so reich empor gesproßten volkskundlichen Schrifttume, das die Bauernkunst im ganzen und dabei so behandelt, daß ihre Erzeugnisse nicht bloß als etwas Gegebenes gebucht, sondern vielmehr von einem überzeitlichen und zugleich die Vorgeschichte berücksichtigenden Standpunkte aus

auf ihre innere Echtheit hin gesichtet, kulturgeschichtlich gewertet und aus der eigenartig altertümlichen Weltanschauung ihrer Schöpfer erklärt werden. Das geschieht in gemeinverständlicher Weise, ohne gelehrten Ballast, aber auf Grund weit ausgebreiteter Kenntnisse und vorausgegangener eindringender Untersuchungen. Zu mehrstöckigen Gedankengebäuden neigt der Verfasser nicht, aber bei aller Schlichtheit ist seine Darstellung keineswegs etwa flach, sondern dem Stoffe angemessen, und wohlbedachte Hinweise auf verwandte Erscheinungen begleiten den Leser so, daß das allgemein Gültige wohl für jedermann hervortritt.

Zwei Gegensatzpaare beherrschen das Buch: eine große, unüberbrückbare Kluft liegt zwischen Land und Stadt, Stadtkunst und Bauernkunst — dort die persönliche, hier die unpersönliche Kunst. Wir wissen, daß überall Vermischungen eingetreten sind. Die Aufgabe dieses Buches aber soll sein, das anders Geartete, das dem Städter und seiner Persönlichkeitskultur Wesensfremde, in der Bauernkunst aufzudecken und ans Licht zu heben (S. 19f.). Die Werke der persönlichen Kunst sind mit den Namen ihrer Urheber bezeichnet, die Werke der unpersönlichen sind namenlos (S. 21). Zur persönlichen Kunst gesellt sich der Kritiker, der ihr einen Bestand zu geben sucht von seinen Gnaden; die unpersönliche hingegen wurzelt im dauernden Gebrauche, und vor allem im Brauchtume des Volkes. Sie ist weltanschaulich gebunden, und der Kern dieser Weltanschauung ist der Mythos (S. 14) in dem von mir vertretenen und von Spieß in allem Wesentlichen übernommenen Sinne (vgl. S. 286). Er bezieht sich auf den Kreislauf in der Natur, der zuerst an Hand des Gestaltenwechsels des Mondes und im Zusammenhange der landwirtschaftlichen Verrichtungen erfaßt und dargestellt wird; aber er ist frei von jenem sentimentalen Naturgefühle, das erst viel später auf Grund städtischer, naturgetrennter Lebensweise sich einzustellen scheint. Die Landschaft als künstlerischer Vorwurf ist der Bauernkunst und aller echten Volkskunst fremd, an verzierten Gegenständer wirkt sie als Unverstand (ein schönes Beispiel gibt Spieß S. 134, Abb. 77). Die Bauernkunst ist daher vorwiegend Zierkunst, sie geht von der Form des zu zierenden Gegenstandes aus und sucht die Fläche möglichst zu füllen (ein Grundsatz, der bei Spieß nicht behandelt ist). Pflanzen, Tiergestalten, auch der Mensch werden diesem Zwecke angepaßt. Aber das Leitende dabei sind, wo immer ältere Formen sich erhielten oder neue, wesensverwandte eingebürgert wurden, die weltanschaulichen Grundgedanken. Diese Kunst führt aus ihnen und den gemeinsamen Lebensbedingungen heraus (geschlossene Hauswirtschaft) auf ein Gesamtkunstwerk, dessen Entfaltung wir bei ländlichen Festen beobachten, wo Dichtkunst, Musik, Schauspiel, Tanz, Tracht, Schmuck und Gerät zu einem einzigen Wesensausdrucke zusammen wirken (S. 21). Aber Spieß behandelt davon nur etwa die eine Hälfte, nämlich die Bauernkunst, sofern sie als geistgeprägte Marteie (S. 13) vor uns tritt. Volkstümliche Dichtkunst und Tonkunst bleiben von dieser Darstellung ausgeschlossen, und auch die Tracht wird diesmal nur nebenbei behandelt (S. 76ff.). Dagegen beschränkt sich Spieß durchaus nicht auf die deutsche Bauernkunst, sondern Bauernkunst ist ihm ein Gesamtbegriff. Er ist Österreicher (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Pfarrer von Hatzfeld an der Eder, dem Verfasser des Märchenbändchens in „Aus Natur und Geisteswelt") und schreibt von Wien aus, unterstützt von den Sammlungen des österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, die alle Völker der ehemaligen Monarchie umfassen und wertvolle Anregungen, besonders für die Südslawen und den Balkan bieten. Aber ebenso blickt er nach Rußland und dem Osten, und mit besonderer Vorliebe berücksichtigt er die neuere Bauernkunst des germanischen Nordens.

Im Mittelpunkte des Buches steht „Stoff und Bearbeitung" (S. 24—188): das Holz, Gewebe und ihre Auszier, Töpferei, Glas, Metall (Schmuck). Jedem dieser Abschnitte ist eine kleine Einleitung in die Geschichte der Technik eingebaut, dann folgt die Einordnung der Kunstwerke in diesen technischen Rahmen. Die Materialgebundenheit tritt hervor, aber ebenso die weltanschauliche Gebundenheit. Zahlreiche Werke der Volkskunst werden in guten Abbildungen mit Erläuterungen vor uns ausgebreitet, die kulturgeschichtliche Ausblicke freilegen. Kulturströme und Kulturschichten kommen zur Geltung, die Einflüsse von Osten und Orient ebenso wie die frühgeschichtlichen und vorgeschichtlichen Grundlagen und Vorstufen der Bauernkunst. Es sei nur erwähnt, daß Hallstadt-Zeitliches an mindestens 14 Stellen des Buches und z. T. sehr aufschlußreich herangezogen ist. Zwischendurch bereiten geschickt gegebene Winke immer wieder auf den zweiten, den geistigen Gehalt dieser Kunst behandelnden Hauptteil vor, auf den Inhalt (S. 199—282). Hier werden im allgemeinen Zähigkeit und Alter der Überlieferung (S. 190) im Hinblick auf das Gesamtkunstwerk des Festbrauches (s. o.) und die dahinter stehende mythische Weltanschauung, und dann im besonderen eine Anzahl der wichtigsten, auf ihr beruhenden volkstümlichen Vorstellungsreihen mit steter Rücksicht auf das Brauchtum (z. B. Kampf zweier Gegner, Perchtenlauf, wilde Jagd, Habergeiß, Masken, Opferkröten, Maibaum und Lichterbäume, Dreigesicht, Lebenswasser und paarige Tiere, Tiergefäße als Rauschtrank-Behälter, Feuerbohren und

Scheibentreiben, Salzbehälter usw.) besprochen und in ihrer Bedeutung für das Gestalten der Volkskunst dargelegt.

Ein kurzer Abschnitt über Stil (S. 275—282), eine Zusammenfassung des Schrifttums (S. 283—287) und ein Sachverzeichnis (S. 288—296) schließen das Buch ab. Es liest sich leicht und regt zu den verschiedensten Gedanken an; einige davon, auch kritische, mögen im Folgenden noch festgehalten sein.

Die von Spieß gewählte Einteilung des Stoffes ist praktisch und frei von Systemreiterei; aber einiges Wichtige ist auf diese Weise ausgefallen, darunter sogar auch solches, dem Spieß selbst an anderer Stelle dankenswerte Aufmerksamkeit gewidmet hat: z. B. die Gebildbrote und das volkstümliche Backwerk mit seinem an die völkerwanderungszeitliche Flächengliederung erinnernden Zuckerguss. Ein gewisser Mangel liegt auch darin, daß Spieß trotz seines starken Sinnes für die „Kunst der Altvorderen, mit deren Blut wir durch unser Blut zusammenhängen“ (S. 281), den Zusammenhang mit der altgermanischen Kunst, die in neuester Zeit die Aufmerksamkeit so stark auf sich gezogen hat, verhältnismäßig doch noch immer zu wenig berücksichtigte. Ägyptisches und Assyrisches, Griechisches und Etruskisches (S. 49 zu Abb. 19_3 hätte ein Hinweis auf mein Buch Zeitrechnung und Weltordnung S. 236 weitere Ausblicke eröffnet) ist häufiger abgebildet als das näher stehende Altgermanische, obgleich in den Werken der Völkerwanderung und der Wikingerzeit das Wesen unpersönlicher Kunst besonders deutlich hervortritt und in einzelnen Fällen vielleicht auch Nachwirkungen in heutiger Bauernkunst zu beobachten wären. So läge es wohl recht nahe, neben die Span der Friesinnen (S. 172) und die siebenbürgische Heftel (Abb. 94) Formen wie die Rundfibel von Kent (Salin S. 327, Abb. 708) zu stellen. Zur Hose als germanischer Frauentracht (S. 76f.) wäre eine Auseinandersetzung einerseits mit der Tatsache der bronzezeitlichen Frauenröcke und andererseits mit der von Kossinna, Deutsche Vorgeschichte [3], S. 219f. vertretenen Auffassung nötig gewesen, daß die Germanin des Kalksteinreliefs von Mainz eine Germania sei und deshalb in der Kriegstracht, d. h. der Männertracht, ihres Landes dargestellt werde. Legt aber Spieß, gewiß mit Recht, auf die Hosen als Arbeitstracht friesischer Frauen Gewicht (S. 77), dann sei dazu verzeichnet, daß auch in Island die Hose zur Frauentracht gehörte; die schöne Hallgerd der Njalssaga hat wegen ihres hohen Wuchses sogar den Beinamen „Langhose“ (A. Heuslers Übersetzung Thule IV, Kap. 9, S. 45) erhalten. In anderen Fällen besteht die scheinbare Brücke zu Nordischem schwerlich zu Recht; den Hirsch (Eitthyrnir, S. 254, vgl. S. 87 u. 249) kennt die ältere nordische und germanische Kunst eben noch nicht, wie schon A. Götze im Hinblick auf die südrussische Kunst, in der er bekanntlich früh eine vorherrschende Rolle spielt, betont hat, und die eddischen Hirsche, bloß durch Grimnismal 26 u. 33 gestützt, sind daher wahrscheinlich erst jüngere Zutat und Doppelungen zur Ziege. Der Griff der albanesischen Gusla (Abb. 27), den Spieß S. 58f. etwas gezwungen durch den Vergleich mit Herakles in der Löwenhaut erläutert, gehört zur bekannten, alten und weit verbreiteten Gruppe der ποτνια θηρων, zu der ich in meinem Aufsatze über „Tierköpfe mit tierverzierten Feldern in Oseberg und Wendel“ einige nordische Belege von Sattelbügen und Mähnenstühlen (Mannus XVII 4, 1925, S. 353) nachgewiesen habe. Die sehr beachtenswerte Darstellung der Zwillinge auf dem Schiffswimpel von Sebenico (Abb. 28) fordert trotz ihrer räumlichen Nähe zu den Dioskuren doch einen Hinweis auf die beiden „Altis“ im Schiffe (Kossinna, Deutsche Vorgeschichte S. 88, Abb. 198) heraus. Wird S. 99, Abb. 60 der Lebensbaum mit den paarigen Vögeln schon für das 7. Jahrh. durch eine Rundhaft fränkischer Arbeit auf germanischem Boden (Illingen) nachgewiesen, so ist jetzt dieses Motiv auch auf dem Osebergschiffe (um 850) gefunden worden (s. meinen Aufsatz „Die Kirche Wang“ in den Schlesischen Monatsheften 1925, Mai, Abb. 2 auf S. 236 und die Anm. 3 auf S. 346 der „Tierköpfe“). S. 242 leitet Spieß den achtbeinigen Sleipnir von doppelten Pferdeprotomen her, deren entsprechende Zusammensetzung er in Abb. 130 von einem großrussischen Gewebe belegt. Der Grundgedanke wird richtig sein, aber die Wege, auf denen man zu solchen Gebilden kam, sind doch noch genauer auszuspüren. Man vergleiche jetzt „Tierköpfe“ S. 359f. über das Aufklappen des dargestellten Gegenstandes (aus S. Lindqvist, Vendelkulturens ålder och ursprung, Stockholm 1926 kommen neuerlich Abb. 52 und 68—74 in Betracht), wobei auch an die Janusköpfe und Dreigesichter zu erinnern ist —, aber auch „Tierköpfe“ S. 358f. unmittelbar vorher wegen der „Verzierbilder“, zu denen natürlich auch die Hasen und Fische im Dreipaße (Spieß Abb. 32, 69, 70) gehören. Zu den Gebildkröten (S. 216f.) gibt es zahlreiche nordische Gegenstücke heidnischer Zeit (s. „Die Kirche Wang“ S. 244f.), an denen sich übrigens ebenfalls Verzierbildhaftes findet. Zur verkehrten Welt (S. 219; s. Zeitr. u. Weltordn. S. 255), in der die Hasen den Jäger jagen, vermissen wir einen Hinweis auf Königslutter, wo im Bogenfriese der Apsis (um 1140) die Hasen den Jäger binden (K. Mohrmann und H. Eichwede, Germanische Frühkunst, Leipzig 1906, I. Bd., Taf. 45). Und wenn S. 281 ausgeführt wird, wie auf dem mit der Überlieferung indogermanischer Völker getränkten Boden Persiens unter den Sefewiden (1503—1736) die berühmten großen Teppiche als

Höchstleistungen unpersönlicher Kunst zustande kommen, so wäre es jetzt verlockend, als Gegenstück dazu und zu ähnlichen Vorgängen unter den Sasaniden zu schildern, wie die herrlichen, ebenfalls rein unpersönlich gehaltenen, aber mit zwingender Ausdruckskraft begabten und unerreicht großartigen Schnitzwerke des Osebergschiffes unter dem Ynglingengeschlechte in Norwegen zu Beginn des 9. Jahrhunderts geschaffen werden, aber nicht sie allein, sondern begleitet von einer hochwertigen Webekunst darstellendes Gepräges, von der ebenfalls in Oseberg wichtige Proben (die bisher ältesten Bildweben Europas) zutage getreten sind („Tierköpfe" S. 348).

Auch hier im germanischen Norden vollzieht sich knapp vor dem Eindringen des Christentums und ohne Städte ein Aufblühen von Persönlichkeitskunst im engeren Sinne des Wortes, wie wir es von der anderen Seite her sich auch in den Dichtungen der Edda ankündigen und sich in der Skalda in neuen Formen um so unverhüllter entfalten sehen; ja in der isländischen Saga finden wir bereits eine kaum je wieder erreichte psychologische Vertiefung des Erzählungsinhaltes und sogar gelegentlich auch Ansätze eines Naturgefühles. Aber all das ist trotzdem stark an volkstümliche Überlieferung gebunden. Bauernkunst ist es insgesamt, freilich eine bis ins Mark kriegerische, und verbunden mit dem starken Hange, sich von der Scholle zu lösen und im heldischen Gedanken Weltgeltung zu gewinnen. Aber gerade durch solche Betrachtungen wird die Frage fällig: Ist das Bäuerliche, ist die Pflugkultur, für diesen Verlauf oder auch für die heutige Bauernkunst das Entscheidende? Auch Hans Naumann, der in seiner „Primitiven Gemeinschaftskultur", Jena 1921 (von mir Mannus XVI, 3/4, S. 207—213 besprochen) von der literarischen Seite und der volkstümlichen Dichtung her an ähnliche Fragen herantrat, redet von einer agrarischen Kultur und Religion als der Grundlage. Aber ein ethnologisch eingestellter Blick müßte weiter reichen. Die Behauptung, daß es an einer Verbindung der Ethnologie mit der hohen Kunst noch immer fehle (S. 13), läßt sich angesichts einer Zeitschrift wie des JPEK (Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst) oder eines Werkes wie „Die altnordische Kunst" (Grundprobleme vorhistorischer Kunstentwicklung), Berlin 1924 von Adama van Scheltema, das ausdrücklich eine „Annäherung zwischen Kunstgeschichte und Prähistorie" anbahnen will (S. VII von Scheltemas Vorwort), jetzt ohnedies glücklicherweise nicht mehr halten, und es wäre heute schon weit aussichtsreicher als etwa noch vor einem Jahrzehnt und doppelt verlockend, die in der frühen Wikingerkunst so oft hervortretende Vermischung der beiden symmetrischen, mitunter auch kleineren Seitenansichten mit der in der Mitte stehenden Vorderansicht (sieh oben) mit den entsprechenden Erscheinungen in der Kunst der nordwestamerikanischen Indianer, deren Verständnis uns zuerst F. Boas erschlossen hat (sieh L. Adam, Nordwestamerikanische Indianerkunst in Orbis pictus, Bd. 17), stilgeschichtlich und kulturgeschichtlich zu vergleichen. Diese Völker sind nicht Ackerbauer, sondern Fischer und Jäger, die Weiber zum Teil noch Sammlerinnen; Töpferei fehlt, aber das ganze Dorf kann schnitzen und beteiligt sich an der Herstellung und Errichtung der eindrucksvollen Wappenpfähle. Die Häuser werden mit mythischen Stoffen bemalt, Masken und Tänze gibt es in Fülle, ja sogar sonst nirgends wiedervorkommende Klappmasken. Auch diese Kultur ist unpersönliche Gemeinschaftskultur, und, obgleich völlig unagrarisch, ihrer ganzen Präge nach der altgermanischen oder alpenländisch-bäuerlichen trotzdem vergleichbar, während die Kunst der altsteinzeitlichen Höhlenjäger (Altamira usw.) zwar auch unpersönlich ist, aber in ganz andere Richtung weist.

Wöllte man sich in diese Fragen vertiefen, so ginge es alsbald nicht ohne stark theoretische Auseinandersetzungen an der Grenze zwischen Individual- und Völker(Rassen-) Psychologie ab, oder ohne Begriffspaare wie ideoplastisch und physioplastisch (M. Derworn), Bild und Ornament (vgl. N. Åberg, Förhistorisk nordisk Ornamentik, Upsala 1925, S. VII—XXIV), usw. Wie schwierig das werden kann, lehrt Adama van Scheltema. Spieß hält sich von solchen Klippen ohne Schaden ferne und hat doch mit seinem Begriffspaare „unpersönlich—persönlich" einen recht wesentlichen Beitrag zur Lehre von den Kulturschichten geliefert, der vielleicht um so wertvoller ist, weil er nicht zur Befriedigung theoretischer Gelüste den Tatsachen in Gestalt eines scheinbar lückenlosen Systemes aufgedrängt wird. Hinter Spießens Ausdrucksweise steht ähnlich wie hinter Hans Naumanns „Primitiver Gemeinschaftskultur" eine Art soziologisches Programm: die unpersönliche Kunst ist die gemeinschaftentstammte, gemeinschaftfördernde; ja Spieß ersehnt sich das Gesamtkunstwerk der Zukunft, indem er sich Worte Richard Wagners zu eigen macht, offenbar als eine Synthese der Persönlichkeit mit dem Unpersönlichen, als ein Werk des wahren Volksganzen. Aber dazu tritt noch bei ihm etwas hinzu, das Hans Naumann z. B. mit seiner Betrachtungsweise nicht leisten kann, nämlich die Beziehung auf die Weltanschauung der Schöpfer der Bauernkunst und der Volkskunst überhaupt. Sein Versuch zeigt einmal in größerem Rahmen und an einem reicher ausgeführten, fürs erste scheinbar sehr schwierigen Falle, in welchem Ausmaße gerade der Mythos geeignet ist, weit auseinanderliegende Überlieferungsinhalte aus gemeinsamen Wurzeln zu erklären.

Görlitz. **Wolfgang Schultz.**

Prof. Dr. **E. Schnippel**, Die englischen Kalenderstäbe. Mit 8 Tafeln. Leipzig, Tauchnitz 1926, 111 S. (Beiträge zur englischen Philologie. 5. Heft.)

Der Verfasser hat schon vor 43 Jahren „Über einen Runenkalender des Großherzogl. Museums zu Oldenburg" (1883) gehandelt. Seine Beschäftigung mit dem Bauernkalender für Ost- und Westpreußen, der demnächst im zweiten Teile seiner Volkskunde für Ost- und Westpreußen (bei A. W. Kafemann, Danzig) erscheinen soll, führte ihn erneut auf die englischen Kalenderstäbe (Clog-Almanacks), die ihrem Wesen nach ebenfalls Bauernkalender sind.

Die nordischen Runenkalender (Rimstöcke oder Primstäbe) sind in ihrem Zusammenhange mit ähnlich eingerichteten deutschen Bauernkalendern den Lesern des Mannus durch Oskar Fleischers Ausführungen (Mannus XI/XII, S. 276—303) und vielleicht auch durch des Referenten daran geknüpfte Erwägungen über ältere germanische Vorformen solcher Kalender (Mannus-Bibl., Bd. 35: Zeitrechnung und Weltordnung, S. 96ff.) in Erinnerung.

Die auf einen verhältnismäßig kleinen Bezirk Old-Englands (Staffordshire und zum Teil noch Derbyshire) beschränkten Clog-Almanacks, deren ältester die Jahreszahl 1589 trägt, und über die Schnippel nun einen unerwartet reichen Stoff eigener Sammlung mit eingehenden Erläuterungen vorlegt, sind ganz ähnliche Geräte.

Alle drei Kalenderarten: Runenkalender, deutsche Bauernkalender und Clogs, beruhen auf dem mittelalterlichen Kirchenjahre und seinen Festen und auf der Darstellung des immerwährenden Kalenders durch die Wochenzeichen und güldenen Zahlen. Mit den deutschen Holzkalendern (bei Schnippel, Anlage A, S. 99—101) und Bauernkalendern verbindet die Clogs das eigenartige pentadische System der Zahlzeichen für die güldenen Zahlen (Schnippel, S. 25ff.), mit den Runenkalendern die Stabform, die aber, wie Schnippel mit Recht betont, im Einzelnen grundverschieden gehandhabt wird. Die Primstäbe sind zweiseitig, jede Seite bietet ein Halbjahr; die Clogs sind vierseitig, jede Seite gibt ein Vierteljahr. Ferner sind die Clogs völlig analphabetisch mit Kanten-Kerbung. Die Bauernstäbe haben zwar Nachwirkungen von Kanten-Kerbung, verwenden aber die lateinischen Sonntagsbuchstaben. Die Runenkalender beruhen auf Flächen (Band-) Ritzung und verwenden statt der Sonntagsbuchstaben die ersten sieben Runen. Ein französischer Holzkalender von 1514 mit Ziffernsystem und Runen (Schnippel, S. 30) sei besonders erwähnt.

Während englische Gelehrte bisher die Clogs von den Runenkalendern ableiten wollten, zeigt Schnippel überzeugend (S. 97f.), daß tiefgreifende Unterschiede dieser Annahme entgegenstehen. Freilich leuchtet aber auch die entgegengesetzte Annahme, daß eher die Primstäbe aus England herzuleiten seien, der Schnippel zuneigt, kaum ein. Man hat den Eindruck, daß wohl verwickeltere Verhältnisse zugrunde liegen werden. Die Clogs sind eine örtliche Sondererscheinung, sie lassen sich nicht so weit zurückverfolgen wie die in ihrer jetzigen Anordnung vielleicht bis ins 13. Jahrhundert zurückgehenden Primstäbe. Aber es wird zuzugeben sein, daß die Clogs das kulturgeschichtlich primitivere Gerät sind. Schnippel betont S. 98 die Verwandtschaft der Kanten-Kerbung der Clogs mit der ebenfalls auf Kanten-Kerbung beruhenden altbritischen und altirischen Ogamschrift. Es ist ihm dabei entgangen, daß die Ogamschrift ebenfalls pentadisch gebaut ist — wie die pentadischen Zahlzeichen der Clogs und der deutschen Bauernkalender. Das darf wohl als starke Stütze seiner Annahme einer nahen Beziehung der Clogs zu Keltischem verzeichnet werden. Ich habe schon Zeitrechnung und Weltordnung, S. 96 auf die Zugehörigkeit des Fünferns zur vorarischen Schichte des Keltentums hingewiesen. Über die Ogamschrift vergleiche man K. Meyer, Über die Anordnung des Ogam-Alphabetes, Berliner Sitzungsberichte 1917, S. 376—378. Allerdings kann es sich, da die ältesten Ogaminschriften aus der Römerzeit stammen und die „Erfindung" im Gebiete der heutigen Grafschaft Kerry im 3. Jahrhundert nach Chr. oder noch etwas früher erfolgt sein muß, weniger um eine unmittelbare Nachwirkung als um die Übereinstimmung in gewissen allgemeinen Kulturgrundlagen, wie der Kanten-Kerbung und dem Fünfersysteme, handeln. S. 95f. gibt Schnippel einige wertvolle Nachweise über Kerbholz und Zeitrechnung.

Daß die Runenkalender einer an sich höheren und jüngeren Kulturschichte angehören, ist selbstverständlich. Auch die Runen hängen mit dem Kerbholze oder geritzten Stabe zusammen, aber nicht mit der Kanten-Kerbung oder dem Fünfern. Die Primstäbe enthalten, wie Schnippel hervorhebt, zahlreiche Zeichen von den Verrichtungen des Landmanns (S. 38), dergleichen in den Clogs fast völlig fehlen (S. 97f.). Diese wirtschaftlichen Zeichen beruhen gewiß auf heimischer, unkirchlich-heidnischer Überlieferung des germanischen Nordens. Dafür verwenden die Clogs die Attribute der Heiligen als Zeichen in reicher Mannigfaltigkeit (vgl. S. 99 die Zeichen des bayerischen Holzkalenders von 1491). Schnippel behandelt sie im Hauptteile seines Buches (S. 37—88) im Zusammenhange mit den Kulturschichten des anglikanischen Kalenders sehr genau. Auch den Spuren älterer Kalenderfeste geht er dabei nach. Es ist hervorzuheben: der 6. I. (Dreikönig und die Sitte des Twelfth-

Night King), der 1. V. (Maibaum, Walburgis), der 11. und 24. VI. (Mittsommernacht, Sonnwende), der 1. VIII. (Erstlinge, Erntefest), der 10. XI. (Martini), der 25. (Mittwinter und Mütternacht) und 27. XII. (Johannis Minne). Bei Einzelheiten wird man hin und wieder anderer Ansicht sein; wenn z. B. am 29. IX. die Wage mit zwei Wagschalen steht, so dürfte dies, wenngleich an etwas zu später Stelle, stärker auf die Ebennacht (vgl. zum 21. IX.) hinweisen als auf den Totenrichter und Seelenwäger Michael.

Es ist gewiß sehr zu begrüßen, daß wir hier über ein bisher fast unbeachtet gebliebenes Gebiet, an dem, wie sich nun zeigt, anregende Fragen zur älteren volkstümlichen Kalender-Überlieferung haften, genau und an Hand schöner Wiedergaben einzelner Clogs in den Tafeln, Nachricht erhalten.

Görlitz. **Wolfgang Schultz.**

G. Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1. Teil. (Irminsul, Schriften und Blätter für deutsche Art und Kunst, Bd. 1). Germanenverlag, Berlin-Lichterfelde, 1925. 128 S., 136 Abb.

Mit Hilfe der vorgeschichtlichen Archäologie ist die wissenschaftliche Forschung in der Lage, dem Ursprung und der Verbreitung der Germanen nachzuspüren, indem sie, von dem frühesten geschichtlich überlieferten Ausbreitungsgebiet ausgehend, dieses und seine sich ändernden Grenzen durch die Jahrhunderte rückwärts verfolgt. Germanisches Gebiet hebt sich bereits in der Bronzezeit (2300—750) in Mitteleuropa „von der Ems im Westen bis zur Oder und später bis zur Weichsel im Osten und nordwärts über Skandinavien sich fortsetzend" dem westlichen und südwestlichen keltischen und dem östlichen und südöstlichen illyrischen gegenüber ab. Die frühe Eisenzeit (d. h. von etwa 750 bis Christi Geburt) ist begleitet von einer Ausdehnung der Germanen nach Osten, Westen und Südwesten. Die Oder scheidet die in kulturellem Gegensatz stehenden Ostgermanen von den Westgermanen. Im ersten Jahrhundert vor Chr. Geb. haben die Germanen Mähren und Böhmen hinzuerobert.

Die einzelnen Stämme des allgermanischen Gebietes in ihrem Umfang und ihren Grenzen für die zwei nachchristlichen Jahrhunderte festzulegen, dazu stehen der Forschung zwei Wege zu Gebote. Die Auswertung der literarischen Quellen (Tacitus, Ptolemaios) und die Abgrenzung von Kulturprovinzen auf Grund von unterschiedlichen Kulturerscheinungen.

Beide Quellarten geben ein überraschend übereinstimmendes Bild von der Verbreitung der Einzelstämme, so der ostgermanischen Wandalen, Burgunden, Goten, Gepiden, Rugier, Lemovier, die kulturell sich durchaus von den Westgermanen sowohl in ihren Bestattungssitten als in der Gestalt ihrer Geräte, ihres Schmuckes und ihrer Tongefäße unterscheiden.

Aber auch bei den Westgermanen kann man bereits für das erste Jahrhundert nach Chr. Geb. deutlich die drei großen geschichtlich bezeugten Stammesbünde erkennen: Irminonen, Ingwäonen und Istwäonen. Die Irminonen, die swebischen Elbgermanen, umfassen ihrerseits fünf größere Stämme: 1. Quaden in Mähren, 2. Markomannen in Böhmen, 3. Hermunduren in Sachsen, 4. Semnonen in Altmark und Nordwestbrandenburg, 5. Langobarden in Nordosthannover, Ostholstein und Westmecklenburg.

Gegenüber den Irminonen erkennt man die Ingwäonen an ihrer ganz andersartigen Tonware. Dieser Stammesbund gliederte sich in Sachsen (Westholstein), Angeln (nördlich der Eider), Warnen (Nordschleswig, Südjütland), Jüten (Mittel- und Nordjütland), Chauken (westlich der Elbe bis zur Emsmündung), Angriwarier (südlich der Chauken). Weiter südwestlich schloß sich der Istwäonenbund an. Um den Mittelrhein gruppierten sich swebische Stämme. Arioviſt hat sie bekanntlich in ihrer Gesamtheit zu Cäsars Zeiten beherrscht. Diese Main- und Mittelrheinsweben stellen eine südwestliche Abzweigung des swebischen Hauptstammes an der Elbe dar, wie die von ihnen mitgebrachten und im Kolonialgebiet weiter hergestellten feintonigen Gefäße von guter Drehscheibenarbeit beweisen. Auch den Neckarsweben ist eine fast rein elbswebische Zivilisation eigen gewesen.

Um aus der frühgeschichtlichen in die vorgeschichtliche Zeit hinaufzusteigen und auch hier Völkerschaften zu erkennen, muß leitender Grundsatz sein: „Streng umrissene, scharf sich heraushebende, geschlossene archäologische Kulturprovinzen fallen unbedingt mit bestimmten Völker- und Stammesgebieten zusammen" (S. 21). So lassen sich auf ostgermanischem Gebiet für das erste Jahrhundert nach Chr. die Siedlungsräume der Wandalen, Burgunden und Rugier gut voneinander scheiden. Goten und Gepiden gelangten erst um Christi Geburt nach Ostdeutschland von Mittelschweden aus. Gehen wir noch weiter hinauf. In der frühen Eisenzeit (750—150 vor Chr.) erscheint das Gebiet „zu beiden Seiten fast des gesamten Weichsellaufes als kulturell völlig einheitlich" (22). Die von Plinius überlieferten „Vandilier" sind als Träger der Gesichtsurnenkultur dieses großen Siedlungs-

gebietes anzusetzen. In der Schlußperiode der Bronzezeit (1000—750 vor Chr.) saßen die Dandilier weiter nördlich, hatten weder Schlesien noch Posen schon erobert.

Was die Westgermanen anlangt, so hatten diese bereits um 1000 vor Chr. ihre Grenzen bis südlich des Harzes vorgeschoben, und auch ganz Nordwestdeutschland war fest in ihrer Hand. Im sechsten Jahrhundert vor Chr. stießen Nordwestgermanen bis nach Belgien hinein vor. Diese linksrheinischen Germanen haben später Cäsar arg zu schaffen gemacht. Eine Folge ihres hartnäckigen Kriegswillens war die Ausrottung ihres Hauptstammes, der Eburonen.

Das Irminonengebiet zeichnet sich schon für die frühe Eisenzeit (seit 750 vor Chr.) durch eine große Anzahl typischer Gegenstände kulturell nach allen Seiten scharf ab. Die Tonware spielt bei dieser Abgrenzung eine bedeutungsvolle Rolle. Auch für die Ausbreitung der Westgermanen an den Rhein und über ihn hinaus legt die Tonware Zeugnis ab, und zwar eine besondere Art von Gefäßen, die „geradezu eine Leitform darstellt" (S. 32): Der hohe gerauhte Topf mit wellig gekniffenem Rande.

Engere Grenzen zeigte das Gebiet der Germanen in den Perioden III und II der Bronzezeit (1750—1200 vor Chr.). Erst um etwa 1500 vor Chr. haben sie östlich der Oder einen kleinen Raum Hinterpommerns in ihren Machtbezirk einbezogen, während im Westen germanische Siedlungen westlich der Weser ins Oldenburgische hineinreichten. Nördlich des Harzes berührte germanisches Gebiet das keltische.

Schwieriger wird die Abgrenzung germanischen Gebiets während der Frühzeit der Bronzeperiode (Periode I 2300—1750 vor Chr.). Die kulturellen Verhältnisse jenes Abschnittes klären besonders die reichlichen Schatzfunde auf. Es stellt sich nun die auffallende Tatsache heraus, daß die Schatzfunde, die auf dem für Periode II feststellbaren germanischen Gebiet gefunden sind, „ebensowenig wie die Gräber einen besonderen, eigenartigen, innerhalb Mittel- und Nordeuropas landschaftlich umgrenzten Stil vorführen. Vielmehr geht um diese Zeit eine völlig einheitliche Form der Bronzegegenstände, soweit sie aus Bronzeschätzen stammen, auch durch das ganze Illyrierland" (S. 45). Nur auf dem Gebiete der Waffen haben die Germanen schon während der Periode I einige wenige Bronzetypen selbständig geschaffen. Trotzdem ist siedlungs- und kulturarchäologisch dem Germanengebiet während der frühen Bronzezeit nicht beizukommen.

Um dieser Schwierigkeit Herr zu werden, muß das Problem von anderer Seite angefaßt werden. Als ein feststehendes Ergebnis der Sprachforschung ist es anzusehen, daß die Germanen aus dem indogermanischen Urvolk hervorgegangen sind. Die vorgeschichtliche Archäologie hat als Urheimat der Indogermanen das Küstengebiet des südwestlichen Ostseewinkels, also Südschweden, Dänemark und die Dänemark nächstbenachbarten norddeutschen Küstenprovinzen nachgewiesen. Hier ist der nordische Rassenstamm zu Hause, der in den indogermanischen Völkern körperlich, wie die Rassenkunde klargelegt hat, zum Ausdruck kommt: Lichte Haut, Blondheit, Blauäugigkeit, schmales Gesicht und Langköpfigkeit. Die antiken Bildwerke hervorragender Männer zeigen typisch nordische Züge.

Die Wurzeln des nordischen Rassenstammes lassen sich in die Altsteinzeit zurückverfolgen. Die Cromagnon- und die Aurignacrasse aus dem jüngeren Teil der Eiszeit sind als Grundbestandteile der nordischen Rasse anzusehen, die also einen Mischungstyp darstellt. Der echte nordische Langkopf, wie ihn die Rassekunde festgestellt hat, zeigt das Aurignac-Langgesicht, die Aurignac-Augenwülste und Aurignac-Schrägstirn, daneben aber das flache Cromagnon-Oberhaupt und das abgesetzte Cromagnon-Hinterhaupt.

Ein zweiter Zweig des westeuropäischen, altsteinzeitlichen Rassestammes wird durch den ebenfalls langgesichtigen, aber kurzköpfigen westalpinen oder „Jurazweig" repräsentiert. Vertreter dieses Rassezweiges, nur mittelhoch gewachsen, finden sich ebenfalls in der nordischen Jungsteinzeit vor und leben, wie der nordische Langkopf während der späteren vor- und frühgeschichtlichen Perioden und ebenso zu heutiger Zeit in Skandinavien wie in Deutschland fort.

Neben diesen beiden nachweisbaren Hauptzweigen der nordischen Rasse in indogermanischer Urzeit kommt die ostische Kurzkopfrasse nur wenig in Betracht, „die aber keinesfalls zum indogermanischen Urvolk selbst gehört, sondern nur einen Fremdkörper niederer Bevölkerungsklasse darin darstellt" (S. 120). Ihre Hauptmerkmale sind dunkle Farbe, untersetzte gedrungene Gestalt, Rundköpfigkeit und breites Gesicht. Eine auffallende Feststellung kann man an den Schädeln aus der Kultur der Oderschnurkeramik Schlesiens-Böhmens machen: Die 30 gemessenen männlichen Schädel gehören „fast ausnahmslos einer ostdeutschen Abart der nordischen Langschädelrasse an, die elf weiblichen (und kindlichen) dagegen durchweg einem völlig abweichenden Rassetypus mit mittellangem bis breitem Hochschädel von eiförmigem bis birnförmigem Grundriß, mittellangem Gesicht und breiter Nase. Es liegt daher in diesem Falle die Vermutung nahe, als habe ein die schnurkeramische Kultur ins Land bringender, nordischer Menschenschlag einen rassisch

andersartigen Menschenschlag dort unterdrückt, seine Männer erschlagen und mit den überlebenden Weibern Bastarde erzeugt" (S. 124).

In dem neuen Werke G. Kossinnas liegt der Niederschlag von wissenschaftlichen Forschungen vor, die der Verfasser gerade mit Bezug auf die vor- und frühgeschichtliche Kulturentwicklung der Germanen Jahrzehnte lang mit bestem Erfolge betrieben hat. Daß auch die neuesten Ergebnisse auf dem Gebiete der Rassenkunde in den Rahmen der Arbeit hineingezogen und verwertet worden sind, ist als eine bemerkenswerte Erweiterung der siedlungsarchäologischen Forschung des Verfassers zu begrüßen.

Königsberg i. Pr. **W. Gaerte.**

IV. Nachrichten.

25-Jahrfeier der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen vom 25.—27. September 1926. Alle Freunde der Vorgeschichtsforschung sind hierzu herzlich eingeladen. Die Festschrift kann von den Mitgliedern der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zum Vorzugspreise bezogen werden (12—14 Bogen 4° mit zahlreichen Abbildungen etwa 5 Mk.). Bestellungen und Anmeldungen zur Teilnahme an der Tagung (zugleich 1. Tagung des Verbandes Sächsischer Geschichts- und Altertumsvereine) werden baldmöglichst an die Geschäftsstelle der Gesellschaft, Bautzen, Stieberstraße 36, erbeten.

Paul Matschie †.

Am 7. März 1926 starb im Alter von 64 Jahren der bewährte Zoologe Professor Dr. Paul Matschie, Kustos des Berliner Zoologischen Museums, der auch um die Erforschung der vorgeschichtlichen Tierwelt sich besondere Verdienste erworben hat. Vor einer Reihe von Jahren genoß auch ich seine stets bereite dankenswerte Hilfe, als ich ihm die stattliche Anzahl von Knochenspitzen und Harpunen der Anzylusperiode aus der Sammlung Gust. Stimming in Großwusterwitz vorlegte, die der Besitzer als aus Rengeweih oder Renknochen hergestellt ansah, und Prof. Matschie sie samt und sonders als nicht vom Ren, sondern vom Elch oder teilweise auch vom Edelhirsch stammend feststellte. Vgl. mein Buch: Die Indogermanen I. (1926), S. 13. G. Kossinna.

Otto Seemann †.

Am 26. Juli 1926 starb im 59. Lebensjahre der Zahnarzt Dr. med. dent. Otto Seemann zu Berlin, einer der Mitgründer unserer Gesellschaft und langjähriger Schatzmeister der Berliner Zweiggesellschaft ein liebenswürdiger, feiner Charakter, voll Begeisterung für die Vorgeschichtsforschung, deren Gebiet er auch den Stoff seiner Doktordissertation entnommen hat. G. K.

Stonehenge

Eine Original-Radierung von Stonehenge nach den neuesten Aufnahmen, durch Herrn Geheimrat Kossinna bestens empfohlen, Blattgröße 53 × 80 cm; Bildgröße 31 × 60 cm; Preis einschließlich Postporto und Verpackung 18 Mk., liefert

E. Häger, Maler-Radierer und Universitätszeichner
in Greifswald, Grimmer Str. 68a.

Inhalt des vorliegenden 4. Heftes des 18. Bandes:

I. Abhandlungen.

		Seite
Gaerte, Dr.:	Auf den Spuren des ostpreußischen Mammut- und Renntierjägers. Mit 3 Abbildungen.	253
Renck, Julius:	Schatzfund aus der Bronzezeit bei Offenbach a. M. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte im Text.	258
König, M.:	Ein Gräberfeld der Hausurnenzeit bei Kleckewitz in Anhalt. Mit 75 Textabbildungen und Tafel VII—XIII.	261
Schulz, Walther:	Zur Merowingerzeit Mitteldeutschlands. Neuere Funde und Forschungen. Mit 19 Abbildungen im Text und auf Tafel XIV—XVIII.	285
Strauß, Konrad:	Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Keramik. Mit Tafel XIX—XXVI.	298
Prietze, H. A.:	Die wissenschaftliche Bewertung von Schädelfunden. Mit 7 Abbildungen auf Tafel XXVII und XXVIII.	332
Friedrichs, Gustav:	Die drei mythischen Hasen und ihre Verwandten an Kirchen und anderen Gebäuden und Hasen in Märchen und Sagen. Mit 12 Textabbildungen	339
Teudt, Direktor:	Altgermanischer Seitirndienst. Mit 5 Abb. im Text.	349
v. d. Hagen, F. O.:	Der Depotfund von Falkenwalde in der Uckermark mit 31 Textabbild. und Tafel XXIX	358
	II. Bücherbesprechungen	365
	III. Nachrichten	372

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Vorgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1926 12 RM.; für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 1 RM. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonstraße 18b (Postscheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen. Österreichische Mitglieder zahlen fürs Jahr 15 Schilling und können den Betrag auf Postsparkassenkonto Wien No. 156722 des Verlags einzahlen, Mitglieder in der Tschechoslowakei zahlen 75 kč für das Jahr und können diesen Betrag auf das Konto des Verlags Kabitzsch bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauer Gasse 11 einzahlen. Im übrigen beträgt der Beitrag für Mitglieder im Ausland 15 RM.

Neuanmeldungen sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzer, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Snethlage, Berlin NW 5,** Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonstraße 18b. Postscheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna,** Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen,** die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des „**Mannus**", im Buchhandel während des Erscheinens beträgt RM. 20.— für den Band (einschließlich des Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit) nach Abschluß des Bandes wird er erhöht. Ferner sei auf die **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht, von welchen 4 bereits vorliegen.

Die Bände I—XVII und **Ergänzungsband I bis IV** können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Mit einem Prospekt über Merhart, Bronzezeit am Jenissei der Firma Schroll & Co. in Wien.

JAN 5 1927

Dieses Heft bildet den Schluß des 18. Bandes.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

ERIODICAL ROOM
ENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

18. Band
Heft 4

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1926

I. Abhandlungen.

Auf den Spuren des oſtpreußiſchen Mammut- und Rentierjägers[1]).

Von Muſeumsdirektor Dr. Gaerte, Königsberg i. Pr.

Mit 3 Abbildungen.

Mit Folgendem möchte ich die Aufmerkſamkeit auf einige bemerkenswerte Altertümer lenken, die oſtpreußiſchem Boden entſtammen und ſich heute im Pruſſia-Muſeum befinden. Das erſte Stück, ein Mammutknochen, rührt aus einem Kieslager bei Barsduhnen — Memelgebiet (früher Kreis Heydekrug) — her (Abb. 1). Eine Angabe näherer Fundumſtände liegt nicht vor. Deutlich zeigt an der einen Bruchſtelle das Knochenſtück eine gerade verlaufende, nicht ſehr tiefe Rille. Daß dieſe ihrem Urſprung nach auf Bearbeitung des Knochens durch Menſchenhand und nicht auf natürliche Einwirkung zurückzuführen iſt, hat bereits Geheimrat Bezzenberger, in deſſen Leitungsperiode das Stück im Jahre 1909 dem Pruſſiamuſeum übergeben wurde, angenommen. Auch Prof. Dr. Kraus — früher Aſſiſtent am geologiſchen Inſtitut zu Königsberg —, dem der Gegenſtand vorgelegen hat, hielt eine Bildung der Rille auf natürlichem Wege für ausgeſchloſſen. Mit einem ſcharfen Steininſtrument iſt verſucht worden, den Knochen der Länge nach zu ſpalten, um wahrſcheinlich Rohmaterial für Herſtellung von Geräten zu gewinnen; die Arbeit iſt aber gleich nach Beginn aufgegeben worden.

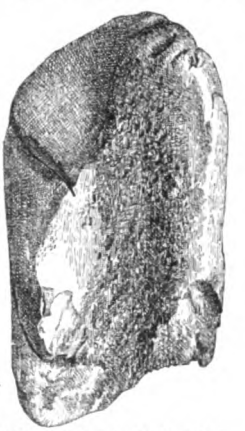


Abb. 1. Bearbeiteter Mammutknochen von Barsduhnen, Memelgebiet. ⅓ nat. Gr.

Das beſagte Knochenſtück legt Zeugnis dafür ab, daß der Menſch bereits in ſehr früher Zeit, als noch das Mammut in Oſtpreußen lebte, in dieſer Provinz umherſtreifte.

Ungleich wertvoller iſt das zweite Stück, das ebenfalls für das Daſein des Menſchen in der oſtpreußiſchen Mammut- und Rentierperiode ſpricht: Ein Kalkſtein mit der Ritzzeichnung eines Rüſſeltieres (Abb. 2). Ein glücklicher Zufall ſpielte dieſen Fund der Wiſſenſchaft in die Hand. Es war im Mai

[1]) Eine ausführliche Abhandlung über denſelben Gegenſtand mit Nachweiſen wird in „Pruſſia“, Zeitſchrift der Altertumsgeſellſchaft Pruſſia, Heft 27, 1927 erſcheinen.

des Jahres 1925. Der zwanzigjährige Gutsbesitzerssohn Heinz Mendrzyk aus Kumilsko, Kreis Johannisburg, ritt auf der Straße Klarheim-Kumilsko vom Felde nach Hause. Auf dem Wege waren vor nicht allzu langer Zeit durch Kiesausstreu Verbesserungen vorgenommen worden. In der Wegschüttung bemerkte Mendrzyk den Stein, der ihm durch seine seltene Form auffiel. Bereits vorbeigeritten, kehrte er jedoch um und nahm ihn mit. Er war ringsum mit Lehm bepackt. Zu Hause reinigte Mendrzyk den Stein, in dem er der Form nach ein Beil vermutete. Dabei trat die Zeichnung zutage. Lehrer Wielgoß-Kumilsko, der gesprächsweise von dem Funde Kenntnis erhielt, sandte zunächst dem Prussiamuseum eine Zeichnung und später den Stein selber zu.

Abb. 2. Mammutstein von Kumilsko, Kr. Johannisburg, Ostpr. Nat. Gr. Prussia-Museum in Königsberg, Pr.

Die Fundstelle des Steines scheint sicher eine sekundäre zu sein; dafür spricht der Umstand, daß der Gegenstand im Kiesausstreu des Weges gefunden wurde. Als primärer Fundort kommt in erster Linie eine Kiesgrube südlich unweit der Straße in Frage, aus der Kies für den Weg abgefahren worden ist. Die Kiesgrube liegt am Nordhange eines etwa 160 m hohen Berges, etwa 15 m unterhalb des Gipfels. Der Berg ist dem sogenannten Hühnerberge, einer noch höheren Erhebung, nördlich vorgelagert. Die Höhe der Kieswand betrug in der Zeit der Auffindung des Steines 2 m. Unterhalb des Randes zieht sich eine durchschnittlich 30 cm dicke Schicht von lehmigem Sand, darunter Schichten aus gröberem und feinerem Kies, unterbrochen von dünnen Sandschichten.

Der Fundgegenstand ist nach freundlicher Bestimmung des Königsberger Geologen, Prof. Dr. Andrée, ein glaziales Geschiebe, auf dem mehrfach Kratzer sichtbar sind; das Material ist Kalkstein. Die Länge beträgt 13 cm. Auf der einen Breitseite sind mit einem spitzen Stichel mehrere höchst bemerkenswerte Zeichnungen eingeritzt. Zunächst fällt das Bild eines Rüsseltieres, das im Umriß wiedergegeben ist, ins Auge. Auf grobklobigen Beinen, die alle vier perspektivisch unrichtig nebeneinander gereiht erscheinen, ruht ein massiger Körper. Kopf und Rüssel weisen dieselbe geometrisch-eckige Konturierung auf wie die Beine. Auge und kurzes Schwänzchen vervollständigen das Bild des Tieres.

Oberhalb des Hinterteils bemerkt man zwei weitere Ritzzeichnungen, ein fünfeckiges Umrißbild in doppelter Strichführung und ein kammartiges Zeichen. Das erstere erscheint deutlich als Bild eines Wandhauses mit Satteldach, wenn man den Stein hochstellt, so daß der Kopf des Tieres oben zu stehen kommt.

Das Haus- und das Kammzeichen sprechen durch ihre Formen für sich allein. Bezüglich der Deutung des Tieres dürfte man am wahrscheinlichsten auf ein Mammut schließen können, wenn auch von den für dieses Tier bezeichnenden gekrümmten Stoßzähnen keine sichere Spur auf dem Stein sichtbar wird. Doch kann ihre Andeutung unterlassen, oder, wenn sie vorhanden gewesen, verwischt sein.

Bei Betrachtung des Kumilskoer Bildsteines werden unwillkürlich sofort als Parallelerscheinungen die Ritzzeichnungen auf Kalkstein, Schiefer, Knochen und Höhlenwänden aus paläolithischer Zeit Europas vor dem geistigen Auge des Prähistorikers auftauchen. Und zweifellos ist das ostpreußische Stück jenen Denkmälern an die Seite zu stellen. Dafür spricht Material und Technik, besonders aber der Inhalt der Zeichnung und die Zusammenstellung von Tier-, Kamm- und Hausbild. Auch der paläolithische Jäger Frankreichs hat öfters, wie bekannt, Mammut-, auch Wisentabbildungen mit solchen Beizeichen versehen, indem er sie den Körpern der Tiere aufmalte oder sie daneben zeichnete. Was ihre Deutung anlangt, so kann man sie wohl in Parallele setzen zu jenen Bildern aus dem Paläolithikum Westeuropas, auf denen Wisente mit Pfeilen, doppelspitzigen Dolchstäben oder anderen Schlagwaffen bemalt bzw. von solchen umgeben sind. Alle diese Beizeichen deuten auf die verschiedenen Jagdwaffen hin, deren sich der Eiszeitmensch bediente.

Wie steht es aber mit dem Haus und „Kamm"? Haben auch sie vielleicht Beziehung zur Jagd in der Eiszeit? Im Zusammenhang mit den Waffen betrachtet könnte man von vornherein eine solche Beziehung annehmen. Doch welcher Art war diese? Bezüglich des Kammzeichens dürfte es bekannt sein, daß ihm die Darstellung einer menschlichen Hand zugrunde liegt. Der Jäger der Eiszeit hat sie seinen Jagdtierdarstellungen beigegeben, um wahrscheinlich bildlich die Besitznahme des zu erlegenden Tieres zum Ausdruck zu bringen. Ungleich schwieriger ist der Nachweis für eine Beziehung, die das Haus zur Jagd hatte. Es sei hier eine Deutung vermutungsweise ausgesprochen. Ich möchte die Häuser zusammenstellen mit den Futterhäuschen für die jagdbaren Waldtiere heutiger Zeit. Diese Futterplätze, von den Jägern als Lockmittel benutzt, sind schon manchem Tiere, das ahnungslos sie aufsuchte, zum Verderben geworden. Auch noch im Mittelalter hat man vor solchen „Wildscheunen" Fanggruben angelegt, in die das Wild, wenn es die Futterplätze aufsuchte, hineinstürzte. Bedeuten vielleicht die Kreise, die innerhalb eines paläolithischen Hauszeichens erscheinen, solche Wildfanggruben?

Die Frage erhebt sich, welche Bedeutung im allgemeinen der ostpreußische Stein und die Zeichnung darauf gehabt hat. Mit Beziehung auf sämtliche Tierdarstellungen der Eiszeit Frankreichs hat schon S. Reinach die Vermutung ausgesprochen, daß ihnen ein Zauberakt zugrunde liege. Durch Verbildlichung bestimmter Tiere, besonders des nutzbaren Jagdviehes, wollte sich der primitive Jäger jener entlegenen Zeit schon vor dem Aufbruch zur Jagd den Erfolg sichern; die Darstellung bedeutete für ihn die „invocatio" und gleichzeitig die Besitznahme der erwünschten Beute. Durch Hinzufügung der Jagdwaffen wurde die Sicherheit des Erfolges noch erhöht. Derselbe Ideenkreis dürfte auch dem ostpreußischen Gruppenbilde zu grunde liegen. Die Darstellung von Mammut, Haus und Hand bildete wohl für den Besitzer des Steines erst die volle Gewähr für glückliche Ausübung der Jagd nach dem gewünschten Objekt.

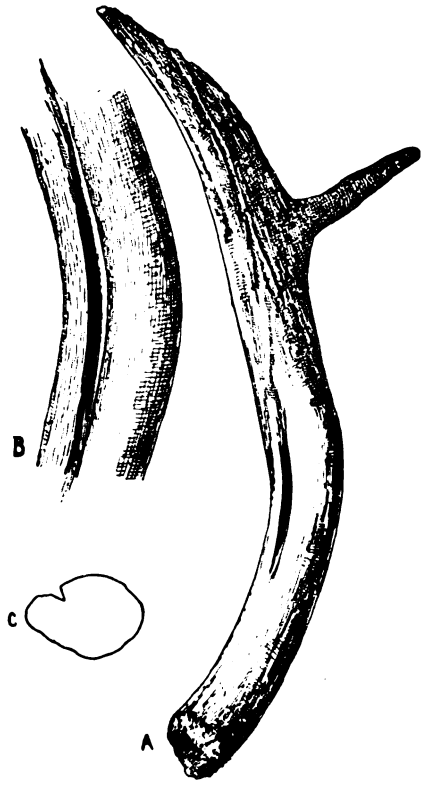


Abb. 3. Angesägtes Rengeweih von Popelken, Kreis Labiau. A = 1/6, B—C = 1/3 nat. Gr.

Neben den soeben behandelten zwei Artefakten, die für ein Zusammenleben des ostpreußischen Vorzeitmenschen mit dem Mammut sprechen, liegt außerdem noch ein Artefakt vor, das, obgleich jünger, immerhin noch in die Rentierperiode Ostpreußens gehört, eine Rengeweihstange, gefunden bei Popelken, Kreis Labiau (Abb. 3). Sie trat am Ufer des Flüßchens Melawa, 2,35 m tief unter der Oberfläche einer Wiese beim Ausheben eines Grabens zutage. Aus der hellgrauen Farbe und der Beschaffenheit des Geweihs ist zu schließen, daß es im Wiesenmergel gelegen hat.

Das Stück weist an zwei Stellen deutliche Schnittspuren auf, am unteren Ende, wo der Schaft durch eine ringförmige Kerbe abgetrennt ist, und längs der Stange in Form einer 14 cm langen künstlichen Rinne. Diese läuft nach beiden Seiten spitz aus; ihre größte Tiefe beträgt 5 mm. Durch ein Schneideinstrument hat man also die Rengeweihstange der Länge nach zu spalten versucht, um dann weiter aus den Teilstücken Waffen oder Geräte herzustellen.

Schnittspuren derselben Art finden sich, wie bekannt sein dürfte, zahlreich an Rengeweihen und Bruchstücken von solchen, z. B. aus süddeutschen Magdalénienfunden.

In den hier aufgezeigten drei Stücken haben wir die bisher ältesten archäologischen Funde aus Ostpreußen, mithin die frühesten Spuren menschlicher Besiedlung dieser Provinz zu sehen. Als das relativ jüngste ist die Rentierstange aus dem Wiesenmergel bei Popelken anzusprechen. Sie gehört

in die Zeit, als die Bildung des Wiesenkalks (Schneckenmudde), der Absatz altalluvialer Gewässer, sich bereits im vorgeschrittenen Stadium befand. Wie ostpreußische Funde von Rengeweihen aus den untersten Torfschichten beweisen, hat das Ren auch noch in dieser Provinz gelebt, als die Verlandung der nacheiszeitlichen Seen durch Vertorfung bereits im Gange war. Die meisten dieser Funde dürften daher dem Beginne der Ankyluszeit angehören, wie z. B. auch die vom Boden des untermeerischen, derselben geologischen Periode zuzuweisenden Waldes bei Rossitten (Kurische Nehrung) durch Tauchen gehobene Rentierstange im Prussiamuseum.

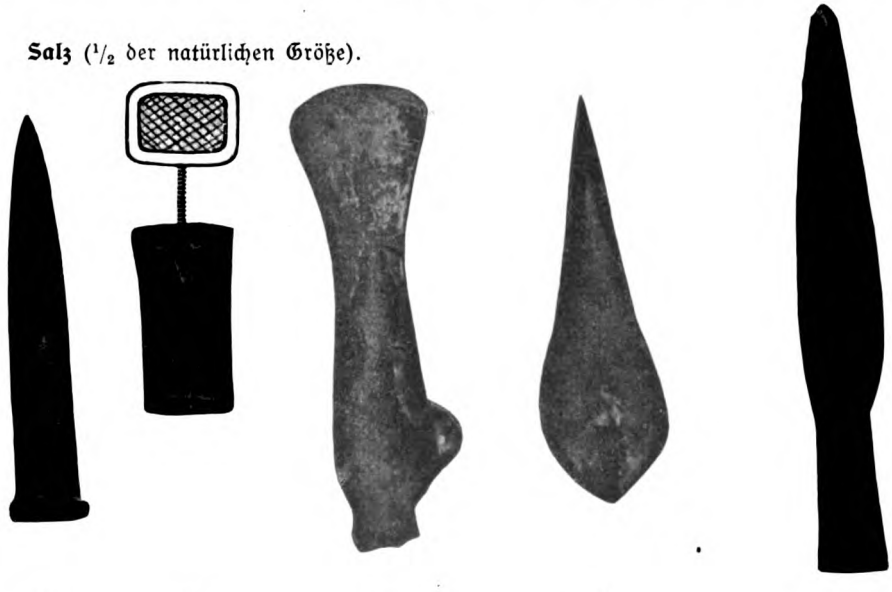
Gegenüber der bearbeiteten Rentierstange von Popelken besitzen die zwei anderen ostpreußischen Artefakte ein höheres Alter; sie gehören der Yoldiazeit an, als die Ostsee bekanntlich sich als ein nach Westen und Osten hin offenes Eismeer darstellte, das Inlandeis auf seinem Rückzug in Skandinavien angelangt war, was nach den Berechnungen auf geologischer Grundlage etwa um 15000 vor Chr. erfolgt ist. Mithin darf man diese beiden spätglazialen Artefakte Ostpreußens zeitlich parallelisieren mit der ausgehenden Kulturperiode des Magdaléniens Westeuropas.

Schatzfund aus der Bronzezeit bei Offenbach a. M.

Von Julius Renck, Geologe, Offenbach a. M.

Mit 5 Abbildungen und 1 Karte im Text.

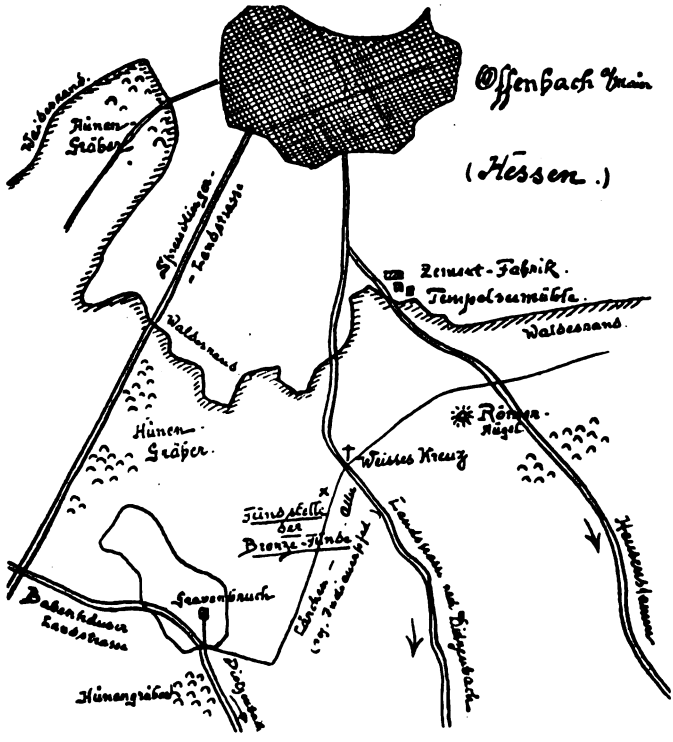
Bei Baumrodungsarbeiten im Offenbacher Walde ſtießen im vergangenen Sommer einige daſelbſt beſchäftigte Waldarbeiter bei Ausheben eines Baumſtrunkes, eines ſog. Stubben, auf fünf unmittelbar nebeneinander liegende



Bronzeſchatz-Fund. Vom Weißen Kreuz (Dietzenbacher Landſtraße) am ſog. Indianer-Pfad bei Offenbach a. M. gef. Juli 1923.

Bronzegegenſtände, nämlich zwei Lappenbeile, eine Lanzenſpitze, ein Bronzehammer und ein Bronzemeißel. Die beiden Lappenbeile ſind von bekannter typiſcher auch anderorts oft wiederkehrender Form, beide mit Öſe und ohne jede Verzierung, während die Lanzenſpitze ein ſehr ſchönes feines Ringornament aufweiſt, und zwar jeweils zwei näher zuſammengerückte Ringe,

dann wieder zwei weiter voneinander entfernte. Leider kommt dieses Ringornament auf der hier beigegebenen Photographie (Abb. 5) nicht sehr deutlich zum Ausdruck. Die Blutrinne läuft gerade durch die Spitze, sich gleichmäßig verjüngend. Weit seltenere Formen als diese erwähnten stellen die beiden anderen dort gefundenen Gegenstände dar, der Hammer und der Meißel. Der Hammer (Abb. 2) ist von kurz gedrungener Gestalt, zeigt deutliche Metallumschlagspuren unten an der Benutzungspartie (Aufschlagstelle). An der Öffnung weist er einen doppelten flachen Wulst auf, sowie auf den beiden Breitseiten je ein Winkelornament: je zwei sich parallel umschließende Spitze



Gez. von J. Renck, Geologe, Offenbach a. M.

Situationsplan der Fundstelle der Bronzefunde bei Offenbach a. Main.

Winkel. — Der Meißel ist ein zylindrisch rundlicher Spitzmeisel mit nicht vier, sondern bloß zwei Zuspitzungsflächen.

Trotz eingehender Nachsuchung in der näheren sowie auch weiteren Umgebung dieser Fundstelle — ich grub u. a. noch mehrere ½—1 m tiefe Löcher in der Umgebung — ließ sich nichts weiteres vorfinden. — In der Nähe befinden sich auch keine Hügelgräber. Diese sind erst in weiterer Ferne zu finden (siehe Lageplan), allerdings daselbst auch an mehreren Stellen im Walde in teils größerer Anhäufung. Inwiefern dieser Schatzfund, der seither, abgesehen von einem kürzlich bei Obertshausen bei Offenbach a. M. gefundenen, weniger gut erhaltenen Bronzebeil der einzige Bronzefund der weiteren Umgebung Offenbachs geblieben ist, mit den Hügelgräbern der benachbarten

Waldparzellen in Verbindung steht, läßt sich nicht sagen[1]). — Die Fundstelle liegt etwa 60 m südwestlich der Kreuzung der Landstraße Offenbach a. M. — Dietzenbach mit dem sogenannten Indianerpfad (Lärchenallee), einem schmalen Fahrwege von der Dietzenbacher Landstraße nach dem Gehöfte und Waldwirtschaft Gravenbruch in der Nähe des sogenannten Weißen Kreuzes, wenige Schritte von dem Indianerpfad in den Wald entfernt. Der Gesamtfund wurde von den Findern, oben erwähnten Waldarbeitern zuerst Herrn Kreisschulrat Bechtolsheimer vom Kreisamt Offenbach a. M. überbracht. Herr Kreisschulrat Bechtolsheimer stellte sie mir dann längere Zeit in liebenswürdigster Weise für eine photographische Aufnahme sowie zur Beschreibung zur Verfügung und gab sie hierauf an das hessische Landesmuseum Darmstadt, Abteilung Vorgeschichte, weiter, wo sie sich jetzt befinden.

Bei der ziemlichen Seltenheit von Bronzefunden im Untermaingebiet, insbesondere aber auch wegen der beiden seltenen Gegenstände, des Bronzehammers und des Bronzemeißels, sind diese fünf Bronzegeräte nicht ohne Bedeutung für das hiesige Gebiet. Sie gehören in die jüngere Bronzezeit, Periode V, nach Kossinnas Einteilung.

[1]) Oben erwähntes Bronzebeil, das sich wie gesagt in weit schlechterem Erhaltungszustande als diese unmittelbar bei Offenbach gefundenen anderen Bronzegegenstände befindet, wurde mir vorigen Sommer von einem zur Zeit in Offenbach beschäftigten Arbeiter, wohnhaft in Obertshausen, überbracht. Ich übergab dasselbe, nachdem ich von ihm eine genaue Zeichnung angefertigt hatte, der Naturwissenschaftlichen Sammlung des Offenbacher Vereins für Naturkunde (Museum) im Isenburger Schlosse zu Offenbach, wo es sich zur Zeit befindet.

Ein Gräberfeld der Hausurnenzeit bei Kleckewitz in Anhalt.

Von M. König, Zerbst.

(Aus dem Schloßmuseum zu Zerbst.)

Mit 75 Textabbildungen und Tafel VII—XIII.

Am 27. Februar 1925 wurde durch Herrn Lehrer Lerch in Kleckewitz bei Raguhn dem anhaltischen Staatsministerium ein Hausurnenfund gemeldet. Herr Staatsminister Müller beauftragte daraufhin Herrn Museumsdirektor Dr. Hinze vom Schloßmuseum Zerbst, weitere Nachforschungen auf der Fundstelle, dem Acker des Herrn Keutel, anzustellen, da sich das ganze Gelände in staatlichem Besitze befindet. Am nächsten Tage führte Herr Dr. Hinze den ihm gegebenen Auftrag aus, wobei es ihm gelang, eine zweite Hausurne von gleichem Typus wie die erste zu heben [1]). Weitere Grabungen wurden am 2. III., 19. und 20. VIII. und 12. X. 1925 unternommen, unter Leitung des Herrn Dr. Hinze und des Verfassers. Dankenswerte Beihilfe leistete uns Herr Lehrer Lerch. Ebenso verdient Anerkennung das Entgegenkommen von seiten der Pächter, deren Äcker untersucht werden mußten.

Lage des Gräberfeldes.

Kleckewitz liegt 1 km östlich Raguhn in Anhalt (Meßtischblatt 2388, Raguhn). Zwischen der Muldeniederung und einer flachen Senke am Rande der Oranienbaumer Heide erhebt sich eine Bodenwelle. Hier ist der Fundplatz, aber nicht auf der höchsten Stelle, sondern etwas nördlich davon, und zwar noch $3\frac{1}{2}$ m über der Muldeniederung; er war also um 800 vor Chr. Geb. auch wohl frei von Hochwassergefahr. Er befindet sich 600 m östlich vom Dorfausgange Kleckewitz, dicht nördlich der Straße, die von diesem Dorfe nach Golpa führt.

Der Acker hat unter der braunen sandigen Muttererde hellen Sand, der in der Tiefe in Kies übergeht. Die Gräber reichen teilweise bis in den Sand. Von Natur aus enthält der Boden keine Findlinge, so daß oft schon mit der Sonde die Urnennester bzw. die Steinpackungen festgestellt werden konnten.

---

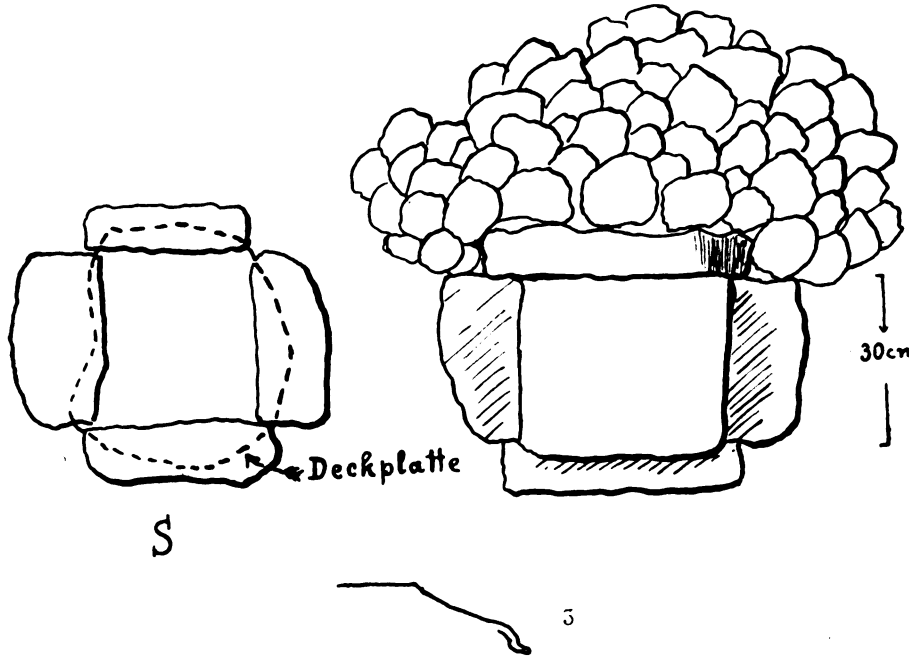
[1]) Hinze, Die anhaltischen Hausurnen. Anhalt. Geschichtsblätter. 1925, Heft 1.

Fundbericht.

Grab 1. Durch Landwirt Keutel ausgegraben. Kiste aus grobgebrochenen Findlingen; darüber eine starke Steinpackung aus kopfgroßen Findlingen. Inhalt: eine Hausurne (Kleckewitz A), Typus Erdkuppelhütte (Behn). Diese Hausurne ist 33 cm hoch, der Bodendurchmesser beträgt 15 cm, Durchmesser der größten Bauchweite 26 cm; Türrahmen 4½ cm absolut unter Scheitelpunkt der Kuppel. Die Türöffnung ist unregelmäßig viereckig, an oval erinnernd; Querdurchmesser 9 cm, Höhe 8 cm. Die Türplatte von Ton hat die Ausmaße 10½ und 9½ cm. Sie ist tonnenförmig 1 cm nach innen gewölbt und hat ungefähr in der Mitte eine wagerechte Furche, in welche sich die nicht gefundene Verschlußstange einlagerte. Im Türrahmen ist jederseits ein entsprechendes Loch. Inhalt: Knochenbrand (gebrannte Knochenreste) von einem starken Individuum. Tafel I, 1.

Grab 2. Ebenfalls von Herrn Keutel durchsucht. Steinkistengrab. Inhalt eine Urne, deren Scherben nicht geborgen sind.

Grab 3. Steinkiste mit Hausurne Kleckewitz B [1]). 30 cm unter der Erdoberfläche begann eine Steinpackung aus ungefähr kopfgroßen Findlingen. Ausdehnung der Packung



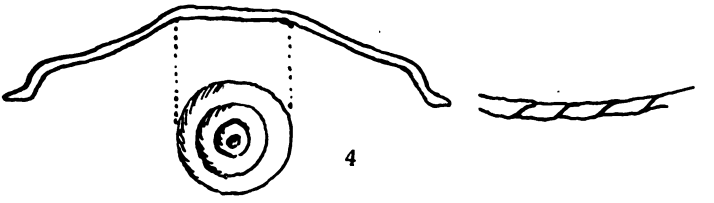
N—S 123 cm, O—W 130 cm, Tiefe 50 cm. Nach Abtragung derselben kam eine Deckplatte zum Vorschein. Unter dieser, in einer Steinkiste von unregelmäßigen Platten, stand die Hausurne auf einer Grundplatte, umgeben von einer handbreithohen Lehmschicht. Der Kuppelscheitel befand sich 80 cm unter der Erdoberfläche. Diese Hausurne ist 26,6 cm hoch, der Bodendurchmesser beträgt 13 cm, der Durchmesser der größten Bauchweite 23 cm; Türrahmen 4½ cm absolut unter Scheitel der Kuppel. Die Türöffnung hat eine ausgeprägte Ecke, sonst ist sie unregelmäßig. Die größten Maße sind 9 und 8 cm. Die Türplatte von Ton ist 9½ × 8½ cm, tonnenförmig nach innen gewölbt und zeigt auch die deutliche Ecke, während zwei andere abgeschwächt sind. An dieser Türplatte fehlt die bei Hausurne A vorhandene Furche für den Lochstab. Von den beiden Löchern im Türrahmen ist eins erhalten. Ein Verschlußstab ist nicht gefunden.

Der Inhalt (Knochenbrand) stammt von einem Erwachsenen, wenn auch die Reste schwächlicher erscheinen als die in Hausurne A. Vielleicht stammen sie von einem weib-

[1]) Hinze, a. a. O.

lichen Individuum. Reste von einem Deckel (Schale) waren beim Ausgraben gefunden. Er ist dem von 6b ähnlich. Tafel VII, 3. Textabb. S. 262, 3[1]).

Stelle 4. 30 cm unter der Erdoberfläche war eine Steinpackung von 3,60 m Länge und 1,30 m Breite. Richtung NW—SO. Am Südostrande stand, halb von Steinen bedeckt, ein Gefäß mit Deckel. Zwischen der Steinpackung lagen Scherben zerstreut. In der Mitte bis Nordwestrand war eine weitere Schicht Steine darunter. Dieses rauhe Gefäß ist 30½ cm hoch, 27 cm breit. Unterhalb der Halskehle sind vier Zapfen in unregelmäßigem Abstande angebracht. Der Brand ist schmutzig-gelbrot; außen ist es anscheinend absichtlich mit lehmiger

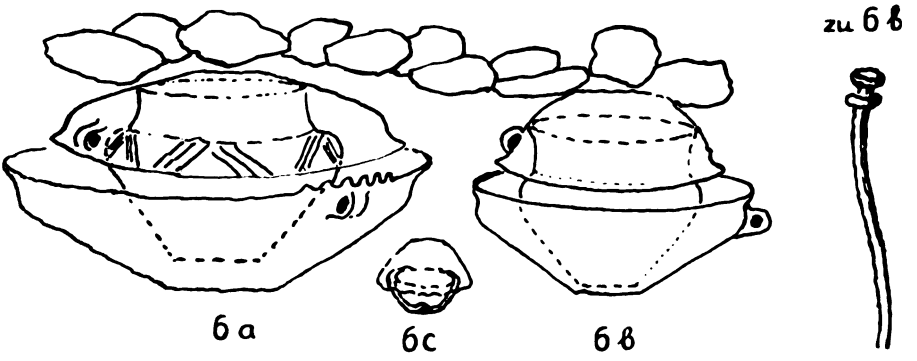


Erde beschmiert. Der Deckel ist außen auch rauh, er hat die Lausitzer geschwungene Form; der Rand ist schräg geritzt. Reste eines zweiten Deckels haben eine weniger geschwungene Form. — Kein Knochenbrand. Tafel VIII, 4. Textabb. S. 263, 4.

Grab 5. Steinsatz mit Urne, die in Scherben ging, nicht geborgen.

Grab 6. Unter Steinpflaster drei Gefäße mit Deckeln. Urne 6a (Scherben) hat die skizzierte Form gehabt, ist glatt; Farbe dunkelbraun. Bis zum Bauchumbruch laufen auf der Schulter je drei glatte Furchen; Halsansatz scharf abgesetzt. Inhalt: Knochenbrand und verkrustete Reste eines Bronzebandes (4 cm lang, ½ cm breit).

Urne 6a stand in einer roten glatten Schale von 35 cm Durchmesser und 10 cm Höhe. Sie hat geschweiften Rand, der über dem 2,7 cm breiten Henkel 7 Wellen zeigt. Die Wandung steigt zuerst senkrecht an. Über der Urne 6a war ein brauner, glatter Deckel (Schale) von



29 cm Durchmesser, 6 cm Höhe, mit 2½ cm breitem Henkel. Diese Schale hat schräg aufsteigende Wandung vom Rande aus. Tafel VII, 6a. Textabb. S. 263, 6a.

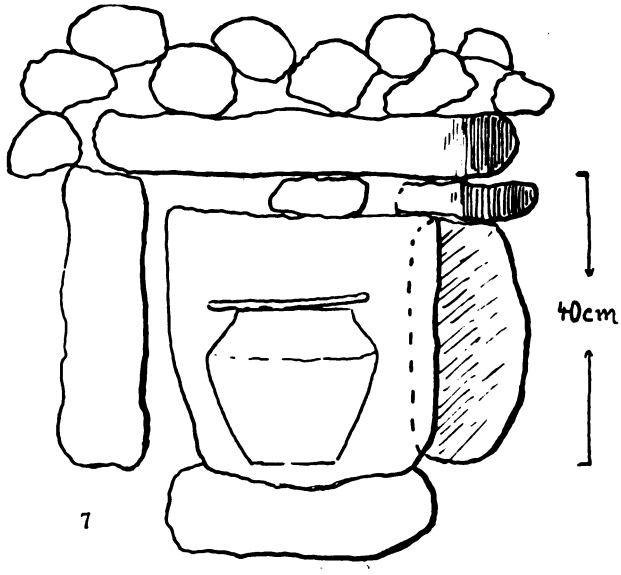
Urne 6b ist dunkelbraun, glatt. Höhe 17 cm, Weite 22 cm. Der Rand ist nach außen gebogen und rund. Halsansatz scharf abgesetzt. Inhalt: Knochenbrand und Rest einer Bronzenadel, die noch zwei Verdickungen des Kopfendes zeigt. Die Bruchstelle hier weist darauf hin, daß die Endverdickung fehlt.

Urne 6b stand in einer dunkelbraunen glatten Schale von 27 cm Weite und 9½ cm Höhe. Der Henkel ist 2 cm breit. Sie gleicht der Schale in Grab 3 (Hausurnengrab!). Auf der Urne 6b lag eine glatte Schale von noch dunklerer Farbe, die ziemlich roh gearbeitet ist. Sie wölbt sich über dem wenig vorspringenden Rande sofort ziemlich steil nach oben. Weite 27 cm, Höhe 10 cm. Der Boden ist eben. Henkel dick und 2 cm breit. Tafel VII, 6b, Textabb. S. 263, 6b.

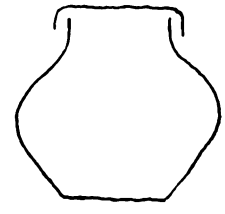
[1]) Die Nummern der Abbildungen entsprechen denen der Gräber.

Gefäß 6c ist eine glatte Tasse. Der Boden hat eine 9 mm tiefe, 27 mm breite, nach oben durchgebogene Wölbung. Weite 10 cm, Höhe 4 cm. Ohne Knochenbrand. Über dieser Tasse war eine rote, rohgearbeitete, etwas weitere Schale (Tassenform). Tafel VII, 6c. Textabb. S. 263, 6c.

Grab 7. Steinkiste. In 30 cm Tiefe eine schwache Steinpackung. Darunter ein

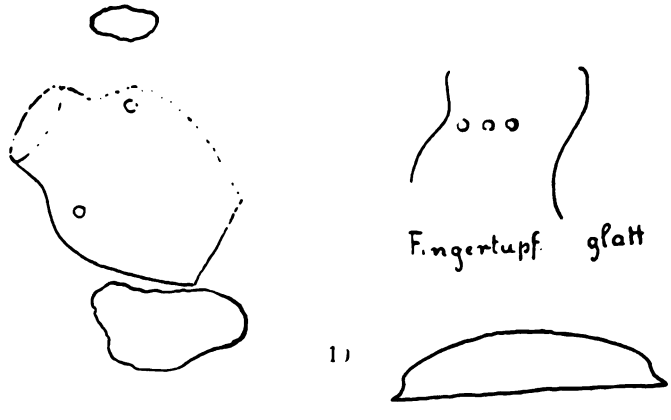


7



8

flacher Findlingsdeckstein von 66 × 54 × 20 cm. Die Steinkiste war 50 × 30 cm groß; Tiefe 40 cm. Um dem Deckstein eine wagerechte Lage zu geben, waren auf der rechten Seite kleine Steine untergeschoben. Inhalt: eine Urne ohne Henkel, glatt, aber roh gearbeitet; Farbe schmutzigbraun; Höhe 19 cm, Bauchweite 23 cm. Der Deckel ist scheibenförmig, rund;



1)

Durchmesser 19,5 cm, Dicke 1 cm. Inhalt der Urne: Knochenbrand von einem Erwachsenen. Tafel VIII, 7. Textabb. S. 264, 7.

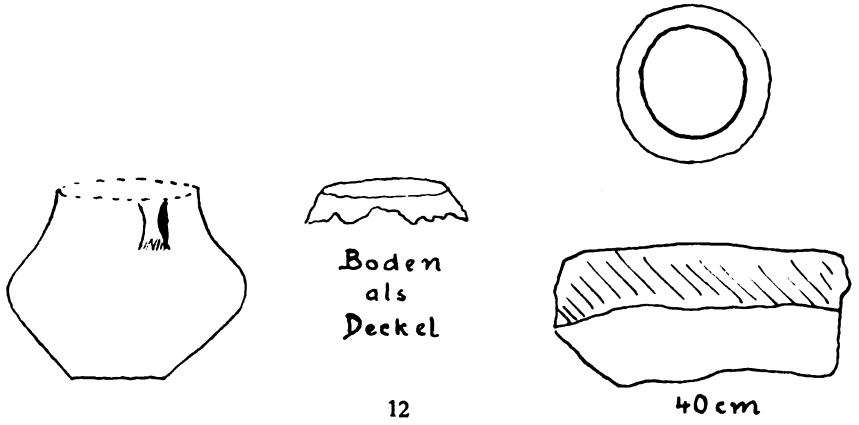
Grab 8. Ohne Steinsatz. Urne mit Deckel. 20 cm unter Erdoberfläche. Textabb. S. 264, 8.

Grab 9. Steinpflaster von 3 m Länge und 1 m Breite. W—O-Richtung, nach SW 15° Neigung. Auf der Steinpackung nur wenige Scherben mit lausitzischen Kannelüren, 1 dicker Henkel. Unten wenige Scherben, 1 glatter lausitzischer Deckelscherben.

Grab 10. Eine Urne, darunter und darüber je ein Stein. Vom Pflug? umgeworfen. Die Urne hat 3 Fingertupfen. Inhalt: Knochenbrand. Ein anderer Scherben zeigt unter dem Halse einen Kranz von Fingereindrücken. Ein dritter ist glatt ohne Verzierung. Auch Scherben von einem Deckel sind vorhanden. Ein gebrannter Sandstein (Schleifstein?). Textabb. S. 264, 10.

Stelle 11. Steinpflaster von 1,80 m Länge und 1,30 m Breite. Richtung NO—SW. Dunkle Erde und Scherben zwischen den Steinen. Die Scherben gehören einer rauhen Urne an ähnlich der in Grab 4, doch ohne Zapfen.

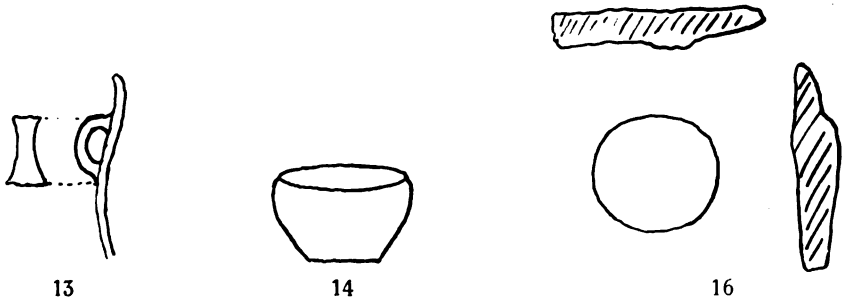
Grab 12. Neben einem 40 cm langen Findling stand eine Urne mit Knochenbrand von einem Kinde. Höhe 19 cm; größter Durchmesser 24 cm. Farbe schmutzigbraun. Nur



12

ein 3 cm breiter Henkel, der vom Rande abgeht. Als Deckel diente der Boden eines rohen, rotgebrannten Gefäßes. Oberer Gefäßrand 20 cm unter Erdoberfläche. Tafel VIII, 12. Textabb. S. 265, 12.

Grab 13. Oben lagen viele Scherben, auch ein Henkel. Unter einem Steine stand eine glatte Urne. Höhe 17½ cm, Bauchdurchmesser 24½ cm. Farbe schmutzigbraun.



13 14 16

Knochenbrand von einem Erwachsenen. Dazu Scherben, die zu einem Gefäß gehören wie in Grab 12. Tafel VIII, 13. Textabb. S. 265, 13.

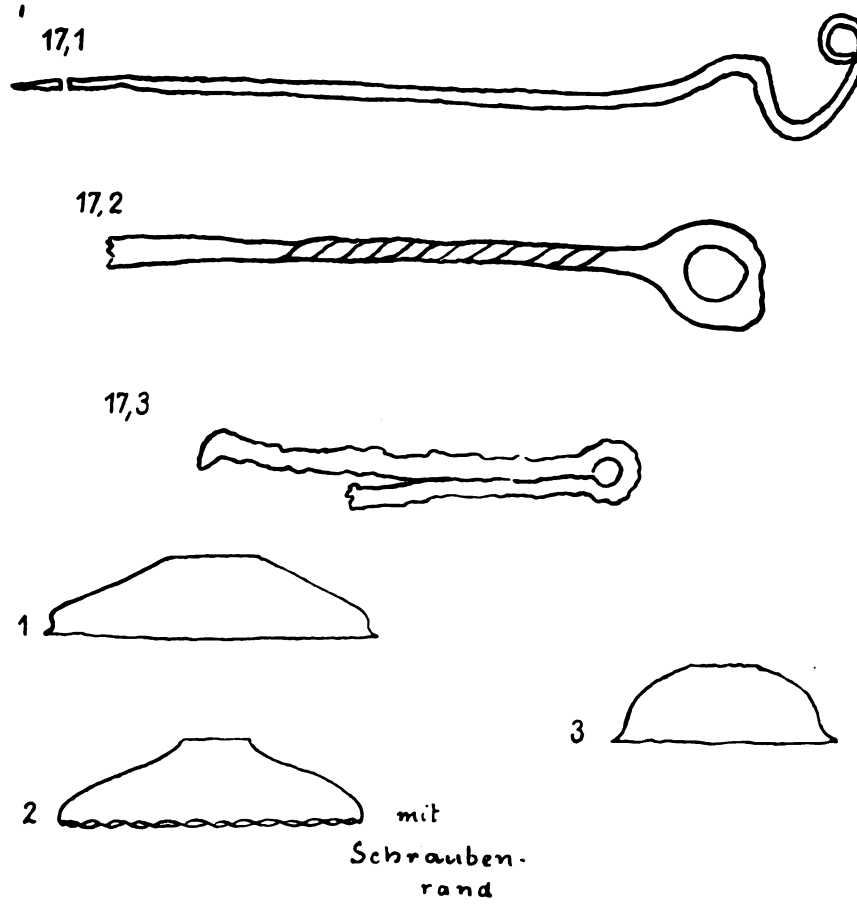
Grab 14. Ohne Steinsatz. Eine kleine schwarze Urne hatte Knochenbrand. Sie stand in einem flockig-dunkelbraunen glatten Gefäße mit scharfabgesetztem Halse; Resthöhe 13 cm, Bauchdurchmesser 24 cm. Letzteres enthielt schwarze Branderde. Dazu ein flacher roter Deckel (Rand weggebrochen). Tafel VIII, 14. Textabb. S. 265, 14.

Stelle 15. Rundlicher Steinsatz mit Scherben.

Grab 16. 2 winklig aufgestellte Steine. Innerhalb ein zerbrochener Topf mit Deckel. Textabb. S. 265, 16.

Grab 17. Ohne Steinsatz. Eine schmutzigbraune glatte Urne von 23 cm Resthöhe und 32 cm Bauchdurchmesser. Henkelansatz vorhanden. Da das Gefäß dieselbe Form hat wie das in Grab 12, wird der 6 cm breite Henkel bis zum Rande gegangen sein.

Inhalt: Knochenbrand von einem ſtarken Individuum. Ein roter grobgearbeiteter Bodenreſt eines Gefäßes von 14 cm Durchmeſſer ſtand in der Urne auf den Schädelknochen. (Ähnlich war es auch in Grab 12). Unter dieſem Boden lagen 1. eine Schwanenhalsnadel von Bronze mit ringförmiger Öſe am Ende (11½ cm Länge), 2. eine tordierte Bronzenadel mit großer Öſe und ſich verbreiterndem Ende (Spitze fehlt), Reſtlänge 9 cm, 3. eine eiſerne Pinzette von 5½ cm Länge, 4. Reſte einer zweiten eiſernen Pinzette gleicher Form, 5. Eiſenreſte, anſcheinend von einer dritten Pinzette. Neben der Urne waren Scherben von mehreren glatten und einem rauhen Gefäße; ſämtliche gehen vom Boden aus ſehr ſchräg



nach oben. Ein Scherben hat Kannelüren. Außerdem ſind noch Reſte von 3 Deckeln vorhanden. Einer davon hat ſchraubenförmigen Rand. Tafel VIII, 17. Textabb. S. 266, 17.

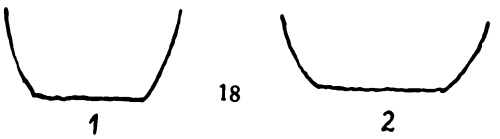
Grab 18. Ohne Steinſatz. Eine gerauhte Urne mit Knochenbrand. 20 cm entfernt (ſüdlich) eine zweite (glatte) Urne mit Knochenbrand. Beide ſind oben abgepflügt. Textabbildung S. 267, 18.

Grab 19. Zwiſchen einem doppelten, 1,90 m × 2,20 m großen Steinpflaſter vier Gefäße. Viele Steine waren plattenförmig. Am Südrande noch Scherben. Zwiſchen dem Pflaſter Reſte von 2 Deckeln.

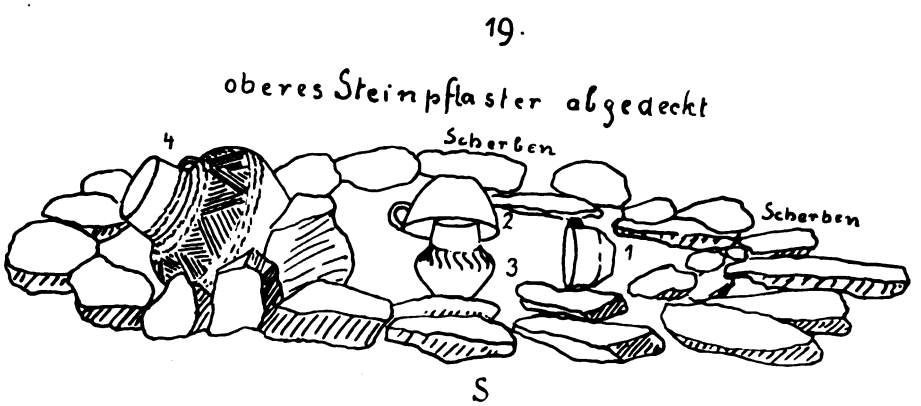
1. Glatte Taſſe. 6½ cm hoch, Durchmeſſer 8 cm; ein öſenförmiger Henkel. Über dem ſcharfen Bauchumbruch 2 Kannelüren. Rand ſcharf nach außen gebogen. Farbe ſchwärzlich.

2. Glatte Taſſe, rot; Höhe 8 cm, Durchmeſſer 13 cm. Henkel bandförmig und von 3 cm Breite.

3. Kleine platte Urne. Höhe 8 cm, Bauchdurchmesser 13 cm. Rand mit einem Zapfen. Vom Halsansatz bis zum Bauchumbruch schräge Kannelüren. Farbe flockig-dunkelbraun. Inhalt: Knochenbrand eines kleinen Kindes.

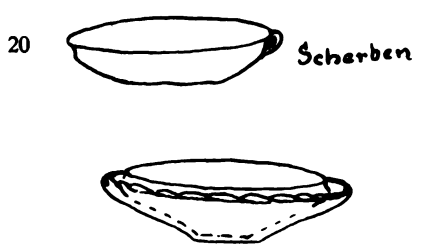


4. Glatte Kanne von 19½ cm Höhe, Bauchdurchmesser 18½ cm. Am Halsansatz 2 Henkel von 1½ cm Breite. Farbe flockig-dunkelbraun. Kein Inhalt. Auf der Schulter 3 Kannelüren, darunter schraffierte Dreiecke, dann bis zum scharfen Bauchumbruch 4 Kannelüren; der Hals hat ebenfalls drei. Tafel IX, 19. Textabb. S. 267, 19.



Grab 20. Zwei Deckel standen ineinander. Der äußere gleicht dem Deckel Nr. 2 aus Grab 17. Der innere ist dem Nr. 1 in 17 ähnlich. Kein Steinsatz. Textabb. S. 267, 20.

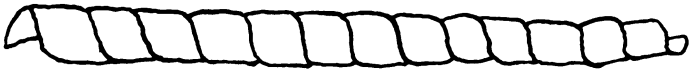
Grab 21. Ein großes Steinpflaster in Richtung ONO—WSW. Darunter standen die Urnen, welche nur im Osten von Steinen flankiert waren, in einer Reihe. Diese Packung war 1—2 Steine breit. Drunter kein Pflaster.



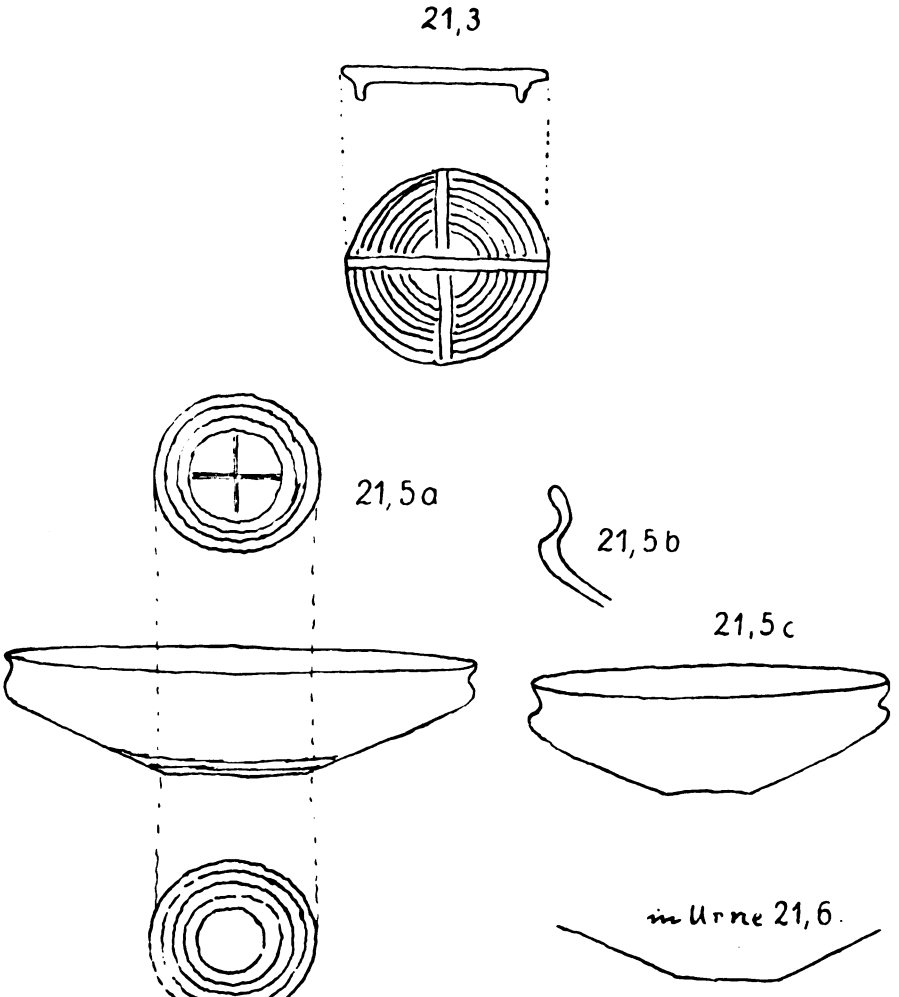
Urne 21, 1. Höhe 19 cm, Bauchdurchmesser 22 cm; Farbe schmutzigbraun; glatt. Inhalt: Knochenbrand von einem wohl erwachsenen Individuum; aber ziemlich schwache Schädelknochen. Bei den Schädelknochen lag ein bronzener Ring von 1 mm Stärke. Ent-

sprechend dem hohen Halse der Urne war als Deckel ein ziemlich hochstrebendes Gefäß (fast Tassenform) mit einem Henkel darübergestülpt. Höhe 13½ cm, Durchmesser 26 cm; glatt; Farbe schmutzig-rötlichbraun. Tafel IX, 21, 1.

Urne 21, 2. Höhe 24 cm, Bauchdurchmesser 26½ cm; glatt; Farbe braun, gelbfleckig. Brandknochen von einem Erwachsenen in der Urne, dazu ein 9 mm breites



21, 2

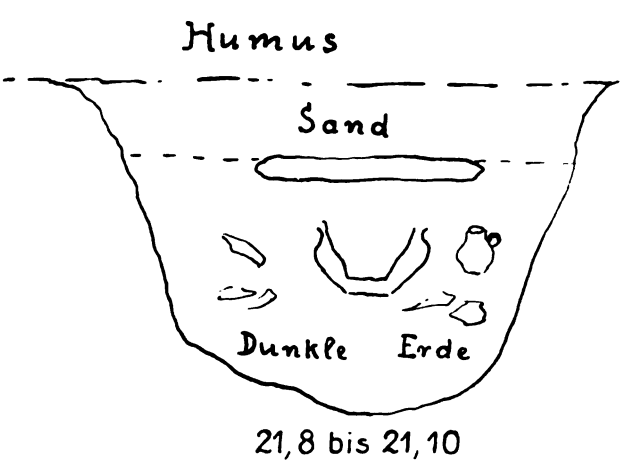


Bronzeband in Einzelstücken, das zu einer 8 mm starken Röhre zusammengedreht war; Länge derselben 10 cm. Tafel IX, 21, 2; Textabb. S. 268, 21, 2.

Urne 21, 3. Höhe 12 cm; Bauchdm. 13 cm; glatt. Farbe: braun, gelbfleckig. Ornamentierung: scharf abgesetzter Hals, an dessen Grunde 4 Rillen sind; auf der Schulter ebenfalls 4 Rillen, die unter den beiden ösenartigen Henkeln hochgezogen sind, wie die Rillen am Halse nach unten. Die Ösen überspannen den Halsansatz. Der Deckel ist ein

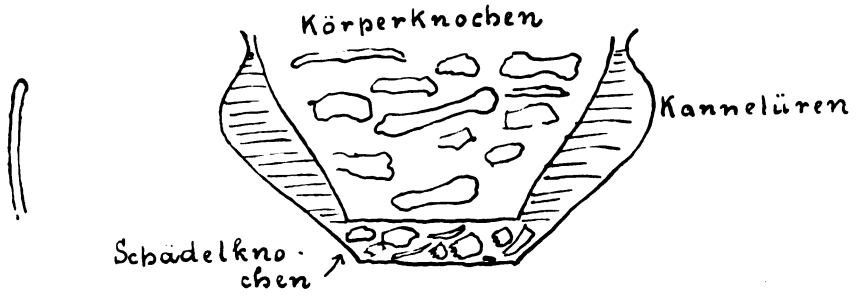
Salzdeckel. Der Salz ist 1 cm hoch. Die Oberseite hat ein Kreuz, aus 2 flachen Doppelrillen bestehend. Dazwischen sind 7 Kreisbogen. Inhalt Knochenbrand eines Kindes. Tafel X, 21, 3. Textabb. S. 268, 21, 3.

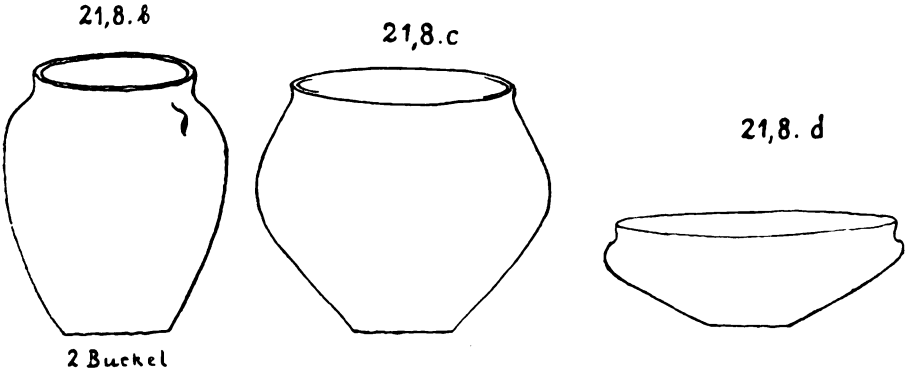
Urne 21, 4. Höhe 26 cm, Bauchdurchmesser 25½ cm; glatt; Farbe schmutzigbraun mit gelben Flecken. 2 runde Henkel, 3 cm stark. Bauch und Hals ineinander übergehend.



21,8 bis 21,10

21,10

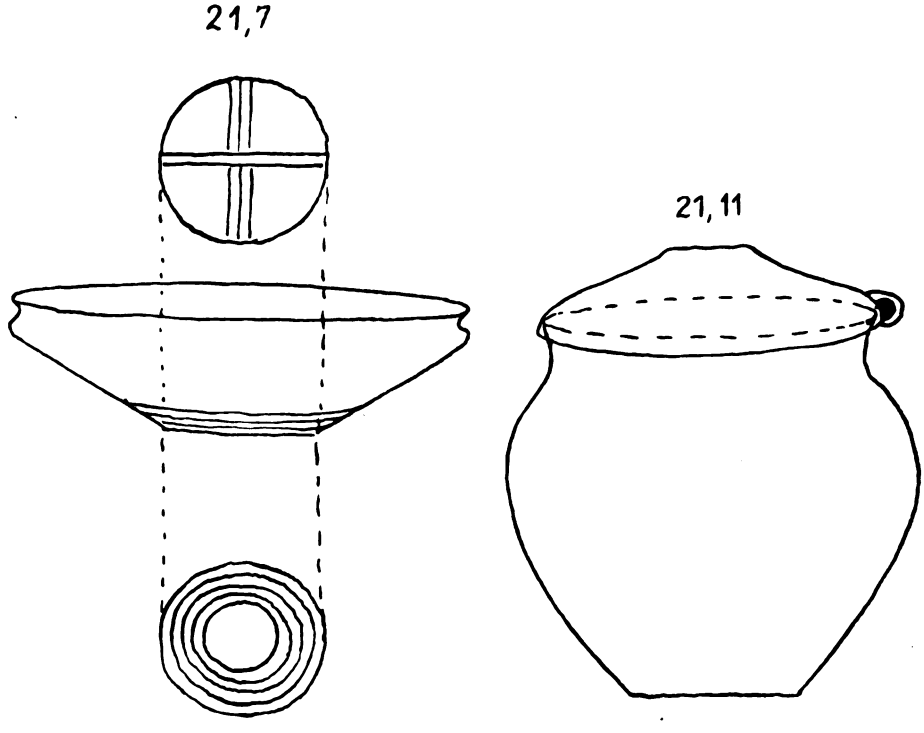




Der Deckel ist wie bei 21, 5. Inhalt: Knochenbrand eines Erwachsenen; aber Schädelknochen nicht sehr stark. Tafel IX, 21, 4.

Urne 21, 5. Höhe 22½ cm, Bauchdurchmesser 29 cm; glatt; Farbe rötlichbraun. Hals scharf abgesetzt, Rand fast wagerecht. 2 cm unter dem Rande eine schwache Rille, darunter fünfmal 7 bis 10 etwas schräggestellte Rillen nach unten gehend; bis zum Halsansatz noch 3 wagerechte. Auf der Schulter 7 flache, aber deutliche Rillen; diese sind kannelürenartig, aber nicht so regelmäßig wie bei den Lausitzer Gefäßen. Inhalt: Knochenbrand von einem starken Individuum. Auch die Schädelteile sind dick. Sie lagen hauptsächlich oben.

Deckel 21, 5a ist 29 cm breit. Er hat auf dem Rande 2 Fazetten, auf dem Boden 4 Rillen, um den Boden 2. Innen laufen parallel zum Bodenrande 4 Rillen; auf dem innern leeren Raume ist noch ein einfaches Kreuz. Um den Boden geht noch 1 Rille. Bei



der Urne 21, 5 lagen noch Reste von 2 Deckeln: 21, 5b und 21, 5c. Tafel X, 21, 5. Textabb. S. 268, 21, 5.

Urne 21, 6. Höhe 23 cm, Bauchdurchmesser 29 cm; glatt; Farbe schmutzig-rotbraun. Hals stark abgesetzt. Darüber 3 Rillen. Rand schräger nach oben gehend als bei Urne 21, 5. Auf der Schulter 6 Rillen. Inhalt: Knochenbrand eines Erwachsenen; Schädelknochen ziemlich stark, und diese lagen oben.

Deckel: 27½ cm Durchmesser. Form wie 21, 5a. Auch die Rillen sind vorhanden. In der Urne 21, 6 das Bodenstück eines Deckels ohne Ornamente. Auch Scherben eines rohen, rauhen Gefäßes. Tafel X 21, 6. Textabb. S. 268, 21, 6.

Urne 21, 7. Höhe 24½ cm, Bauchdurchmesser 30½ cm; glatt; Farbe rötlichbraun. Form dieselbe wie 21, 5, nur der Rand ist etwas schräger nach oben gerichtet. Am oberen Teile des Halses 5 Rillen, unten noch 2. Auf der Schulter, anschließend an den Halsansatz 6 wagerechte Rillen, die bis zum Bauchumbruch gehen. Auf dem Bauchumbruch erheben sich dreimal 3 Dreiecke, welche aus je 3 Rillen bestehen und auf den 3 untersten wagerechten Rillen stehen. Die Dreiecke befinden sich also an der Stelle, wo die Lausitzer Buckel sonst sitzen. Die Spitzen der Dreiecke sind nach oben gerichtet. Inhalt: Knochenbrand eines Er-

wachsenen; Schädelteile aber schwach. Deckel wie 21, 5, nur sind auf dem Boden innen keine Ringe. Tafel X, 21, 7. Textabb. S. 270, 21, 7.

Die Urnen 21, 8 bis 21, 10 standen in einer Grube. Urne 21, 8a. Resthöhe 13½ cm, Bauchdurchmesser 16 cm; glatt; Farbe rötlichbraun. Kein Ornament. Inhalt: Knochenbrand eines Kindes. Tafel XI, 21, 8a.

b) Höhe 20 cm, Bauchdurchmesser 16½ cm; rauh; ledergelb. 2 Zapfen auf der Schulter. Tafel XI, 21, 8b; Textabb. S. 269, 21, 8b.

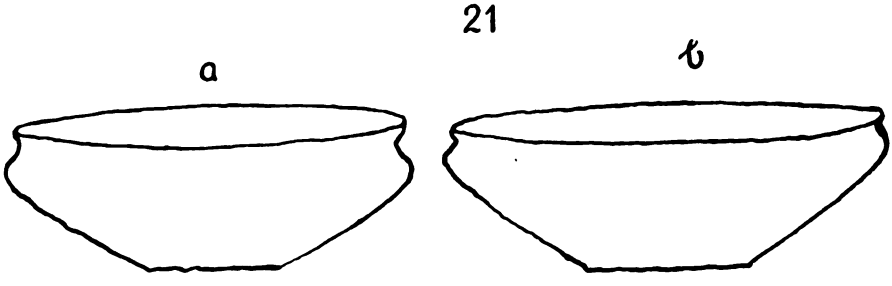
c) Höhe 20½ cm, Bauchdurchmesser 28 cm; glatt; schmutziggelb mit dunkleren Flecken. Tafel XI, 21, 8c. Textabb. S. 269, 21, 8c.

d) Reste eines Deckels wie 21, 7. Textabb. S. 269, 21, 8d.

e) Boden eines rötlichbraunen Rauhtopfes. Bodendurchmesser 12 cm.

Urne 21, 9. Höhe 5 cm, Bauchdurchmesser 5½ cm; glatt; dunkelbraun. Kleines Kännchen. Auf der Schulter und der oberen Bauchhälfte 4 feine Kannelüren. Der 2 cm breite, bandartige Henkel hat 5 feine senkrechte Kannelüren. Tafel XI, 21, 9.

Urne 21, 10. Diese weitbauchige Urne nahm die Mitte der Grube ein. Sie hat dunkle Farbe und ist glatt. Der Rand hat an 3 Stellen zwei Wellen. An der größten Bauchung sind 3 Kannelüren. Höhe 13½ cm, Bauchdurchmesser 25½ cm. In dieser Urne stand der untere Rest einer glatten, hohen Urne. Diese letztere enthielt Knochenbrand ohne Schädelknochen, während darunter im äußeren Gefäße ausschließlich Schädelknochen lagen. Sie sind ziemlich stark. In der Grube fanden sich noch Scherben, die von einem Behälter stammen,



der mit dem Deckelgefäß von 21, 1 Ähnlichkeit hat. Die Grube hatte Sandfüllung; über der Mittelurne (21, 10) lag ein flacher Stein. Tafel XI, 21, 10. Textabb. S. 269, 21, 10.

Urne 21, 11. Höhe 22 cm, Bauchdurchmesser 27 cm; glatt, unten wenig rauh; rötlichbraun. Über der Urne ein nicht ganz glatter Deckel mit einem bandartigen Henkel; vom Boden aus steigt die Wandung nach innen geschwungen auf. Höhe 7½ cm, Durchmesser 27½ cm. Tafel XI, 21, 11. Textabb. S. 270, 21, 11.

Im Gesamtgrabe 21 fanden sich noch Scherben, die zu 2 Deckeln gehören. Deckel a hat roten Brand und ist hochkuppelig. Höhe 8 cm, Durchmesser 22 cm. Deckel b ist wie 21, 5, jedoch ohne Ornament. Dazu noch Scherben von einem kleinen Rauhtopf und von einem Täßchen der Periode V. Textabb. S. 271, 21a und b.

Grab 22a. 2½ m nördlich von 21. Ohne Steinsatz. Nur Scherben. (Durch den Pflug zerstört.) Bei dem Zusammensetzen ergaben sich 6 Gefäße. Textabb. S. 272, 22a 1 bis 22a 6.

22a 1. Eine glatte, hohe, schwarze Urne von 27 cm Höhe mit 3½ cm breitem, bandartigem Henkel.

22a 2. Ein glattes gelbbraunes Gefäß ohne Zeichnung von 9 cm Höhe.

22a 3. Glatte, dunkelbraune Schale mit schwach abgesetztem Hals. Boden nach oben gewölbt. Höhe 9 cm. Der Rand hat einige Wellen.

22a 4. Glatte, schwärzliche Tasse von 11 cm Höhe.

22a 5. Glatter, rötlichgelber Deckel mit dunkleren Flächen. Scharf geknickter Rand. 28 cm Durchmesser.

22a 6. Rötlichgelber Rauhtopf mit 4 scharfen Zapfen. Höhe 20 cm.

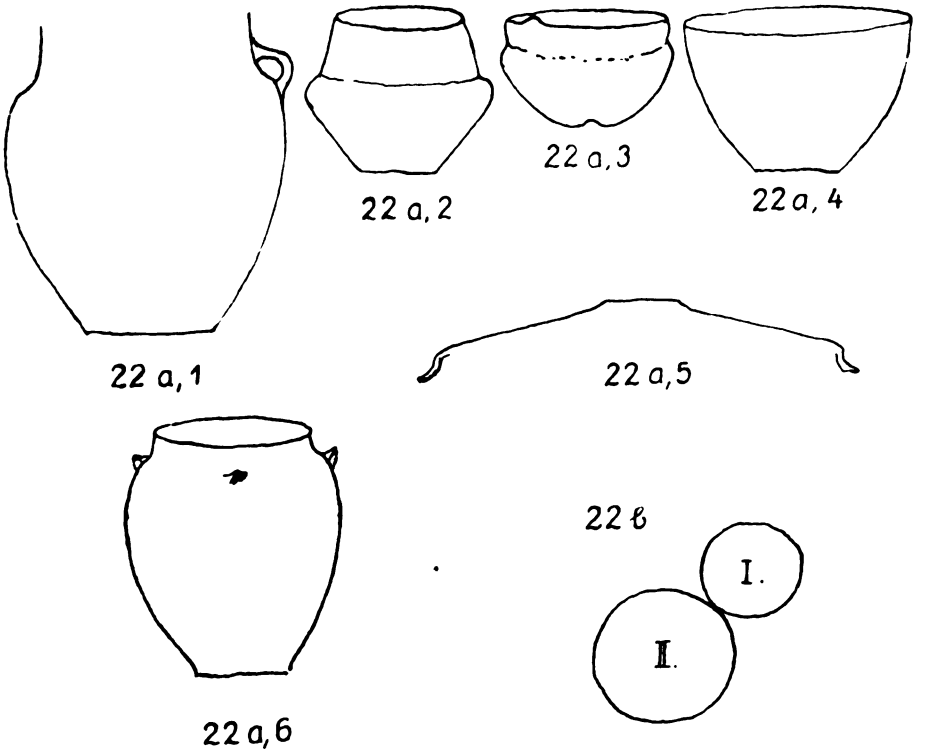
Grab 22b ist 1 m nördlich von 22a. Ohne Steinsatz.

Urne 22b 1. Höhe 9 cm, Bauchdurchmesser 13 cm; glatt; Farbe schwärzlich mit gelbbraunem Fleck. Am Rand ein ösenartiger Zapfen. Auf dem Bauchumbruch 3 Kannelüren. Inhalt: Knochenbrand eines Kindes, dazu Scherben eines roten Rauhtopfes mit schwachen Zapfen (ähnlich wie 22a 6).

Urne 22b 2. Resthöhe 18 cm, Bauchdurchmesser 27 cm; glatt; schmutzigbraun; Form ähnlich 6b. Inhalt: Knochenbrand; zusammengekrustete Teile von 1½ mm starken Bronzeringen. Auf der Urne lag ein Wandstück von einem gelbbraunen Rauhtopf als Deckel. Rand ist wie bei 22a 6, aber ohne Zapfen. Tafel XII, 22 b. Textabb. S. 272, 22b.

Stelle 23. Ohne Steinsatz. Scherben von einem S-förmig gebogenen Gefäß; rauh, dunkelfarbig. Scherben eines rauhen, hellbraunen Topfes.

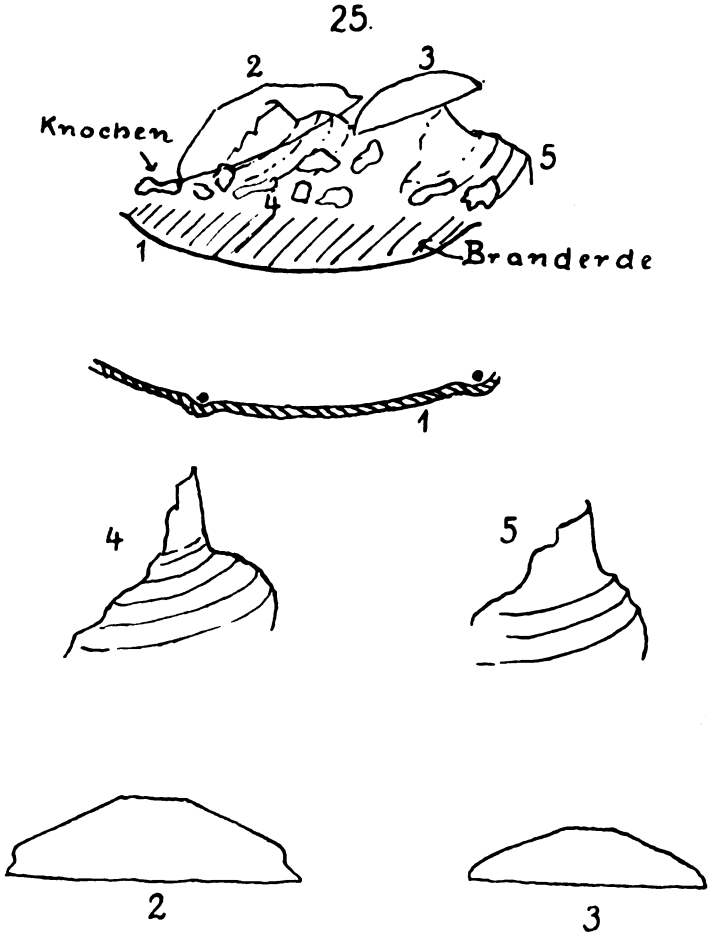
Grab 24. Ohne Steinsatz. Zusammengedrückte Urne. Höhe 17½ cm, Bauchdurchmesser 18 cm; rötlich dunkelbraun. Hals deutlich abgesetzt. Die 2 Henkel sind bandförmig und 1¾ cm breit. Inhalt: Knochenbrand eines jungen Individuums; Tonlöffel von 7 cm Länge, 2 Tonringe von 2,8 und 2,2 cm Gesamtdurchmesser. Der Deckel ist schalenförmig, hat wenig eingebogenen Rand. Ein ösenförmiger Henkel. Farbe ledergelb mit dunkleren Flächen. Höhe 10 cm, Breite 25½ cm. Tafel XII, 24.



Grab 25. Ohne Steinsatz. Ganz unten lag ein Deckel mit geriefeltem Rande. In und auf demselben war schwarze Branderde. Darüber lagen Knochen (Knochenbrand und Holzkohle). In letzterer Schicht standen zerquetscht 2 Gefäße mit je einem Deckel. Die Lage derselben gibt die Abbildung wieder. Der erste (zu unterst liegende Deckel) ist rauh und hat braune Färbung. Der Rand ist schräg geriefelt und an einer Stelle ¾ cm nach außen gewellt. Von oben nach unten geht hier ein 2 mm weites Loch hindurch. Anscheinend waren mehrere solcher Ösen vorhanden. So hatte der Deckel früher als Hängeschale dienen können. Gesamtbreite 40 cm, Höhe 4½ cm.

Gefäß Nr. 4. Annähernd 25 cm hoch, Bauchdurchmesser 28 cm. Am Halse 2 tiefe Ritzen. 4 Gazetten oder auch Kannelüren auf der Schulter. Die erste hat eine tiefe Ritze dicht neben dem Halsansatz. Farbe schmutzigbraun; glatt. Auf dieser Urne lag der Deckel 2. Höhe 8 cm, Durchmesser 31 cm; glatt; braun. Form wie 21, 5. — Urne 5 ist annähernd 16 cm hoch, Bauchdurchmesser 22 cm; glatt; graubraun. Hals rund auf die Schulter gesetzt. Auf letzterer 3 breite Kannelüren. — Der dazugehörige Deckel Nr. 3 ist ziegelrot, glatt, nicht profiliert. Durchmesser 22 cm, Höhe 6½ cm. Es lagen noch Scherben eines Rauhtopfes von hellbrauner Farbe im selben Grabe. Bodendurchmesser 12 cm. Textabb. S. 273, 25.

Stelle 26. In 30 cm Tiefe eine ½ cm hohe Schicht schwarzer Branderde mit Holzkohle. Ausdehnung 40 × 40 cm. Auf dieser lag in der Mitte ein helmförmiger Rest eines Lehmgebildes; darauf ein Feuersteinsplitter. Östlich davon, fast berührend (1.) ein ziegelrotes Lehmstück (Netzbeschwerer), das an der Spitze einen runden Eindruck hat. Bei zwei Fünftel der Länge geht wagerecht ein ¾ cm weites glattes, rundes Loch durch das Stück, welches sich unten stark verbreitert. Die Standfläche ist glatt. Gegenüber, also westlich, lag (2.) ein ebenso ziegelroter Lehmbrand, der Webegewichtform hat. Er ladet am Fuße nicht aus. Höhe 13 cm, Bodenfläche 7 × 7 cm. Beide Gegenstände zeigten mit der Spitze auf das Mittelstück. Nördlich von dieser Brandstelle war in ½ m Entfernung der 40 cm



lange, ostwestlich gerichtete Rest einer Lehmwand. Dicht östlich von dem Brandherd war eine Grube von ¾ m Tiefe. Hierin 2 Lehmgebilde in unregelmäßiger Lage. Das eine (3.) gleicht dem Webegewicht (2), ist aber weniger scharf gebrannt. Die Durchlochung ist ebenso. Das zweite Stück (4.) ist dem Netzbeschwerer (1) ähnlich, hat aber 14½ cm Höhe; Bodendurchmesser 10 cm. Es ist kegelförmig und ladet am Fuße weniger aus als (1). Das Loch in 9 cm Höhe hat 2 cm Durchmesser.

Das Webegewicht, welches sich in der Grube befand (3), zeigt 3 ringförmige Eindrücke an den Flächen, welche die Durchbohrung haben. Auf der einen Seite haben diese Ringe gleichen Abstand. Der Durchmesser ist dem des Loches gleich.

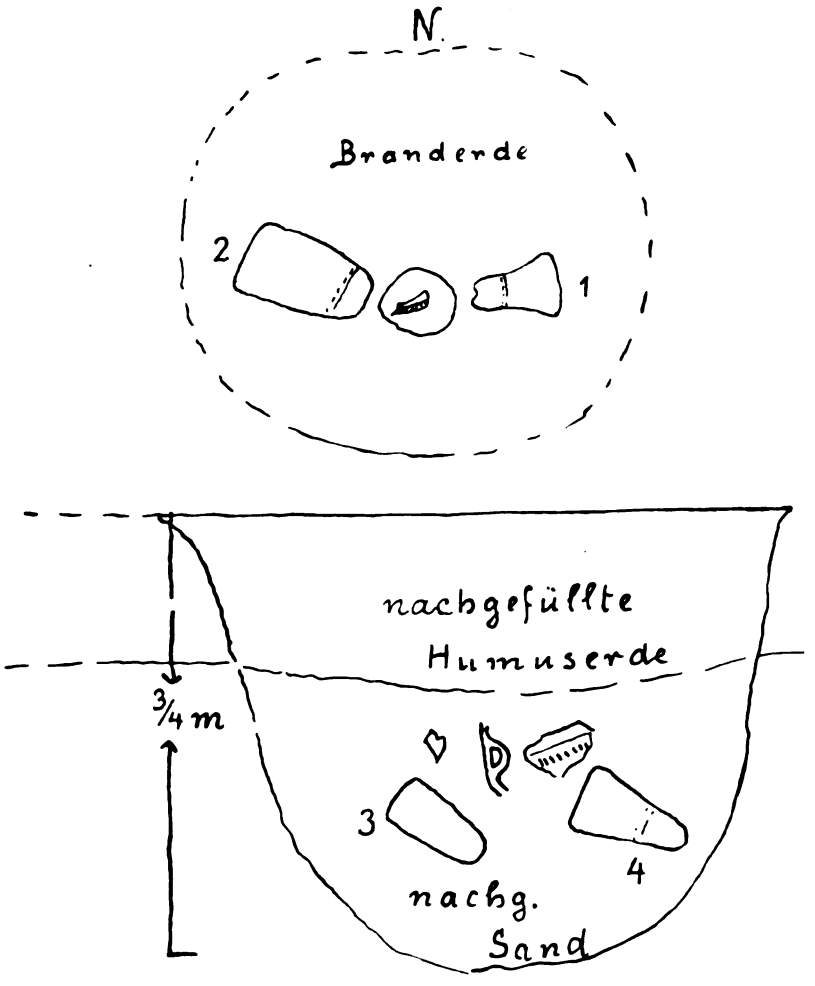
In der Grube lag noch ein Henkelstück, das dem aus Grab 22a 1 gleicht. Somit sind die Stellen gleichaltrig. Auffallend ist ein Scherben, der auf der Schulter 1 cm lange

scharfe Einschnitte in ¾ cm Abstand hat. Weiter unten war das Gefäß gerauht. Tafel XII, 26. Textabb. S. 274, 26.

Stelle 26a. Einzelscherben eines Gefäßes ähnlich 25, 4, jedoch breitere und reinere Fazetten.

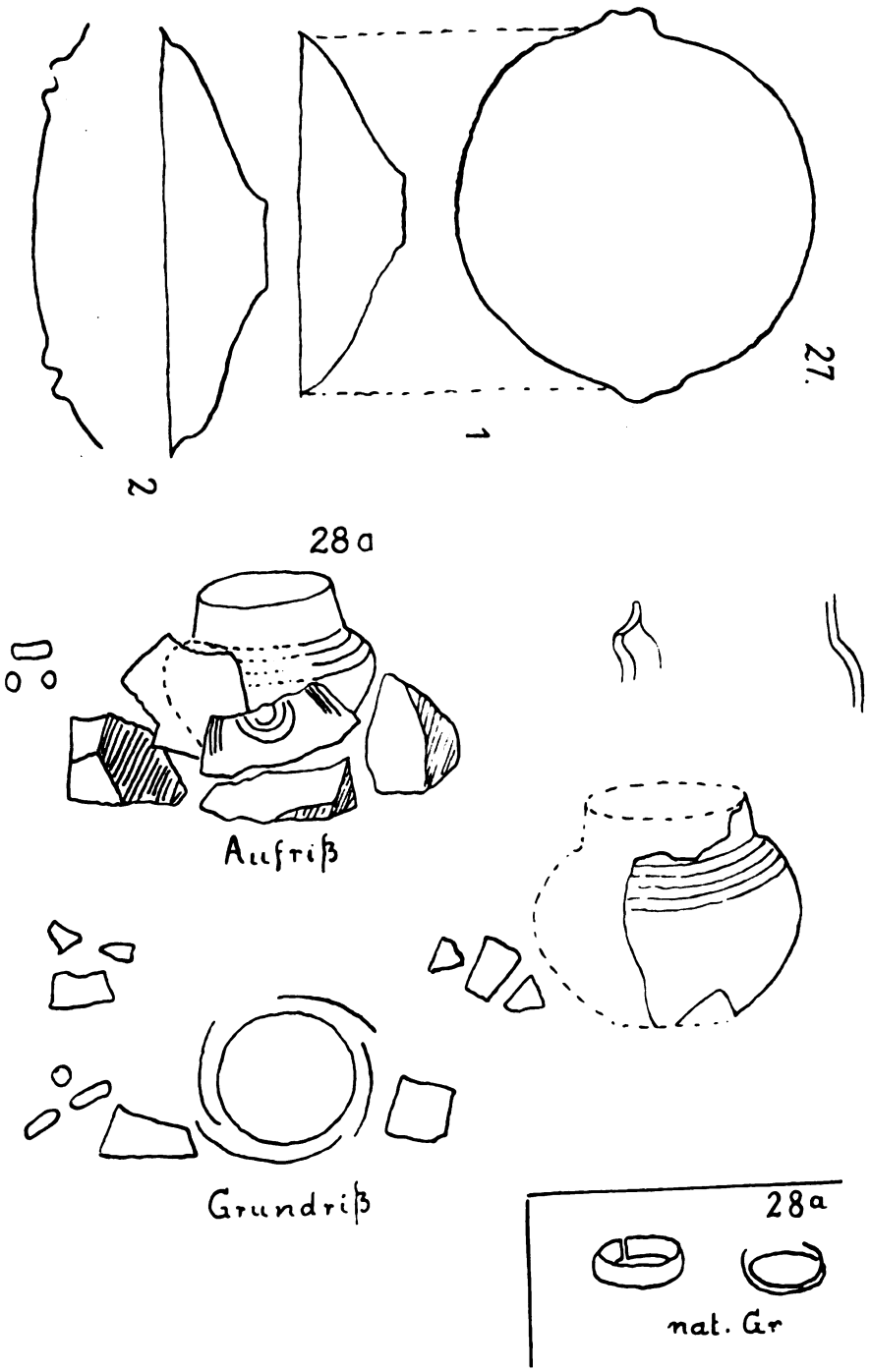
Stelle 27. Reste von 2 Deckelschalen. Nr. 1 ist 30 cm breit und 8½ cm hoch; glatt; schmutzigbraun mit schmutziggelben Flecken. Rand glatt mit lappenartigen Ansätzen. Nr. 2 ist 28½ cm breit und 8½ cm hoch. Der glatte Rand hat viermal 2 nebeneinanderstehende

26



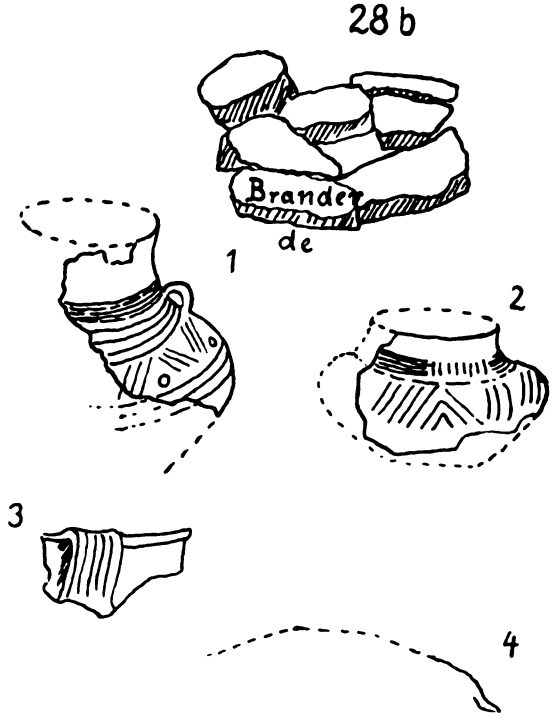
deutliche Wellen. Farbe braun mit dunkleren und rötlichen Flecken. Tafel XII, 27. Textabb. S. 275, 27.

Grab 28a. Auf einem Steine stand eine rotbraune, glatte Urne mit deutlich abgesetztem Halse. Auf der Schulter bis zum Bauchumbruch 3 Kannelüren. Rand nicht gebogen. Rechts und links der Urne noch je 1 Stein. Höhe 21 cm, Bauchdurchmesser 25 cm. Inhalt: Knochenbrand von einem Erwachsenen und ein breiter Bronzering (einem Trauring ähnlich), von 2,2 cm Durchmesser. Dazu ein ringförmiger, zweimal gewickelter, 1½ mm dicker Draht von 1½ cm Durchmesser. Über die Urne war ein riesiges Gefäß von 26 cm


27.
1
2
28a
Aufriß
Grundriß
28a
nat. Gr

Resthöhe und 47 cm Bauchdurchmesser gestülpt. Farbe ledergelb mit dunkleren Flächen; glatt; viermal auf dem Bauchumbruch ein kleiner Buckel mit je 4 konzentrischen Furchen, die oben ziemlich scharf umbiegen. Zwischen diesen Ornamenten sind viermal 8 bis 9 senkrechte Furchen. Dies Gefäß war zertrümmert. Rechts und links von den Steinen waren noch Scherben von anderen Töpfen. Einer hatte die Form der Graburne; nur ohne Kannelüren, weiterer Hals. Links lagen noch 3 schwarze walzenförmige Erdklumpen, die aus konzentrischen Schichten bestehen. Farbe schwarz. Tafel XIII, 28a. Textabb. S. 275, 28a.

Grab 28b. Auf einem kleinen Steinpflaster Scherben von 4 Gefäßen. Nr. 1. Annähernde Höhe 23 cm; glatt; rotbraun bis ziegelrot. Auf dem schwach abgesetzten Halse 5 Rillen, die anscheinend nur in der Nähe des Henkels waren. Auf der Schulter 3 breite Rillen (Kannelüren), die zu dem Henkelloch hinaufgezogen sind. Darunter abwechselnd zu Dreiecken zusammengestellte, schräg nach unten gehende Rillen und Fingertupfen. Unter



diesen noch 3 wagerechte Rillen auf dem Bauche. Der Halsrand ladet wenig nach außen aus.

Nr. 2. Ebenfalls sehr reich ornamentiert.

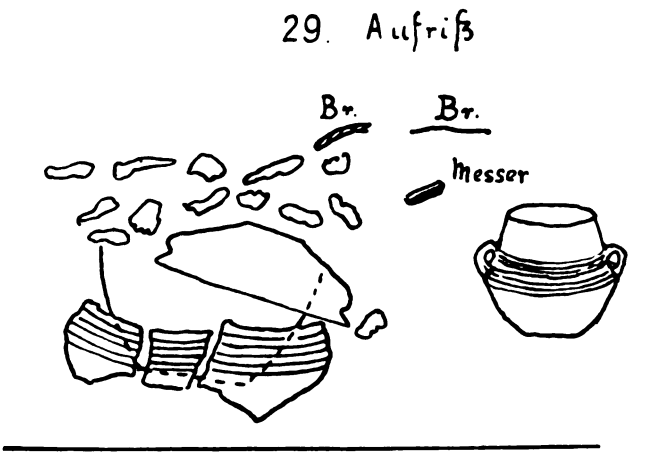
Nr. 3. Henkel. Er gehört vielleicht zu 2. Er ist bandförmig, setzt am Rande an und hat 5 senkrechte Rillen.

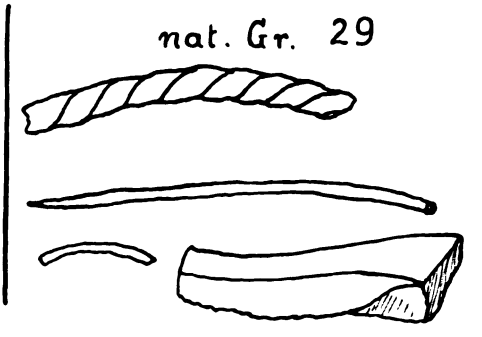
Nr. 4. Ein Deckel mit wenig vorspringendem Rande.

Auf dem südlichsten Steine des kleinen Pflasters war eine 15 cm starke schwarze Branderdeschicht, kein Knochenbrand. Textabb. S. 276, 28b.

Grab 29. Ohne Steinsatz. In der Mitte der untere Rest eines Rauhtopfes; darum Scherben eines der üblichen Kannelürengefäße mit scharfem Bauchumbruch (9 Kannelüren). Dieses hat stark unter dem Feuer gelitten, ebenso der Rauhtopf. Scherben von einer Deckelschale lagen darüber (wie 25, 2, jedoch höher). Breite 24 cm, Höhe 9 cm; glatt; rotbraun. Am Rand viermal 2 Wellen. Hier lag Knochenbrand verstreut (Pflug!) und der 4½ cm lange Rest eines 4 mm dicken, runden, gedrehten Bronzeringes, dazu ein 2 mm starker Draht und noch ein Rest eines 1½ mm dicken Bronzedrahtes. Ein 3½ cm langes Feuersteinmesser lag bei.

Östlich von der Graburne stand ein rötlichbraunes, glattes Töpfchen von 9 cm Höhe und 12 cm Bauchdurchmesser. 3 Rillen über dem Halsansatz; auf der Schulter 3 Jazetten bis zum scharfen Bauchumbruch. Die Henkel sind ösenartig. Kein Inhalt. Darüber war ein Deckel, ähnlich 25, 2.

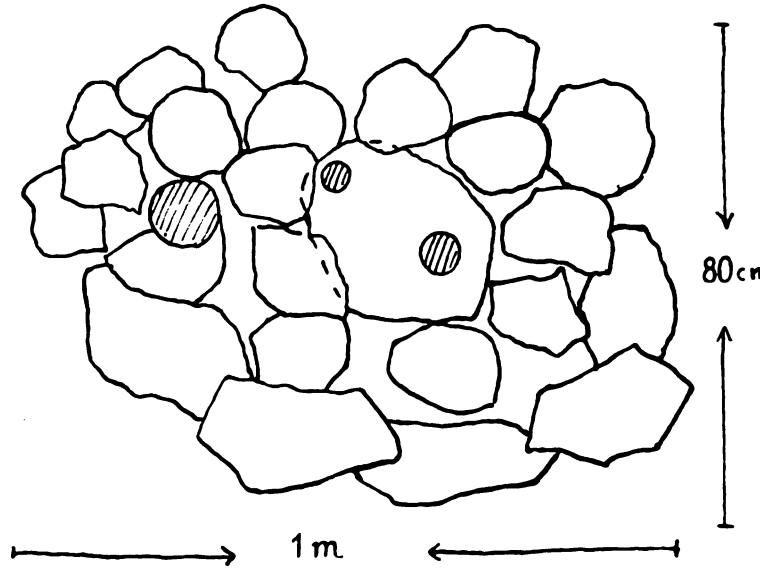




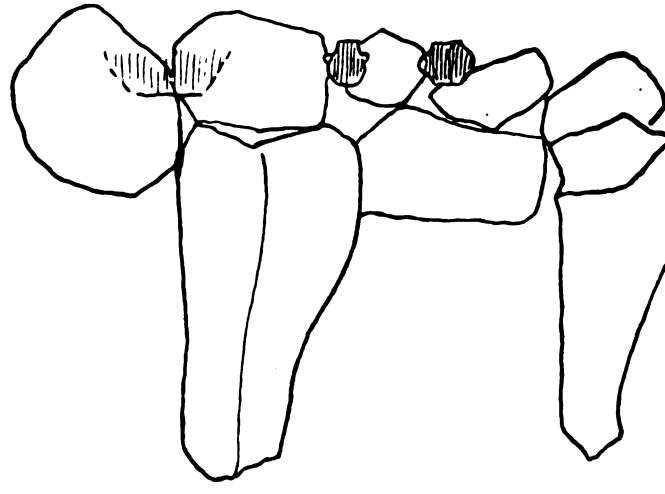
Scherben eines glatten, schmutzigbraunen Gefäßes von 22 cm Höhe, dessen Hals schwach abgesetzt ist. Tafel XIII, 29. Textabb. S. 277, 29.

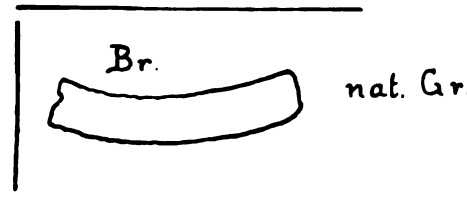
Grab 30a. Steinpflaster von 100 × 80 cm Ausdehnung. An 3 Ecken desselben je 1 langer, senkrecht gestellter Stein. Zwischen dem Steinpflaster 2 kleine rotbraune Gefäße und der Boden eines großen. Nr. 1 ist 6½ cm hoch, Bauchdurchmesser 9 cm. Rand biegt

30a Grundriß

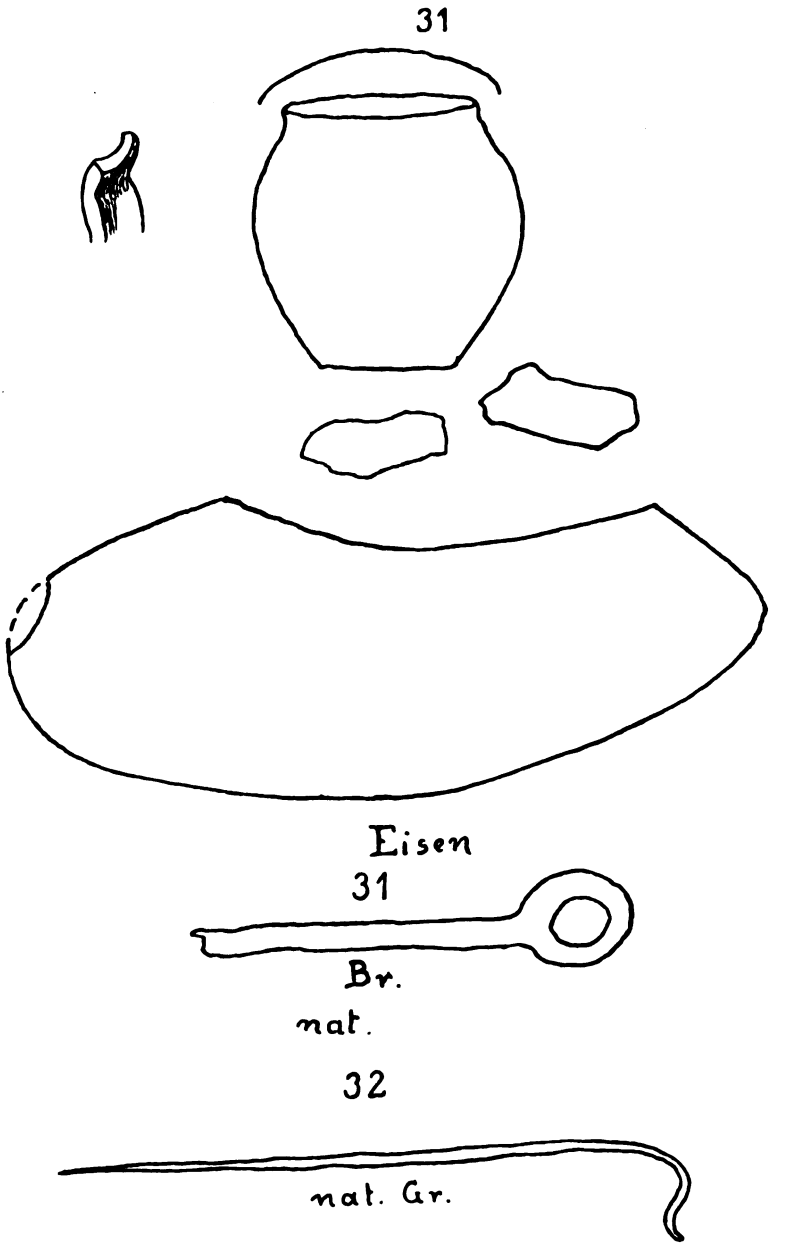


Aufriß





sich sehr wenig nach außen. Ohne Henkel. Kein Inhalt. — Nr. 2 hat 7½ cm Höhe und 7½ cm Bauchdurchmesser. Hals deutlich abgesetzt. Am Halsansatz 2 Ösen. Rand sehr



wenig auswärts gebogen. Knochenbrand befand sich auf dem Pflaster, dazwischen lag ein 4 cm langes und 1 cm breites Stück eines bronzenen Armbandes. Tafel XIII, 30a. Textabb. S. 278, 30a.

Grab 30b. ¾ m westlich von 30a stand zwischen 2 Steinen ein Rauhtopf von 12 cm Höhe und 15½ cm Bauchdurchmesser. Rand klein wenig nach außen gebogen. Inhalt: Knochenbrand von einem Kinde. Ein Knochenstück hat himmelblaue Färbung, vielleicht von Bronze herrührend. Der Deckel auf dem Gefäße ist scharf geknickt, wie solche vielfach in Hausurnenfeldern vorkommen. Höhe 3 cm, Durchmesser 12 cm. Tafel XIII, 30b. Textabb. S. 280, 30b.

Grab 31. Östlich von 2 Steinen eine wenig geglättete, rotbraune Urne. Höhe 23 cm, Bauchdurchmesser 24 cm. Inhalt: Knochenbrand eines Erwachsenen und ein Eisenmesser von 9½ cm Länge und 3 cm Breite. Ein nadelartiges Stück aus Bronze von 6 cm Länge mit einer 6 mm weiten (im Lichten) Öse hat einen 5 mm breiten flachen Schaft. Dieser besteht aus 2 dicht nebeneinander gelegten Drähten, die vollständig verschmolzen sind. Das Ende zeigt 2 Spitzen. Als Bruchstelle kann man das Ende nicht ansprechen. Auf der Urne lag ein glatter, rotbrauner Deckel, der wenig gebogen ist. Textabb. S. 279, 31.

30b

Grab 32. Westlich von einem Steine eine schmutzigbraune, wenig geglättete Urne von 20 cm Höhe und 26 cm Bauchdurchmesser. Rand sehr wenig nach außen gebogen. Inhalt: Knochenbrand eines Erwachsenen. Eine bronzene Schwanenhalsnadel von 8 cm Länge. Vom Halsende fehlt ein Stück. Deckel wenig geglättet, rotbraun. Breite 25 cm, Höhe 5 cm. Boden etwas nach innen gebogen. Die Seitenwand erhebt sich fast rechtwinklig vom Boden aus. Rand hat Fingertupfeneindrücke, so daß er wellig erscheint. Tafel XIII, 32. Textabb. S. 279, 32.

Besprechung.

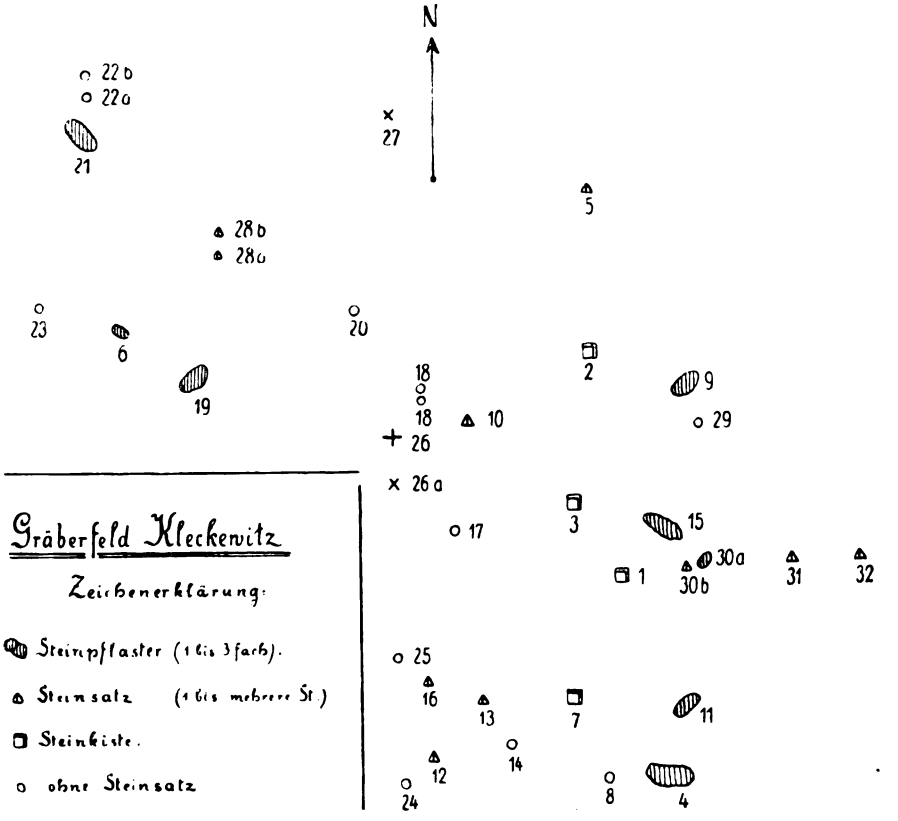
A. Grabformen und ihre Zeitstellung.

Wir haben es mit viererlei Grabformen zu tun, nämlich mit Steinkisten (1, 2, 3, 7); mit Steinsatzgräbern, bei denen sich ein und mehrere Steine fanden (5, 10, 12, 13, 16, 28a, 28b, 30a, 30b, 31, 32); dann mit solchen ohne jeden Steinsatz (8, 14, 17, 18, 20, 22a, 22b, 23, 24, 25, 29); viertens solchen mit einfachem bis dreifachem Steinpflaster (4, 6, 9, 11, 15, 19, 21). Nr. 26 und 27 sind nicht als Grabstellen anzusprechen. Trotz dieser verschiedenen Grabformen ist die Bestattungsart einheitlich; denn die Urnen enthielten gebrannte Knochen (Knochenbrand). Abweichend von dieser Norm sind 28b, 25, 14. Grab 28b fällt deswegen aus dem Rahmen, weil auf dem südlichsten Steine des Steinsatzes eine 15 cm starke Schicht schwarzer Branderde mit Scherben lag. Da die Urnen dieser Stelle dem Billendorfer Typus angehören, weicht sie zeitlich nicht ab. In Grab 25 lag auf dem unteren Deckel schwarze Branderde, während sich darüber Urnen mit Knochenbrand befanden. Die Gefäße haben Fazetten und Kannelüren, sind also kaum nach 800 der Erde übergeben. Auch Grab 14 gehört in diese Periode. Denn die Urne hat ihre Seitenstücke in 6, 21 und 22b. In diesen Gräbern sind nun Typen mitgefunden, welche deutliche Entwicklungsstufen der Lausitzer Kultur darstellen, so in 21 die Dreiecke auf der Schulter, welche Abschwächungen der konzentrischen

halbkreise sind. 22b hat ein Gefäß mit Kannelüren, 6a rotgebrannte Deckelschalen mit Wellen am Rande und eine Tasse der Periode 5 [1]).

Nachdem wir erkannt haben, daß das Vorkommen schwarzer Branderde nicht gegen die Einheitlichkeit des Gräberfeldes spricht, erwächst die Aufgabe, zu untersuchen, ob die verschiedenen Grabformen (Steinkisten, Steinsatz, Steinpflaster, ohne Steinsatz) zeitlich auseinanderliegen.

Der Plan des Gräberfeldes.



In dem letzten herausgeworfenen Sande des Steinkistengrabes 3 (Hausurne!) wurden Deckelreste entdeckt, die also unten gelegen haben, mithin gleichzeitig mit der Hausurne in die Grube gekommen sein müssen. Diese Scherben entsprechen ganz in Farbe und Form dem Deckel in 28b und in 6a. Die Grabstelle 6a bis 6c ist einheitlich, da sich alle Gefäße unter einer Packung (Steinpflaster) befanden. Hier lag ja auch die Bronzenadel mit den zwei (drei) Verdickungen, die auf Hausurnenzeit weist [2]). Somit ist das Steinpflaster derselben Zeit zuzurechnen.

[1]) Jahn: Zur Chronologie der Lausitzer Kultur. Mannus 1923. III. Erg.-Bd.
[2]) Höfer: Steinkistengräber und Hausurnen von Hoym. Mitt. d. Ver. f. Anh. Geschichte. Bd. 8. 1902. Taf. IV.

Da sich in 28b derselbe Deckel findet wie in Steinkistengrab 3, können wir den Steinsatz von 28b (3 Steine) auch für die Hausurnenzeit ansetzen.

Daß die Steinkistengräber bei Kleckewitz in diese Zeit gehören, ist wohl selbstverständlich. So enthielt Grab 7 eine Urne, die starke Verwandtschaft mit denen des Hoymer Hausurnenfeldes zeigt (Museum Zerbst [1]).

Neben der Urne des Grabes 32 stand nur ein Stein (östlich der Urne). Da wir Seitenstücke zu diesem Gefäße in Hoym und Frose fanden, ist diese Grabform derselben Zeit zuzuschreiben. Der fast rechtwinklig geknickte Deckel und die Schwanenhalsnadel erhärten den Schluß [2]).

Auch Grab 13 müssen wir hierher rechnen. Unter einem Steine stand eine Urne von demselben Typus wie die in Steinkiste 7.

Da die Urne in Grab 17 eine Schwanenhalsnadel enthielt, ist auch die Grabform ohne Steinsatz in dieser Zeit Sitte.

Das doppelte Steinpflaster von 19 fällt auch nicht aus dem Rahmen; denn die hier gehobenen Urnen finden ihre Seitenstücke in Beierstedt. Übrigens führen die Packungen über den Steinkisten 3 und 7 auf den gleichen Gedanken.

An der Hand der Abbildungen kann man für die noch nicht angeführten Gräber ebenfalls die ungefähre Gleichzeitigkeit feststellen.

Es bleiben nur noch die Stellen zu untersuchen, welche nicht als Grabstätten anzusehen sind. In Nr. 27 waren nur Deckel ohne Knochenbrand. Der Rand des einen hat Wellen. Solcher fand sich auch in Grab Nr. 29, welches noch ein Gefäß einschloß, das dem 22a 1 gleicht, jedoch Kannelüren hat. Alles das spricht für Hausurnenzeit.

26a ist der Platz mit der ½ cm dicken Branderdeschicht und den Webegewichten oder Netzbeschwerern. In der Grube daneben waren dieselben Gegenstände, dazu ein Henkelstück, welches dem 22a 1 gleicht. In 22a sind die Typen 22a 2 und 22a 5, welche dem Lausitzer Formenkreis angehören und wohl der Periode 5. Anschließend sei noch folgendes zur Deutung dieses Platzes 26a gesagt. Die schwache schwarze Erdschicht ist wohl als einmaliger Brand anzusprechen. Die Lage der Lehmgeräte (mit den Spitzen auf das Mittelstück zeigend) verrät eine gewisse Absicht. Man kann sich dem Gedanken nicht verschließen, daß man es hier mit einer Opferstätte zu tun hat. Anderswo sind die Netzbeschwerer und Webegewichte leicht gebrannt; bei diesen zweien ist durch den nochmaligen Brand bei der Opferung einseitig eine ziegelrote Farbe erzielt. Die in der Grube befindlichen Lehmgebilde sind grau, wie es meist der Fall ist.

B. Beziehungen der Kleckewitzer zu anderen Hausurnen und Gesichtsurnen.

Eine wichtige Abweichung von der üblichen Art, den Knochenbrand in den Urnen unterzubringen, zeigt 21, 10, welche zu 21, 8 bis 21, 10 gehört. Als dieses Gefäß im Museum durch Herrn Dr. Hinze und den Verfasser entleert wurde, ergab sich, daß sich in einem äußeren noch ein zweiter Topf befand. Dieser innere enthielt Knochenbrand, aber überhaupt keine Schädelteile. Letztere kamen nach Herausnahme des Topfes auf dem Boden der äußeren Urne zum Vorschein, und zwar waren hier ausschließlich Schädelknochen. Solche lagen ja bei 21, 4; 21, 5; 21, 6 auch oben, sind mithin doch wohl zuletzt hinzugetan; aber die reinliche Scheidung fand eben in 21, 10

[1]) Vgl. Höfer, a. a. O. Taf. IV. Nr. 35.

[2]) König: Hausurnenfund bei Frose in Anhalt. Mannus 1926. Bd. 17. Taf. XXIII. Abb. 2, oben das erste links.

ſtatt. Hier müſſen die Kopfknochen zuerſt untergebracht worden ſein, worauf der innere Topf in den äußeren geſtellt wurde. Ob der Kopf des Toten beſonders verbrannt worden iſt, kann natürlich nicht bewieſen werden; doch iſt das wahrſcheinlich, denn ſonſt wäre eine Vermengung kaum zu vermeiden geweſen. Wenn wir es hier alſo mit einer Art Teilbeſtattung zu tun haben, ſo ergeben ſich daraus mancherlei Zuſammenhänge.

Es iſt nachgewieſen worden, daß die Geſichtsurnen in Gegenden gebräuchlich waren, die an Gebiete grenzen, welche Leichenbeſtattung hatten. Auch die Teilbeſtattung des Kopfes kam da vor[1]). Aus dieſen Überlegungen heraus wäre ein Vergleich anzuſtellen zwiſchen dem Kleckewitzer Typus der Hausurnen und den Geſichtsurnen. In der Form ähneln ſich beide Arten. Die Geſichts- und Türurne vereinigt beider Merkmale.

Wir wollen nun den Verſuch machen, Geſichts- und Hausurnen, die formähnlich ſind, den übrigen Hausurnen, welche mehr „Hauscharakter" haben, gegenüberzuſtellen. Der Hauscharakter ſei mindeſtens durch ein Dach gegeben. Die Gegenüberſtellung ſoll ſich auf die mitteldeutſchen Funde beſchränken. Da wir durch die verdienſtvolle Arbeit Behns eine Zuſammenfaſſung der verſchiedenſten Typen haben, wollen wir uns der Behnſchen Bezeichnungen bedienen.

Zu den Typen, welche den Kleckewitzern und den Geſichtsurnen formähnlich ſind, können wir die Erdkuppelhütten und die Rundzelte rechnen. Kleckewitz A und B ſind „Erdkuppelhütten". Auf dieſem Gräberfeld herrſchen die Typen des öſtlichen Formenkreiſes (Lauſitzer, Billendorfer) vor. Hierin gleicht es dem von Beierſtedt. Die dort gefundene Hausurne ſoll eine „ovale Form" gehabt haben. Wenn ſich dieſer Ausdruck auf die ganze Urne bezieht, ſo war ſie dem Kleckewitzer Typus ähnlich. Die Schwanenhalsnadel iſt beiden Feldern eigen. — Die Burgkemnitzer „Erdkuppelhütte" hat die meiſte Formähnlichkeit mit den Kleckewitzern, liegt auch örtlich am nächſten. Nach Reinecke (Röm.-german. Korreſp.-Blatt 1900, S. 12) ſoll ſie der frühhallſtättiſchen Zeit angehören. — Die Beigaben der nicht geretteten Seddiner Erdkuppelhütte datieren den Fund auf die fünfte Bronzeperiode. Sie hatte eine Form wie die Unſeburger. — Die Großkühnauer Hausurne (Erdkuppelhütte) ähnelt der eben angeführten. Die Türplatte hat eine Rille für den Lochſtab; dasſelbe ſahen wir bei Kleckewitz. Die Beigefäße ſind nicht frei von öſtlichem Einfluß. — Anders iſt es freilich mit Zwintſchöna. Auf Grund der mitgefundenen Urnen weiſt man dieſe Hausurne in das 7. bis 6. Jahrhundert und ihre Beigefäße zeigen wenig öſtlichen Einſchlag.

Daraus geht hervor, daß die „Erdkuppelhütten" mehr Beigefäße oder Begleitgefäße des öſtlichen Formenkreiſes aufweiſen, natürlich dazu auch ſolche des weſtlichen (germaniſchen). Außerdem iſt ihr Verbreitungsgebiet der Oſten des mitteldeutſchen Hausurnenlandes (Ausnahme Beierſtedt). Vielleicht liegen ſie auch im weſentlichen vor 800.

Auch die „Rundzelte" ſind den Kleckewitzern und den Geſichtsurnen formähnlich. Die Tochheimer hat die Billendorfer Verzierungsweiſe. Die Deſſauer hat ein Begleitgefäß, das öſtliche Form zeigt. Die Beigaben der Pollebener Urne ſind unſicher („Knopfſicheln, Nadel mit dickem Kopf" gehören ſicher nicht zum Urnengrabe). Auch dieſe Urnenart (Rundzelte) findet ſich beſonders im Oſten. Es ſpricht nichts dagegen, daß ſie ſtarken öſtlichen Kultureinſchlag hat.

[1]) Walther Schulz: Die Einreihung der oſtdeutſchen Geſichtsurnen in die gleichzeitigen Beſtattungsſitten. Mannus 1923. III. Erg.-Bd.

Auf Grund der Tatsache, daß eine Art Teilbestattung bei Kleckewitz festgestellt wurde und daß die dort gefundenen Hausurnen den Gesichtsurnen formähnlich sind, müssen wir auch die mitteldeutschen Gesichtsurnen hier mit heranziehen. Eilsdorf A, B, C zeigen eine starke Verwandtschaft mit Kleckewitz. Ihre Beigefäße gehören zum großen Teile ebenfalls dem östlichen Formenkreise an. Die Rietzmecker (Kreis Zerbst) Gesichts- und Türurne hatte nach Aussagen der Finder die Form der Klein-Katzer. Hier ist wichtig, daß sie sich im Osten des mitteldeutschen Hausurnengebietes befand.

Abschließend können wir feststellen, daß die große Mehrzahl der Haus- und Gesichtsurnen dieses Ausbreitungsgebietes, welche den Kleckewitzern formähnlich sind, dem Osten entstammen und daß die Beigefäße zum überwiegenden Teile dem östlichen (illyrischen Formenkreise) zuzusprechen sind.

Ganz anders geartet sind die „hausartigen" Urnen. Die Langzelte von Groß (A und B nach Behn) haben wenigstens ein Dach, und Groß C stellt sogar ein Rechteckhaus dar [1]). Die Begleitgefäße sind meist westlichen (germanischen) Ursprungs. Dasselbe ist vom Hoymer Gräberfeld zu sagen. Freilich deuten die Pferdegestalten auf der Hausurne auf Hallstatt-Kultur. Wilsleben spricht nicht dagegen, daß sich mehr westliche Beigefäße den Hausurnen mit Dach zugesellen; denn neben der Lausitzer Urne waren noch drei Deckelgefäße. Letztere sind aber nicht beschrieben. Neben der Aschers-lebener stand ein Gefäß vom Lausitzer Typus. Wie die anderen Urnen dieses Gräberfeldes beschaffen waren, entzieht sich meiner Kenntnis. Die doppelkonische Tasse bei dem Rechteckhaus von Königsaue ist kaum einem bestimmten Formenkreis zuzurechnen. Leider ist bei anderen „hausartigen" Urnen von Beigefäßen nichts bekannt, so daß sie bei dieser Betrachtung ausscheiden müssen.

Im allgemeinen zeigt sich aber, daß die „hausartigen" Urnen mehr westliche Begleitgefäße haben als solche des östlichen Formenkreises. Besonders fällt das auf bei Gräberfeldern, welche in größerer Ausdehnung durchforscht sind, wie Hoym und Groß. Und diese Art der Hausurnen sind auch besonders im westlichen Teile des Fundgebietes zu Hause, also mehr im Innern.

Selbstverständlich ist auch bei der Entstehung der andern Gruppe — Hausurnen und Gesichtsurnen, welche den Kleckewitzern ähneln — germanischer Einfluß nötig gewesen. Das beweisen ja die Begleitgefäße, die westliche Formen haben.

Innerhalb des gesamten mitteldeutschen Hausurnengebietes sind noch andere Typen von Hausurnen und Gesichtsurnen zutage gekommen. Sie zeigen teils Verwandtschaft zu der einen und teils zur andern Gruppe. Auf dem Wege vom Osten zum Westen tritt noch ein Rundzelttypus auf, den wir zu der Kleckewitzer Verwandtschaft rechnen können. Es ist Wulfen B [2]), welche große Ähnlichkeit mit den Gesichtsurnen hat. Das Beigefäß zeigt freilich keinen ausgeprägten östlichen Charakter. Diese Hausurne ist darum besonders bemerkenswert, weil sie die Verwandtschaft zwischen Gesichtsurnen und formähnlichen Hausurnen bis zur Zwillingsverwandtschaft steigert.

Die Gegenüberstellung der beiden Gruppen — 1. Gesichtsurnen und formähnliche Hausurnen, 2. hausartige Urnen — stützt sich auf die Form der Urnen und auf den Charakter der Beigefäße. Das reiche Material des Zerbster Schloßmuseums drängte zu diesen Gedankengängen, wobei das Ergebnis von Kleckewitz erheblich mitwirkte.

[1]) König, a. a. O.
[2]) Hinze, a. a. O.

Zur Merowingerzeit Mitteldeutschlands.

Neuere Funde und Forschungen.

Von Walther Schulz.

Mit 19 Abbildungen im Text und auf Tafel XIV—XVIII.

Die Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift, die Arbeit von Fr. Holter „Das Gräberfeld bei Obermöllern aus der Zeit des alten Thüringen" (Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder Bd. 12, Heft 1. 1925; zugleich Festschrift zur 47. Tagung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Völkerkunde und Urgeschichte in Halle 1925) anzuzeigen, hat zu der vorliegenden Zusammenfassung Anstoß gegeben[1]).

Das Gräberfeld von Obermöllern führt in die Blütezeit des Reiches der Thüringer hinein, zu einem Brennpunkt der Thüringer Kultur. Im Rahmen der Thüringer Kultur und des Schicksals des Volkes sei es betrachtet und bewertet.

Die Geschichte des Thüringer Reiches ist aus der schriftlichen Überlieferung in den Hauptzügen festgelegt; allerdings sind noch manche Einzelfragen ungeklärt, von den Anfängen des Reiches, über die keine geschichtliche Nachricht Kunde gibt, bis zu den sich stark widersprechenden Berichten über den letzten Kampf.

Für uns hier stehen die Bodenfunde — neben Einzelfunden sind es fast ausschließlich Friedhöfe — in den Vordergrund, aus denen aber nicht nur die Kultur, sondern auch das Geschick des Volkes zu uns spricht.

---

[1]) Abkürzungen der Literaturangaben.

Åberg = N. Åberg: „Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit". Upsala 1922.

Brenner = E. Brenner: „Der Stand der Forschung über die Kultur der Merowingerzeit" im VII. Bericht der römisch-germanischen Kommission 1912 (gedruckt 1915, S. 327 ff.).

Götze = A. Götze: „Die altthüringischen Funde von Weimar (5. bis 7. Jahrh. n. Chr.) 1912.

Götze-Höfer-Zschiesche = A. Götze, P. Höfer, P. Zschiesche: „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens" 1909.

Holter = die eingangs genannte Arbeit.

Jahresschrift = Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Halle.

Mitteilungen = Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum zu Halle.

Plettke = A. Plettke: „Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen" als Band III, Heft 1 der Urnenfriedhöfe von Niedersachsen 1921.

Salin = B. Salin: „Die altgermanische Tierornamentik". 1904.

Neuere Funde und Forschungen, insbesondere auch eigene Beobachtungen, seien zu einer Übersicht geordnet, nachdem zum letzten Male die Merowingerforschung in Thüringen von E. Brenner vor mehr als 10 Jahren zusammengefaßt worden ist („Der Stand der Forschung über die Kultur der Merowingerzeit" im VII. Bericht der römisch-germanischen Kommission 1912 gedruckt 1915, S. 327 ff.) und N. Niklasson 1923 die damals neueren Veröffentlichungen zusammengestellt hat (Mannus Bd. 15, S. 267, 268). Auch N. Åberg berücksichtigt in seinem Werke „Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit" (Upsala 1922) besonders die Gewandhaften unseres Landes, die eine schärfere Einordnung und Zeitbestimmung erfahren

Man pflegt auch für Mitteldeutschland eine Zeit bestimmter Kulturerscheinungen, die vom 5. Jahrhundert bis zum 7. Jahrhundert reicht, als Merowingerzeit zu bezeichnen. Ein fränkisch-merowingischer Einfluß hat tatsächlich bei den Thüringern sich geltend gemacht (Åberg S. 81 ff., Brenner S. 327); zunächst aber sei die Bezeichnung vor allem als die übliche gewählt und dabei nur an die zeitliche Gleichsetzung gedacht.

Vom 7. zum 8. Jahrhundert finden wir keine scharfe Grenze in den archäologischen Erscheinungen; die Merowingerzeit geht in die Karolingerzeit fließend über. Schärfer aber hebt sie sich von der vorangehenden spätrömischen Zeit des 4. Jahrhunderts ab, von ihr getrennt durch eine archäologisch wenig geklärte Zeit in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts, die Übergangszeit. In der Merowingerzeit ist deutlich eine reiche Frühperiode bis zur ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts und eine weniger reiche Spätperiode zu scheiden.

I. Das Verhältnis zu Kulturerscheinungen der spätrömischen Zeit in Mitteldeutschland.

Die in der Merowingerzeit herrschende Leichenbeerdigung ist seit dem Ausgange des 3. Jahrhunderts in Mitteldeutschland verbreitet. (W. Schulz: „Die Skelettgräber der spätrömischen Zeit in Mitteldeutschland" in Mannusbibl. Nr. 22, 1922, S. 95 ff. Nachtrag dazu: Mannus Bd. 16, 1924, S. 110. — Neue besonders reiche Funde bei Leuna, Kreis Merseburg, vorläufiger Bericht: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, Beiblatt zum Mannus, II, 1926, S. 26.) Doch die spätrömischen Beerdigungen unterscheiden sich in mancher Beziehung von denen der Merowingerzeit; hier fast ausschließlich die West-Ostlage der Toten gegenüber der in älterer Zeit vorherrschenden Nord-Südrichtung[1]); Waffenlosigkeit der Männergräber in spätrömischer Zeit (nur Grab von Bischleben, Landkreis Gotha, Schildbuckel); dabei die Ausstattung mitunter reicher als in der Merowingerzeit, die reichsten Bestattungen in geräumigen Grabkammern, die in der Merowingerzeit fehlen.

Waffenmitgabe ist indes aus Leichenbrandgräbern der späteren römischen Zeit (3. Jahrhundert) Mitteldeutschlands bekannt, es sind Schildteile, Lanzenspitzen, kleine Äxte. Doch die Waffenausstattung der Merowingergräber hier scheint eher ein Neuaufkommen im Zusammenhange mit einer weite Gebiete Ost- und Westeuropas umfassenden Brauchwelle zu sein.

Insbesondere die Schmuckausstattung bezeugt das Aufkommen eines neuen Kunstgewerbes in der Merowingerzeit. Zwar bestehen in Einzelheiten der Form (besonders in der Fußbildung) Beziehungen zwischen den spätrömischen und den merowingischen Gewandhaften, aber lückenlose Fortentwicklungen sind hier nicht festgestellt worden.

[1]) Doch siehe auch die Ausführungen Mannus 16, 1924, S. 108.

Doch ist anderseits für manches Handwerkserzeugnis die Verbindung zwischen Merowingerform und spätrömischer Form deutlich, es seien hier nur die Entwicklungen des Kammes mit gerundeten Rücken und des Schildbuckels als Beispiele aufgezeigt (Abb. 1 u. Abb. 2), wobei die frühmerowingischen Grabfunde von Reuden, Kreis Zeitz (siehe unten) mit ihren Übergangserscheinungen von hervorragender Bedeutung sind.

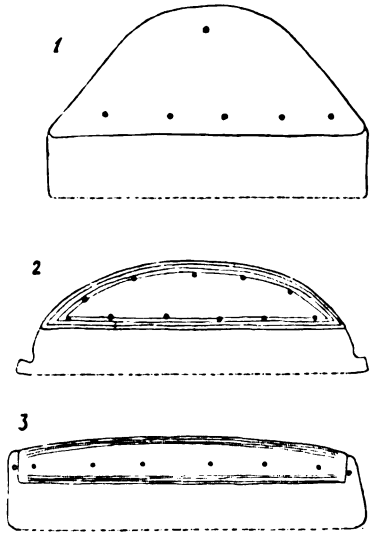


Abb. 1. Entwicklung des Kammes mit gerundetem Rücken.
1. Spätrömische Zeit (Leuna, Kr. Merseburg). 2. Zweite Hälfte 5. Jahrhundert (Reuden, Kr. Zeitz). 3. Um 500 (Obermöllern, Kr. Naumburg).

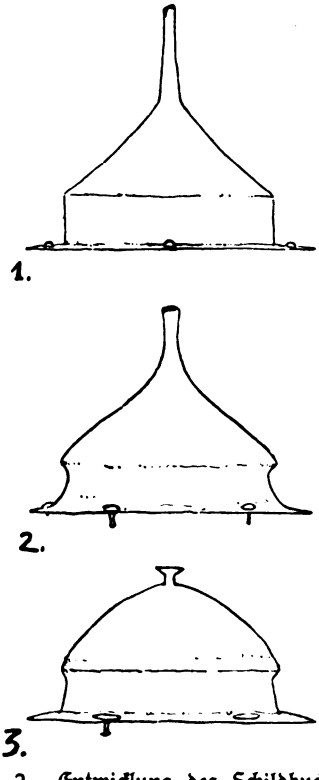


Abb. 2. Entwicklung des Schildbuckels.
1. Jüngere römische Zeit (Schäplitz, Kr. Stendal; Jahresschrift 11). 2. Zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts (Reuden, Kr. Zeitz). 3. Um 500 (Obermöllern, Kr. Naumburg).

Am besten aber lassen sich Zusammenhänge in der Keramik feststellen. Diese weist, soweit die freihändig angefertigten Gefäße in Betracht kommen, vor allem auf die Gefäße der Brandgräber des Elbgebietes.

Typisch sind unter ihnen Schalengefäße, wie sie von Götze aus Weimar Tafel XV 1—5, 12 und von Holter aus Obermöllern Abb. 62, Tafel XXI, XXIII, 2 zusammengestellt worden sind.

Zunächst das Gefäß mit Längswulsten, die in Abständen von der Schulter herablaufen: Holter Tafel XXI (hier in Abb. 3 Nr. 3 wiedergegeben). In der späteren römischen Zeit sind Gefäße mit 4 Längswulsten, mitunter auch verdoppelt, im Elbgebiet verbreitet: z. B. Dobrichow-Trebicka, Böhmen (Pic: Die Urnengräber Böhmens, Tafel CXI, 7; Tafel CXIII, 7, 13, 16 usw.);

Mitteldeutschland z. B. das Gefäß mit Vogelbildern von Groß-Örner, Mansfelder Gebirgskreis (Jahresschr. VII, Tafel XVII, hier in Abb. 3 Nr. 1 wiedergegeben), ferner Gefäß Abbildung Götze-Höfer-Zschiesche Tafel XVIII, 270. In den Schalenurnenfriedhöfen der Altmark und jenseits der Elbe kommt es ebenfalls vor, dagegen ist bei Plettke für das nördliche Anschlußgebiet kein ganz entsprechendes Gefäß abgebildet. Das merowingische Gefäß von Westerhausen, Kreis Quedlinburg, Jahresschr. XII, Tafel XVI, 1 (hier Abb. 3, Nr. 2) trägt bereits fünf Wulste, während bei dem zuerst genannten von Obermöllern die Wulstzahl vervielfacht ist.

Auch Schalen mit dicht aneinandergestellten rundlichen Schulterwulsten, wie Götze Tafel XV, 3 und 4, lassen sich schon in Schalenurnenfeldern nördlich vom Saalegebiet vereinzelt nachweisen. Leider kann hier nicht auf Abbildungen hingewiesen werden, doch nenne ich Gefäße von Berkau, Kreis Stendal im Museum Stendal und von Groß-Paschleben, Kreis Köthen, Anhalt im Museum Köthen. Im mittleren Deutschland scheinen sie in dieser Zeit noch zu fehlen; eine derartige Schale von Bornitz, Kreis Zeitz mit vier größeren rundlichen Wulsten zwischen je sechs und mehr kleineren (Museum Zeitz) dürfte schon aus der Übergangszeit oder der frühen Merowingerzeit stammen. — Selbst die Merowingerschale mit ausgezacktem Umbruch, wie die von Erfurt Abbildung 4 Nr. 4 (vgl. Mitteilungen des Vereins für Gesch. u. Altertumsk. Erfurt 30/31, Tafel I, 4) und mehrere aus Böhmen (Pic: Starožitnosti země České III, Tafel II 8, 9, Tafel IV, 20), läßt sich über die Vorform von dem frühmerowingischen Begräbnisplatze von Eulau bei Pegau, Staat Sachsen (Abbildung K. H. Jakob: „Zur Prähistorie Nordwest-Sachsens" Tafel XXXIV, Abb. 264) nach dem Norden zurückverfolgen, wo sie in Schalenurnenfeldern nicht fehlt (so Sandberg bei Stendal, Kreis Stendal, Museum Stendal; Sanne, Kreis Stendal, Museum Halle, siehe Abb. 4, Nr. 3); auch der Bordesholm-Nottfelder Typus von Plettke bietet die Vorform (Plettke Tafel 44, Abb. 6).

Eine große Bedeutung für die ältere Merowingerzeit haben die Schalen mit Schrägwulsten oder Schrägfurchen an der Schulter wie Holter Abb. 62 (hier Abb. 4, Nr. 2). In der spätrömischen Zeit sind sie in den Schalenurnenfeldern der Altmark und jenseits der Elbe nicht selten [z. B. Grieben, Kreis Stendal, Stendaler Beiträge V, S. 88, Abb. 2, f. g (Museum Halle); Sanne, Kreis Stendal (Museum Halle) hier Abb. 4, Nr. 1], auch im Kreise Neuhaldensleben sind sie vertreten (Museum Neuhaldensleben); in dem Schalenurnenfeld von Groß-Paschleben, Kreis Köthen trägt eine Fußurne diese Zier (Museum Köthen). Dagegen scheinen die Gefäße in Mitteldeutschland erst mit der Merowingerzeit aufzutreten (von Ammern, Kreis Mühlhausen beschreibt indes Sellmann in den Mühlhäuser Geschichtsblättern XIII, 1913, S. 95 eine Leichenbrandurne mit dieser Verzierung, die er in das 4. Jahrhundert setzt). — Die im Mannus Ergänzungsbd. IV, 1925 abgebildeten Gefäße von Klieken a. E., Kreis Zerbst (S. 171, Abb. 2, hier wiederholt als Abb. 5 bis 7) und von Elsnigk, Kreis Dessau (S. 172, Abb. 31) könnten nicht nur örtlich, sondern auch zeitlich den Übergang nach Mitteldeutschland vermitteln[1]).

[1]) Die Funde im Museum Zerbst. Es ist nicht bekannt, ob die Gefäße aus Leichenbrandgräbern oder Skelettgräbern stammen. Das hohe bauchige Gefäß (Abb. 7 oben Mitte) enthält indes Leichenbrand, so daß auch für die anderen Gefäße diese Bestattungssitte anzunehmen ist. Auffallend kleine Leichenbrandschalen sind für die Spätzeit charakteristisch, so in dem Gräberfeld von Grieben, Kreis Stendal (Stendaler Beiträge V, S. 88, Abb. 2 und S. 90, Abb. 3), weiter nenne ich aus dem Museum Halle die Funde von Grüß, Kreis Jerichow II. Diese Spätfunde sind in die Zeit um 400 zu stellen.

Weiter sind in der Merowingerzeit Schalen mit Strichen beliebt, die in Gruppen oder fortlaufend von der Schulter herabhängen oder den unteren Gefäßteil bedecken (Götze Tafel XV, 1, 2, 5), auch in Verbindung mit Wulstverzierung (Holter Tafel XXI; hier Abb. 3, Nr. 3). Nur in wenigen Fällen ist mir diese Zier aus der spätrömischen Zeit bekannt, vereinzelt findet sie sich auf Schalenurnen der Altmark, so bei der Abb. 8 wiedergegebene Leichenbrandschale von Stendal (Museum Halle); aus Mitteldeutschland liegt in den Brandgräbern von Voigtstedt, Kreis Sangerhausen (vgl. Götze-Höfer-Zschiesche S. 150) eine Fußurne mit dieser Verzierung vor (Museum Halle).

Damit ist die Aufzählung der ohne Drehscheibe gearbeiteten Gefäßtypen und ihrer Verzierungsmuster noch nicht erschöpft, doch genügen sie schon, um die starken Verbindungen zwischen der spätrömischen Keramik des Elbgebietes und der der Thüringer in der Merowingerzeit zu zeigen. Hingewiesen sei nur noch auf eine ganz andere Gefäßgruppe, nämlich grobe, einfache, meist dickwandige Näpfe, zum Teil mit eingebogenem Rande, die ebenso in der Merowingerzeit (Holter Abb. 59, Götze Tafel XV, 11) wie in den spätesten Schalenurnenfeldern [so wiederum Grieben, Kreis Stendal (Stendaler Beiträge V, S. 87, Abb. 1, l, S. 88, Abb. 2, a—c)] und auch in spätrömischen Skelettgräbern auftreten.

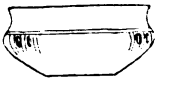


Abb. 8. Stendal. (Mus. Halle.) Spätrömische Zeit. 1/8.

Von Verzierungen seien schließlich noch die für die Merowingerzeit charakteristischen Einstempelungen erwähnt (Holter Tafel XXI, hier Abb. 3, Nr. 3), die ihre Vorläufer schon in Stempeln spätrömischer Gefäße haben könnten, und zwar solcher, die durch Rollrädchen hergestellten Streifenmuster und daneben auch Einstempelungen des Rädchens tragen. Doch da diese Gefäße nicht zu den spätesten Urnen der Schalenurnenfelder gehören, ist dieser Zusammenhang nicht sicher.

Dazu treten nun noch die gedrehten Gefäße, meist Schalen mit einer nach innen geneigten Schulter, die im scharfen Umbruch ansetzt. Die Grenze zwischen Schulter und Hals ist durch einen schwachen Wulst angedeutet; Ton grau, in der Regel mit eingeglätteten Strichverzierungen, meist senkrechte Striche am Halsteile und gekreuzte Striche an der Schulter, dabei zuweilen senkrechte Striche am Unterteil (Holter Tafel XXV, Götze Tafel XV, 7—9, hier Abb. 9, Nr. 3). Gedrehte Gefäße, die in Ton, Brand und Färbung mit diesen übereinstimmen, sind besonders in Skelettgräbern als feinere Ware vertreten. Die Form ist uneinheitlicher, doch sind auch hier oft Schalen vorhanden, die als Vorgänger der Merowingerschalen angesehen werden können (Abb. 9, Nr. 1). Mitunter tragen auch sie eingeglättete Verzierungen; die gekreuzten Schulterlinien treten z. B. an einem Gefäß von Trebitz, Mansfelder Seekreis auf (Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1903, S. 58, Abb. 1). Über die östlichen Beziehungen dieser Keramik vgl. Brenner S. 266; Zwischenformen treten, nach den Abbildungen der Keramik von Marosszentanna in Siebenbürgen (Brenner Abb. 5), in Südosten stärker und deutlicher in Erscheinung als bei uns. — Es sind in mitteldeutschen Skelettgräbern der spätrömischen Zeit noch handgearbeitete Schalen mit verhältnismäßig scharfem Umbruch gefunden (Abb. 9, Nr. 2), die als Nachbildungen spätrömischer Drehscheibengefäße mit scharfem Umbruch (zwei derartige z. B. Haßleben, Verb. Weimar, Hauptgrab. Museum Weimar) gelten müssen. Solche handgearbeitete Schalen leben noch in der Merowingerzeit fort (z. B. Bischleben, Kreis Gotha, Götze-Höfer-Zschiesche Tafel XXI, 309 zusammen mit der gedrehten Merowingerschale Abb. 307; ferner Stößen, Kreis Weißenfels, Jahres-

schrift IX, Tafel X, 11, Tafel XI, 44). — Für einen kleineren den Schalen verwandten Drehscheibenbecher läßt sich nach bei uns gefundenen Stücken eine typologische Reihe von der spätrömischen Zeit zur Merowingerzeit aufstellen (Abb. 10). Bei all diesen Gefäßen ist eine Entwicklung von gerundeten zu schärferen Profilen zu erkennen.

Bei den südöstlichen Beziehungen der gedrehten Merowingerschalen fragt es sich, ob nicht bestimmte Verzierungsmotive handgearbeiteter Gefäße, die im 4. Jahrhundert auch im Südosten auftreten, etwa von dort aus auf die Merowingerkeramik Mitteldeutschlands übertragen sind; vor allem für die schrägen Schulterwülste würde es gelten (so Marosszentanna, Brenner Abb. 6, Nr. 18, 19, 20; Tscherniachow bei Kiew, Reinecke, Mainzer Zeitschrift I, 1906, S. 45, Abb. 3, Nr. 7 u. 8), doch gerade für diese Verzierung scheint sich mir die nördliche Herkunft besonders deutlich verfolgen zu lassen.

II. Die Übergangszeit in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts.

Waren im I. Abschnitt die kulturellen Verbindungen gegeben, so muß hier die Frage gestellt werden, ob fortlaufende Benutzung von Begräbnisplätzen vorliegt, die besonders auch Funde aus der Übergangszeit bergen. Bisher fehlt ein Nachweis dafür. Wohl sind aus einigen Begräbnisplätzen Funde beider Perioden bekannt, so von Schafstädt, Kreis Merseburg (Museum Halle): doch hier ist nicht zu erkennen, ob Funde auch der Übergangszeit angehören, trotzdem mir der Fortlauf der Belegung wahrscheinlich ist; unter den Gefäßen befindet sich eine größere Zahl der oben erwähnten roheren Näpfe, die zum Teil wenigstens in die Übergangszeit zu stellen sein werden; ferner Bischleben, Kreis Gotha: hier spätrömisches Skelettgrab und Merowingergrab nahe beisammen (Götze-Höfer-Zschiesche S. 234); Leuna, Kreis Merseburg: die reichsten Gräber stammen aus der Zeit um 300 (vgl. Götze-Höfer-Zschiesche S. 13, 394; Schulz in Mannusbibl. Nr. 22, S. 96, S. 102, Abb. 4 und neuere Funde), weniger reiche Gräber, an die Hauptfundstelle anschließend, aus dem späteren 4. Jahrhundert; 2 Tongefäße von Leuna (Fundstelle?), das eine zum Typus mit Schrägwulsten an der Schulter, das andere zu den mit 5 Längsbuckeln, möchte ich nach der Gesamtverzierung bereits in die ältere Merowingerzeit setzen (Museum Merseburg). — Sellmann weist auf mögliche Zusammenhänge der oben genannten Brandgräber von Ammern, Kreis Mühlhausen, mit den dortigen Merowingergräbern hin (Mühlhauser Geschichtsblätter 13, 1913. S. 96).

Es ist bereits hervorgehoben, daß die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts bisher noch wenig geklärt ist. Im vorigen Abschnitt sind einige Funde dieser Zeit genannt: Funde von Klieken an der Elbe, Kreis Zerbst und zum Teil wohl auch die von Eulau bei Pegau, Staat Sachsen[1]). Dazu kommt das Grab von Köstitz, Kreis Saalfeld (Jahresschr. X, 1911, S. 71ff.) und ein Grab von Weimar außerhalb des großen Friedhofes (Brenner S. 328). Von Eulau stammt der Oberteil eines hochhalsigen Gefäßes (vgl. die Formen bei Plettke Tafel XXXff.) mit 10 spitzovalen Buckeln auf der Schulter und einem Bande von in Zickzack gestellten Strichgruppen zwischen zwei horizontalen Liniengruppen darüber (Museum f. Völkerkunde Berlin), ein Gefäßtypus, der norddeutsch ist. Noch deutlicher verrät seine Herkunft ein in Form und Ver-

[1]) Nicht so früh möchte ich besonders die gedrehten thüringischen Schalen von Eulau [Abbildungen Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 49, 1917, S. 129, Abb. 6. (Fundort nicht Pegau!) und Kossinna: Die deutsche Vorgeschichte. Mannusbibl. Nr. 9, Aufl. 4, 1925, Taf. LXII, Abb. 513] setzen.

zierung verwandtes Gefäß von Bottendorf, Kreis Querfurt (Abbildung bei M. Wilcke: Der Zeitzer Kreis und seine Bevölkerung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Bd. 2 des Zeitzer Heimatbuches, Tafel IX, oben rechts; Sammlung Wilcke), da es nach norddeutscher Sitte Leichenbrand barg.

Stammeskundliche Fragen. Wir befinden uns hier in der Zeit des Werdens des Volkstums der Thüringer, das uns in der älteren Merowingerzeit kulturell als Einheit entgegentritt. Daß das Volk aus verschiedenen Bestandteilen zusammengewachsen ist, wird von der Geschichtsforschung angenommen besonders auf Grund des Titels seines um 800 aufgezeichneten Rechtes „Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum". Der Wechsel in der Bestattungssitte, den wir mit dem Ausgange des 3. Jahrhunderts wahrnehmen, kann kaum seine Erklärung lediglich in Sittenübertragung finden etwa durch den südöstlichen germanischen Kulturstrom oder von römischer Seite her, sondern es sprechen Gründe, besonders die neuen Bestattungsplätze, für eine Zuwanderung (vgl. Schulz in Mannusbibl. Nr. 22, S. 105). Verwandte Gräber kennen wir aus Schlesien und aus dem Ostseegebiete. Hier im Ostseegebiet sind sie zum Teil schon seit den vorhergehenden Jahrhunderten nachzuweisen (vgl. Blume: Die germanischen Stämme Teil II, Mannusbibl. Nr. 14, 1915, Beilage 74, Beilage 76), während in Mitteldeutschland und in Schlesien auch in dem ersten Jahrhundert Skelettgräber auftreten, die aber in der Folgezeit wieder verschwinden[1]). Die nächsten Verbindungen hat unsere Gruppe mit den bei Blume, Beilage 76 zusammengestellten „hinterpommerschen" Skelettgräbern (einschließlich der Funde aus Nordbrandenburg und Mecklenburg), während die schlesischen Gräber (vgl. Zeitschr. Altschlesien I, 2, S. 86ff.) doch ein wenig ferner stehen (hier Waffenausrüstung; Grabanlagen mit Steinmauerung, Steinfüllung[2]). Die engen Verbindungen sprechen für Volksverwandtschaft und damit für eine Zuwanderung aus dem Ostseegebiete; bis Südschweden reichen die Beziehungen, wie der Goldring von Flurstedt, Kreis Apolda erweist (vgl. dazu Kossinna: Die deutsche Vorgeschichte. Mannusbibl. Nr. 9, Tafel XXV, Abb. 327 und Ausführungen dazu S. 166). Es liegt nahe, hier auch einen Zusammenhang mit der oft angeführten auffallenden Verbreitung der Ortsnamen auf -leben von Schonen über die dänischen Inseln und Jütland nach Mitteldeutschland zu sehen, die den Zug der Warnen nach Mitteldeutschland bezeichnen soll. Die im 9. Jahrhundert noch „Werinerfeld" genannte Landschaft östlich von der unteren Saale führte als letzte germanische Bevölkerung offenbar Warnen, deren bis um 400 nachweisbaren Gräber eine Sondergruppe innerhalb der Skelettgräbergruppe bilden.

Der Ausgang des 4. Jahrhunderts ist eine Zeit der Abwanderungen und Umsiedlungen, wie aus den Fundverhältnissen hervorgeht. Auch die Bevölkerung Mitteldeutschlands ist in den Strudel der Völkerwanderungen mit hineingezogen worden, wird doch berichtet, daß Thüringer in der Schlacht auf den katalaunischen Feldern 451 auf Seiten des Attila kämpften. Das Auftreten von Thüringern und Warnen am Niederrhein, wo sie im 5. und 6. Jahrhundert bezeugt sind, könnte wohl auf die Abwanderungen in dieser Zeit zurückgeführt werden. Anderseits wird man die Fundarmut zu Beginn

[1]) Nach Jahn „Altschlesien", I, 3/4, 1926, S. 241 scheinen auch die Silingen in Mittelschlesien die Körperbestattung seit dem 1. Jahrh. nach Chr. beibehalten zu haben.

[2]) Die Skelettgräber von Graduschwitz, Kreis Ohlau, veröffentlicht „Altschlesien" I, 3/4, 1926, S. 233ff., zeigen jedoch gewisse Übereinstimmungen mit der Ostsaalegruppe Mitteldeutschlands.

des 5. Jahrhunderts mit dadurch erklären können, daß die unruhige Zeit einer reicheren Ausstattung der Toten ungünstig war, d. h. es werden, wie schon oben hervorgehoben, nicht sicher datierbare Gräber gerade auch diesem Abschnitte angehören. Jedenfalls muß mit dem Zurückbleiben von Resten der älteren Herrenbevölkerung in höherem Maße gerechnet werden, als es in den Funden in Erscheinung tritt. Es waren nach dem vorher gesagten Warnen und Nachkommen der frührömischen Herrenschicht der Hermunduren, nämlich Thüringer, deren Namen geschichtlich zuerst im Ausgange des 4. Jahrhunderts bezeugt ist und vielleicht auch jetzt gerade nicht zufällig wieder an der Oberfläche erscheint. Dazu haben wir zu Beginn des 5. Jahrhunderts Anzeichen für einen Zustrom aus dem Norden; dies gilt zunächst für das Brandgrab von Bottendorf, Kreis Querfurt, wozu noch das Auftreten von Brandgräbern zum Teil mit verwandter Keramik auch in Böhmen zu stellen ist (vgl. Pic: „Die Urnengräber Böhmens" Tafel XCIX Wießen). Weiter sei hier noch einmal auf die Bedeutung der Grabfunde von Kliecken an der Elbe, Kreis Zerbst hingewiesen. Die Urnenfriedhöfe der Altmark schließen um 400 oder auch zum Teil kurz nach 400 ab. Die Funde von Kliecken, ferner der Einfluß gerade altmärkischer Keramik auf die mitteldeutsche Merowingerkeramik sprechen dafür, daß wenigstens ein Teil der altmärkischen Bevölkerung in Mitteldeutschland neue Unterkunft gefunden hat. Meine Aufstellung, daß es sich hier um die Angeln handelt (Jahresschr. Bd. XII, 1925, S. 86), bedarf natürlich noch festerer Stützen; ich habe die Frage aufgeworfen, ob nicht die Schalenurnenfelder anglisch gewesen sein könnten im Anschluß an die Angabe des Ptolemaeus, daß südlich von den Langobarden *Συῆβοι Ἀγγειλοί* saßen; die altmärkischen Gräberfelder setzen allerdings erst mit dem Ende des 2. Jahrhunderts ein, doch bedürfen die Verhältnisse des 2. Jahrhunderts in der Altmark noch der Aufklärung[1]).

III. Die frühe Merowingerzeit (Mitte des 5. bis zur ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts).

Die Fundverbreitung in der Merowingerzeit. In der Merowingerzeit — wobei hier nicht der frühere von dem späteren Abschnitt getrennt werden soll — liegt in Mitteldeutschland ein geschlossenes Fundgebiet, das durch den Block des Harzes eine Einengung erfährt, so daß wir ein kleineres nordmitteldeutsches Gebiet von einem größeren südmitteldeutschen trennen können.

Eine Fundkarte für das Nordgebiet ist von mir Jahresschr. 12, 1925, S. 81 gegeben, für das Südgebiet sei auf die Karte bei Holter Abb. 2 verwiesen, doch ist zu bemerken, daß hier alle Ortsnamen eingezeichnet sind, die im Inventarwerk von Götze-Höfer-Zschiesche genannt sind, wobei aber auch Karolingerfunde, selbst urkundliche Erwähnungen von Gütern usw. bis zum 9. Jahrhundert aufgenommen worden sind. Ein kleines Übersichtskärtchen des Gesamtgebietes habe ich neben einem Kärtchen der spätrömischen Skelettgräberverbreitung in den Anhaltischen Geschichtsblättern, Festschrift 1925 gegeben.

Das Verbreitungsgebiet der nördlichen Gruppe deckt sich im wesentlichen mit dem von der Geschichtsforschung hier festgestellten Machtbereich der

[1]) Auch hält man die Angabe des Ptolemaeus für unglaubwürdig; doch ist darauf hinzuweisen, daß jetzt die archäologische Forschung selbst für die niederrheinischen Langobarden des Ptolemäus eintritt (Rademacher, Mannus Bd. 14, 1922, S. 240).

Thüringer. Besonders zu beachten ist, daß die Nordgrenze des Nordthuringgaus mit der Fundgrenze genau zusammenfällt; aus der Altmark kennen wir bisher keine Funde dieser Zeit. Das Verbreitungsgebiet der südlichen Gruppe nimmt die heutige Landschaft Thüringen bis zum Thüringer Walde ein, wobei das Eichsfeld fundleer bleibt; im Südosten reicht es über die Saale hinaus bis an die Elster und nördlich davon längs der Saale bis in die Höhe von Halle. Daß die Thüringer dagegen noch weit nach Süden bis Passau und Lorch ihre Züge ausgedehnt haben, lehrt die Geschichte (um 480, nach der Vita S. Severini des Eugippius).

Verhältnis des Nordens zum Süden. Königtum des Bisin und Hermanfried. Die reichsten Funde sind immer wieder im Südteil des Fundgebietes, südlich vom Unterlauf der Unstrut, so bei Weimar und nun auch bei Obermöllern, ferner bei Mühlhausen zutage getreten; besonders sind es Funde aus der Zeit um 500 und den ersten Jahrzehnten danach. Es ist Grund vorhanden, in Weimar die Residenz des Hermanfried zu sehen (Götze S. 30). Dagegen sucht man die Besitzungen seines Vaters Bisin mehr im Norden, wo die Ortsnamen Bösenburg (urk. Bisiniburg) und 5 km davon entfernt Besenstedt (11. Jahrhundert Bisinistede) im nordöstlichen Teile des Mansfelder Seekreises nahe der Saale auf ihn hinzuweisen scheinen. Der Burgberg von Bösenburg trägt noch Reste einer ausgedehnten Umwallung; von hier stammt eine große längliche Merowingerperle aus dunkelfarbenem, weißgebändertem Email (Museum Halle)[1]). Tatsächlich ist auch dieses Gebiet, etwa den Mansfelder Seekreis umfassend, das zwischen dem nordmitteldeutschen und südmitteldeutschen Fundgebiet liegt, nicht fundarm (vgl. auch Holters Karte), doch die Funde sind nicht systematisch gehoben, nicht gut beobachtet; ich halte es für möglich, daß sich hierunter gerade solche aus der Zeit vor 500 befinden.

Die Verschiebung des kulturellen Schwerpunktes nach dem Süden Thüringens scheint mir nun erklärbar zu werden durch eine Kombination, die sich auf die Familiengeschichte des Hauses des Bisin bezieht. Hermanfried scheint nicht der älteste Sohn des Bisin gewesen zu sein; bei Gregor v. Tours werden drei Söhne, Baderich, Herminafried und Berthachar, genannt. Da von Baderich nichts weiter bekannt ist, nimmt man an, daß er früh gestorben ist. War nun dieser der älteste, so mag er das Erbe des Bisin im nördlichen Hauptteil des Reiches als Oberkönig angetreten haben, während die beiden jüngeren Brüder die südlichen Grenzgebiete erhielten — ich würde für Berthachar Südwestthüringen annehmen, wo in der Umgebung von Mühlhausen die reichsten Funde vorliegen, zumal da Berthachar bei einem Angriff der Franken, der von Westen her erfolgte, den Tod gefunden haben soll. Ist nun Baderich früh gestorben, so ist dessen Reichsteil und Würde auf Hermanfried übergegangen, der aber seinen Wohnsitz im Süden behielt und unter dem sich hier unten der größte Prunk entfaltete, während der Norden zurücktrat.

Neuere Funde aus der Blütezeit. Die letzten Jahre haben nun unsere Kenntnisse der Merowingerkultur wesentlich bereichert. Auf schon lange bekannten Fundstätten sind neue Funde zutage gekommen, ich nenne hier Weimar und Mühlhausen; von dem zweitgenannten Fundorte sind die Fibeln von Sellmann in der Monatsschr. Pflüger I, 6, 1925, S. 281 zusammengestellt und einige abgebildet, darunter zwei mit Almandin reich besetzte Fünfknopf-

[1]) Die nächstgelegenen Merowingerfundstätten etwa im Umkreise von 5 km um Bösenburg sind: Lochwitz; Wüste Nienstedt bei Gerbstedt; Oederstedt; es sind von ihnen Merowingergefäße bekannt.

fibeln mit zwei gegenüber gestellten Vogelköpfen am Fuß (wie Åberg Abb. 185). In Weimar wurde nunmehr ein fünfter Friedhof aufgedeckt mit 27 untersuchten Grabstätten, über den Möller in der „Allgemeinen Thüringischen Landeszeitung", Weimar 1926, Nr. 179, S. 9 vorläufig berichtet[1]). Wichtig ist für Aufhellung der Frühmerowingerzeit im Nordgebiete das Gräberfeld von Schönebeck, Kreis Kalbe, von dem bereits mehrere Gräber das Museum Schönebeck untersucht hat. Abweichend ist hier die Lage der Gräber, die von Nordwesten nach Südosten gerichtet sind. Die Gräber weisen nicht den Reichtum wie die Bestattungen Thüringens auf. Zum ersten Male ist hier im Nordgebiet eine graue gedrehte thüringische Schale vertreten; Fibeln fehlen bisher; besonders bemerkenswert ist ein Reitergrab.

Die zwei wichtigsten Untersuchungen sind aber von der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle ausgeführt. Zu dem östlichen Grenzgebiete der thüringischen Merowingergruppe führen die Funde von Reuden a. Elster, Kreis Zeitz. Eine Veröffentlichung des kleinen Gräberfeldes in der Jahresschrift durch Dr. Tackenberg-Breslau ist vorgesehen. Es ist jetzt die wichtigste Fundstätte aus dem Beginne der frühen Merowingerzeit, also aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts. Anlage und Ausstattung der Gräber ist durchaus merowingisch, doch finden wir noch manche Übergangsformen (siehe Abb. 1, Nr. 2 und Abb. 2, Nr. 2). Besonders bereichern die Fibeln unsere Kenntnis der Frühformen. Die meisten Fibeln sind Dreiknopffibeln mit Kopfplatte, so zwei Fibeln mit schmalem Tierkopffuß (Åberg S. 103ff.), die eine in der Form zwischen Åberg Abb. 141 und 144 stehend, die andere vom flacheren Typus, besonders auch dadurch interessant, daß das im Guß hergestellte Kopfplattenornament in Perlrand gefaßte Granateinlagen nachahmt) wie Behrens, Mainzer Zeitschr. XVII/XIX, 1921/24, S. 76, Abb. 4, Nr. 4 u. 8[2]); eine Dreiknopffibel mit ovalem Fuße mit Tierkopfende (Åberg S. 121ff.), der Knopf bereits mehrfach profiliert, also nach Åberg 143 zu stellen; zwei Dreiknopffibeln mit rhombischem Fuß und Tierkopfende, wie die von Reinsdorf, Kreis Querfurt, Abbildung auf der Wandtafel vor- und frühgeschichtlicher Altertümer der Provinz Sachsen; schließlich eine Sonderform, bei der nur der Mittelknopf der unverzierten Kopfplatte ausgebildet ist, der linke Seitenknopf nur schwach angedeutet ist, der rechte ganz fehlt, Bügel mit Querrillen, Fuß, von dem nur Oberteil vorhanden ist, verbreitert angesetzt, verjüngt sich nach unten und trägt Randfazetten. Bei einer Sförmig geschweiften Fibel neigen die Vogelköpfe noch nicht nach außen um (Abb. 17, Nr. 1)[3]). Von ganz anderer Art ist eine einfache Eisenfibel, deren Fußteil wie bei Latènefibeln aufgebogen ist. Besonders bemerkenswert ist noch eine Eisenschnalle, deren Beschlagteil breiteingelegte Mittelpunktkreise und deren Bügel Querbänder als Tauschierung trägt[4]); ferner ein zusammen mit der erwähnten Sförmigen Fibel gefundener flacher traubenförmiger Anhänger, wie der aus dem Grabfund von Uherec (Böhmen) (typologisch etwas jünger), der nach Åberg der Mitte des 5. Jahrhunderts angehört (Mannusbibl. Nr. 22, 1922, S. 113, dazu Abb. 11, Nr. 2).

Die Gefäße sind zum Teil unverziert, zu der groben Keramik gehörend,

[1]) Jetzt auch Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit II, 4, 1926, S. 65.

[2]) Dasselbe Ornament auch auf der Fünfknopffibel vom gleichen Typus von Mühlhausen (Abbildung „Pflüger" I, 6. Taf., Abb. 3).

[3]) Die Entwicklung führt zur Umbiegung des Kopfes, wie schon die Abbildung der etwas jüngeren Form von Obermöllern erkennen läßt (Abb. 17, Nr. 2). Es ist mir daher auch der Zusammenhang mit dem Tierkopfhaken, den Salin Abb. 184 abbildet, unwahrscheinlich.

[4]) Vgl. dazu Götze S. 25 über die thüringische Tauschierung.

dazu kommen Schalen mit Schrägwulsten an der Schulter; die gedrehten Thüringer Gefäße fehlen.

Jünger ist die Fundstelle von Obermöllern, Kreis Naumburg, die in Fr. Holter einen ebenso guten Ausgräber und Beobachter wie Fundkonservator gefunden hat. Die Veröffentlichung ist zu Eingang dieses Berichtes genannt. Einige weitere Gräber sind inzwischen untersucht, der Abschluß der Grabung hier ist noch nicht erreicht. An Pracht der Ausstattung kommt diese Stätte dem Weimarer Plätzen nahe, doch sind die

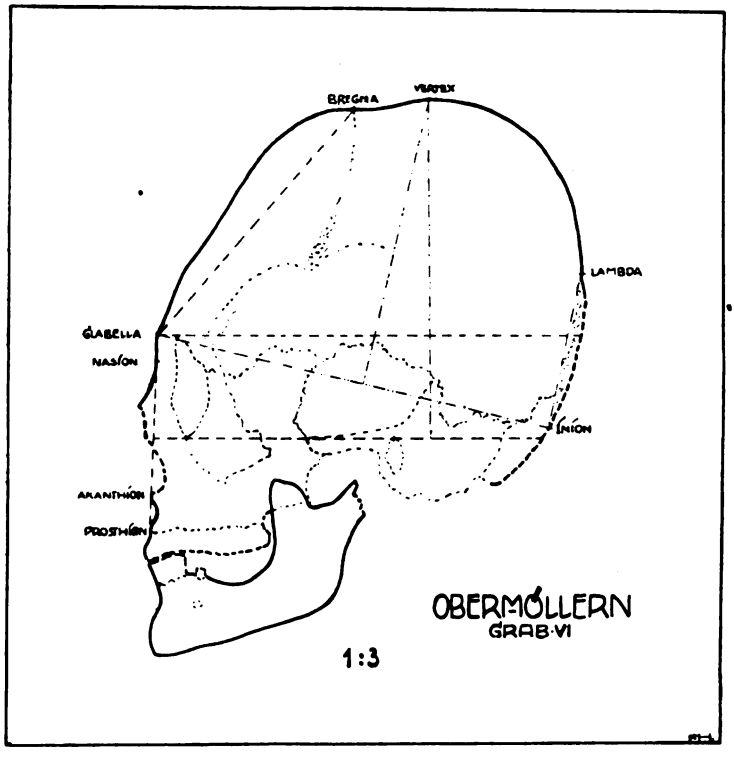


Abb. 11. Obermöllern, Kr. Naumburg (Holter, Abb. 9).

bisherigen Funde zeitlich einheitlicher, die Funde schließen in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts ab.

Reichen Aufschluß geben diese Gräber gerade auf Grund von Holters Beobachtungen über Bestattungssitten und auch über Lebenssitten. Wegen der sich in bestimmten Grenzen haltenden Abweichungen der Grabrichtung von der West-Ostrichtung nimmt der Verfasser an, daß die Gräber nach dem jeweiligen Sonnenaufgangsstand ausgerichtet waren[1]), es werden daraus Folgerungen auf die Jahreszeit der Bestattungen gezogen und mit

[1]) Zu der Jahreszeitbestimmung der Bestattungen teilt mir der Verfasser mit, daß er die mathematisch-astronomische Berechnung bei Veröffentlichung der Fortsetzung der Grabung mit einer Richtigstellung zu wiederholen gedenkt. Auf die Deutung der Grabrichtungen ist diese Berichtigung nicht von Einfluß.

besonderen Beobachtungen, die der Ausgräber über die Beschaffenheit der Grabfüllerde machen konnte, verbunden — gewiß eine Aufstellung, die bei zukünftigen Grabungen alle Beachtung verdient. Wichtig sind die Beobachtungen über die Beisetzung, Versuche den tieferen Sinn auffälliger Beigaben zu deuten. Bei Behandlung des Eies als Totengabe (das übrigens auch in Weimar, Reuden, später in slawischen Gräbern Mitteldeutschlands nachzuweisen ist) wird mit Recht darauf hingewiesen, daß heutiger Glaube und Brauch besonders derselben Gegend zu beachten ist. Für Lebenssitten seien Beobachtungen über gesellschaftliche Verhältnisse und Wehrhaftmachung genannt. In dem sorgsam behandelten anthropologischen Teile werden der Wissenschaft zwei neue deformierte Frauenschädel übergeben (vgl. hier Abb. 11 nach Holter Abb. 9), wobei Holter die Herkunft dieser Sitte, die sich gerade im Verein mit sehr reicher Grabausstattung findet, erwägt. Beim Beigabenmaterial wird von Holter die technische Seite mit besonderer Liebe behandelt. Unter den Beigaben ist manch Ungewöhnliches vertreten, so fünf Goldbrakteaten, von denen der Hakenkreuzbrakteat hervorzuheben ist (hier Abb. 12 nach Holter Taf. XXIV). Unter den Fibeln liegen drei mit nach unten beißenden Tierköpfen zwischen Bügel und Fuß (Åberg S. 91ff.) vor, und zwar von dem älteren Typus, die Tierköpfe der einen aber bereits in hohem Maße degeneriert (hier Abb. 13 nach Holter Abb. 43)[1]. Zu den Fibeln „mit lappiger Kopfplatte" (Åberg S. 123ff.) gehören die zwei Fibeln Holter Abb. 28 und als neue Form die zwei Abb. 61 (hier Abb. 16). Diese letztere kann typologisch als Zwischenform angesehen werden der Fibel mit Vogelköpfen auf der Kopfplatte wie Åberg Abb. 174 (ich bilde hier als Abb. 15 eine nicht veröffentlichte Fibel dieses Typus aber mit schmalem Tierkopffuß von Simmel bei Eischleben, Landkreis Gotha (Museum Erfurt) ab, deren Bild ich Herrn Studienassessor Lehmann-Erfurt verdanke) und der Fibeln mit kreisbogenförmigen seitlichen Ausschnitten wie Holter Abb. 28, wobei die Fibeln Holter Abb. 61 (hier Abb. 16) noch die Augeneinlagen tragen, die dann den Öffnungen gewichen sind[2]. — In größerer Zahl liegen Kleinfibeln vor, Miniaturdreiknopffibeln vom Typus Åberg 171, 172, Vogelfibeln, Sförmige Fibeln (hier Abb. 17, Nr. 2), Scheibenfibeln mit Almandineinlage, von denen für Thüringen die beiden mit Goldfiligranmitte neu sind (Holter, Abb. 32 u. 33, hier Abb. 18).

Holters Vermutung liegt nahe, daß die Aufgabe des Begräbnisplatzes (nach den bisherigen Ergebnissen) mit dem Untergang des Thüringer Reiches 531 in Zusammenhang steht, hiermit wäre auch für manche Schmuckform eine schärfere zeitliche Bestimmung gegeben.

---

[1]) Bisher war von dem älteren Typus in Thüringen nur die Sonderform mit halbrunder Kopfplatte (wie Åberg Abb. 125) von Stößen, Kreis Weißenfels (Mus. Halle) und von Reinsdorf, Kr. Querfurt (Samml. Wilcke-Zeitz) vertreten. In diesem Zusammenhange wären noch zwei sich gleichende Bronzefibeln von Gispersleben, Kreis Erfurt zu nennen, die ohne die herunterbeißenden Tierköpfe eine vereinfachte Form des jüngeren Typus sind (Abb. 14); aus demselben Grab wohl stammt die Axt Mannus XVI, S. 155, Abb. 1, Nr. 20 (die Funde Museum Erfurt — Abbildungen und Angaben verdanke ich Herrn Studienassessor Lehmann-Erfurt). — Eine andere Form des vereinfachten Typus ist das Fibelpaar von Weimar Abbildung Götze Taf. VI, 6 u. 8; dazu auch wohl die beiden Fibelbruchstücke mit rechteckiger Kopfplatte von Laucha, Kreis Querfurt (Mitteilungen Bd. 2, 1900, S. 33, Abb. 7) und die ähnliche von Schafstädt, Kreis Merseburg (beide Museum Halle).

[2]) Über diese Entwicklung vgl. auch Behrens, Mainzer Zeitschr. XVII/XIX, 1921/24, S. 78.

Da von mir die für die Kulturbeziehungen wichtigen Fibeln besonders hervorgehoben wurden, sei noch erwähnt, daß auch der Fibeltypus Åberg, Abb. 83—91 in Mitteldeutschland nicht vollständig fehlt, sondern aus Gispersleben, Kreis Erfurt vertreten ist (Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumsk. Erfurt XXIV, Tafel XII, 10; Fünfknopffibel, Fuß ähnlich Åberg, Abb. 86).

IV. Die spätere Merowingerzeit (Mitte des 6. Jahrhunderts bis um 700).

Die spätere Merowingerzeit erscheint der Frühzeit gegenüber nur als ein Ausklang. Holter betont zwar den Fortbestand der thüringischen Kultur nach dem Zusammenbruch, es sei aber anderseits darauf hingewiesen, daß die Blüte der Kultur seit dieser Zeit dahin ist, zweifellos entsprechend der geringeren Bedeutung der Thüringer in der Folgezeit. Allerdings ist die Abnahme der Grabausstattung in späterer Zeit, besonders nach der Karolingerzeit hin nicht nur auf Mitteldeutschland beschränkt; auch fehlt es nicht vereinzelt an reicherer Ausstattung (Weimar); das Gräberfeld von Dehra, Kreis Weißensee ist bisher der wichtigste Platz dieses Zeitabschnittes (Götze-Höfer-Zschiesche S. 161).

Jetzt setzt wieder ein Zuzug fremder Siedler ein. Im nördlichen Teile werden in geschichtlicher Überlieferung Sachsen und Nordschwaben im Schwabengau genannt; ich habe Jahresschr. 12, S. 86ff. 1925 versucht, Grabfunde auf sie zu beziehen. Aus dem Gebiete des Friesenfeldes liegen als spätmerowingische Funde des 7. Jahrhunderts die Schnalle von Klostermansfeld, Mansfelder Gebirgskreis (Abbildung Götze-Höfer-Zschiesche, Tafel XXIII, 349) und ein Grab aus einem Bestattungsplatz von Allstedt, Dwb. Apolda, vor, das einen Riemenbeschlag mit Tierkopf im Stil II trägt (Museum Halle); diese Funde könnten einem friesischen Bevölkerungsteil angehören.

In der Spätzeit ist mit verstärktem Einfluß der christlichen Religion zu rechnen, die als Arianismus schon im thüringischen Königshaus Fuß gefaßt hatte. Im Gegensatz zu dem Hakenkreuzbrakteat von Obermöllern (vgl. die Ausführungen von Holter, S. 107) trägt eine Messingplatte aus Dehra, Kreis Weißensee aus dem 7. Jahrhundert die christliche Kreuzform (Abb. 19)

Schließlich sind noch die Steine von Hornhausen, Kreis Oschersleben, zu erwähnen, die wegen der Zierformen in Stil II der Tierornamentik (vgl Hahne in Mannusbibliothek Nr. 22, 1921, S. 171ff.) zunächst in die Zeit um 700 gesetzt wurden, jetzt neigt man indes mehr dazu, sie als Werke der Karolingerzeit anzusprechen (Schulz in Mannus, Ergänzungsband IV, S. 163; H. Hahne: „Der Reiterstein von Hornhausen", Kalender der Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle 1926, S. 48).

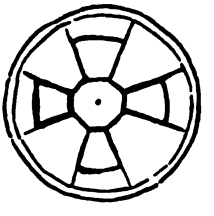


Abb. 19. Dehra, Kr. Weißensee. Platte aus messingartigem Metall. 1/1. Mus. Halle.

Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Keramik.

Von Konrad Strauß, Frankfurt a. d. O.

Mit Tafel XIX—XXVI.

Im Frühjahr 1923 erhielt Verfasser dieser Zeilen durch den ersten Vorsitzenden des Geschichts- und Altertumsvereins in Liegnitz, Herrn Prof. Zum Winckel als derzeitigem Leiter des Niederschlesischen Museums den Ruf, ihm als Assistent bei der Neuordnung des städtischen Museums behilflich zu sein. Dieser Aufforderung ist Verfasser um so lieber gefolgt, als er seit Jahren diesem Museum durch Studien über schlesische Keramik verbunden war und sein Wunsch, die mittelalterliche Sammlung von Gefäßen, die von dem Gründer des Museums, Herrn Geheimrat Hahn, zusammengebracht war und neben Breslau sich als die reichhaltigste im Osten erweist, einer genaueren Durchforschung zu unterziehen. Die Aufzeichnungen sind in einem Sachkatalog festgelegt. Zahlreiche Reisen zu anderen Museen Schlesiens nebst der Mark Brandenburg zeigten wertvolles Vergleichsmaterial, das nun Verfasser zu folgenden Ergebnissen über die niederschlesische Keramik im Mittelalter verwertete, wobei die Liegnitzer Sammlung auch als Grundlage für eine weitere Forschung herangezogen werden konnte. So z. B. für die Feststellung des spätslawischen Stiles und seiner Beziehungen zur fränkischen Keramik und die Anwendung von Glasuren. Ferner wurde ein Beitrag zur Entstehung der Grapentypen geliefert [1]). Der Anlaß zu einer derartigen Studie wurde durch einen äußerst bemerkenswerten Fund in einem Weichturm meiner Heimatstadt Frankfurt a. d. O. gegeben, der im Frühjahr 1923 gemacht wurde.

Alle diese Ergebnisse folgen anschließend und geben hoffentlich manchem Forscher eine willkommene Ergänzung meiner „Studien zur mittelalterlichen Keramik" in Mannusbibliothek, Band 30.

Die Sammlung mittelalterlicher Keramik im Niederschlesischen Museum zu Liegnitz.

Diese reichhaltige Sammlung mittelalterlicher Keramik ist zum großen Teil von Herrn Geheimrat Hahn zusammengebracht worden und stammt aus dem Stadtkreise Liegnitz oder wenigstens aus Niederschlesien. Die Folge der Gefäße (im Schrank Nr. 35) beginnt links unten mit der spätslawischen Keramik des 12. bis 13. Jahrhunderts und leitet schraubenförmig nach rechts

[1]) Die Studie über die Grapen wird demnächst als besonderer Band der Mannus-Bibliothek erscheinen.

oben in das vierte Fach über, wo sie mit glasiertem Topfgeschirr aus der Zeit um 1600 endet. Hierzu Taf. XIX u. XX und Textabb. 1 u. 2.

Von der spätslawischen Keramik besitzt die Sammlung ein Gefäß (vgl. Strauß, Studien a. a. O., Abb. 1) aus dem Stadtgebiet und zahlreiche Scherben vom Riemberger Burgwall. Bei allen diesen Stücken ist das S-förmige

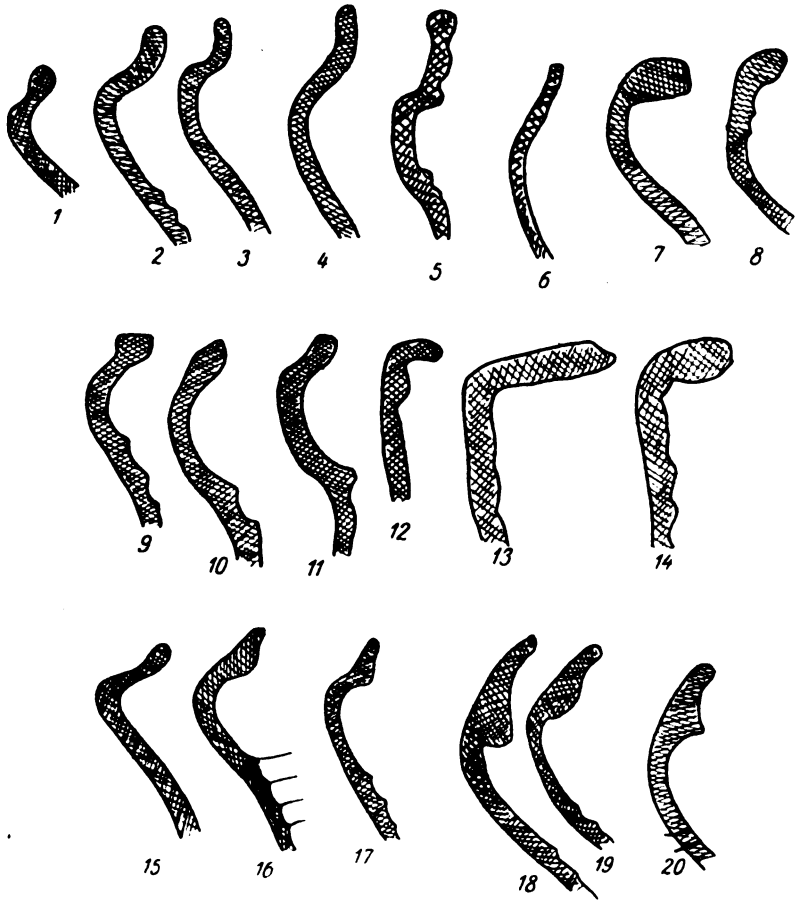


Abb. 1. Randprofile mittelalterlicher Gefäße im Niederschlesischen Museum in Liegnitz. (Etwa $^2/_3$ nat. Gr.)

Randprofil mit scharfprofilierter Halskrause vorherrschend und zeigt den für den Osten in der Kolonisationszeit so bezeichnenden Randtyp. Die slawische Keramik bildet hier somit die Vorstufe und die Grundlage zu der Beurteilung der Typenentwicklung der anschließenden Kolonisationszeit des 13. Jahrhunderts.

Die deutsch-mittelalterliche Keramik des 13. Jahrhunderts vertreten zunächst eine Anzahl Gefäße, gefunden im Hedwigsturm zu Liegnitz. Von den zehn Töpfen enthielt einer (vgl. Strauß, Studien a. a. O., Abb. 14)

Münzen, sog. Brakteaten aus dem 13. Jahrhundert, wodurch wenigstens dieser eine Topf sicher als aus dem 13. Jahrhundert stammend datiert werden kann. Die Mehrzahl der Münzen sind pommerschen Ursprungs, wodurch gewisse Handelsbeziehungen zu diesem Lande in damaliger Zeit angedeutet werden.

Überblicken wir die deutsch-mittelalterliche Keramik des 13. und 14. Jahrhunderts vom Gesichtspunkte der Brennfarbe und der Art der Oberfläche, so wird uns auffallen, daß jene meist graugelb bis grauschwarz, sehr selten gelb, die Oberfläche rauh und sandpapierartig ist, wobei sie oft noch graphitartig schimmert.

Die Formen sind zunächst wie die der spätslawischen Gefäße, also eiförmig gedrungener Körper mit stärkster Ausbuchtung in den Hüften, die im zweiten Drittel des Gefäßes erfolgt. Der Rand ist niedrig und scharf umgebogen, oft mit einer Halskrause oder lippenartigen Mündung (Einfluß west- bzw. nordwestdeutscher Töpfereien), die ziemlich breit erscheinen. Der Topfform haftet zunächst noch die althergebrachte slawische Überlieferung an, indem auch die Henkel fehlen. Seltener sind hierorts große kugelige Töpfe mit breiter Standfläche und großem breitem Henkel, der unmittelbar am Rande sitzt, mit lippenartigen Randprofilen und breiten runden Gurtfurchen unter der Einwirkung der westdeutschen Bombentöpfe. Eigentliche Bombentöpfe (ohne Standfläche), wie wir sie noch in der Provinz Brandenburg häufig finden, sind bisher noch nicht in Schlesien nachgewiesen worden.

Die weitere Entwicklung der Gefäße des 13. Jahrhunderts, besonders aber des 14. Jahrhunderts ist derart, daß der Körper der eiförmigen Töpfe (auch der kugligen, die immer mehr verschwinden) höher und schlanker wird. Die stark untergriffige Halskrause verliert sich, es bleibt ein kleiner rundlicher Vorsprung am Randprofil. Die rillenartigen Gurtfurchen auf den eiförmigen Töpfen werden breiter, ab und zu wird bei den hohen schlanken Töpfen des 14. Jahrhunderts der Rand oben an einer Stelle ein wenig mit dem Finger nach außen gedrückt und bietet so einen spitzen Ausguß. Hohe schlanke, schmale Becher werden häufig; diese dienten wohl als Trinkbecher. Sie sind stangenartig, oben ein wenig oval, am Fuße etwas nach außen geschweift. Der Rand ist scharf umgebogen und trägt innen meist eine Hohlkehle. Unter der Ausgußstelle, auf der Hüfte des Gefäßes, sind oft zwei Fingerdellen eingedrückt, daselbst noch flache breite Gurtfurchen. Es finden sich auch dünne Wellenlinien und kleine Einstiche sowie das sog. römische Zahlenmuster in Rädchentechnik. Das Randprofil ist lippenartig.

Eine Gruppe, die aus dem Rahmen der übrigen Gefäße herausfällt und ziemlich selten, wohl auch nur in Schlesien, vorkommt, besteht aus einem henkellosen, vasenartigen Topf von relativ kleiner Gestalt und eiförmig flachovalem Körper. Die Brennfarbe des Tones ist gelb und rötlich. Auf dem Körper befinden sich keine Gurtfurchen oder nur ganz schmale Rillen. Der Rand ist glatt und wenig lippenartig profiliert, wobei sich im Innern oft eine kleine Hohlkehlleiste ergibt. Zeitlich wird diese Gruppe wohl ins 14. Jahrhundert zu setzen sein. Eine weitere Gruppe besteht aus Töpfen mit stumpf eiförmigem Körper; sie tragen meist einen Henkel. Der Rand ist lippenartig und mit Hohlkehlleiste versehen. Der Henkel ist klein und sitzt am Lippenrand und endet in kleinen Bogen auf der Hüfte. Ab und zu ist der Henkel in der Mitte spitzwinklig gespalten, im übrigen schlecht geformt und mangelhaft angeklebt. In einigen Gefäßen finden sich Spuren von Glasur; diese Gruppe haben wir als Weiterentwicklung der Kugeltöpfe anzusehen (vgl. meine

(Typolog. Entwicklung).

Abb. 2. A. 1—5. Entwicklung des lippenartigen Randprofiles vom 13. bis 15. Jahrh. B. 1—5. Entwicklung des halsstrauſenartigen Randprofils vom 13. bis 15. Jahrh. Nr. 1. Spätſlawiſcher Scherben, Nr. 2 Scherben aus der 2. Hälfte 13. Jahrh., 3—6 Scherben des 14. und 15. Jahrh.

schematische Aufstellung der Typen Abb. 2, Nr. 3 und etwa in das 15. Jahrhundert zu setzen. Dieser Gruppe außerordentlich nahestehend, vielleicht als Weiterentwicklung dieser anzusehen, ist eine große Zahl von Töpfen, die ich zu einer Gruppe vereinigen will (vgl. schematische Aufstellung Abb. 2 Nr. 4): Gefäße mit einfachem rundlichem Randprofil ohne Hohlkehlleiste. Der Henkel ist an dem oberen Rand angeknetet und durch eine Fingerdelle verbunden. Dieser gegenüber oder auch seitwärts sind ein bzw. zwei Fingerdellen oben am Rand als Ausgußrinnen angebracht. Die Farbe dieser Gefäße ist ausschließlich schwarz. Auf dem ganzen Gefäßkörper sind keinerlei Gurtfurchen, wohl aber auf der Hüfte, wo der etwas eingezogene Hals beginnt, ein bis zwei Furchenlinien, oft breit und scharfgratig; zuweilen ist die Form des Gefäßkörpers fast konisch und ein wenig nach außen gesprengt. Der Boden sitzt in einem Winkel von 45° auf. Der Hals ist durch eine meist schmale Furche vom Körper geschieden. Zeitlich gehört diese Gruppe etwa in das 15. Jahrhundert.

Zur besseren Übersicht lasse ich eine schematische Aufstellung der Typen mittelalterlicher Keramik in ihrer Entwicklung folgen. Vgl. hierzu Abb. Nr. 2.

Die Töpfer sind in Liegnitz früh zu einer Zunft zusammengetreten. Im Jahre 1374 versetzt Wirbis der Töpfer dem Sydil Polenere „seine Innung, die er hat mit den Töpfern, sein Haus, das er hat unter den Töpfern gelegen, und alle sein Gezeug". Diese Töpferstellen lagen in der Nordvorstadt am Bruch, in der Nähe des Töpferberges. An der heutigen Glogauer Straße stand auf dem Grundstück des jetzigen Gasthofes zum Walfisch im späteren Mittelalter das Barbarakirchlein mit dem Friedhof der Domgemeinde „Dortselbst", so schreibt der Stadtschreiber Ambrosius Bitschen 1451 in seinem Geschoßbuch „hatten vormals mehrere Töpfer ihre Häuser wie auch gegenüber". Eine dieser gegenüberliegenden Töpfereien war 1400 an das Spital von St. Anna verkauft worden, so daß 1451 von den alten Töpferstädten in der Glogauer Vorstadt anscheinend nur noch eine einzige im Betriebe war, die vermutlich den Ton der benachbarten Stadtziegelei verwendete.

Diese ältesten Angaben über die Liegnitzer Töpferei sind den Stadtbüchern entnommen und von Herrn Prof. Zum Winckel gütigst zur Verfügung gestellt worden.

Da für die Kenntnis und Beurteilung der slawischen und mittelalterlichen Keramik, insbesondere für letztere, auch die Urgeschichte bzw. Stadtgeschichte von Liegnitz von Wichtigkeit ist, so habe ich nicht nur eine kurze Aufstellung der wenigen vorhandenen Aufzeichnungen über die Liegnitzer Töpfe gegeben, sondern will zwecks allgemeiner Orientierung einen kurzen Überblick über die Entwicklung und Zustände der Stadt Liegnitz im Mittelalter geben. Nachfolgende Angaben sind mir größtenteils von Herrn Prof. Zum Winckel gütigst gemacht worden, der durch seine langjährigen Urkundenforschungen am besten über die örtlichen Verhältnisse von Liegnitz Bescheid weiß.

Die Siedlungsart für Liegnitz in slawischer Zeit war zunächst als Fischerdorf am Rande des hochwasserfreien Geländes zu denken. Dann als Marktflecken an der Hohen Straße (Kreuzung mit Nord-Südstraße). Später können wir einen Ringwall als Zufluchtsort für die Bevölkerung des letzteren annehmen. Eine planmäßige deutsche Kolonisation hat wohl erst Anfang des 13. Jahrhunderts eingesetzt, wobei vorher gelegentliche Einwanderung deutscher Kaufleute und Handwerker nicht besonders zu erwähnen ist. Die hohe Straße beförderte deutsche Waren zur Odertiefebene, in deren Gefolge der

Austausch westdeutscher Kunst und Technik sich befand. Nach der Kolonisation sind wahrscheinlich Slawen seßhaft geblieben, besonders als Grundstücksbesitzer und Hofleute oder Leute dienenden Standes. Die neu eingewanderten deutschen städtischen Siedler waren außer Ackerbürgern und Kaufleuten auch Handwerker (Töpfer). Die Frage, woher die ersten deutschen Siedler stammen, ist noch nicht endgültig gelöst; wahrscheinlich kamen sie aus Franken, z. T. aus Thüringen; ersteres jedoch bestätigen auch die keramischen Funde. Das linke Oderufer stand zunächst unter tschechischem Einfluß, und zwar:

a) nach 627 unter der Herrschaft der Franken, Samo, der die Westslawen einigte.
b) nach 796 unter der Herrschaft der Przemysliden (Böhmen),
c) nach 850 etwa unter der Herrschaft der Mährer (Mismir, Rastislaw, Swantopluk),
d) nach 894 unter der Herrschaft der Przemysliden bis mindestens 1040.

Die Hohe Straße stand also ursprünglich (zur merowingischen und karolingischen Zeit) unter tschechischer Herrschaft, wie auch die Namen Boleslaw (Bunzlau), Legnice mit Wratislaw (Breslau) beweisen. Der tschechische Kultureinfluß blieb auch nach 1054 mächtig, freilich in der Form der in Böhmen herrschenden deutschen Kultur, obwohl die Bevölkerung polnisch war, besonders zur Zeit der luxemburgischen Könige in Böhmen.

Die Beziehungen zu Franken und Sachsen vermittelte die Hohe Straße. Wichtige kulturelle Beziehungen vermittelte ferner das alte sächsische Recht. So war Magdeburg z. B. Berufungsinstanz für das Stadtgericht zu Liegnitz und Dohna (Burggrafschaft) Berufungsinstanz für das Landgericht. Die Rechtsquelle war der Sachsenspiegel. In der Verwaltung der Stadt galt Magdeburger Recht.

Auf Grund der Forschungsergebnisse von niederschlesischen Gefäßen aufgestellt, sicherlich aber auch für die Keramik von Schlesien und Mark Brandenburg gültig, stelle ich folgendes Schema der Entwicklung der Typen slawischer und deutschmittelalterlicher Keramik auf (vgl. Abb. 2):

Ia) Vorstufe: slawische Keramik III. Stil 12./13. Jahrhundert, Randprofil S-förmig, Abb. 2 Nr. B. 1; Gefäß eiförmig. Es entsteht unter dem Einfluß westdeutscher Töpfer in der Kolonisationszeit:

b) Typ Ib. Vgl. Abb. 2 Nr. B. 2: eiförmige Gefäßform, Randprofil mit dornartigem Vorsprung (Halskrause) weitere Entwicklung im 13. und 14. Jahrhundert;

c) Gefäßform wie I B. 2, Randprofil dachartiger Vorsprung (Abb. B. 3), 14. Jahrhundert, Ursprungsgebiet ehemaliges slawisches Gebiet: Verbreitungsgebiet: Kolonisationsgebiet und angrenzende Landesteile. B. 4—6 zeigen die weitere Entwickelung.

IIa) Vorstufe: fränkisch-sächsische Keramik, bauchige schwarze Gefäße mit rundlichem lippenartigem Randprofil, Hals des Randes mehr oder weniger scharf umgelegt 9. bis 12. Jahrhundert, Verbreitungsgebiet Westdeutschland.

b) Deutsch-mittelalterlich (12. bis 13. Jahrhundert): Kolonisationszeit, kugelige Gefäße mit lippenförmigem Randprofil, z. T. mit Hohlkehlleiste (vgl. Abb. 2 Nr. A. 1). Abart: kugelige Gefäße ohne Bodenstandfläche, sog. Bombentöpfe, lippenförmiges Randprofil, 13. Jahrhundert, Verbreitungsgebiet Westdeutschland, hauptsächlich Nordwestdeutschland (niedersächsischer Typ). Hieraus entwickeln sich:

c) Gedrungene oder ovale Töpfe mit bauchiger oder gerader Leibung, z. T. mit scharfer Markierung der Hüfte. Lippenartiges Randprofil, dick und wulstig umgelegt. Die bauchige Hüfte des 13. Jahrhunderts fällt fort. Große Bodenstandflächen mit einem Winkel von 45° zur Wandung des Gefäßes. Henkel kommen zahlreich vor und sitzen stets am Rande und (im kleinen Bogen) auf der Hälfte auf; 14. bis 15. Jahrhundert. (Abb. 2, Nr. A. 1—5.)

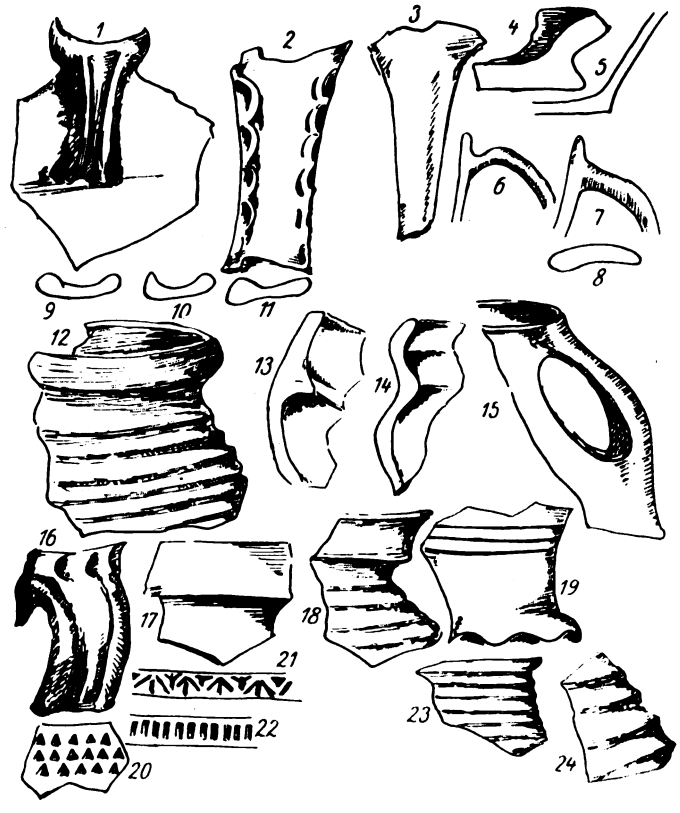


Abb. 3. Töpfereiabfallgrube, Gubenerstr. NO. aus dem Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts. Frankfurt a. d. O.

Nun folgt eine Beschreibung einzelner Gefäße im Niederschlesischen Museum zu Liegnitz. Es ist eine ausführlichere Wiedergabe des seinerzeit von mir angelegten wissenschaftlichen Sachkatalogs (Zettelkatalog). Die Abteilung ist mit Groß „K" bezeichnet und mit der jeweiligen Nummer des Kataloges verbunden.

Slawische Scherben (K 1) aus dem Ringwall zu Riemberg, Kr. Goldberg siehe Randprofil und vgl. Liegnitzer Mitteilungen, Heft 5, Tafel I (Liegnitzer Mitteilungen = L. M.). Graue, rötlich-gelbe, gelbe, gelbgrau bis schwarzgraue Ware, rauher Scherben, ziemlich dick mit viel Sand und Glimmer vermengt, Drehscheibenarbeit, Stil 3 und Übergangsstil.

Als Ornamente: Vier- und fünfzinkige dünne, flache Wellenlinie, Spachtelwellenlinie ein- bis zweifurchig und nägelähnliche Einstiche zu drei Punkten zusammengestellt, auch schräge Federkieleinstiche. Die Ränder S-förmig umgebogen, z. T. mit kleinem Vorsprung, der untergriffig erscheint.

Slawiſche Gefäße (K 2), Fundort Liegnitz, Höhe 13½, Durchmeſſer am Rand 12½ cm, typiſches Randprofil des Stiles 3, der Rand ein wenig untergriffig. Auf der Hüfte des Topfes flache Gurtfurchen, oberhalb federkielartige Einſtiche (Meſſereinſtiche?) von links nach rechts bandartig ſich um das Gefäß ziehend, etwa 12. Jahrhundert, Boden uneben, da von der Drehſcheibe abgeriſſen, wobei Ton auf der Scheibe haften geblieben iſt.

Deutſch-mittelalterliche Scherben (K 3) aus dem Burgwall von Panten, Kreis Liegnitz, rötlich gelbe Farbe bis bräunlich ſchwarze, teilweiſe dünner Scherben, gut geſchlämmt und ſcharf gebrannt, oft wenig feiner Sand beigemengt, ſchmale, rundliche, oft tiefe Gurtfurchen, oft flach und rillenartige ſchmale und flache Spachtelwelle, Randſtück mit Reihen kleiner Rechtecke in Rädchentechnik. An einem Henkelſtück Glaſurſpuren, braunrote Bleiglaſur (Eiſenoxyd), deutſch-mittelalterlich, 14. Jahrhundert.

Scherben (K 4) aus Gruben vor dem Obertore von Goldberg. Tonkern grau, außen iſt der Scherben ziemlich bei allen Stücken (regelmäßig) blaugrau, ein Scherben hin-

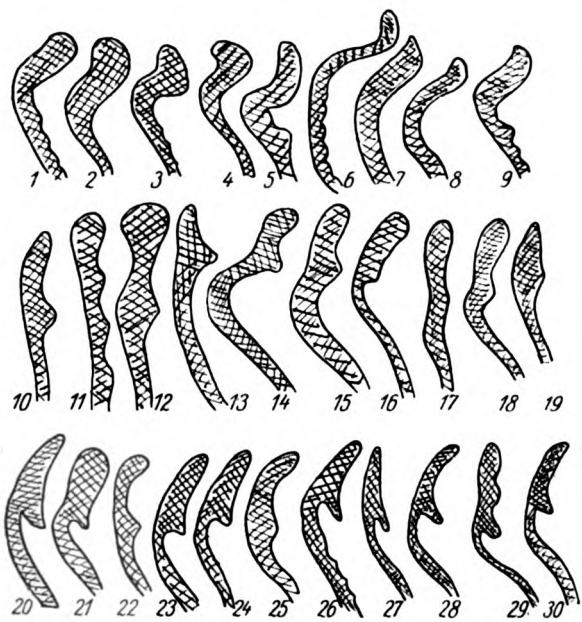


Abb. 4. Randprofile der Töpfereiabfallgrube in Frankfurt a. d. O. (Gubenerſtr. 8). Aus dem Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts. (Etwa ⅔ der nat. Gr.)

gegen zeigt ſchwache Graphitſpuren. Gute Schlämmung, ſcharfer klingenharter Brand, halskrauſe mit ſcharfem, dachartigem Vorſprung, flache, rundliche Gurtfurchen, bei einem Scherben Henkelanſatz oben am Rande. Die Wandung ſteigt zum Boden in einem Winkel von 45° auf, verziert mit Rädchenmuſter, ſog. römiſche Zahlenmuſter. Wende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts.

Topf mit Brakteaten (K 5), im gefundenen Grunde des Hedwigsturmes zu Liegnitz (vgl. L. M., 5. Heft, Tafel II und meine Studien zur M. K. Abb. 14, daſelbſt); Höhe des Gefäßes 12½, Breite des Randes 9½, grauſchwarz, plump gedreht und unregelmäßig in der Form, läßt auf mangelhafte Drehtechnik ſchließen. Rand — vielleicht erſt im Brand — verzogen, Profil lippenartig mit Hohlkehlleiſte; auf der Schulter zwei nicht parallellaufende Spachtelwellenlinien. Boden rauh, wie von der Drehſcheibe abgeriſſen, wobei an Scheibenkopf noch Ton haften geblieben iſt. Dieſe Erſcheinung findet ſich vielfach bei den Töpfen der ſpätſlawiſchen Zeit, im Gegenſatz zur deutſch-mittelalterlichen Keramik beſonders aus dem 14. Jahrhundert, deren Böden glatt und wie mit einem Draht abgeſchnitten erſcheinen Tonfarbe hellgrau, Ton mit viel kleinen Sandkörnchen vermengt.

Kleiner Napf (K 6), Bodenbreite 5½, Randdurchmeſſer 10½, Höhe 4½ cm (vgl. Studien zur M. K. Abb. 14). Grauer Ton, tadelloſe Drehſcheibenarbeit. Am Boden Spuren

vom Abschneiden des Drahtes durch konzentrische Ringe, Fundort wie K 5, etwa I. Hälfte 14. Jahrhundert

Topf (K 7) mit flacher Hohlkehlleiste, am Boden radförmige Marke Breite 9 cm, Höhe 11 cm, grauschwarze Farbe, Fundort wie K 5.

Gelbbrauner Topf (K 8), Fundort wie K 5, ebenso Literatur

Gelbbrauner Topf (K 8), Fundort wie K 5, ebenso Literatur, Höhe 13 cm Randprofil wie Abb. 8 ohne Hohlkehle.

Topf von grauer Tonfarbe (K 9), im Bruch hellgrauer Scherben. Fundort wie K 5 (Abb. 9), ohne Hohlkehlleiste. Randdurchmesser 10½ cm — Bauchiger Henkelkrug (K 10), Henkel am Rand beginnend; grauschwarze Farbe; Henkelbreite 3 cm, innen ein wenig ausgehöhlt, unten beim Aufsitzen an der Hüfte eine Fingerdelle. Fo. wie K 5. — Großer Topf (K 11), Fo. wie K 5, mit ovalem Körper, im Brand wohl verzogen, seitlich ist die Wandung ein wenig eingedrückt. Am Rand ist innen eine klein wenig angedeutete Hohlkehlleiste. Schwarzgrau, mattglänzend, graphitartig überzogen an einigen Stellen. Das ganze Gefäß ist von Gurtfurchen bedeckt. Höhe 20 cm

Krug (K 12) mit breitem, doppeltgekehltem Rande; an diesem sitzt ein breiter Henkel; an der Schulter sind schmale, scharfgratige Gurtfurchen. Innen am Rande tiefe Kehlleiste. Grauschwarz, Höhe 18 cm, Henkelbreite 3 cm. Fo. wie K 5.

Topf (K 13), oben am Rand zwei kleine lippenartige Ausbuchtungen zum Gießen. Rand glatt und gerade. Auf der Hüfte vier dünne Rillen. Graue Farbe. Fo. wie K 5.

Bezüglich der Zeitstellung der oben beschriebenen Gefäße K 5, K 4 sei auf meine Ausführungen in den „Studien" auf S. 10 verwiesen mit dem Ergebnis, daß die Töpfe aus dem 13. und zum Teil Anfang des 14. Jahrhunderts stammen.

Grauschwarzer Topf (K 14) mit rötlichbraunen Stellen, Randprofil halskrausenartig; Randdurchmesser 15,5 cm und flache Gurtfurchen. Der Rand trägt innen keine Hohlkehlleiste; Fo. wie K 5.

Der Fund im Petersturm.

Über den Erfolg der Ausgrabungen im Petersturm des Schlosses ist von Herrn Geh.-Rat Pfeiffer in den LM., Heft 9 (vgl. Denkmalpflege 1925, Heft 7 bis 9), ein kurzer Bericht erschienen. Da von dem Leiter des Niederschlesischen Museums, Herrn Prof. Zum Winckel die Bearbeitung und Katalogisierung der Ausgrabungsreste mir übertragen und die Bedeutung dieser Keramik für die Kultur und Siedlungsgeschichte bisher nicht genügend gewürdigt worden ist, so werden nachfolgende Ausführungen nicht ohne Interesse sein. Hierzu Tafel XXIII—XXVI.

Es sei zunächst noch einmal kurz daran erinnert, daß man „beim Ausgraben des unbefestigten Fußbodens im Untergeschoß schon in geringer Tiefe auf ein uraltes, etwa 35 cm starkes Gewölbe aus Plattenbasalt und nach Durchbrechung desselben auf einen kellerartigen, nur etwa 3½ m weiten, etwas über mannshohen Raum von achteckigem Grundriß stieß, dessen Wände aus Basaltsteinmauerwerk bestanden".

Über die Lagerung der verschiedenen Scherbengruppen ist leider nichts Genaues aufgezeichnet worden. Jedoch geht aus dem Bericht von Geh.-Rat Pfeiffer hervor, daß die drei kleinen, rötlichgelben, unversehrten Töpfchen ziemlich zu oberst zwischen zahlreichen Topfscherben, Tierknochen und allerhand Bauschutt gefunden worden sind. In einem Gefäß fand sich ein weißer, kalkartiger Überzug. In einer Tiefe von etwa 4½ m unter dem Erdgeschoß wurden aus einer schwarzen Moorerde außer vielen Scherben noch sechs wohlerhaltene Gefäße gesichtet. Wenn es auch nicht von der Hand zu weisen ist, daß nach den mitgefundenen glasierten Resten eines Tiegels an eine spätere Eingrabung in die betreffende Schicht zu denken ist, so war doch, wie ich später nachweisen werde, die Bergung der Töpfe durchaus chronologisch richtig. Bei einer Tiefe von 5 m unter der Gewölbeoberkante war die Fundamentsohle erreicht, wobei sich keinerlei Kulturreste mehr fanden und ein ziemlich feinkörniger, etwas lehmhaltiger Sand zutage trat.

Da, wie bereits gesagt, keine ausführlichen Fundverhältnisse, abgesehen von den Lagerungsangaben einiger Gefäße, angegeben und die Unmenge Scherben nach Hebung alle zusammengeschüttet worden sind, so war eine chronologische und typologische Sonderung nicht leicht. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß alle Scherben des Fundes als „mittelalterlich" angesprochen werden können.

Nach den z. T. ganz oder in Bruchstücken erhaltenen Böden zu schließen, handelt es sich um Reste von ehemals 135 Gefäßen, von denen u. a. 48 einen Durchmesser von 6—8 cm, 43 einen solchen von 9—11 cm hatten.

Die Brennfarbe des Tones wechselt von braun bis rötlichgelb und grau bis schwarzblau; letztere kommt an Gefäßen des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts besonders häufig vor und artet in absichtliche Schwärzung der Oberfläche der Gefäße durch Berußung oder Graphitierung aus. Im späteren Mittelalter trifft man vielfach auch gleichmäßig rötlich gefärbte Töpfe an, deren Brennfarbe auf eine bessere Feuerungstechnik schließen läßt. Die Scherben der spätslawischen Gefäße hingegen zeigen auch eine dunkelbraune Tönung; sie sind durch Rauch flächenweise stark geschwärzt. Sind die Gefäße der früheren Perioden des Mittelalters noch rauh und gänzlich unglasiert, so begegnen wir an einigen Scherbenresten aus dem Ende des 14. und vor allem im 15. Jahrhundert einer wohlgelungenen Bleiglasur, auf rotbrennendem Tongrund. Reste eines kleinen Kochtopfes mit lippenartigem Randprofil und einer tiegelartigen Pfanne mit drei Füßen, scheinen bereits der Zeit nach 1400, wenn nicht sogar schon dem 16. Jahrhundert anzugehören. Einige Scherben eines gelben Topfes tragen unter dem Hals einen rötlichen Farbenstreifen, eine Erscheinung, der man an mittelalterlichen Gefäßen des öfteren begegnet und die bereits auf frühmittelalterlicher Keramik (der sog. Pingsdorfer Ware) bekannt ist.

Merkwürdig und wegen seiner naiven und primitiven Modellierung einzig in der Art, ist das Bruchstück einer Ausgußtülle mit angekneteter Gesichtsfratze, die an die rheinischen Bartmaskenkrüge der Spätgotik und Renaissance erinnert, die jedoch meist schon aus Tonformen ausgepreßt sind; jedoch scheint unsere Tüllenmaske wegen ihrer einfachen Knetung und Anbringung am Ausgußrand des vorspringenden angesetzten Tüllenrohres noch dem 13. Jahrhundert anzugehören. Abb. 7 Tafel XXIV. Einige Gefäße zeigten keinerlei Gebrauchsspuren; diese stammen zweifellos von einem Bauopfer her, eine abergläubige Sitte, die sich im Mittelalter der größten Anwendung erfreute. Die meisten Scherbenreste jedoch zeigen Benutzungsspuren und wurden dort als Abfall vergraben. Da die Gefäße aus verschiedenen Perioden stammen, so ist natürlich auch mit verschiedenen Bauopfern zu rechnen, die bei der Ausbauung bzw. Neuerrichtung nach einer Zerstörung dort eingelassen worden sind. Die Scherben entstammen dem Anfang des 13. Jahrhunderts und lassen nach Art des Zweckes ihrer Form einen wertvollen Einblick in die Wirtschaftsgeräte unserer Vorfahren im Mittelalter zu. Außer Kochtöpfen in verschiedenen Größen kannten sie henkellose Töpfe, Kannen, Krüge mit Tondeckel, schmale Becher, Schüsseln, Töpfe und kleine Schalen. Obwohl man über die Baugeschichte des Peterturmes nichts Genaueres weiß, so nimmt man doch an, daß der untere Turmteil, vor allem aber das Fundament, bereits um 1200 errichtet worden ist, während der heutige obere Teil eine Schöpfung des späten Mittelalters ist.

Zunächst fanden sich bei den Resten aus der untersten Schicht eine Anzahl Scherben der spätslawischen Zeit und der sog. Übergangszeit (vgl. Strauß,

Studien zur mittelalterlichen Keramik, Leipzig 1923, Tafel 1). Die Keramik dieser slawisch-mittelalterlichen Periode, aus der Zeit vor und während der deutschen Kolonisationszeit, ist zwar auf der Drehscheibe bearbeitet und hat ziemlich dünne Scherben, jedoch ist der Brand recht gelinde gewesen. Abb. 10—13 Tafel XXIV. Die Reste sind noch nicht so klingend hart wie die deutsch-mittelalterliche blaugraue Ware des 13. Jahrhunderts. Die Brennfarbe des Tones ist schwarz gefleckt. Der Ton selber ist mit Steingrus, meist Quarzsteinchen, gemischt, während er bei den deutsch-mittelalterlichen Gefäßen besser geschlemmt und reiner ist. Die Form der Töpfe läßt sich aus den vorhandenen Scherben als eiförmig rekonstruieren, wobei die breiteste Ausladung an der Hüfte im zweiten Drittel lag. Hier wurden Rillen in beliebiger Anordnung flüchtig eingerissen, die als Nachbildung der in der westdeutschen Töpferei beliebten Gurtfurche angesehen werden kann, die in ihrer parallelen Anbringung eine enge Verknüpfung mit der Drehscheibe verrät. In der slawischen Töpferei wird diese Verzierung nur oberflächlich, aber nicht technisch übernommen, daher die kreuz und quer laufenden, unparallelen Rillen. Als weitere Verzierung finden wir mit einem Spachtel oder feinem Holz eingerissene Wellenlinie, zuweilen auch zwei Wellenlinien übereinander, aber keine, die mit einem kammartigen Instrument hergestellt worden sind, wie beim Stil II der slawischen Keramik. Ferner federfahnenartige Einstiche mit einem Messer, und senkrechte Einstempelung in Rädchentechnik.

Die Randprofile sind einfach rundlich, zuweilen auch krausenartig profiliert. Henkel an zweifelsfrei slawischen Stücken sind nicht festgestellt worden. Alle Gefäße zeigen deutliche Benutzungsspuren. Da diese Scherben teils dem spätslawischen Stil III, teils dem Übergangsstil angehören, so ist ihre Datierung für das 12. und 13. Jahrhundert gegeben; wir ersehen daraus, daß das Fundament des Peterturmes bereits spätestens um 1200 bestanden haben muß. Damals herrschte also noch eine ausgesprochen slawische Kultur am Hofe. Die Keramik ist durchaus identisch mit den zahlreich übrigen Gefäßen und Scherben der spätslawischen Periode iu Schlesien, so z. B. vom Burgwall Riemberg bei Liegnitz usw. her bekannt. Aber auch bis zur Mark Brandenburg lassen sich Beziehungen in der Randprofilierung und Ornamentik nachweisen, wie die Funde aus Frankfurt und Nieder Jesar (Kreis Lebus) zeigen. Es herrschte also im 12. und 13. Jahrhundert in der Mark und in Schlesien eine durchaus einheitliche slawische Kultur. Weil diese ältesten für die Frühgeschichte der Stadt hochbedeutsamen Funde in ihrer Art die bisher einzigsten sind und von den ersten noch slawischen Bewohnern der „Stadt Liegnitz" erzählen, habe ich ihnen längere Aufmerksamkeit geschenkt. Vergl. Abb. Nr. 10—14 Tafel XXIV.

Aus der deutschen Kolonisationszeit stammen die sechs Gefäße von schwarzgrauem Aussehen. Es sind dies zwei henkellose Töpfe mit eiförmigem Körper, breiter Mündung und halskrausen- bzw. lippenförmigem Randprofil mit Hohlkehlleiste innen: Tafel XXIII. Ersteres Profil erinnert an die spätslawischen und Übergangstypen, während letzteres an westdeutsche Keramik gemahnt und den ersten Einfluß, abgesehen von den breiten, rundlichen Gurtfurchen, auf die heimische Töpferei zeigt: Tafel XXIII. Eine „Verschmelzung" der beiden Kulturen spiegelt sich in dieser Keramik wieder. Ein ziemlich flacher Napf mit Henkel und einfach lippenförmigem Randprofil sowie ein großer und zwei kleinere Henkelkrüge, deren breiter Henkel unmittelbar am Rande beginnt, und eine Kanne, bei der dem Henkel gegenüber ein düllenartiger Eindruck zum Ausgießen — der erste Ansatz zur Schnauze — angebracht ist. Sämtliche Gefäße

sind für Liegnitz bekannte Typen und haben entsprechende Stücke in dem Gefäßfund aus dem Hedwigsturm (Beschreibung von Geh.-Rat Hahn in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichtsvereins, Heft 5). Diese Töpfe aber sind in das Ende des 13. Jahrhunderts datiert, und somit können wir nicht nur diese Gefäße aus dem Petersturm für das Ende des 13. Jahrhunderts ansetzen, sondern auch die Besiedelung des bisher slawischen Kastrums durch deutsche Kolonisten findet für diesen Zeitpunkt ihre Bestätigung.

Von dieser frühen Gruppe sind noch eine Anzahl Scherben von großen Henkelkrügen, Kochtöpfen und schlanken, schmalen Trinkbechern erhalten. Abb. 1—6, Tafel XXIV. Einige waren durch mehr oder weniger breite flache Gurtfurchen verziert, ab und zu treffen wir Einstempelungen in Rädchentechnik, wie das sog. römische Zahlenmuster. Wellenartige Eindrücke, die mit dem Finger hergestellt und meist auf der Hüfte in zwei bis drei Lagen übereinander mit kleinem Abstand angebracht sind, scheinen schon einer späteren Periode anzugehören. Schildbuckelartige Deckel mit Kopf und mit lippenförmigem Rand, der in die Hohlkehlleiste des inneren Gefäßrandes eingreifen soll, von 7—14 cm Durchmesser waren auch gehoben worden. Abb. 9, Tafel XXIV. Dieser ziemlich frühe Deckeltyp kommt vor allem in Schlesien und der Mark häufig vor, er scheint sich jedoch, wie ein Fund, den Herr Altertumsforscher M. M. Lienau neulich in Frankfurt a. d. O. machte, bestätigt, bis ins 15. Jahrhundert zu erhalten.

Die in oberster Schicht gefundenen drei kleinen rötlichen, gut erhaltenen, henkellosen Töpfe entstammen wahrscheinlich einem Bauopfer und gehören ins 15. Jahrhundert. Vertreter dieser Gefäßgattung haben wir bereits aus anderen Bauopferfunden im Museum in Liegnitz kennen gelernt. Gleich einem späteren Typus gehören jene Henkeltöpfe mit Gurtfurchen und bauchigem Körper an, deren Rand lippenförmig mit einer Hohlkehlleiste gebildet oder profiliert ist. Die Brennfarbe ist gleichmäßig gelb oder rötlichgelb und läßt auf gute Brandleistung schließen. Einige Scherben dieser Gruppe tragen innen Bleiglasur. Bemerkenswert ist, daß die Henkel klein und schlecht geformt sind, meist unmittelbar am Rande oder dicht unter demselben ansetzen und im kleinen Bogen auf der Schulter aufsitzen. Ein Querschnitt durch den Henkel würde im Gegensatz zu den großen und schön geformten der Gefäße des 13. und 14. Jahrhunderts uneben und ohne die glatte Mittelfläche erscheinen

Im Heft 6 der LM. hat sich Geh.-Rat Pfeiffer eingehend mit der Baugeschichte des Petersturmes im Liegnitzer Schloß befaßt, in der er die Meinung vertritt, daß das Vorhandensein eines Teiles des Turmes bereits im 13. Jahrhundert möglich war, zumal doch Liegnitz längst vor der Tartarenschlacht im 12. Jahrhundert, ein befestigter Platz war. Das Liegnitzer Kastrum wird daher spätestens in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, also unter Boleslaus altus (1164—1201), dem Stammvater der niederschlesischen Piastenherzöge, angelegt worden sein, zuerst wohl nur als „Wasserburg" in den sumpfigen Niederungen zwischen Schwarzwasser und Katzbach zur Deckung wichtiger, sich hier kreuzender Landstraßen. Zweifellos hat der Turm als Burgfried und wichtiger Verteidigungspunkt der Burg im 12. Jahrhundert bestanden und ist in späterer Zeit verschiedenen Um- und Ausbauten unterzogen worden. Die ältesten Scherben aus der spätslawischen Zeit bestätigen dies. Pfeiffer kommt auf Grund genauerer architektonischer Untersuchungen zu dem Schluß, daß sich ein weiterer Ausbau in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vollzogen haben muß. Danach können die in unterster Schicht gefundenen sechs Gefäße und einige Reste, die gleich wie die Töpfe aus dem

Hedwigsturm dem Ende des 13. Jahrhunderts angehören, als „Bauopfer" gedeutet werden. Ein Topf enthielt verkohltes Holz. Ein weiterer Ausbau und eine Erhöhung des Turmes um 20 m, im Jahre 1415 beginnend, mag mit einem weiteren „Bauopfer" beschlossen worden sein. Für dieses kämen die drei henkellosen Töpfchen, die zu oberst der Schuttmasse lagen, in Frage, zumal sie heil sind und keinerlei Gebrauchsspuren zeigen. Die Form, wie die Randprofilierungen, haben jenen für das 15. Jahrhundert charakteristischen Typus. Wir ersehen also aus dieser Abhandlung die Wichtigkeit dieser so unscheinbaren Töpfe und Scherben, die selbst da weiter helfen können, wo Urkunden und Akten versagen.

Zum Schluß möchte ich die Bitte an alle Bauherren und Unternehmer richten, bei Erdarbeiten, besonders in alten Stadtgebieten, auf Gefäß- oder Scherbenreste achten zu lassen und etwaige Funde dem zuständigen Museum abzuliefern, wo sie der weiteren Bearbeitung zugänglich gemacht werden. Die schönen Zeichnungen hat Herr Museumswart Paul Mertin gemacht; ihm sei an dieser Stelle Dank gesagt.

Die Funde an der Marienkirche in Frankfurt a./O. (Abb. 8).

Seit der Rückkehr des Altertumsforschers M. M. Lienau in seine Heimatstadt Frankfurt a. d. O. hat die vorgeschichtliche Abteilung des „Lienauhauses" ständig Neueingänge an mittelalterlicher Keramik, die bei Schachtarbeiten im Grunde alter Häuser gefunden wurden, zu verzeichnen. Gelegentlich seiner Tätigkeit in Frankfurt hat Verfasser dieser Zeilen selber eine Anzahl wichtiger Reste bergen können. Er hat hierbei oft die Unterstützung des obengenannten Forschers sowie des Herrn Regierungsbaumeisters Dr. Berger-Schäfer und des derzeitigen Leiters der vorgeschichtlichen Abteilung, Herrn Studienrats Dr. phil. Hutloff gehabt. Sämtliche Funde sind im Lienauhaus, teils in der Schausammlung, teils in der Studiensammlung magaziniert.

Beim Umbau des Hauses Gr. Scharrnstraße 62 (Max Wolff) sowie bei den Umgrabungsarbeiten Sommer 1925 auf der Nordseite der Marienkirche wurden eine ganze Anzahl Gefäßreste aus dem Mittelalter gefunden. Da fast alle Scherben Gebrauchsspuren tragen, so können wir annehmen, daß diese Reste diesmal nicht von einem sog. „Bauopfer", sondern von Gefäßen stammen, die von den Werkleuten während der Erbauung der Marienkirche und nachfolgender Zeit benutzt und nach Zerbrechung dort verscharrt worden sind. Bei dem Wolffschen Neubau wurde etwa 2½ m unter dem Straßenniveau geschachtet; hierbei stieß man auf 4 übereinanderliegende Schichten von Skelettreihen, die aber nach einigen beigelegten Sarggriffen zu urteilen, nicht vor dem 17. Jahrhundert niedergelegt waren. Außer einem Helmbrakteaten aus dem 15. Jahrhundert fanden sich in der äußersten Nordwestecke zwei unglasierte mittelalterliche Scherben, die dem Ende des 13. Jahrhunderts angehören. Die Kulturbodenanhäufung bis zum gewachsenen Boden betrug teilweise bis 2½ m unter dem heutigen Straßenniveau. Damit haben wir also eine Hebung des Geländes seit dem 13. Jahrhundert etwa um 2½ m. Das Wachsen wurde durch Fehlen der Müllabfuhr und Schuttansammlung nach Bränden usw. hervorgerufen. Eine ähnliche Beobachtung hatte s. Zt. Lienau bereits beim Neubau des Giebelhauses am Markt gemacht. An der Mauer nach dem Küsterhause fand sich ein mehrere Meter tiefes toniges Loch von zusammengeschlemmtem Lehm — ein ehemaliges Wasserloch in einer Wiese: hieraus kann man schließen, daß das Gelände einstmals einen

Wiesenplan bildete. Unter den Resten, die beim Umgraben des Geländes nördlich vor der Marienkirche in etwa 1 m Tiefe sich vorfanden, sind außer eisernen Sarggriffen und einem sog. Hussitenpfeil, der aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt, eine Unmenge von mittelalterlichen Scherbenresten gefunden worden. An der Nordseite des Chores wurde ein Grabgewölbe, wahrscheinlich aus späterer Zeit, ohne Inhalt aufgedeckt.

Von den unglasierten Scherben zeigen viele das für das Ende des 13. Jahrhunderts typische lippenförmige Randprofil und für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts charakteristische dornartige (halskrausenartige) Profile; gleichfalls in diese Zeit gehört ein tönerner Gefäßdeckel, ähnlich dem Typ Abb. 16. 10. 26 bei St, St. M. K.[1]). Ein Bodenstück mit großen rundlichen Gurtfurchen und kleinem tellerartigem Vorsprung vertritt ebenso wie die Scherben die gleich grau erklingende harte Ware, wie sie aus der mittelalterlichen Töpferei, Gubenestr. 8, bekannt und im Stadtkreis an zahlreichen Orten gefunden worden ist. Die Randprofile stimmen genau überein, so daß kein Zweifel an der absichtlichen Profilierung zur Lippenform und Halskrause bestehen kann, die ein Kriterium für das Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts bildet. Einige Henkel verraten noch durch ihre dicke, rundliche, fast plumpe Formung einen gewissen Mangel an technischem Können.

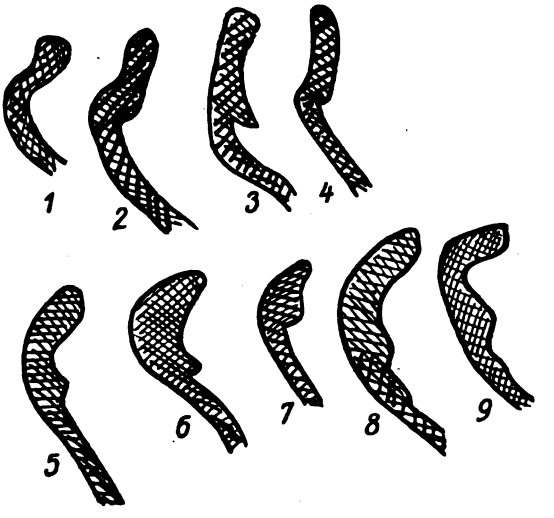


Abb. 8. Randprofile von mittelalterlichen Scherben, gefunden in Frankfurt a. d. Oder (Marienkirche). 1 und 2. Lippenförmiges Randprofil mit Randkehlleiste, Wende 13. Jahrhundert. 3 und 4. Halskrausenartiges Profil, 14. Jahrhunderts, innen unglasiert. 5—9. Spätmittelalterliche Randprofile mit gelber, roter oder grünlicher Glasur, meist innen, überzogen. 15. und 17. Jahrhundert. (Im Museum „Lienauhaus", Frankfurt a. d. O.)

Unter den zahlreichen Scherben, die auf der Innenseite eine Bleiglasur tragen und demnach wahrscheinlich alle nach 1400 stammen, seien die hauptsächlichsten Typen nur erwähnt. Zunächst Topfscherben einer Gefäßgattung, deren Ränder stark profiliert sind und ein oder zwei gurtartige Vorsprünge tragen. Der Ton ist meist gelb, außen sind die Gefäße nicht, innen jedoch mit einer gelben oder grünlichgelben Glasur überzogen. Ferner Scherben mit dickem Rand und rundlichem schwachen dornenartigen Vorsprung. Sie könnten etwa dem 15. Jahrhundert angehören. Außerdem würde das Unterteil eines kleinen Töpfchens, das innen mit einer gelben Glasur übergossen ist, außen über tiefen rundlichen Gurtfurchen eine dunkle Bleiglasur trägt, gesichtet. Dies Töpfchen stammt wahrscheinlich aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Etwa 100 Jahre älter ist ein Tonstürzel, noch ohne Glasur in buckel-

[1]) Hier Abkürzung für: Strauß, Studien zur mittelalterlichen Keramik.

artiger Form mit einem knopfartigen Griff. Der kleine Tondeckel ist auf der Drehscheibe hergestellt; derartige Deckelformen sind in der Mark und Schlesien häufiger zu finden und gehören in das 14. Jahrhundert; sie sind als Vorläufer der späten flachen Deckel mit Griff anzusehen (Abb. 8).

An Kacheln wurden grünglasierte aus der Renaissancezeit und schwarzglasierte mit Palmetten und Rankenornamenten des Barock gefunden.

Einige Steinzeugscherben mit gekerbten Ornamenten und aufgelegten kleinen Köpfen in blauer Glasierung lassen auf Einfuhr aus der Oberlausitz, andere grau- und bräunliche salzglasierte Reste mit Rädchenornamenten und wellengeknetetem Fuß auf rheinische Einfuhr während des 16. und 17. Jahrhunderts schließen.

Ferner wurden Funde um die Taufkapelle herum im Sommer 1925 beim Umgraben der Nordseite der Kirche in ½—1 m Tiefe gemacht. Der bisher gepflasterte Boden wurde für gärtnerische Anlagen aufgelockert. Die Scherben sind teils von Herrn Dr. Berger-Schäfer, teils vom Verfasser dieser Zeilen aufgehoben und dem hiesigen Museum übergeben worden. Die wesentlichsten Stücke sind folgende:

1. Unglasierte Scherben mit Spuren des Gebrauches, schmutzige graue Ware mit dornenartig vorspringendem Randprofil (ähnlich Typ 2, Abb. 34 bei St. St. M. K.), also wahrscheinlich noch dem Ende des 13. Jahrhunderts angehörend. In dieselbe Gattung gehören einige Randprofile, diesmal mit Hohlkehlleisten und ebenfalls wieder halskrausenartigem Vorsprung. Der Ton ist im Kern rot, außen schwarzgrau, bei einigen ziehen sich zwei Rillen unter dem Hals hin und wieder einige Scherben zeigen auch außen rötlichen Ton.

2. Von den glasierten Scherbenresten finden wir solche mit gelblicher, außen und innen grünlichgelber, innen rötlichgelber, rötlicher, orangefarbiger oder grünlichgelber Glasur, während die Außenseite unglasiert blieb. Andere Reste aus gelblichem Tonmaterial sind innen gelb glasiert. Diese Überreste dürften in der Mehrzahl schon der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören.

Eine eiserne Hussitenpfeilspitze, die etwa aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammen dürfte, ließe sich vielleicht mit dem Einfall der Hussiten in Frankfurt 1431 zusammenbringen. Ein Frührenaissancekachelbruchstück mit grünlich glasiertem Relief, sowie rot, gelb und grün bemalte Scherben wurden auch noch gehoben.

Die Funde auf dem Anger.

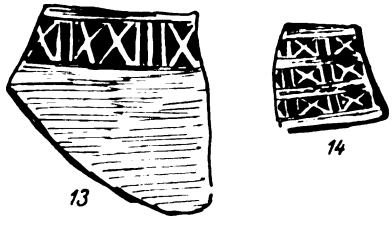


Abb. 5. Mittelalterliche Scherben mit sog. Röm. Zahlenmuster in Rädchentechnik verziert. Nr. 13 innen, Nr. 14 außen glasiert. So. Frankfurt a. d. O. am Anger, etwa 14. Jahrhundert, etwa ½ der nat. Gr.

Bei den Erdarbeiten sind auf dem Anger zahlreiche mittelalterliche Scherbenfunde gemacht worden (Abb. 5 u. 6). Die Topfreste aus mittelalterlicher Zeit lagen auf dem Anger etwa in der Höhe der Häuser, Anger 27—29. Zunächst seien die Reste eines größeren slawischen Gebrauchsgefäßes vom Stil 2, also etwa aus der Zeit 800 bis 1000 nach Chr. erwähnt, die eine Siedlung wendischer Bevölkerung um das Jahr 1000, also für das Gebiet südlich der ehemaligen Altstadt festlegen. Der untere Gefäßteil einschließlich des

Bodens ist plump und dick und noch mit der Hand ohne Zuhilfenahme der Drehscheibe hergestellt.

Die typische mittelalterliche Ware des 13. Jahrhunderts und Anfang des 14. Jahrhunderts, die sonst in Frankfurt zahlreich zu finden und aus der ehemaligen Töpferei in der Ferdinandstraße bzw. Gubenerstraße 8 geliefert ist, findet sich diesmal hier nicht, dennoch weisen einige Randprofile auf den Anfang des 14. Jahrhunderts hin. Die Scherben sind nicht grau und so klingend hart wie aus der Töpferei Ferdinandstraße, sondern ziegelrot. Die Außenfläche ist feinperlig rauh und der Scherben noch völlig unglasiert. Ein großes Randstück aus gelblichem Ton deutet mit seinem lippenförmigen Rand noch auf das Ende des 13. Jahrhunderts; bei der Geringheit des Bestandes kann er auch als Schutt in späterer Zeit hierher gelangt sein. Diese

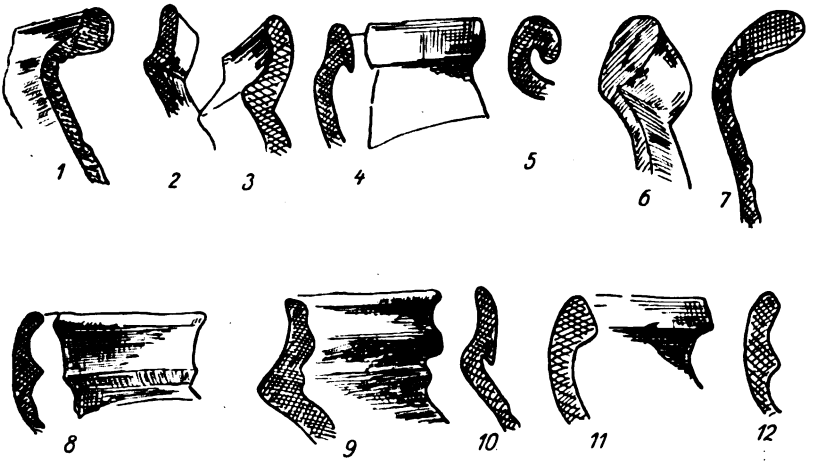


Abb. 6. Mittelalterliche Scherbenfunde aus Frankfurt a. d. O. (Anger). Nr. 1–7 unglasierte Scherben mit lippenförmigem und halskrausenartigem Randprofil. Ende 13. und 14. Jahrhundert. Nr. 5—12 Scherben, innen glasierte und leistenartige Randprofile. 15. und 16. Jahrhundert (Museum in Frankfurt). Etwa $^1/_2$ der nat. Gr.

Annahme wird dadurch noch erhärtet, daß unter den vielen Scherben einige bis ins 16. Jahrhundert reichen. Bemerkenswert ist eine Scherbenart aus rötlichem Ton, die von großen Näpfen herrührt und einen rundlichen, sehr dicken Rand aufweist, der bei Gefäßen des späten Mittelalters um 1500 auftritt.

Reste, die innen bereits gelbliche oder rötliche Bleiglasur mit mehr oder weniger Eisenoxyd als Färbungsmittel aufweisen, stammen aus dem Ende des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Randprofile haben meist einen gratartigen Vorsprung. Im 16. Jahrhundert treffen wir sowohl auf Scherben wie auf Kacheln, die allgemein beliebte und häufig angewandte giftgrüne Glasur, aus Kupferoxyd hergestellt, an, obwohl die grüne Glasur bereits Ende des 14. Jahrhunderts bekannt ist, wie die Ziegel am Nordportal der Marienkirche beweisen. Bei dieser Gelegenheit will ich gleich einer noch weit verbreiteten irrtümlichen Ansicht begegnen, nämlich daß die Hohlkehlziegel der Wappenkreisblenden ebenso grün bzw. gelb und schwarz glasiert oder engobiert sind. Wie Verfasser mit Unterstützung von Herrn Dr. Berger-

Schäfer und M. M. Lienau feststellen konnte, handelt es sich bei diesen Steinen um eine kalte Bemalung, die sich beim Schaben mit dem Messer leicht ablösen läßt.

Auf dem Anger fanden sich ferner Scherben mit dem sog. römischen Zahlenmuster verziert, und zwar war der eine außen rotbraun glasiert; es ist dieses um so merkwürdiger, als derartige Verzierungen bisher nur auf unglasierten Scherben bekannt waren, die aus dem Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts stammen (Abb. 5). Scherben aus dem 15. und 16. Jahrhundert mit Bleiglasur zeigten gelbe, rotgelbe, ziegelrote, braune und grüne Färbung in verschiedenen Schattierungen. Außer mehreren Boden- und Henkelstücken fand sich ein tönerner langer Griff eines Leimtiegels, innen mit gelber Glasur überzogen, der vermutlich dem 16. Jahrhundert angehörte, ganz ähnlich in der Form der noch heute gebräuchlichen. Gleichfalls von Tiegeln stammen einige spitze, zuckerhutförmige Beine.

Reste von unglasierten Napf- und Schüsselkacheln, die Urahnen unserer modernen Ofenkacheln, kamen gleichfalls zum Vorschein. Der viereckig geklopfte Rand ist leistenartig profiliert und nach innen umgelegt und dürfte somit dem Ende des 14. und 15. Jahrhunderts angehören. Auf dem Leib tragen sie dicke breite Furchen, die zur besseren Verankerung in der Ofenwand dienten. Da wir über die märkischen Töpfereiverhältnisse des späten Mittelalters und der nachfolgenden Zeit noch wenig orientiert sind, so ist uns ein Fund von Scherben mit bunter Malhornmalerei besonders willkommen. Die Reste stammen von Tellern und Schüsseln und sind in Art der hessischen Bauerntöpfereien, rot, gelb und grün in Malhorntechnik bemalt. Die Ornamente, meist Blätter, verraten das 17. Jahrhundert. Der Ton ist gelb bis rot. Es liegt die Vermutung nahe, daß derartige Geschirre nicht nur in Sommerfeld i. M., sondern auch in hiesiger Stadt angefertigt worden sind. Einige Schüsselreste mit weißer Zinnglasur und dicker blauer Pinselbemalung, besonders in Fächermotiven und Ranken in Art der Kellinghusener und Rügenschen Fayencen, lassen die Vermutung aufkommen, daß vor der Karl Heinrichschen Fayencefabrik (zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts) in enger Anlehnung an unsere Fayenceöfen, hierorts Tonteller mit bäuerlichem Blaumalereidekor als sog. Halbfayencen angefertigt worden sind und zwar für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Ein Kachelrest mit sog. unendlichem Muster, Gitterwerk und Akanthusblättern, welches dem Anfang des 17. Jahrhunderts angehört, und ein ebenso glasiertes Stück mit Blumen und Blättern im flachen Relief auf genarbtem Grund, das der Zeit um 1700 angehört, wurde noch gesichtet. Eine schmale, grünglasierte Kachel mit rautenförmigem Frührenaissanceornament läßt auf Beziehungen zu süddeutschen Hafnerwerkstätten schließen. Bedeutsam ist wieder das Vorkommen von rheinischen und sächsischen Steinzeugscherben, die sich schon an anderer Stelle der Stadt gefunden haben und auf eine Einfuhr von Raeren und Triebel-Muskau O. L. für das 17. Jahrhundert schließen lassen.

Gr. Scharrnstraße Nr. 53.

Beim Ausschachten eines Hofraumes im Hause Gr. Scharrnstr. 53 wurde in etwa 1 m Tiefe neben Scherben von gelb und grün glasierten Schüsseln und einem spätmittelalterlichen, innen glasierten Topf, ein bisher in Frankfurt nicht bekannter Kacheltyp gefunden. Das Kachelblatt wird von gedrehten flämischen Säulen begrenzt und trägt in der Mitte eine erhabene

Palmette, die auf die Zeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schließen läßt. Weitere Funde sind leider durch die verspätete Benachrichtigung an den Bezirkspfleger verloren gegangen (Abb. 9, Nr. 1).

1

Spätmittelalterl. Randprofil, innen gelb glasiert. So. Frankfurt, Gr. Scharrnstr. 53 (Hof).

2

Bombenförmiger Kochtopf mit 3 „Knubben" am Boden. Gef. Gubener Str.

Abb. 9.

Junkerstraße 21.

Im Keller des Hauses Junkerstraße 21 [1]) in der Westmauer, etwa 1½ m unter dem Straßenniveau, befand sich eine zugemauerte Nische in Spitzbogenform endigend. Die Art und Weise, wie die Ziegelsteine zu dem gotischen Spitzbogen verarbeitet waren, läßt auf eine frühe Zeit schließen. Die Nische war etwa 60 cm breit, 80 cm hoch und 40 cm tief und soll nach Angabe einiger Arbeiter hinten gewölbt gewesen sein. In dieser nach dem Keller zu vermauerten Nische soll Bauschutt gelegen haben, in der eine große Tonziegel mit plastischen Majuskeln N. I. = sC (also ein N. I. Trennungszeichen u. C.), glasierte Ofenkacheln und zahlreiche Scherben gelegen haben. Leider sind letztere fortgeworfen worden. Es ist schade, daß dieser Fund verworfen wurde, da diese frühen meist noch mittelalterlichen keramischen Funde zu den größten Seltenheiten gehören und für die Kunst wie Kulturgeschichte Deutschlands, insbesondere Frankfurts unendlich hohen Wert haben. Hier müßte die Bauverwaltung entsprechende wirksame Mittel ergreifen, um in Zukunft solchem Übelstande abzuhelfen. Die Bauunternehmer müßten in einem Schreiben darauf hingewiesen werden, jeden Fund und scheine er auch der geringste zu sein, sofort zu melden, damit von fachmännischer Seite

[1]) Frankfurter Oderzeitung 44, III und 18. III. 1922. Hier schreibt Lienau u. a.: „In dem Hause Junkerstraße 21 hat ebenfalls ein altes Kellergewölbe baulicher Veränderung weichen müssen; dabei wurden Topfscherben (von mindestens vier Gefäßen) gefunden, die auf Grund eines sehr charakteristischen Randstückes ....., in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert werden können. Die Scherben wurden 2 m unter der Kellersohle gefunden. Was sagt uns nun dieser unscheinbare kleine Tonscherben? In erster Linie sagt uns seine „Technik", nämlich klingend harter Brand bis fast zur Sinterung, Dünnwandigkeit, besondere Schlämmung, blaugraue Farbe u. a. (nach C. Strauß), daß sie deutschmittelalterlich, im Gegensatz zur gleichzeitigen slawischen (wendischen) ist. An der Profilierung unseres Randstückes sieht man übrigens deutlich die während der Übergangszeit (etwa 1150 bis 1250) häufig zu beobachtende gegenseitige Beeinflussung der deutschen und slawischen Töpferei in bezug auf Form und Dekor, nach welcher Richtung also ein Austausch stattfindet, während die deutsche Technik nur gibt, nicht empfängt".

Fund und Fundstelle untersucht und so für immer in das Museum gerettet werden könnte, wo er dann wissenschaftlicher Veröffentlichung harren kann. Die Bauunternehmer wiederum werden ihre Arbeiter, vor allem aber ihre Aufseher, vielleicht unter Aussetzung von kleinen Belohnungen dazu anzuhalten haben, bei Erdbewegung auf jeden Scherben und dergleichen zu achten und die Fundstelle sofort zu melden. Es war bei der Rettung ein Teil des schon genannten Bauopferfundes wieder mal das Verdienst unseres Mitbürgers und Altertumsforschers Herrn M. M. Lienau, daß wenigstens der Majuskelstein ein Ofenkachelfragment von ihm erworben und in gütiger Weise dem Museum überlassen worden ist (Abb. 10 u. Taf. XXII).

Abb. 10. Tonstürzel, gef. Junkerstraße Nr. 21 (etwa 2/3 der nat. Gr.).

Bevor ich auf Einzelheiten des Fundes eingehe, möchte ich Einiges über die Baugeschichte des Hauses Junkerstr. 20, sowie die Nachbarhäuser sagen. Es steht wohl außer Zweifel, daß es sich nach den schon beschriebenen Umständen um ein sog. „Bauopfer" handelt. Nach einem alten abergläubischen Brauch mauerten nämlich die Maurer beim Bau eines neu zu errichtenden Hauses in das Fundament Verschiedenes, meist Krüge mit Münzen oder Speisen (wie Eier) ein, um die bösen Geister in der Erde zu bannen. In diesem Falle können wir annehmen, daß an der Stelle des jetzigen Hauses schon ein Haus stand, welches abgerissen oder abgebrannt ist und an dessen Stelle man dann ein neues errichtet hat. Bei diesem Anlaß aber hat man Ofenreste, die großen Ziegel sowie Töpfe mit in die vorhandene kleine Nische eingemauert. Die eingemauerten Reste sind also älter als das damals neu errichtete Gebäude und dieses ist heute schon recht alt. So läßt sich für unser Haus Junkerstraße 20 folgendes ermitteln. Es heißt in den „Kunstdenkmälern", S. 195: „mit Hilfe des Hypothekenbuches gelang es auch, den Besitzer des Hauses Junkerstr. 20 zu ermitteln, der dies Gebäude mit seiner heute noch spitzbogigen Einfahrt und den im Hofe noch spätgotisch profilierten Fenstergewänden aus Backstein, die, wie eine Tafel zwischen zwei Fenstern des zweiten Obergeschosses andeutet, dem Jahre 1528 anzugehören scheinen, im Anfang des 18. Jahrhunderts umbauen ließ. Das andere Nachbarhaus rechts nach der Oderstraße zu ist ebenfalls sehr alt. Hier heißt es: „Junkerstraße 18 wurde unter Beibehaltung eines älteren Kerns, der an dem steilen, nach der Oderstraße zu abgewalmtem Dach erkennbar ist und zu dem im Erdgeschoß auch Sterngewölbe mit einer Hausmarke, den Buchstaben A. H. und 3 X der Jahreszahl 1522 gehören, gegen Ende des 17. Jahrhunderts umgebaut. Das andere Nachbarhaus, das sog. Bruckmannsche (Junkerstr. 22), besaß „nach dem Wiesenbuch von 1548, wie es in den Kunstdenkmälern von Frankfurt, S. 176 heißt, Sabinus". Bekmann (Notitia universitatis 1706) führt dieses Gebäude als am nördlichen Teil des Marktes gelegen an und erwähnt dabei die ehemals an dem Gebäude befindliche lateinische Inschrift: „PARVA QUIDEM DOMUS E ST — SED — IN HAC HABITANTE SABINO CALLIOPE SEDEM IVSSIT HABERE SUAM, deren Übersetzung etwa folgend lautet:

„Klein zwar ist diese Stätte zum Wohnen, indessen Sabinus weilet

darin, deshalb wählte Calliope sie". An den Sterngewölben des heute als Geschäftslokal benutzten Raumes im Erdgeschoß erkennt man neben der Jahreszahl 1531 das Bruckmannsche Wappen, ein sich bäumendes Einhorn über dem schachbrettartigen Schildfuß. Außerdem liest man neben mehreren Hausmarken den Namen Maria und viermal das Monogram I. H. S.

Wir sehen, daß die Nachbarhäuser wie auch unser Haus mit dem Bauopferfund aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammen. Reizvoll ist auch die Angabe Beckmanns, daß sich im Hause Junkerstraße 22 eine wahrscheinlich aus Majuskel bestehende Inschrift in lateinischer Sprache befand. Eine ganz in denselben Typen gehaltene Majuskelinschrift befindet sich in der Balkendecke Forststr. 5 aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Hier sind auch die Typen der Buchstaben N. I. und S, sowie das Verbindungsstück völlig gleich, wir können unsere Majuskelziegel auch in den Anfang des 16. Jahrhunderts setzen (vgl. Kunstdenkmäler, Abb. 151). Die mitgefundene Ofenkachel ist eine Eckkachel aus rötlichem (heimischen) Ton mit einer zinnhaltigen Bleiglasur überzogen in weiß, kupfergrün und mangan-violett. Nach der gewundenen flämischen Säule und den darauf naturalistisch modellierten Blumen (Astern) und Blättern zu urteilen, zeigt sie einen ausgesprochenen Renaissancestil. Wir können also die Kachel in den Anfang bis Mitte des 16. Jahrhunderts setzen; das würde auch mit dem Ziegelstein genau übereinstimmen. Was aber besonders wertvoll an dem Kachelrest ist, ist die frühe Anwendung der zinnhaltigen Glasuren, insbesondere des Braunsteins zu violett gefärbten Glasuren. Auch wirft die Kachel ein günstiges Licht auf unsere heimischen Hafnerarbeiten der Renaissance. Im Hinterhause befand sich gleichfalls ein Renaissanceofen mit Säulen, die vom Laubwerk umrankt waren, die einzelnen Flächen waren von großen Palmetten bedeckt und völlig schwarzbraun glasiert. Dieser Ofen, der in seiner Vollständigkeit sogar erhalten ist, wurde von dem Besitzer des Hauses in dankenswerter Weise dem hiesigen Museum überwiesen.

Nun noch einiges über den Zweck der Niederlegung. In vielen Gegenden Deutschlands, besonders in den Städten Braunschweig [1]) und Liegnitz [2]), sind viel derartige Bauopferfunde in Häusern gemacht und von dortigen Forschern eingehend beschrieben worden. Hahn kommt in seiner Schrift zu der Ansicht, daß sich bei diesen eingemauerten Gefäßen u. dgl. einem deutschen Volksglauben entsprechend um Opferspenden handelt, die aus dem 14. bis 15. Jahrhundert, zum Teil auch schon aus dem 13. und noch aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen. Wir können annehmen, daß diese Niederlegung geschah, um den Hausgeistern in der üblichen Vorstellung von Kobolden, welche man sich in der Erde wohnend dachte, ein Opfer zu bringen. „Wenn es uns an Nachrichten für das Fortbestehen der Sitte", so fährt Hahn fort, „im 14. bis 16. Jahrhundert fehlt, so erklärt sich das einerseits hinreichend aus der Vorstellung, daß solche Opfer unbeschrieen gebracht werden müssen und andererseits aus der Scheu vor der Geistlichkeit, die sie als gottlose verbot. Man setzte die Sitte wohl noch fort, als die Vorstellung von dem Zweck dieser Spenden verdunkelt oder erloschen war".

Ich schließe nun mit der Hoffnung, daß diese kleine Arbeit anregend gewirkt hat und in Zukunft mehr auf derartige Funde geachtet wird, um so

[1]) Hänselmann: Die eingemauerten, mittelalterlichen Tongeschirre. Braunschweig.
[2]) Vgl. Hahn: Der Fund mittelalterlicher Gefäße im Baugrunde alter Häuser zu Liegnitz und dessen Bedeutung für die Volkskunde.

der Forschung über den alten Volksglauben sowie über die alte Keramik mit der Zeit mehr Material zu verschaffen.

„Bliemelshof".

Ein Fund mittelalterlicher Scherben beim Schachten im „Bliemelshof" am Graben Nr. 3 im April 1921. Die Fundstelle befand sich im Hofe etwa 12 m ab vom heutigen Bollwerk (Oderwand). Das Schachtloch war 3 m breit und 2½ m lang, etwa 1,75—2 m tief, bis zum Grundwasser der Oder (Oderspiegel).

Bei der Schnelligkeit der Arbeiten und infolge zu später Benachrichtigung konnte ich genaue Messungen und Grabungen leider nicht mehr vornehmen, obwohl diese Fundstelle eine der interessantesten im Stadtgebiet war.

Es ließen sich nämlich an allen vier Wänden die Ablagerungen von fünf übereinanderliegenden, scharf unter sich geschiedenen Kulturschichten erkennen. Die unterste (erste) und damit auch zugleich älteste war 1,75 m tief. In gleicher Tiefe war in der rechten nordwestlichen Ecke der Grube ein großes Pfostenloch aufzufinden. Daß man beim Tiefergraben die ältesten mittelalterlichen Ansiedlungsreste und Scherben slawischer Herkunft gefunden hätte, halte ich durchaus für möglich. Ich habe derartige Funde dort bisher leider nicht machen können. Hingegen fanden sich in dieser ersten Schicht Backsteine ältesten Formats (Klosterformat) und verschlackte Reste, ohne Scherbenreste. Wahrscheinlich von 1500. Die zweite Schicht war von der darunterliegenden ersten durch gelben lehmigen Sand (etwa 30 cm) getrennt. Es war eine sog. Brandschicht, mit verkohlten Holzbalken, verschlackten Steinen. In der ziemlich starken Kulturschicht fanden sich glasierte Scherben und Tierknochen. Ziegelsteinreste lagen unter der verkohlten Holzschicht; nach den keramischen Funden (Scherben mit grünlicher oder gelblicher Glasur und feinen Rillen auf der Außenwand) zu urteilen, dürfte die Ansiedlung durch Feuer etwa im 16. bis 17. Jahrhundert zerstört worden sein. Es dürfte durchaus annehmbar sein, in dieser Schicht die Brandspuren des 30jährigen Krieges zu erblicken. Wir wissen, daß 1631 die Schweden nach der Einnahme Frankfurts sowohl die innere Stadt wie besonders die Lebuser Vorstadt stark gebrandschatzt hatten.

Die dritte Schicht enthielt Scherben mit gelber, brauner und schwarzer Glasur; auch Kachelreste mit plastisch modellierten Barockranken und dem Stern zum schwarzen Adlerorden, darunter ein Band, worauf nur noch das Wort „Talis" zu lesen war. Damit ist diese Schicht einwandfrei für das 18. Jahrhundert festgelegt. Auch diese Schicht weist starke Brandspuren auf, also einer gewaltsamen Zerstörung, vielleicht haben wir in diesen Trümmern die Spuren der Sottmeierbande zu erkennen, die bekanntlich die ganze Lebuser Vorstadt fast vollständig niederbrannten.

Die vierte Schicht erwies sich durch die vielen Geschirreste mit brauner Lehmglasur und Salzglasur als aus dem 19. Jahrhundert stammend; während die fünfte Schicht sich als modern herausstellte. Nach den bekannten Holzschnitten von 1548 (siehe Kunstdenkmäler von Frankfurt, Taf. 1) liegt unser Fundplatz außerhalb der Stadtmauern; aber an dieser Stelle sehen wir schon vereinzelt Häuser mit der Kirche des St. Georg im Hintergrund. Die Lebuser Vorstadt war schon im 16. Jahrhundert besiedelt. Nach einem Plan (Vogelschau) der Stadt von 1636 (Kunstdenkmäler Frankfurt, S. 3) sind die Stadtbefestigungswerke erweitert worden, so daß wir unseren Fundplatz zu den

Fortifikationen rechnen können. Die ehemalige Lebuser Vorstadt ist zerstört dargestellt, so die St. Georgskirche sowie einige Häuser als Ruinen.

Über den Sottmeierbrand, der 1723 stattfand, siehe Näheres in den Kunstdenkmälern, S. 123.

Breitestraße 26.

Baufund Breitestraße 26. Dieser Fundplatz befindet sich innerhalb der ehemaligen Stadtmauern. Im Jahre 1921 beim Schachten eines Kellers sind zahlreiche Scherben und Kachelreste, dicke unglasierte Tonröhrenreste sowie Knochen und verkohltes Holz gefunden worden. Ein Kachelrest ist grün glasiert und weist in der Mitte eine kranzartige Einfassung für eine muldenartige Vertiefung auf. Sie stammt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Auch fand sich das Bruchstück einer Reliefkachel (Porträt mit spanischer Halskrause), in den Ecken Engelsköpfe, davor ein halbkreisförmiger Bogen im Renaissancestil aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, sowie Kachelfragmente mit schwarzer, dunkelbrauner (mangan) Glasur. Ein Tellerrandstück mit grüner Glasur und einige hellbraune Steinzeugscherben (Boden mit wellenförmig geknetetem Fuß) als rheinische bzw. Siegburger Einfuhr wurden gefunden. Sie gehören ins Ende des 15. Jahrhunderts. Bemerkenswert war ferner ein gedrungener Kopf von grauem Ton mit wellenförmig geknetetem Fuß, innen mit brauner Lehmglasur überzogen. Danach können wir das Auftreten der Lehmglasur bereits in die Mitte des 15. oder den Anfang des 16. Jahrhunderts ansetzen.

Cüstrinerstraße.

Auf dem Gelände gegenüber dem städtischen Schlachthause, Cüstrinerstraße wurden beim Schachten für den Grund neuer Häuser sowohl wendische Scherben des zweiten Stils als auch mittelalterliche Scherben von rötlichem Ton unglasiert mit flachen Gurtfurchen gefunden. Ein Scherben war mit dem sog. römischen Zahlenmuster, einem Stempelornament (in Rädchentechnik) verziert und gehört somit ins 13. Jahrhundert.

Richtstraße 5/6.

Funde beim Schachten auf dem Hofe der ehemaligen Universität Richtstraße 5/6 (Abb. 1—9 Taf. XXII und Textabb. 7).

Beim Ausschachten eines Baugrundes im südlichen Teil des Hofes neben dem Universitätsgebäude stieß man in etwa ½—1—2 m Tiefe auf zahlreiche Gefäßreste[1]). Da diese Scherben innerhalb eines alten Gebäudefundaments, das aus Backsteinen im Klosterformat mit darunterliegender Feldsteinuntermauerung (zwei Läufer, ein Binder) bestand, im Stein mit Knochen und Münzen (eine kleine Silbermünze spätestens aus dem 16. Jahrhundert) gefunden wurden, liegt die Annahme von „Bauopfern" nahe. Die ältesten Scherben bestanden in grauer, frühdeutschmittelalterlicher Ware mit lippenförmigem Randprofil. Innen zeigte sich ein Ansatz zu einer kleinen Hohlkehlleiste. Es sind also Reste der bereits in Frankfurt schon zahlreich gefundenen, blaugrauen Ware des 13. Jahrhunderts, die sicher aus der Töpferei Gubenerstraße stammen (vgl. Strauß, Studien, Abb. 34, Nr. 1). Unter den Unmengen von Scherben seien einige hervorgehoben und auf Abb. 7 in dieser Schrift

[1]) In der „Denkmalpflege" Dez. 1923 habe ich diese Funde eingehender behandelt. Vgl. auch die Randprofile von hier in Strauß, Studien a. a. O. S. 41 Abb. 36.

wiedergegeben. Dem ſpäten Mittelalter, etwa aus dem 15. Jahrhundert, entſtammen die Scherben Abb. 7, Nr. 1 u. 2. Vergleiche das Randprofil eines großen Topfes, grau, plump, dicker Scherben ſchräg abgeflacht nach außen zu mit doppelter Kehlung und anſchließendem dornartigem Vorſprung (zu vgl. Strauß, Studien, a. a. O., Abb. 34, Nr. 3), ferner Abb. 7, Nr. 3, ſtark profilierter, krauſenartiger Rand eines unglaſierten rötlichen Scherbens. Verwandt dem Profil Abb. 7, Nr. 1 iſt der Rand Abb. 2 mit dachartiger oberer Leiſte: grau und unglaſierter Scherben. Einer ſehr ſpäten Zeit, etwa dem 16. Jahrhundert, gehören der Rand Abb. 7, Nr. 4 an (vgl. Strauß, Studien, Abb. 34, Nr. 4) und die Reſte eines rötlichen, unglaſierten großen Topfes. Das Profil iſt wieder lippenartig vorgebogen aber wie mit einem Anſatz zur Hohlkehlleiſte. Unterhalb befindet ſich ein dornartiger Vorſprung. Dieſes Profil iſt ſonſt meiſt an glaſierten Gefäßen zu finden.

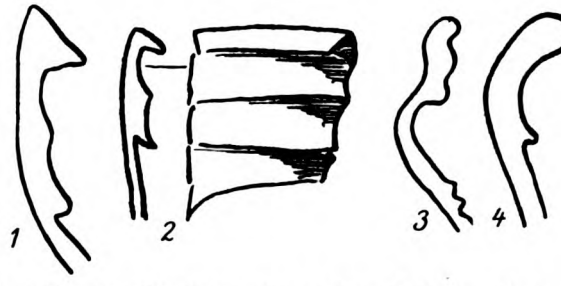


Abb. 7. Randprofile von Scherben, gef. auf dem Hofe der ehem. Univerſität in Frankfurt a. d. O. Nr. 1—2 = 14. Jahrhundert. 3—4 = 15.—16. Jahrhundert.

Ziegelſtraße.

Bereits vor dem Kriege ſind bei Schachtarbeiten in einem Hauſe der Ziegelſtraße eine Unmenge Scherben und Kachelreſte zum Vorſchein gekommen. Wie wir wiſſen und wie auch der Name ſagt, waren in dieſer Straße die Töpfer und Ziegler anſäſſig. Auch Aufzeichnungen in den Kirchenbüchern der St. Georgen-Gemeinde wiſſen davon zu berichten, daß in der Lebuſer Vorſtadt hauptſächlich Töpfer anſäſſig waren. Unter den Funden ſind auch zwei Gefäße getätigt worden, von denen das eine Gefäß mit dunkelbrauner Bleiglaſur überzogen, kugelförmig iſt und einen zylindriſchen, viermal dick gerieften Hals hat; auf dem Körper finden ſich zickzackartige Bänder in Rädchentechnik, ganz in der Art, wie wir ſie bei den Muskauer Steinzeugtöpfen der Frührenaiſſance finden. Das andere Gefäß iſt unglaſiert und zeigt wie das erſte, keinerlei Spuren des Gebrauchs; es iſt von koniſcher Form und hat die Geſtalt eines Bierkruges, der ſich nach oben ſtark verjüngt. Auch dieſer

Abb. 11. Kleines Gefäß, gef. Ziegelſtr. Frankfurt a. d. O. mit Bleiglaſur (½ der nat. Gr.).

Körper ist mit stempelartigen Eindrücken versehen. Die Kacheln tragen bereits Frührenaissanceornamente, und zwar trägt die eine das Porträt eines brandenburgischen Kurfürsten, ganz in der Art, wie wir sie an Frankfurter Kacheln aus der Mitte des 16. Jahrhunderts her kennen. Die Kacheln sind teilweise etwas schlecht ausgeformt und unglasiert und zeigen gleichfalls keinerlei Spuren des Gebrauchs, so daß der Beweis, daß sie aus einer Töpferabfallgrube stammen, damit erbracht ist. Wir sehen, daß in damaliger Zeit Geschirr- und Ofentöpferei noch eng miteinander verbunden waren. Die Kacheln sind für die Mitte des 16. Jahrhunderts genau datierbar und so lassen sich in diese Zeit auch die beiden mitgefundenen Krüge reihen. Diese befinden sich in der Sammlung des Herrn Rechnungsrats Breiter, Frankfurt a. d. O. (vgl. Abb. 11 und Taf. XXI, Abb. 5).

Gubenerstraße 8.

Gubenerstraße 8 (vgl. M. M. Lienau, Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. O., Mannus-Bibliothek Nr. 25, S. 31; Konrad Strauß, Funde aus einer frühmittelalterlichen Töpferei in Frankfurt a. d. O. Brandenburgia XXXI. Jahrgang, Berlin 1922, S. 11—19; Derselbe, Studien zur mittelalterlichen Keramik, Mannus Bibliothek Nr. 30, S. 90).

Im Frühjahr 1923 wurde im westlichen Teil des Gartens Gubenerstraße 8 an der Ecke der Ferdinandstraße für ein großes Gebäude Ausschachtungen unternommen. Hierbei fanden sich wieder zahlreiche Scherben der bekannten Ware; grauer, klingendharter Scherben, zum Teil dünnwandige Ware mit feiner Schlemmung des Tones und rauher, fast perliger Oberfläche. Einige Reste zeigen wieder Verziehungen durch den Brand, so daß nunmehr an dem Vorhandensein einer Töpferei bzw. Abfallstätte [1]) nicht der leiseste Zweifel bestehen kann (Abb. 3 u. 4).

Es wurden diesmal Reste von recht großen Töpfen mit breitem Boden und breiten gekehlten Henkeln gefunden. Am bemerkenswertesten ist ein kugliger Topf mit ein wenig eingezogenem Hals und rundlich lippenartigem Randprofil ohne Hohlkehlleiste. Dieses Gefäß hat bereits einen wenig abgeplatteten Boden, an dem sich drei von innen herausgedrückte „Knuppen" befinden, die Vorläufer der Zapfen- und „Grapenfüße". An der Schulter trägt dieser Topf drei flache rundliche Gurtfurchen (siehe Abb. 9, Nr. 2). Am Rand befindet sich ein rinnenartiger, handgekneteter Ausguß, ein Vorläufer der „Schnauze", ihm gegenüber war der Henkel (jetzt abgebrochen) angebracht, der unten beim Aufsetzen durch drei dellenartige Eindrücke markiert wird. Unser Topf gehört demnach zu der Gruppe der sog. „Bombentöpfe", die vornehmlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Gebrauch waren und deren Heimat hauptsächlich Nord- und Nordwestdeutschland ist. In Schlesien habe ich diese Gruppe bisher noch nicht angetroffen, wie dort im 13. Jahrhundert auch kuglige Töpfe und solche ohne Randfläche fast gar nicht vorkommen. In der Mark Brandenburg hingegen sind Funde von bombenartigen Töpfen häufiger. Frankfurt scheint demnach eine der südöstlichsten Stellen des Verbreitungsgebietes zu sein.

[1]) Bei früheren Funden befanden sich zwei tönerne Spinnwirtel, die darauf schließen lassen, daß in damaliger Zeit Spinnwirtel einmal auf der Drehscheibe hergestellt und zweitens gewerbsmäßig gefertigt wurden. Damit würde der Erklärungsversuch Lienaus auf S. 31 seiner Vor- und Frühgeschichte von Frankfurt" hinfällig.

Die eiförmigen, meiner Ansicht nach mehr an slawische Gefäßformen des Stils III gemahnenden Töpfe finden sich im 13. Jahrhundert dagegen hauptsächlich in Schlesien; meist in Vereinigung mit dem halskrausenartigen Randprofil. Vertretern dieser Gattung begegnet man jedoch auch hier, sogar in Begleitung von bombenförmigen Gefäßen. Die Randprofile unseres Fundes sind meist lippenförmig, teils ohne, teils mit Halskehlleiste, oder halskrausenartig mit dornartigen, stets untergriffigem Vorsprung. (Siehe die Abb. Strauß, Studien, a. a. O., Abb. 34, 1, 2 und Abb. 35). Töpfe derselben Form mit dornartigem Randprofil, gleichfalls aus einer Töpferei stammend, sind in Kipfendorf bei Coburg gefunden worden und für das 13. Jahrhundert bestimmt. Vgl. Abb. 15. Auf S. 3 [1]) heißt es in der Schrift bei Brückner: „Die Scherben waren weiß, gelblichbraun, grünlich oder schwärzlich, manche geschmolzen und zu Klumpen gebacken. Spuren von Glasur waren nicht vorhanden. Die Scherben waren ungefähr so fest gebrannt wie unsere heutigen Blumentöpfe.

„Karthaus".

Im Frühjahr 1921 wurden auf dem Gelände des ehemaligen Klosters „Karthaus" einige Gebäude für Wohnungen aufgebaut, wobei man beim Schachten in einem Keller mit alten Kreuzgewölben etwa 1—1½ m tief auf zahlreiche Scherben stieß. Leider sind diese überaus wichtigen Reste nicht aufgehoben worden. Nach langem Suchen an der Schuttstelle ist es dem Verfasser gelungen, wenigstens zwei kleine Scherbchen zu retten. Es ist jene rötliche, mit flachen Gurtfurchen verzierte Ware etwa aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, die wir in unserer Stadt schon des öfteren gefunden haben. Das Profil des Randstückes mit seiner rundlichen, lippenartigen Form weist ebenfalls auf das 13. Jahrhundert hin (vgl. Strauß, Studien, a. a. O., Abb. 34, Nr. 2). Der Scherbenfund beweist, daß also außerhalb der Stadtmauern in der Gegend des Karthäuser Klosters eine Ansiedlung, wahrscheinlich eine vereinzelte Siedlung lag, wie wir es bereits durch den Töpfereiabfallfund, Gubenerstraße 7, aus der gleichen Zeit auch für diese Gegend kennen. Die Karthausgegend war also vor der Gründung des Klosters, die erst 1396 erfolgte, bewohnt. Im Jahre 1432 wurden die massiv ausgebauten Gebäude des Klosters zerstört, und bereits 1439 wieder hergestellt.

Gubenerstraße 12.

Mittelalterliche Scherben gleichen Typs wie die vom Karthausplatz sind im Keller beim Schachten des Neubaues der „Lebuser Kreisbank", Januar 1921, Gubenerstraße 12 gemacht worden. Die Reste rühren von einem ziemlich kugligen Gefäß von grauer Farbe her, das mit großen flachen, scharfgratigen Gurtfurchen verziert war. Sie gehören gleichfalls dem Typ des 13. Jahrhunderts an.

Gubener Mauerstraße.

Die Funde im Weichturme der Gubener Mauerstraße.

Zu vgl. Frankfurter Oderzeitung Nr. 105, 1923; M. M. Lienau, Funde im Weichturme der Gubener Mauerstraße und ebenda 22, III. 1923; Strauß, Nochmals der Fund im Weichturme der Gubener Mauerstraße.

[1]) „Coburger Heimatblätter", Heft 1, 1921, Rd. Brückner, Kipfendorf, eine mittelalterliche Töpferei in der Nähe von Coburg.

Nach dem alten Stadtplan „Frankfurt a. d. O. im Jahre 1636" würde der Weichturm in der Gubener Mauerstraße, in dessen Fundament vor kurzem bedeutsame Funde aus dem Mittelalter zutage gefördert worden sind, der Südost-Eckturm (Kasernenhof) ausgerechnet sein. Hier wurden vom Branddirektor Fuisting und M. M. Lienau in der Ost- und Westecke der südlichen Turmmauer, und zwar in der Tiefe ihres Fundaments zwei sehr schöne Bronzegrapen in starken Steinpackungen entdeckt und unversehrt zutage gefördert. Bekanntlich hieß die Regierungsstraße, die in der Achse zum Weichturm verläuft, „Grapengießer"-Gasse und da es sich bei unserem Funde um ein sog. im Mittelalter übliches „Bauopfer" handelt, liegt die Vermutung nahe, daß dieses hervorragende Opfer (in der Regel handelt es sich um Tongefäße) von den diesem Kampfturm benachbarten und durch ihn gedeckten „Grapengießern" gestiftet wurde, wie M. M. Lienau bereits in seinem Artikel ausführte.

Bei der Durchsicht der Fundreste gelangte ich zu dem Ergebnis, daß sie zwei verschiedenen Kulturschichten entstammen. Diese Annahme wird auch durch die Beobachtung der Erdschichten bei den Schachtarbeiten des Herrn Fuisting bestätigt. Der ältesten (untersten) Kulturschicht im Niveau des untersten Feldsteinfundaments entstammen zwei Scherbenarten: die eine mit lippenartigem Randprofil, das immer eine Hohlkehlleiste aufweist und die andere mit einem halskrausenartigen untergriffigen Vorsprung, der eine kleine Schweifung bis zur oberen Randlinie zeigt (vgl. hierfür Konrad Strauß, Studien, a. a. O., Abb. 34, Nr. 1 und 2). Scherben mit derartigen Randprofilen gehören dem Ende des 13. Jahrhunderts an. Erhalten ist auch ein Bruchstück eines sog. „Bombentopfes", der seiner Halsbindung wegen etwas später anzusetzen ist als der sonst nahestehende „Dahlenburger Typus" (vgl. Strauß, a. a. O., S. 9). Die Scherbenreste aus der ersten (untersten) Kulturschicht tragen eine charakteristische grauschwarze, rauhe Oberfläche; diese Keramik ist uns schon des öfteren in unserem Stadtgebiete begegnet, so z. B. bei der ehemaligen Universität und auf dem Gartengrundstücke Gubenerstraße 8, wo sich eine im 13. Jahrhundert anscheinend stark beschäftigte Töpferwerkstätte befand, über die ich schon mehrfach im Anschluß an die betreffende Grabung des Herrn Lienau berichtet habe. Unsere Scherben dürften also von einigen, bald nach der Erhebung Frankfurts zur Stadt (1253) in die ersten massiven Stadtbefestigungen fundamental hineingestellten Töpfen „als Bauopfern" Zeugnis ablegen.

Die Kluft zur zweiten, oberen Kulturschicht umfaßt etwa 1½ Jahrhunderte, denn die beiden Bronzegrapen dürften erst der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstammen (Taf. XXI, Abb. 6 u. 7). Die kuglige, gedrungene Gestalt, wie sie an frühen Grapen des 14. Jahrhunderts vorkommt, fehlt unsern Grapen schon gänzlich, hingegen deuten die rechtwinkligen spitzen Henkel, die hohen dünnen Füße, sowie die Riefen auf der Schulter des einen Stückes bereits auf den Anfang des 15. Jahrhunderts hin. Auf einem Holzschnitt, der das Martyrium des heiligen Veit darstellt und aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt, ist ein Grapen von ähnlicher Form abgebildet (vgl. Führer durch die Ausstellung des königl. Kupferstichkabinetts „Deutsche und Niederländische Holzschnitte" des 15. Jahrhunderts, Berlin 1908, Tafel 10). Wir dürfen die Grapen jedenfalls „als Bauopfer" bei einem Neuaufbau des Weichhauses im 15. Jahrhundert auffassen und vielleicht annehmen, daß ein solcher durch kriegerische Ereignisse notwendig geworden war. Darauf lassen auch die vielen Trümmer

von tönernen „Dachpfannen" schließen, die im Bezirke der untersten (Fundament-)Schicht gefunden wurden. Diese Dachziegel sind plump und tragen einen dicken, spitz endigenden Knubben; der Körper ist ähnlich den sog. „holländischen Pfannen" gebaucht. Ferner wurde ein Scherbenrandprofil mit doppelter Kehlung bzw. anschließender Leiste, wie sie für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts typisch ist, gesichtet; es trägt dazu bei, meine Annahme über das Alter der zweiten Kulturschicht wie der Metallgrapen zu stützen (vgl. Strauß, a. a. O., S. 40, Abb. 34, Nr. 3). Auf dem Grundstück der ehemaligen Universität wurden gleichfalls Gefäßreste mit derartigen Randprofilen massenhaft gefunden (Taf. XXII, Abb. 6 u. 7).

Von anderen keramischen Funden aus Schichten des Weichturms seien erwähnt: ein kleiner Tonstürzel mit flachem, knopfartigem Abschluß von buckelartiger Form und mit breitem, lippenartigem Rand — der Vertreter eines Typus, der häufig in Schlesien, aber auch in Frankfurt (Junkerstr. 21, siehe Abb. Nr. 10) vorkommt und bereits um die Wende des 14. Jahrhunderts auftritt. Ferner fand sich ein Grapenfuß aus rötlichem Ton, rundlich, jedoch spitz endend; auf der inneren Bodenseite läßt sich eine braune Bleiglasur erkennen. Ein kleines sackförmiges Gefäß mit kleinem Henkel, innen grünlichgelbe Bleiglasur; ein Tellerfragment von gelbem Ton und gelbweißer, grüner und ockergelber Engobenmalerei. Napfkachel oben eckig zugeklopft, ferner ein Bruchstück eben solcher Napfkachel mit grüner Bleiglasur; letztere dürfte etwa aus dem 16. Jahrhundert stammen. Ein glasierter Scherben mit einer kleinen Reliefauflage (fliegender Engel).

Alle diese Reste stammen, mit Ausnahme der Scherben mit lippenförmigem oder halskrausenartigem Randprofil (Ende des 13. bzw. Anfang des 14. Jahrhunderts), aus dem Ende des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Schließlich sei noch ein schwarzglasiertes Kachelfragment aus ziegelrotem Ton mit einem Reliefporträt erwähnt, das aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen dürfte.

Während der Niederschrift dieser Zeilen erhalte ich von Herrn Lienau folgende Mitteilungen: „Wenn Sie, wie Sie mir bei Ihrem neulichen Besuche schon mündlich erklärten, die zwei Metallgrapen erst ins 15. Jahrhundert setzen, so würde sich nunmehr folgendes Bild ergeben: das erste Bauopfer „wurde etwa zwischen 1275 bis spätestens 1300" in Gestalt von Tongefäßen, die durch die am untersten Fundament liegenden Gefäßscherben bezeugt sind, in den Weichturm eingebracht, während die zwei Metallgrapen ein neues späteres „Bauopfer" darstellen, und zu einem solchen Befunde paßt ja vorzüglich die Feststellung einer unteren (in der Höhe wurden noch eine zweite angetroffen) Brandschicht mit viel Trümmerwerk, die uns von der Zerstörung des ersten alten Turmes Kunde gibt. Durchaus nahe liegt nun die Vermutung, daß der alte Weichturm ein Opfer der zweiten Belagerung durch die Hussiten (am Sonntag Palmarum 1432) wurde, bei welcher die Stadt von Süden berannt und die Gubener Vorstadt mit dem Karthäuserkloster in Asche gelegt wurde. Träfe diese Vermutung zu, die noch bekräftigt wird durch den Fund einer eisernen Speerspitze mit abgebrochener oberer Blatthälfte, so hätten Sie auch durch historische Ereignisse eine schöne Bestätigung Ihrer zeitlichen Ansetzung der zwei Grapen".

Da in unmittelbarer Nachbarschaft unseres Weichturmes die ehemalige Grapengießerstraße (heutige Regierungsstraße) liegt, so ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß dieser den Grapengießern benachbarte Teil der Stadtbefestigung, insbesondere auch unser Weichturm, ihrem besonderen Schutze,

was auch Lienau vermutet, anvertraut war, die dann auch den Wiederaufbau förderten und hierbei zwei Meisterstücke ihres Gewerks „als Bauopfer" in die Ost- und Westecke des vorderen (südlichen) Turmfundaments hineinstellten, wohlverwahrt durch einen Steinmantel. In damaliger Zeit war es durchaus üblich, die Innungen zu den Bürgerwehren heranzuziehen, wie aus alten Waffenordnungen hervorgeht.

Inzwischen ist der schwarzmassige Inhalt des einen der zwei Grapen durch Güte des Herrn Dr. Wolf im Laboratorium der Firma Köhlmann einer chemischen Analyse unterworfen worden, die folgendes Ergebnis brachte: „Es ist der Inhalt des Gefäßes als aus einem verbrannten Gemisch von Getreide und tierischen Stoffen, und zwar entweder aus ganz kleinen Tieren oder knochenhaltigem Fleisch bestehend, anzusehen". Somit müßte auch der leiseste Zweifel an dem „Bauopfer"-Charakter unseres Fundes verstummen.

Eine gute Bestätigung für das etwaige Alter der Grapen wird auch noch durch die Umgestaltung des Befestigungswesens in damaliger Zeit gegeben und die Niederlegung der Grapen könnte auch damit zusammenhängen. Bergner, Handbuch der bürgerlichen Kunstaltertümer in Deutschland, Leipzig: „Die Einwirkung des Feuergeschützes auf das Befestigungswesen macht sich bei den Städten entschiedener und allseitiger geltend als bei Burgen, da jenen meist die Gunst der Höhenlage und der beschränkten Angriffsseiten fehlte. Überall entfaltet sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein geschäftiges Wesen, um die Überlegenheit der Stadtumwallung über die Angriffswaffen zu sichern. Mit gewaltigen Opfern und Anstrengungen schritten die alten Städte zu Neubefestigungen, indem die Mauern verstärkt und erhöht, die Gräben vertieft, auch verdoppelt, die Türme vermehrt, die Tore burgmäßig umgestaltet wurden; die jungen aber warfen ihre nutzlosen Planken und Lehmwände ab und legten sich Mauergürtel des neueren Systems um".

Zusammenfassung.

Bei einem Einteilungsversuch der mittelalterlichen Keramik, besonders in chronologischer Hinsicht, hat sich die Methode der typologischen Entwicklung, wie ich sie in meinen „Studien" bereits angewandt hatte, bewährt. Dabei legte ich besonderen Wert auf die Profilierung des Randes. Dieser Meinung haben sich in letzter Zeit verschiedene Forscher, wie M. M. Lienau und Dr. Albrecht[1]) angeschlossen. Die Einteilung des gesamten Materials an mittelalterlichen Keramiken würden also in erster Linie die Randprofile bestimmen. Alsdann treten Formen, Verzierungen und Henkelbildungen mitbestimmend auf. Das Mittelalter hat im Gegensatz zur vorgeschichtlichen Zeit eine viel größere Zahl der Verwendungsmöglichkeiten für die verschiedenen Gefäße, so daß wir mit einer Einteilung der Keramik etwa in Trinkbecher, Kannen usw. nicht weit kommen, da sie alle zweckentsprechend in der Form sind und Formen oder Verzierungen als Stilausdruck in dem Maße wie die vorgeschichtlichen Gefäße nicht aufweisen. Auch gibt es große und kleine Gefäße für denselben Zweck. Der Kochtopf z. B. weist in allen Jahrhunderten des Mittelalters fast die gleiche, kugelig gedrungene Form auf, jedoch die Profilierung des Randes ist nicht von der Form abhängig. Hilft diese nicht mehr weiter, so deuten Verzierungen, die bei mittelalterlichen Gefäßen äußerst spärlich sind, und ferner die Form und Art der Anbringung des Henkels, des Ausgusses, der Füße usw. weiter.

[1]) Dr. Albrecht: Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik. Mannus-Bibl. Nr. 33, S. 41.

Die slawische Keramik.

Eine Verwandtschaft mit spätrömischen Gefäßen, insbesondere mit den eimerförmigen römischen Bronzesitulen scheint zu bestehen. Slawische, eimerförmige Gefäße sind des öfteren gefunden worden. Schuchardt[1]) sucht die Vorstufen für die slawische Keramik, insbesondere des Stils II in den Gefäßen auf einem Friedhof der römischen Zeit bei Reichenhall und glaubt, daß ein Teil unserer Slawen auch nach geschichtlichen Quellen zu urteilen, aus jenen südöstlichen Gegenden gekommen ist; auch seine Ausgrabungen 1917 in der Dobrutscha in den Kapellen des spätesten der drei sog. Trajanswälle, des erst im 4. Jahrhundert nach Chr. angelegten, fand er Gefäßreste, die unseren slawischen ganz außerordentlich nahe verwandt sind: dieselbe rauhe Oberfläche, harte Wandung, starkes Umbiegen des „Randes", eingeritzte Flechtverzierungen, häufiges „Wellenband". Schuchardt glaubt einen erneuten Beweis zu haben, daß die Slawen in unseren Gegenden mit Balkankultur durchtränkt waren, daran dürfte wohl auch sonst kein ernsthafter Forscher mehr zweifeln, jedoch wichtiger als dies ist die Frage, ob die slawische Kultur[2]), insbesondere die Keramik von der provinzialrömischen[3]) beeinflußt worden ist und ob diese durch Vermittlung Mitteldeutschlands (Sachsen) oder Böhmens und Ungarns erfolgt ist. Naebe[1]) dürfte Recht haben, wenn er glaubt, daß die Slawen (Südslawen) in den östlichsten Provinzen des Römerreiches von der provinzialrömischen Töpferei beeinflußt worden sind und auch die Kenntnis der Wellenlinie von dort her übernommen haben. Er hält diesen Vorgang auch bei germanischen Volksstämmen in der Rheingegend für wahrscheinlich. „Diese lernten hier von der in hoher Blüte stehenden gallisch-rheinischen Töpferei den harten Brand, die vollkommenere Arbeit und die Verzierung mit Gurtfurchen, Laufrad und Wellenlinie. So finden wir die Wellenlinie in spätmerovingischen Gräbern von Meckenheim und in frühkarolingischen Kulturschichten". Die Keramik Ungarns etwa der Völkerwanderungszeit ist stark von der provinzialrömischen beeinflußt; die Formen, wie auch die lippenförmigen Randprofile bestätigen das. Die Beziehungen der slawischen Keramiken des Balkans nach Westdeutschland wurden durch Böhmen und Südbayern[4]) vermittelt. Dies wird durch die Kelheimer Funde bestätigt.

Dem Stil I der slawischen Keramik analog wären hier die Formen der einfachen handgeformten Ware; Abb. 11 ebenda, sackähnliche Form ohne starke Profilierung des Gefäßes, einfaches rundliches Randprofil. Eine weitere

[1]) Vgl. Schuchardt, Alt-Europa, S. 330.

[2]) Rzehak kommt in seiner Arbeit, die Pseudo-Cisternengräber des Mittelalters, Mitteil. d. K. K. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst und historischen Denkmäler 1901 auch zu dem Ergebnis, daß Beziehungen zwischen der provinzialrömischen und altslawischen Keramik bestehen. So teilt er die Funde mittelalterlicher Keramik aus den Pseudo-Zisternengräbern in Österreich wie folgt ein:

1. Älteste Urnen, deren Grundform schon in der römischen Provinzialkeramik vorkommt und für altslawische Burgwälle typisch ist. In vielen Teilen Rußlands, besonders Transkaukasien, werden heute noch ganz übereinstimmende Urnen zu verschiedenen profanen Zwecken benutzt (vgl. Rzehak, Henkellose Gefäße in Rußland. Globus 1898).

2. Sog. Methelbecher (vgl. Keramische Studien in der Sammlung des Franzensmuseums (Armales musei Franciscei, II, 1897), schon oft Glasreste, während solche in der ältesten Gruppe ziemlich selten vorkommen. Glasierte Gefäße sind ebenfalls etwas häufiger als in der älteren Gruppe, Ofenkacheln werden nicht selten gefunden.

3. Glasierte Scherben und zahlreiche Bruchstücke von zum Teil sehr bemerkenswerten Trinkgefäßen.

[3]) Vgl. Prähistorische Zeitschrift V, Bd. 1913, S. 246. Harster, Das bajuwarische Reihengräberfeld bei Kehlheim.

[4]) Naebe, a. a. O., S. 75.

Entwicklung zeigen die doppelkonischen, henkellosen, genau in der Form der slawischen Gefäße des Stils II, dort als Gruppe 3 auf S. 248[1]) wie folgt beschrieben: „Gefäße mit scharf ausgeprägter, bald in der Mitte, bald etwas darüber oder darunter sitzender Bauchkante, schön profiliertem Rand und etwas ausladender Mündung". Bei der Kelheimer Keramik finden wir ferner nicht nur die steil gestellte Wellenlinie mit dazwischen gesetzten Kreuzen, sondern auch die gewöhnliche Stempelverzierung, wie sie an fränkisch-alemannischen Gefäßen im Verein mit Wellenlinien, Gitter-, Rauten-, Stern- und Dreiecksmustern vorkommt. Selbst das eingestempelte sogen. römische Zahlenmuster ist hier schon bekannt (VIII. — + IXIX — IX — VIII). „Aber soviel ist durch die Funde in Ungarn und in Italien doch wohl erwiesen, daß unsere bajuwarischen Kürbistöpfe auf südliche und südöstliche Einflüsse zurückgehen und die Vermengung solcher Töpfe mit fränkischen Bauchkantengefäßen in den Gräberfeldern zeigt uns, daß in Nordendorf wie in Schretzheim, in Kelheim wie Szentes-Berekhats südliche und südöstliche Einflüsse mit den westlichen und nordwestlichen fränkischen merowingischen wie in der Kunstindustrie, so auch in der Keramik um die Vorherrschaft rangen". Die sackförmigen Gefäße etwa um 500 nach Chr. dürften bestimmt als älteste Gruppe anzusehen sein und ein zeitlicher Zwischenraum zu den Bauchkantengefäßen besteht nicht, wie M. Harster auf S. 249 annimmt. Hingegen wäre der fränkische Ursprung der Gruppe 3 möglich, aber nicht als bestimmt anzusehen und m. E. ins 6. bis 7. Jahrhundert zu setzen, so daß ein Zwischenraum von mindestens einem Jahrhundert zu Gruppe 1 besteht, analog der slawischen Keramik.

Bei der merovingischen Keramik kommt als Haupttyp die Schale mit scharf umgebrochener, seltener abgerundeter Hälfte vor. Oben ist die Mündung breit, wobei der Hals ein wenig nach innen geschweift ist; um diesen zieht sich ein fadenähnlicher Reif. Diese Gefäße sind in enger Anlehnung an vorangegangene Typen römischer Töpfe weitergebildet, ebenso wie die Henkelkrüge von ovaler Form mit engem Hals und kleeblattartig zugedrückter Schnauze. Die Farbe der merowingischen Gefäße ist meist schwarz, seltener gelb. Der Einfluß der merowingischen Keramik auf die gleichzeitige slawische Keramik in Ostdeutschland ist in den Gefäßen mit scharfem Schulterknick fast doppelkonischer Napfform zu erkennen, die zudem auch noch breite Mündung zeigen. (Vgl. Stil II der slawischen Keramik des 9. und 10. Jahrhunderts). Auch der sackförmige Stil I der wendischen Keramik hat in der frühmittelalterlichen westdeutschen Keramik seinen Ursprung, wie ich bereits bei der bajuwarischen Keramik nachgewiesen habe, daß der Austausch wahrscheinlich durch Vermittlung Böhmens erfolgt ist. Den „Fadenring", Stempelverzierungen und Gurtfurchen finden wir auch bereits im 8. und 9. (bis 10.) Jahrhundert auf diesen westdeutschen Gefäßen. Im 11. Jahrhundert haben wir das Auftreten der bombenförmigen Töpfe anzusetzen; diese Gefäße treten uns in der Frühzeit stets mit einfachem lippenförmigen Randprofil (ohne Randkehlleiste) entgegen.

In der germanischen Keramik der frühen Völkerwanderungszeit[2]) begegnen

[1]) Harster, a. a. O.

[2]) Vgl. hierzu die neuen Forschungen Jahns. Martin Jahn hat eine interessant Gruppe von Gefäßen, welche der Zeit um 300—400 nach Chr. angehört, festgestellt, die der slawischen Töpfware sehr ähnlich ist. Auf dieser Keramik finden wir Wellenmuster mit einem Spachtel oder auch einer mehrzinkigen Gabel eingerissene Linien; ferner radförmige Stempeleindrücke, schräge Einstiche u. dgl. mehr. Mit Vorliebe sind auf dem oberen flachen verdeckten Rand von Krausen wellenförmige Muster flüchtig eingerissen.

wir in Ostdeutschland bereits des öfteren auf der Schulter der Gefäße „Rillen".

Als Vorstufe zur frühmittelalterlichen (fränkischen) Keramik ist die Keramik der Völkerwanderungszeit[1]) anzusehen. (Vgl. Hahne, Das vorgeschichtliche Europa, S. 110, Abb. 134, Grabgefäße der Sachsen aus der Völkerwanderungszeit im Provinzialmuseum in Hannover.) Es sind dies zum Teil schon stark kugelige Gefäße ohne große Standfläche mit eingezogenem, leicht geschweiftem Hals und rundlichem Randprofil. Ferner Gefäße mit hohem Fuß, eingezogenem Hals und „Reifen" um denselben. Ovale Gefäße mit Rillen und eingestempelten Mustern. Alle Merkmale tragen sie, die sich an der frühmittelalterlichen Ware wiederfindet.

Im Museum für Völkerkunde in Berlin befinden sich aus sächsischen Kastellen Karls des Großen eine Anzahl Scherben karolingischer Keramik des 10., Anfang 11. Jahrhunderts, deren Grundfarbe schwarz erscheint. Sie sind ziemlich grob und plump. Das Profil der Ränder ist (wahrscheinlich von den älteren) dick und wulstig oder (von den jüngeren) lippenartig unter Anbringung einer Hohlkehlleiste, zuweilen ist die obere Randlinie nicht rundlich, sondern wagerecht abgedreht, wobei der Ton zu den Seiten entwichen ist und ein wenig überquillt.

Aus dieser Keramik, deren Gefäße nach den Bruchstücken zu schließen wohl eiförmig gedrungen waren, entwickelte sich im 11. Jahrhundert die besonders für Norddeutschland überaus wichtige Gruppe der kugelförmigen „Bombentöpfe", deren Rand zunächst auch eng umliegt, später sich zu einem schlanken Halse erweitert (vgl. Strauß, Studien, a. a. O., Abb. 8).

Bei den auf der Drehscheibe gefertigten Gefäßen ist der Rand meist rundlich „lippenartig"; er ist technisch leicht herstellbar und beinahe die Urbildung. Eine Weiterbildung wäre dann die lippenartige Profilierung, wie wir sie an den eiförmigen Gefäßen mit hoher gewölbter Schulter der provinzialrömischen Keramik in der späten Kaiserzeit[2]) finden. Der Rand ist ohne eigentliche Halsbildung S-förmig stark umgebogen und sitzt ziemlich dicht auf der stark gewölbten Schulter auf. Oft ist das lippenartige Randprofil innen bereits von einer Hohlkehlleiste begleitet. Wir haben in dieser Gruppe bereits die Vorläufer und Urenkel der frühmittelalterlichen (karolingischen) Keramik zu suchen. Es gibt besonders bei den Funden auf der Saalburg eine Anzahl eiförmiger Töpfe mit lippenartigem Randprofil, das im Inneren Randhohlkehlleisten aufweist. Eine Befruchtung der fränkischen Keramik durch die provinzialrömische ist nicht wegzuleugnen. Auch der rote oder braune Streifen, seltener ein weißer, findet sich schon an diesen Gefäßen auf der Schulter und ist somit als Vorläufer für die später folgende frühmittelalterliche Ware anzusehen. So tragen die Gefäße von der Altenburg bei Langenstein auch einen weißen Streifen auf rötlichem Grunde. Siehe Abb. 10[3]). Im Kellergewölbe wurden Funde von Töpfen gemacht, die in Form, Ornament und Malhorntechnik noch ganz die römisch-fränkische Überlieferung zeigen, die am Rhein durch die reichen Funde der karolingischen Töpferei Pings-

[1]) Vgl. auch Dr. Frenzel, Eine bisher unbekannte germanische Kultur in der Oberlausitz. „Grenzgau" 1926, H. 8.

[2]) Bei den römisch-fränkischen Tongefäßen begegnen wir einem stark wulstigen Rand; der Henkel ist in der Mitte in der Längsrichtung tief und rundlich gekehlt, wie wir dies am Henkel der frühmittelalterlichen Keramik finden.

[3]) Vgl. C. Schuchhardt: Die Altenburg bei Langenstein. Prähist. Zeitschrift 1910, II, S. 84.

dorf[1]) zwischen Bonn und Köln am besten bekannt ist; im weiteren Mittelalter aber nur selten noch so rein auftritt wie in diesen Stücken. (Vergl. auch II. Nr. 9).

Der „Halsreifen", der sich besonders an mittelalterlichen Töpfen des 13. und 14. Jahrhunderts findet, hat sein erstes Vorkommen bereits an provinzialrömischen und später an germanischen Gefäßen, wie ich bereits in dieser Arbeit nachgewiesen habe Vgl. den Bericht der römisch-germanischen Kommission Frankfurt a. Main, 1912, S. 329, Abb. 16: Fundstücke aus den Gräbern von Weimar und Götze, Die altthüringischen Funde in Weimar.)

Im Gießener Museum befinden sich unter der Keramik der merowingischen Zeit (etwa 400—700 nach Chr.) Gefäße mit scharfem Schulterknick, eine Form, die ihren Niederschlag zweifellos in den slawischen Gefäßen, wie wir sie in Ostdeutschland begegnen, gefunden hat (um 800—1000 nach Chr., Stil II). Als Verzierung bei den merowingischen Töpfen finden sich halsreifen, Kammstrich mit vier Rillen, Wellenlinien. Naebe sagt folgendes in seiner Arbeit zusammenfassend: „Die Wellenlinienverzierung wird als Erbe des römischen Imperiums im Osten von den Slawen, im Westen von den Germanen übernommen. Aber während sie bei den Slawen gewissermaßen als nationales Ornament weitergebildet wird, führt sie in der frühdeutschen Keramik nur ein untergeordnetes Dasein". Naebe, a. a. O., S. 75.) Ferner Bänder von kleinen aneinandergereihten Quadraten in Rädchentechnik; diese Verzierung, sowie die kleinen Randwulst-„Halsstreifen" werden in der deutschmittelalterlichen Keramik weiter angewandt. Der Randwulst ist mit dem Rand zum Profil widerhakig abgewandelt. Die Grundformen der slawischen und deutschmittelalterlichen Keramik, insbesondere in Ostdeutschland, finden sich, wie auch diese Funde im Gießener Museum erneut bekräftigen, in der merowingischen Keramik Westdeutschlands. — Form und Verzierungen sowohl der frühslawischen wie der frühen deutschmittelalterlichen Keramik Ostdeutschlands haben ihren Grund in der merowingischen. Allein das lippenförmige Randprofil bleibt später Alleingut und Erkennungsmittel der sächsischen (10. und 11. Jahrhundert) und frühdeutsch-mittelalterlichen (12. und 13. Jahrhundert) Keramik, wie ich an anderer Stelle schon ausgeführt habe; während ich mehr und mehr zu der Annahme komme, daß die Gefäße mit halskrausenartigem Randprofil bzw. dornenartigem Vorsprung am Rand slawische Charakteristik sind, die sich im Stil III der slawischen Keramik (vgl. Strauß, Studien, a. a. O., Nr. 2, Abb. 34) bereits erkennbar macht und im 13. Jahrhundert bei der Übergangskeramik sehr häufig zu finden ist. Die weitere Entwicklung ist auf Abb. 2 angegeben. Die Gefäße mit halskrausenartigem Randprofil, insbesondere die schlanken Becher (vgl. Abb. 4 u. 5, Tafel XIX), gehen auf böhmisch-österreichische Hafnerarbeiten zurück. In Brandenburg und Schlesien kommen in der Kolonisationszeit und in den folgenden Jahrhunderten (14. Jahrhundert) beide Gefäßränder (lippenförmige und hals- krausenartige) vor, da die ansässigen slawischen wie deutschen Kolonistentöpfer in diesen Ländern töpferten. Die Beziehungen zu den österreichischen Ländern zeigen die beiden Becher mit halskrausenartigem Randprofil aus dem 13. bis 14. Jahrhundert

[1]) Vgl. auch Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen, Heft I, 1899, S. 48 „Bumannsburg" (Bruchstücke schwarze Tonware) und Pingsdorf, „Bonner Jahrbücher" 103, I, IV, 15.

[2]) W. v. Moltheim: Beiträge zur Geschichte mittelalterlicher Gefäßkeramik. Kunst- und Kunsthandwerk, 13. Jahrgang, Heft 1, S. 73 und 385; vgl. S. 74, Abb. 1 und S. 387, Abb. 38—40.

in W. v. Moltheims [2]) großer Abhandlung über „Mittelalterliche Keramik". Der halskrauſenartige Rand kehrt auf Bechern in der Wiener und Loſchitzer Gegend wieder. Weitere Funde und Veröffentlichungen werden zeigen, ob dieſes Randprofil (Abb. 2, B. 2) mit dornenartigem Vorſprung tatſächlich als Fortentwicklung der ſlawiſchen Randprofile des Stils III aufzufaſſen iſt und als ethnographiſches Merkmal dienen kann. Dieſe eben ausgeſprochene Vermutung über die halskrauſenförmigen Randprofile findet eine weitere Stütze in den Kipfendorfer [1]) Funden. Dort wurden auch Töpfe ohne Henkel in Eiform und halskrauſenartigen Randprofilen gefunden, die demſelben Typ angehören (vgl. auch Abb. 8, Tafel XIX). Nun liegt Kipfendorf bei Coburg, alſo weit von unſeren ſchleſiſchen Fundplätzen ab, um ſo mehr iſt eine Übereinſtimmung der Keramik verwunderswert. Daß nun auch dort Slawen Träger dieſer Keramik waren, geht aus Folgendem hervor: „Der Ort Kipfendorf wird zum erſtenmal im Henneberger Lehensverzeichnis von 1317 erwähnt. Dort heißt er Windiſchen Inberg..... der deutſche Name Windiſchen Inberg ſpricht dafür, daß der Ort keine urſprüngliche Niederlaſſung der im 6. Jahrhundert in unſer Land eingewanderten Slawen iſt, da ſie nur bei den deutſchen „Wenden" hießen, ſich ſelbſt aber nicht ſo nannten. Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß im ſpäteren Mittelalter von dem 4 km weſtlich von Kipfendorf liegenden Einberg aus hörige Wenden dort zwangsweiſe angeſiedelt wurden. Vielleicht waren die Anſiedler ein wendiſches Töpfergeſchlecht, das in einer anderen Gegend zum Chriſtentum übergetreten war und ſich germaniſche Kultur bereits ſo gut angeeignet hatte, daß an ſeine fremde Abſtammung nur noch die Hörigkeit erinnerte. Die Töpferware von Kipfendorf wird in das Ende des 13. Jahrhunderts verſetzt. Gefäße mit wellenförmigen Knetungen am Rande des Bodens treten in Oſtdeutſchland bereits am Ende des 13. Jahrhunderts auf, häufiger im 14. Jahrhundert. In der ſlawiſchen Periode kennen wir dieſe Verzierungsart noch nicht. Zweifellos iſt ſie mit deutſchen Koloniſten vom Weſten her mitgebracht. Die Annahme, daß dieſe Eigenart ſpezifiſch rheiniſcher Einfluß ſein ſollte, dürfte ſchon dadurch entkräftigt werden, daß ſich dieſes Ornament auch beſonders an mittelalterlichen Gefäßen aus Heſſen (Dreihauſen) findet. In Köln, aber auch in Siegburg, Raeren uſw. finden ſich Krüge, deren Bodenrand in mehr oder weniger gleichmäßigem Abſtand Fingereindrücke aufweiſt, die eine wellenartige Wulſt hervorrufen. Dieſe Gefäße ſtammen aber zum größten Teil aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Gelegentlich meiner Ausgrabungen aus einem alten Töpferofen in Oberdreihauſen fand ich Geſchirreſte etwa aus dem 15. Jahrhundert, deren Böden gleichfalls dieſe Knetungen aufweiſen. Ich kenne aber Töpfe, im Landesmuſeum in Kaſſel, deren Randprofile auf eine frühere Zeit (13. und 14. Jahrhundert) ſchließen laſſen und gleichfalls den Wellenfluß zeigen, mithin verraten, daß das Heimats- und Einflußgebiet dieſer Wellenknetungen nicht allein das Rheinland, ſondern auch Heſſen war. Daß in weiterer Entwicklung des zunächſt aus erſten Eindrücken hervorgerufenen lippenartigen Randes ein regelmäßiger, ſchön geteilter wellenförmiger Fuß entſteht, der im 16. Jahrhundert ſogar ſtrahlenförmige Wulſte erhält, dürfte genügend bekannt ſein. Vgl. hierzu Falke [2]). Er läßt den Wellenfuß ſpäteſtens im 13. Jahrhundert entſtanden

---

[1]) Rud. Büchner, Kipfendorf: Eine mittelalterliche Töpferei in der Nähe von Coburg. Coburger Heimatblätter 1921, Heft 1.

[2]) O. v. Falke: Rheiniſches Steinzeug.

sein. Ein romanisches Steinzeuggefäß [1]), das bei Köln gefunden worden ist, trägt noch einen kleinen tellerförmigen, scharf profilierten Fuß. Falke jedoch hält den Wellenfuß für eine Errungenschaft der Gotik, es heißt in seinem Werk: „Die Gotik hat sich auch der Gefäße bemächtigt, insofern, als der Fuß durch Fingereindrücke bereits senkrecht gerippt und wellig gerändert ist". Nach Könen [2]) findet sich der geknetete Standring schon auf karolingischen Gefäßen der Bumannsburg und diese Keramik ginge auf römische Vorbilder zurück. Durch Auskneten des Randringes erreichte man einen festeren Stand als den, welchen wir bei den merowingisch-fränkischen Gefäßen finden, die unten derart glatt abgeschnitten sind, daß die ganze Bodenfläche aufsteht. Der gehöhlte, in der frühkarolingischen Zeit zuerst auftretende Randring geht wieder auf den römischen Fuß zurück. Derselben Ansicht ist auch Walcher in seiner Schrift über mittelalterliche Keramik [3]), wenn er schreibt, daß Gefäße, besonders Becher mit gewelltem Fuß, sogen. „Wellenplatte", ein äußerst charakteristisches Merkmal frühkarolingischer Gefäße sei.

Literatur zur mittelalterlichen Keramik.

Paul Höfer: Die Ausgrabung des Königshof Bodfeld. Zeitschr. d. Harzer Vereins für Geschichts- u. Altertumskunde. 35, 1902, S. 183—346.

Derselbe: Die Erforschung mittelalterlicher Burgen. Mannus Ergänzungsband I, 1910, S. 17—24.

Max Näbe: Ein frühgeschichtlicher Fund aus der Stadt Altenburg. Mitteil. d. Geschichts- und Altertumsforsch. Gesellschaft des Osterlandes? 13, 1919, S. 84—89. — Wendische und frühgeschichtliche Funde im Gebiet der Altstadt Leipzig. Leipziger Kalender 1913, S. 3—8.

Konrad Strauß: Mittelalterliche Scherbenfunde in Frankfurt a. d. Oder. „Denkmalspflege", Dezember 1923, S. 196—199 (Abb. 1—11).

Dr. B. Ehrlich: Keramische und andere ordenszeitliche Funde in der Stadt Elbing und in der Elbinger Umgegend. Mitteil. d. Coppernikus-Vereins für Wissenschaft u. Kunst zu Thorn. 25. Heft. 1917.

Hahn: Der Fund mittelalterlicher Gefäße im Baugrund alter Häuser zu Liegnitz und dessen Bedeutung für die Volkskunde. Mitteil. d. Gesch.- u. Altertums-Vereins zu Liegnitz. 5. Heft, S. 158.

Konrad Strauß: Studien zur mittelalterlichen Keramik. Mannus-Bibl. Bd. 30.

Max Näbe: Die Bodenstempel auf wendischen und frühdeutschen Gefäßen des 9. bis 14. Jahrhunderts, nachchristlichen Jahrhunderts. Mannus, Bd. X, 1918, Heft 1 und 2, S. 71.

[1]) Ebenda. Abb. 27.
[2]) Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen. Heft I, 1899, S. 48.
[3]) Vgl. Kunst und Kunsthandwerk. 13. Jahrgang. Heft 6/7.

Die wissenschaftliche Bewertung von Schädelfunden.

Von H. A. Prietze, Hannover.

Mit 7 Abbildungen auf Tafel XXVII und XXVIII.

Jeder bei Ausgrabungen gemachte Fund erhält wissenschaftlichen Wert nur durch Einreihung in einen wenn auch nur theoretischen Zusammenhang anderer Funde ähnlicher oder gleicher Art.

Da die Wissenschaft der Vorgeschichte, insofern sie von der Hinterlassenschaft von Menschen handelt zur organischen Wissenschaft gehört, kann von ihr der rigorose Satz nicht gelten, daß in jeder Wissenschaft nur soviel Wahrheit sei, als Mathematik darin ist, sie ist aber ihrer Natur nach darauf angewiesen, ihre Wahrheit durch anschaubare Reihen statt durch logisch-rechnerische Beweise darzutun.

Diese anschaubaren Reihen, in welche die Funde der vorgeschichtlichen Forschung eingereiht werden müssen, falls Wissenschaft daraus werden soll, können entweder ein Beharren oder eine allmähliche Entwicklung erweisen. Dem Forscher müssen diejenigen Reihen wichtiger erscheinen, die eine Entwicklung bezeugen, da sie weitere Gebiete aufzuhellen versprechen als die beharrenden. Jedes Stück einer solchen Reihe weist in die Vergangenheit wie in die Zukunft, während das Beharrende nur den jeweiligen Zustand anschaulich macht.

In diesem Sinne hat man auch Funde menschlicher Knochen stets versucht, in eine Entwicklungsreihe einzuordnen, insbesondere ist man bemüht, die ältesten Schädelfunde einerseits mit dem Tierschädel anderseits mit den Schädeln jetztlebender Menschen in möglichst lückenlose Reihen einzuordnen.

Bei diesem Verfahren wird stillschweigend vorausgesetzt, daß die menschliche Gestalt sich ebenso allmählich verändere wie die von Menschenhand erzeugten Dinge. Bei letzteren ist es ja unbestreitbar, daß sie sich im Gebrauch durch fortwährendes Hinzutun von Verbesserungen ganz allmählich vervollkommnen. Geniale Sprünge werden von dem Forscher so selten festgestellt (auch wenn sie etwa vorhanden wären), daß sie das Entwicklungsbild nicht stören.

Ob nun aber bei der menschlichen Gestalt eine ebenso allmähliche Entwicklung und nicht vielmehr durchweg eine genialsprungweise und daher ganz unberechenbare Veränderung anzunehmen ist, steht augenblicklich noch im Mittelpunkt des Meinungskampfes.

Dieser Kampf würde nicht notwendig sein, wenn eine allmähliche Entwicklung in geschichtlicher Zeit im mindesten bewiesen werden könnte. Eine Entwicklungsreihe von Schädeln aus historischer Zeit ist aber noch nicht zusammengebracht worden. Mithin würde der Beweis erst aus den vorgeschichtlichen Funden zu erbringen sein. Ob hierfür die Zahl der Funde und ihr Alter ausreichen wird, möchte zu bezweifeln sein. Die Zahl der Skelettfunde, die älter sind als etwa 10000 Jahre, ist so klein und beschränkt sich außerdem auf so wenige, geologisch günstige Orte, daß die Hoffnung, man könne mit diesem Material jemals das leisten, was mit dem so sehr viel größeren Material aus geschichtlicher Zeit nicht geleistet werden konnte, notwendig sehr gering sein muß. In der Zeitspanne zwischen den historischen Daten und etwa 10000 Jahren vor unserer Zeit, dem Hauptfeld der Vorgeschichte, kann aber keine raschere und augenfälligere Entwicklung der menschlichen Gestalt mit einigem Grund angenommen werden als zu historischer Zeit, da die im ganzen zur Verfügung stehende Spanne nicht größer ist als etwa die uns aus ägyptischen Funden bekannte.

Schon aus diesen, ich möchte sagen: rein praktischen Erwägungen heraus dürfte es untunlich sein, die Vorgeschichtsforschung mit Dingen zu belasten, welche die Abstammungslehre betreffen. Sie kann der Abstammungslehre kein entscheidendes Material liefern und leidet selber unter solchen vergeblichen Versuchen, da sie durch die Annahme einer stetigen Veränderung der menschlichen Gestalt (und damit natürlich auch der geistigen Veranlagungen) ein Moment der Unklarheit in die übrigen Forschungen hineinbringt, was nicht ohne Not geschehen sollte.

Wenn nun aber die Aufstellung von Entwicklungsreihen bei Schädelfunden vorgeschichtlicher Zeit nicht erfolgversprechend ist, so ist die Zusammenstellung des Beharrenden um so aufschlußreicher. In diesem Punkte dürfte noch etwas mehr zu leisten sein, als bisher geschehen ist.

Soweit ich unterrichtet bin, sind die Arbeiten von Professor Hauschild in Göttingen, der einen großen Bestand von Schädeln der Umgegend von Göttingen untersucht hat, noch die einzigen geblieben, die das über die Jahrhunderte und Jahrtausende Beharrende mit Absicht und Bewußtsein aufgezeigt haben. Hauschild hat es gewagt, ohne auf bestehende Theorien viel Rücksicht zu nehmen, nur sich auf das eigene Auge verlassend, die Schädelfunde nach typischen Merkmalen zu unterscheiden, danach Stämme zu benennen und sie mit noch jetzt lebenden Typen in Zusammenhang zu bringen.

Wenn Hauschild auch in seinen Folgerungen viel zu weit gegangen ist, so muß doch unbedingt hervorgehoben werden, daß der Weg, den er eingeschlagen hat, der richtige war und es ist anzunehmen, daß wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, er seinen Beobachtungen auch noch bessere Deutungen gegeben hätte.

Gerade weil nun in den Hauschildschen Forschungen eine wissenschaftliche Leistung hohen Ranges vorliegt, dürfte es lehrreich sein, ihre Mängel hervorzuheben.

Hauschild ist an die Untersuchung seines Schädelbestandes herangegangen, ohne sein Auge vorher an lebendigen deutschen Stammestypen geübt zu haben, ja sogar ohne die Typen der näheren Umgebung Göttingens gründlich zu kennen. Zufälligerweise liegt Göttingen auf der Grenzscheide zweier gut zu unterscheidender Stämme, den Kalenberger Sachsen und den westlichen Eichsfeldern, von denen die ersteren durch schmalen Kopf und

langes Gesicht, die letzteren durch eine breitere Kopfform und etwas kürzeres Gesicht und runderes Kinn gekennzeichnet sind (abgesehen natürlich von vielen anderen Körpermerkmalen). Daß dieser Bestand von heute auch in den gesammelten alten Schädeln der Universität von Hauschild vorgefunden worden ist, läßt sich, auch wo er es nicht selbst bestätigt, deutlich erkennen. Ehe Hauschild nun seine weitgehenden Schlüsse gezogen hätte, wäre es richtiger gewesen, er hätte seine Beobachtungsgabe geduldig auch in die ebenso vorurteilsfreie Untersuchung anderer Funde gestellt und dadurch weitere Festpunkte für die Wissenschaft geschaffen. So hat er es unternommen, mit seinem Göttinger Schlüssel Probleme weit entfernter Gegenden zu lösen, ohne des Zusammenhangs sicher zu sein. Zum Beispiel finde ich im Hannoverschen Provinzialmuseum eine von ihm herrührende Bestimmung der Schädelfunde von Anderten bei Hannover, wo er eine Form als Rosdorfer Typ bestimmt hat; die Bestimmung könnte zufälligerweise richtig sein, aber gewagt ist sie auf alle Fälle, da der Stammtypus in Anderten heute ein anderer ist als bei Göttingen. Wenn unter einem Rosdorfer der Kalenberger Sachse verstanden wird, so wäre allerdings die Möglichkeit gegeben, daß ein solcher vom benachbarten Leinetal nach Anderten gekommen ist. In diesem Falle wäre die Bezeichnung nach dem Ort Rosdorf, südlich von Göttingen aber recht unglücklich, da Rosdorf am äußersten südlichen Zipfel des betreffenden Stammesgebietes liegt.

Wenn es also auch richtig war, daß Hauschild auf die Erfassung von Stammestypen ausging, unabhängig von der noch geltenden Rassenlehre, so war es doch verfehlt, daß er als Ausgang seiner Forschung die schmale Basis der Kirchhofsfunde nahm, statt der viel breiteren Basis, die sich in dem lebenden Bestand der deutschen Stämme bietet.

Das Märchen von der guten alten Zeit hat sicher bei dieser Wahl mitgewirkt. Man begegnet noch fast allgemein, nicht nur in Laienkreisen der Anschauung, daß die Stammestypen in früheren Zeiten viel reiner gewesen und deshalb wissenschaftlich leichter zu bestimmen seien, als es heute noch der Fall ist, ja eine ganze große Schule der Rassenkunde leugnet schlankweg, daß heute noch Stammestypen überhaupt vorhanden seien. Flüchtigkeit der Beobachtung übersieht die Grenzen und es ist dann unvermeidlich, daß alle Verschiedenheiten, die ja selbst bei Anwendung ganz roher Meßinstrumente nicht zu leugnen sind, als Folge von Vermischung ehemaliger Stämme oder Rassen angesehen werden. Es gibt aber keinen sicheren Beweis, daß in früheren Zeiten die Rasseverhältnisse klarer gewesen seien als sie im allgemeinen auch heute noch sind. Romantische Annahmen von der Rassereinheit und Rasseschönheit unserer Vorfahren mögen in dichterischen Werken ihre volle Berechtigung haben, der Mann der Wissenschaft wird sich besser an die triviale Erfahrung halten, daß überall und zu allen Zeiten mit Wasser gekocht wird. Wenn heute Freizügigkeit und größere Leichtigkeit des Verkehrs Mischung der Stämme begünstigt, so damals Krieg, Wanderung und Sklaverei nicht minder.

Es ist aber schon deshalb ratsam von dem lebenden Material auszugehen, weil es unendlich viel leichter ist, das Typische in der Bevölkerung einer deutschen Landschaft mit Augen zu erkennen als an Schädelfunden auszumessen. Die Knochen sind ja immer nur ein Teil des Menschen und keineswegs allein bestimmend für die Stammesart; wenn man also den ganzen Menschen vor sich hat, wird sich leichter und schneller etwas über seine Art ausmachen lassen, als wenn man nur den nackten Knochen sieht.

Jede lebendige Form hat eine gewisse Variationsbreite, in welcher sie hin und her pendelt. Sich durch diese Pendelungen nicht irre machen zu lassen, ist die Kunst aber auch zugleich die Pflicht des Erforschers der lebendigen Natur. Ich kann mir nicht denken, daß diese Kunst bei der menschlichen Gestalt anders gelernt werden kann, als durch hingebende Beobachtung der lebenden Volksstämme. Nur hier ist das Material der Beobachtung groß genug, nur am lebenden Menschen läßt sich das Typische aus dem Individuellen so herausschälen, daß die Wahrheit klar ergriffen wird.

Es muß also geraten werden, einstweilen alle Versuche, Schädel nach ihrer Stammeszugehörigkeit bestimmen zu wollen, solange ruhen zu lassen, bis die lebenden Stämme wissenschaftlich festgelegt sind. Nach meiner Erfahrung ist diese Arbeit von einem für solche Forschungen geeigneten Mann für Deutschland in verhältnismäßig kurzer Zeit zu leisten, zumal wenn er überall örtlich geschulte Mitarbeiter findet. Die Verschiedenheit und zugleich Ausgeprägtheit des Stammestypus ist in dem bei weiten größten Teile Deutschlands so groß, daß ein Kenner, wenn er mit dem Flugzeug in einer ganz unbekannten Gegend landete, in den meisten Fällen nur am körperlichen Aussehen der Bevölkerung den Ort seiner Landung ungefähr ausmachen könnte.

Als ein Beispiel für die leichte Erkennbarkeit habe ich im Mannus bereits auf die Bückeburger hingewiesen. In diesem Fall war es die Hautbildung, welche die deutlichsten Merkmale lieferte. Da es sich in diesem Zusammenhang um den Knochenbau, insbesondere den Schädelbau handelt, möchte ich als weiteres Beispiel auf einen süddeutschen Stamm hinweisen, den ich soweit es auf einer kurzen Serienreise möglich ist, vor kurzem in seinen Heimatgrenzen festgestellt habe.

Schon im Jahre 1920, als mir Süddeutschland mit Ausnahme des Elsaß und des Breisgaues noch gänzlich unbekannt war, habe ich in meinem Buch Natur und Volkstum[1]) gesagt, daß ich nach den Erfahrungen, die ich in Nord-West- und Mitteldeutschland gesammelt hatte, keinen Augenblick daran zweifle, daß auch dort deutlich bestimmbare Volksstämme in festumschriebenen Grenzen vorhanden seien. Nachdem sich dies auf zwei Reisen durch Bayern bestätigt hatte, blieben mir nur noch die Verhältnisse in Württemberg unbekannt. Die Feststellung des wirklichen Sachverhalts mußte mich um so mehr reizen, weil Schwaben und Alemannen fast überall, wo sie wissenschaftlich genannt werden, mit dem Anspruch auftreten, etwas mehr zu sein, als nur Dialektgemeinschaften, oder historisch-politische Verbände. Es werden ihnen ganz bestimmte geistige Eigenschaften und Charakterzüge beigelegt, die für einen, der den innigen Zusammenhang zwischen Innerem und Äußerem der Gestalt kennt, den Schluß auf einen entsprechend hervortretenden Stammestyp fast zur Gewißheit machen.

Endlich fand ich in diesem Jahr die Gelegenheit, die ersehnte Fahrt durch Württemberg auszuführen. Wie alle solche Entdeckungsfahrten, war auch diese reich an Überraschungen. Ich mußte mich oft fragen, wie die augenfälligsten Unterschiede in der Bevölkerung bis heute so ganz unbekannt bleiben konnten! Andererseits sind solche Überraschungen für den Forscher erwünscht, da sie ihm beweisen, daß er seine Beobachtungen nicht von vorgefaßten Ansichten beeinflussen läßt. Wer auf diesem Gebiet nur vorfindet, was er sich schon theoretisch einigermaßen vorgestellt hat, kann sicher sein, daß er nicht objektiv beobachtet.

[1]) Natur und Volkstum von H. A. Prietze, Verlag Bruno Tanzmann in Hellerau bei Dresden.

Württemberg ist, auch wenn man den sogenannten fränkischen Teil im Norden außer acht läßt, kein einheitlich besiedeltes Land. Es weist eine ganze Reihe sehr verschiedener Stämme auf, die keineswegs als Abkömmlinge eines und desselben hypothetischen Schwaben- oder Alemannenstammes angesprochen werden können. Wenn von Verwandtschaft oder auch nur Ähnlichkeit gesprochen werden soll, so weisen die Typen mehr in die Ferne als auf die Nachbarschaft.

Das Ergebnis meiner Beobachtungen war nun folgendes: Der verbreitetste und auch hervorstechendste Typ ist der Schillertyp. Man findet ihn in geschlossener Siedlung östlich von Heilbronn bis vor Schwäbisch-Hall, dann im Neckartal, bei Cannstadt beginnend, aufwärts über Plochingen nach Göppingen und weiter östlich bis ins schwäbische Ries bei Nördlingen in Bayern. Bei Geislingen verfolgte ich ihn über die Alb bis nach Ulm, wo auch das Donautal noch von ihm besiedelt scheint (ich hatte keine Zeit, meine Studien hier noch weiter zu verfolgen und schließe nur nach dem Bahnhofsverkehr in Ulm, der damals gelegentlich eines Jahrmarkts sehr rege war).

Diesen Typ möchte ich den eigentlich Schwäbischen benennen, einerseits weil er in Württemberg am zahlreichsten zu sein scheint, andererseits unserem Schiller zuliebe, der doch nun einmal als Schwabe gilt.

Die Schwaben sind hagere, nicht sehr starknochige Leute. Das Gesicht ist lang und schmal. Die Stirn ist steil, an den Schläfen eingezogen, und zeigt, als immer wieder sich bewährendes Kennzeichen der Stammeszugehörigkeit im oberen Teil, rechts und links deutliche Ausbucklungen. Hierzu kommt als weiteres auch für die Untersuchung nackter Schädel wegweisendes Merkmal, ein unter der steilen Stirn plötzlich hervorspringender Nasenknochen, der in einen sehr scharfen Grat verläuft. Der Ansatz der Nase an der Stirn ist durch eine kleine Einsenkung scharf markiert. Die Kinn- und Backenlinie verläuft ziemlich unregelmäßig, so daß das Gesicht von vorn keine sanften, glatten Umrisse zeigt. Kennzeichnend für den Schwaben ist auch der Mund, der wohl infolge Besonderheit der Muskeln einen ganz eigenartigen Ausdruck zu haben pflegt. Vom Dialekt kann diese Mundform nicht erzeugt sein, weil der gleiche schwäbische Dialekt von ganz anders gebildeten Stämmen ebenfalls gesprochen wird.

Um noch deutlicher zu werden, verweise ich auf die beigegebenen Abbildungen, deren Benutzung mir in diesem Zusammenhang von den Eigentümern freundlichst gestattet worden ist. Drei große Künstler machen den Anfang. Syrlin nach seinem Selbstbildnis am Chorgestühl des Münsters zu Ulm, Schiller nach der Büste von Dannecker und der in München lebende Bildhauer Emil Epple, dem ich für die beiden Selbstbildnisse von 1907 und 1926 ganz besonderen Dank schulde. Man sieht in volkskundlichen Museen hin und wieder Gypsabgüsse von lebenden Menschen, die den Typ irgend einer Gegend verdeutlichen sollen. Wie groß der Unterschied solcher Behelfe gegenüber dem Werk eines gottbegnadeten Künstlers ist, kann man aus diesen Künstlerporträts leicht entnehmen. Auch Lichtbilder nach lebenden Menschen sind meistens so schwach wie Gypsabgüsse, wenn das eigentlich Typische herausgeholt werden soll, und ich kann die beiden Bilder 4 und 5 nur unter diesem Hinweis den Vorhergehenden anreihen. Das letzte ist ein grobes Steinbild vom Ulmer Münster und stellt einen Arbeiter des 19. Jahrhunderts dar, der 40 Jahre am Dombau tätig gewesen ist. Stirn und Nase sind auch bei diesem letzteren für den Schwaben kennzeichnend, weniger die Kinnlinie, die vielleicht unter dem Zwang der merkwürdigen Haltung des Bildes — es

hat die Form eines Wasserspeiers — etwas zu rechtwinklig geraten ist, wenn nicht etwa das Alter des Mannes an dieser Form schuld ist, denn im allgemeinen ist die Kinnlinie des Schwaben, die nach Abbildung 3a.

Wer zum Erblicken des Typischen auch nur im geringen Maß erzogen ist, wird die Stammesart der 6 Dargestellten leicht erfassen, die „Familienähnlichkeit" ist nicht zu verkennen. Herr Epple schreibt mir, daß er in seiner Heimatstadt Stuttgart häufig auf seine Ähnlichkeit mit Schiller aufmerksam gemacht worden sei. Ein Bekannter, dem ich das Bild 3 a zeigte, fragte, ob es Schiller darstelle. Ein anderer meinte, Syrlin könne der Vater von Epple sein.

Andererseits ist es lehrreich, daß die beiden im 30. und 49. Lebensjahr gefertigten Büsten Epples auf den ersten Blick aussehen, als ob sie zwei ganz verschiedene Menschen darstellten. Dies ist eine Warnung vor zu schnellem Urteil und ein kräftiger Hinweis darauf, daß zum künstlerischen Sehen, das heißt zum Erfassen des organisch-gesetzmäßigen, eine Tätigkeit notwendig ist. „Denn wers nicht fühlt, der wird es nicht erjagen".

Besser als aus Beschreibungen und aus Abbildungen wird der Stammestyp in der Natur erschaut. Bewegung und wechselnde Beleuchtung helfen dann mit, das Typische hervorzukehren, sowie man einen Diamanten nur hin und her zu drehen braucht, um plötzlich seinen Glanz aufleuchten zu sehen.

Immerhin ist es ratsam, sich einige Merkmale einzuprägen, wenn man sich schnell über die Stammeszugehörigkeit Rechenschaft geben will. So habe ich, wenn ich durch das Menschengewühl Stuttgarts ging und auch in Ulm den echten Schwaben fast ausnahmslos an den Ausbucklungen der Stirn auf den ersten Blick erkannt. Das übrige folgte dann. Der Teil um die Nasenwurzel herum, der Mund, die Gestalt, das Haar. Letzteres ist übrigens auch insofern typisch, als es in der Jugend sehr stark zum Kräuseln neigt.

Dieser hagere Schwabentyp, dessen Besonderheiten sich am Knochenbau so deutlich zeigen, daß er gewiß an Skelettfunden bis in die vorgeschichtliche Zeit verfolgt werden kann, ist nun benachbart von anderen Stämmen, die nicht die geringste Verwandtschaft mit ihm zeigen.

Zwischen Heilbronn und Cannstatt liegt am Neckar das reizvolle Städtchen Besigheim, berühmt wegen seiner Lage und Bauart. Da ich, wie gesagt, in Heilbronn bereits den eben beschriebenen Schwabentyp angetroffen hatte und vermutete, daß ich ihn in der Richtung auf Cannstatt—Stuttgart immer ausschließlicher finden würde, war ich aufs höchste überrascht, mich in Besigheim plötzlich einer ganz anderen Bevölkerung gegenüber zu finden. Der Zufall wollte es, daß ich den Ort betrat, als die Frühstückspause sämtliche Mädchen und jungen Frauen einer am Bahnhof gelegenen Weberei auf der Straße versammelte. Ich konnte daher trotz eines nur nach Stunden zählenden Besuchs eine einwandfreie Feststellung machen.

Hier in Besigheim gibt es keine hageren Gestalten, keine scharf geschnittenen Gesichter, keine krausen Haare. Aber wenn man fragen wollte, welcher Volksstamm germanischer aussähe, jener Schillertyp oder dieser Besigheimer, dann würde man wohl so leicht keine Antwort bekommen.

Ohne mich näher auf die Beschreibung einzulassen, möchte ich es damit genügen lassen, daß die Venus von Milo diesem Stamm entsprossen sein könnte. Kräftige Gestalten sind es mit schönen weichen Gesichtsformen. Gewiß ist dieser Besigheimer Typ auch nördlich und südlich dieses Städtchens

am Neckar zu finden. Aber die scharfe Abgrenzung gegen den dann in Eßlingen rein vertretenen echten Schwabentyp wird dadurch bewiesen, daß im Straßenbild von Cannstatt nur eben diese beiden Typen und keine Mischtypen zu erblicken sind.

Oberhalb Plochingen, wo der Neckar seine scharfe Wendung nach Norden macht, grenzt das Gebiet der echten Schwaben an das Gebiet eines großen, schweren Menschenschlages, der dem Besigheimer ähnlicher ist als seinem Nachbar, aber von jenem doch wieder durch die größere Länge des Gesichtes deutlich verschieden ist. Ich möchte ihn den Reutlinger Schwaben nennen, weil ich die Bezeichnung Alemannen für den wieder ganz anders gearteten Stamm bei Basel herum aufsparen möchte. Mit den Breisgauern könnte dieser Reutlinger Schwabe übrigens identisch sein, doch um sicheres in dieser Beziehung auszusagen, müßte ich meine Jahrzehnte zurückliegenden Beobachtungen in Baden erst wiederholen.

Ich beschränke mich auf diese Angaben bezüglich meiner Beobachtungen in Schwaben, wiewohl noch viel interessantes zu erwähnen wäre. Sie lassen sich leicht nachprüfen und ich hoffe, daß dies von recht vielen Lesern unternommen wird. Bei systematischer Fortsetzung der Beobachtungen, wird die Überzeugung fest verankert werden, daß der Stammestyp gewissermaßen unverwüstlich ist und richtig beobachtet ein vorzüglicher Leitfaden aus dem Geschichtlichen ins Vorgeschichtliche abgeben muß.

Ich selbst, der ich in meinem Buch Natur und Volkstum 1920 noch die Annahme zu machen wagte, daß sich aus dauernder Vermischung zweier Volksstämme ein neuer dauernder Typ bilden könne, bin durch anhaltende Beobachtungen bei Familien und Stämmen zu der Überzeugung gekommen, daß selbst unter günstigen Verhältnissen dies nicht möglich ist.

In einer Stadt wie Ulm ist gewiß seit tausend Jahren eine Mischung von echten Schwaben mit den ganz anders aussehenden Oberschwaben vor sich gegangen, aber die verschiedenen Typen laufen dort noch ebenso wie vor tausend Jahren nebeneinander her.

Denn keine Zeit und keine Kraft zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Die Erklärung, warum dies trotz aller Vererbungsvorgänge so sein kann und sein muß, glaube ich in meinem Buch Natur und Volkstum gegeben zu haben. Ich muß darauf verweisen, weil es zu weit führen würde hier auch nur eine Andeutung der Beweisführung zu geben. Dagegen möchte es manchem Leser zweckdienlich sein zu erfahren, daß die „Vereinigung zur Erforschung deutscher Stammesgrenzen", Hannover, Falkenstraße 8, deren Schriftführer ich bin, alle Beobachtungen über Stammesgrenzen sammeln und zu einer Karte der heutigen Stammesgliederung des deutschen Volkes verarbeiten will, die uns noch gänzlich fehlt, die aber für die Lebendigmachung von Geschichte und Vorgeschichte unbedingt erforderlich ist.

Die drei mythiſchen Haſen und ihre Verwandten an Kirchen und anderen Gebäuden und Haſen in Märchen und Sagen.

Von Guſtav Friedrichs.

Mit 12 Textabbildungen.

In dem oberen Teile eines Fenſters im Kreuzgange des Domes zu Paderborn finden ſich in einem Kreiſe drei Haſen. Genau dasſelbe Haſenbild findet ſich auf der Haſenglocke im Kloſter Haina, Bezirk Kaſſel. Abb. 1 zeigt uns die drei Haſen, wie ſie in einem Kreiſe auf der Kreislinie in raſendem Laufe dahinſtürmen. In der Mitte des Kreiſes kommen ihre Köpfe ſo nahe zu-

Abb. 1. Die Haſen an der „Haſenglocke“ im Kloſter Haina, Bez. Kaſſel. Vor 1225.

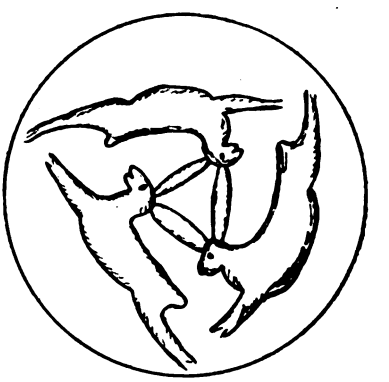


Abb. 2. Drei Haſen am Gewölbeſchlußſtein im Kapitelſaale der Stiftskirche zu Weißenburg i. Elſ. Um 1300.

ſammen, daß ihre Ohren, von denen man nur drei ſieht, ein Dreieck bilden. Abb. 2 liefert uns die drei Haſen am Gewölbeſchlußſtein im Kapitelſaale der Stiftskirche zu Weißenburg i. Elſ. Auch hier tritt der ſtürmiſche Lauf der Haſen beſonders hervor. Aber nicht nur an Kirchen, ſondern auch ſonſt ſieht man die drei Haſen; ſo an dem Hauſe des Sixenbauers in St. Margarethen bei Brannenburg in Oberbayern (Abb. 3). Und in Riehen bei Baſel erblickt man die drei Haſen ſogar in einem Gitter (Abb. 4). Auch dieſen drei Haſen ſieht man es an, daß ſie es ungeheuer eilig haben.

Die gewöhnliche Annahme iſt, daß die drei Haſen ein Symbol der Dreieinigkeit ſind, obwohl ſich nicht die geringſten Beziehungen zwiſchen den drei Haſen und der Dreieinigkeit nachweiſen laſſen. Darauf ſoll es aber auch nicht ankommen, ſondern nur auf das Dreieck, das die Ohren der drei Haſen bilden, denn dies iſt ein Symbol der Dreieinigkeit. Daß aber Haſenohren das beſte Mittel ſind, um ein Dreieck zu konſtruieren, leuchtet wenig ein. Übrigens iſt das Dreieck ein altes mythiſches Zeichen. So hatte Thor einen dreiſeitigen Wetterſtein [1]). Schlug er auf die rote Seite, ſo donnerte und blitzte es; ſchlug er auf die gelbe, ſo leuchtete heller Sonnenſchein, und ſchlug er auf die weiße, ſo kam ein fürchterliches Hagelwetter. Thors Wetterſtein iſt die Sonne, die wir morgens und abends rot, an ſchönen Sommertagen gelb und an kalten Wintertagen weiß erblicken, was Anlaß war, ſie als einen drei-

Abb. 3. Dreihaſenornament in St. Margarethen bei Brannenburg, Oberbayern, am Hauſe des „Sirenbauers“.

Abb. 4. Drei Haſen in einem Gitter zu Riehen bei Baſel.

ſeitigen Wetterſtein aufzufaſſen. Der eddiſche Rieſe Hrungnir hatte ein Steinherz, das dreiſeitig und ſcharfkantig war [2]). Auch Hrungnirs Herz iſt allem Anſcheine nach die Sonne. Wie der Sonne, ſo ſchrieb man auch dem Monde eine dreieckige Geſtalt zu. Das deutet auch Poſeidons Dreizack an, der auch ein Symbol des Mondes iſt. Ernſt Siecke, Indogermaniſche Mythologie, S. 82, ſchreibt ſogar: „Was die Dreiheit betrifft, ſo kommt dieſe allem Mondhaften nach feſtſtehender Annahme zu.“ Allem Anſcheine nach hat aber nicht das Dreieck, das die Ohren der Haſen bilden, Anlaß gegeben, in den drei Haſen ein Symbol der Dreieinigkeit zu ſehen, ſondern allein die Dreizahl der Haſen. Wie dem aber auch ſei, man hat überſehen, daß nicht das Dreieck, das die Ohren der Haſen bilden, noch die Dreizahl der Haſen das Charakteriſtiſche iſt, ſondern der raſende Lauf, mit dem ſie dahinſtürmen. Das deutet darauf hin, daß wir es mit einem mythiſchen Bilde zu tun haben.

In der erſten Erzählung des dritten Buches des Pancatantra wohnen die Haſen an der Küſte des Mondſees, und ihr König hat die Mondſcheibe als Palaſt. In einer buddhiſtiſchen Legende wird der Haſe von Indra in den

[1]) Mannhardt: Germaniſche Mythen. S. 141.
[2]) Simrock: Die Edda. S. 302.

Mond verwandelt, weil er ihm freiwillig sein Fleisch zu essen gegeben hatte, als er in einen Pilger verkleidet, um Brot bat. Der Hase, der ihm nichts weiter bieten konnte, legte sich übers Feuer, damit Indra seinen Hunger beschwichtigen könnte. Das zeigt, daß man den Mond als einen Hasen auffaßte.

Auch uns ist der Mond als Hase noch wohlbekannt, denn jeder kennt den Osterhasen, der den Kindern die bunten Ostereier bringt. Daß sich unter dem Osterhasen wirklich der Mond birgt, läßt sich leicht nachweisen. Wir feiern Ostern am ersten Sonntage nach dem ersten Vollmonde im Frühling. Das zeigt, daß Ostern ein Mondfest ist, das sicher in alten Zeiten am ersten Vollmondstage im Frühjahr gefeiert wurde. Dieses Mondfest hatte, wie man jetzt allgemein annimmt, seinen Namen von der heidnischen Göttin Ostara. Auf dieses heidnische Fest legte die christliche Kirche auch das Auferstehungsfest Jesu, das aber seinen heidnischen Namen beibehielt. Es hält auch nicht schwer, nachzuweisen, wie die alten Deutschen dazu gekommen sind, ihr Frühjahrsfest als ein Mondfest zu feiern. Der Mond scheint zur Neumondszeit gestorben zu sein und im Grabe zu liegen. Aber nach drei Tagen steht er wieder vom Tode auf und erscheint bald wieder in alter Pracht am Himmel. Genau so wie dem Monde, so ergeht es auch der Vegetation. Im Herbst scheint sie auch gestorben zu sein, im Winter im Grabe zu liegen und im Frühjahr wieder aufzuerstehen. Diese Übereinstimmung zwischen dem Mond- und dem Vegetationswechsel veranlaßte, in dem Monde den Vegetationsgott zu sehen, dessen Fest man am ersten Vollmondstage im Frühjahr feierte, wo die Vegetation von ihrem Winterschlafe zu erwachen beginnt. Wie man das Mondfest im Frühjahr feierte, so das Sonnenfest am Johannistage, wo die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat. Nach diesen Darlegungen kann sich unter dem Osterhasen nur der Mond bergen.

Was sich unter den Ostereiern birgt, zeigt uns das Zigeunermärchen „Sonnenschein und Mondenschein" von Wlislocki. Ein König hatte zwei Söhne, die Sonnenschein und Mondenschein hießen, weil Sonnenschein die Sonne und Mondenschein die Sonne auf der Stirn abgebildet hatte. Einst als die beiden Knaben schliefen, kamen die drei Nornen, um ihnen ihr Schicksal zu verkünden. Die zweite Norne sagte, Mondenschein solle ein reicher Mann, und die dritte, Sonnenschein solle König werden. Da legte die erste Norne unter das Kopfkissen von Sonnenschein ein goldenes und unter das von Mondenschein ein silbernes Ei. Als die Knaben erwachten, aßen sie die Eier, und es geschah, was die drei Nornen ihnen geweissagt hatten, Mondenschein wurde ein reicher Mann und Sonnenschein König.

Zunächst ist vollkommen klar, daß Sonnenschein der personifizierte Vollmondstag und Mondenschein die personifizierte Vollmondsnacht ist, und daß wir das goldene Ei auf die Sonne und das silberne auf den Mond zu beziehen haben. Das Sonnenei legte die erste Norne unter das Morgenrot oder die Morgendämmerung als das Kopfkissen von Sonnenschein und das Mondei unter das Abendrot oder die Abenddämmerung als das Kopfkissen von Mondenschein. Aus dem Märchen geht aber auch ferner hervor, daß Mondenschein und Sonnenschein nicht derselben Vollmondszeit angehören, sondern zwei aufeinander folgenden. In der ersten Vollmondszeit ist Mondenschein die personifizierte Vollmondsnacht und besitzt den zu seiner Vollmondsnacht gehörenden Vollmondstag als Reichtum allerlei Art. Hatte er doch sogar die Eigenschaft, daß sein Speichel sich in Gold verwandelte. Dagegen ist Sonnenschein in der zweiten Vollmondszeit der personifizierte Vollmondstag und besitzt die Vollmondsnacht als ein Königreich mit Untertanen. Als

was wir die Untertanen zu betrachten haben, zeigt uns die Abrahamsage. Abraham ist der personifizierte Vollmondstag, der die Mondnächte des Jahres als Knechte hat. In drei Nächten eines jeden Monats sieht man nichts vom Monde. Das macht im Jahre 36 Nächte. Zieht man diese von den 354 Nächten eines griechischen Mondjahres ab, so bleiben 318 Nächte, in denen man mehr oder weniger vom Monde sieht. Diese stellen die 318 Knechte Abrahams dar. Das Zigeunermärchen zeigt uns, daß man die Sonne als ein Ei auffaßte, und da diese verschiedene Farben zeigt, unter denen die rote, die gelbe und die weiße sich besonders abheben, so erscheint sie auch als farbige Eier. Und wer besitzt die farbigen Sonneneier und spendet sie? In dem Zigeunermärchen ist dies Mondenschein als die personifizierte Vollmondsnacht mit dem Vollmonde und in unserem Ostermythus der Osterhase, denn auch er ist ein Vertreter der Vollmondsnacht mit dem Vollmonde. Daß man tatsächlich die Sonne als ein Ei in der Vollmondsnacht als einen Hasen sein ließ, läßt sich nachweisen. Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, S. 209, schreibt: „Das Ungeheuer wird erst getötet, als sein Herz, das es verschlossen hält, fortgenommen ist. Bisweilen hält es dasselbe nicht im eigenen Körper, sondern in einer Ente, der Aurora, eingeschlossen, welche aus einem Hasen, dem am Morgen geopferten Monde, hervorkommt. Als diese Ente geöffnet wird, findet sich ein goldenes Ei, die Sonne". Hier haben wir tatsächlich die Vollmondsnacht als einen Hasen, aus dem bei Tagesanbruch das Morgenrotals eine Ente kommt, in der man bei Sonnenaufgang die Sonne als ein goldenes Ei findet. Ein Vergleich zeigt, daß die Ente, die die Sonne als ein goldenes Ei in sich hat, in dem Zigeunermärchen das Kopfkissen Sonnenscheins ist, unter das die erste Norne die Sonne als ein goldenes Ei gelegt hatte. In dem Ostermythus vom Osterhasen bildet das Morgenrot oder die Morgendämmerung die Gegenstände, unter denen dieser die bunten Ostereier versteckt, wo die Kinder sie bei Sonnenaufgang finden. Damit ist wohl genügend nachgewiesen, daß mythisch der Mond oder die Mondnacht als ein Hase aufgefaßt wurde.

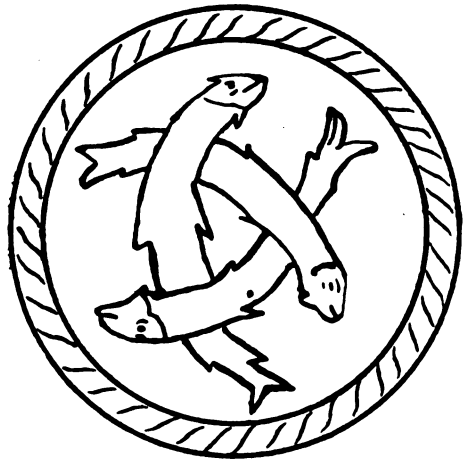


Abb. 5. Drei Fische in einer Kirche bei Ringsted, Seeland.

Abb. 5 zeigt uns statt der drei Hasen drei Fische, die sich in einer Kirche bei Ringsted auf Seeland finden. Die drei Hasen sind hier durch drei Fische ersetzt, weil man den Mond oder die Mondnacht auch als Fische auffaßte. Wie L. Niessen Deiters in der Kölnischen Zeitung vom 20. 4. 1926 zeigt, findet sich in den vorinkaischen Kulturen die Sonne als Kondor, der Mond als Fisch und die Dämmerung als Schlange dargestellt. In dem ungarischen Märchen „Die Schlangenhaut" von E. Sklarek schenkt die Mondmutter einer Königstochter zwei goldene Fische, die Sonnenmutter eine goldene Kunkel und zwei schöne goldene Spindeln und die Windmutter goldenen Flachs, den sie aus dem Barte eines jungen Wirbelwindes gerauft hatte. Die Mond-,

die Sonnen- und die Windmutter sind mit den drei Nornen des Zigeunermärchens identisch und stellen wie diese die Mondnacht, den Vollmondstag und die Vollmondsdämmerung als Personen dar. Klar ist, daß die Mondmutter den Mond als zwei Fische, die Sonnenmutter die Sonne als eine goldene Kunkel und zwei schöne goldene Spindeln und die Windmutter das Abendrot als goldnen Flachs geschenkt hat. Da haben wir auch den Mond als Fische aufgefaßt.

In der Bibel speist Jesus 5000 mit zwei Fischen und fünf Gerstenbroten, und doch bleibt noch viel übrig. Wir haben es hier mit mythischer Speise zu tun, die nie alle wird, wieviel davon auch gegessen wird. In der Edda essen die Einherier von dem Eber Sährimnir, der jeden Morgen geschlachtet wird und trotzdem jeden Abend wieder lebendig ist. Dazu trinken sie die Milch der Ziege Heidrun. Der Eber kann nur die Mondnacht sein, denn wie oft diese auch am Morgen geschlachtet wird, am Abend ist sie doch wieder lebendig. Zu dem Eberfleisch trinken die Einherier das Licht des Vollmondstages als die Milch der Ziege Heidrun. Damit vergleiche man das Lebenswasser und die Früchte des Baumes des Lebens in der Offenbarung des Johannes 22, 1—3: „Und er zeigte mir einen Strom von Lebenswasser, glänzend wie Kristall, der kam von dem Throne Gottes mitten in ihrer Gasse. Und über dem Strom auf beiden Seiten der Baum des Lebens, der zwölf Früchte trug; jeden Monat gibt er seine Frucht, und die Blätter des Baumes dienen zur Heilung der Völker". Der Strom von Lebenswasser ist hier das Licht des Vollmondstages, das zwischen zwei Vollmondsnächten als den Bäumen des Lebens fließt, die jeden Monat den Mond als Frucht bringen. Damit vergleiche man das Lebenswasser und das Brot, das nie alle wird, in dem Grimmschen Märchen „Das Wasser des Lebens". Der dritte Bruder holt aus einem verzauberten Schlosse das Wasser des Lebens und ein Brot, das nie alle wird, wieviele auch davon essen. Da er mit dem Lebenswasser seinen Vater wieder gesund macht, der wie Mondenschein die personifizierte Vollmondsnacht ist, so kann das Lebenswasser nur ein Symbol des Mondlichtes sein. Und daraus ergibt sich, daß das Brot, das nie alle wird, ein Symbol der Sonne ist. Wie oft diese auch am Abend als Brot aufgegessen wird, am anderen Morgen ist sie doch voll wieder da. Jakob hatte von Lea und Rahel acht Söhne. In Ägypten bekam Benjamin fünfmal mehr als jeder seiner anderen sieben Brüder. Das zeigt, daß man von den 12 Monaten des Jahres fünf auf den Vollmondstag und sieben auf die Vollmondsnacht verrechnete. Daß man nun den Vollmondstag nur durch eine, aber die Vollmondsnacht durch sieben Personen vertreten sein ließ, findet sich vielfach. So auch in dem Grimmschen Märchen „Die sieben Raben", wo einer Schwester, dem weiblichen Vollmondstage, sieben Vollmondsnächte als Brüder gegenüberstehen.

Danach sind die fünf Gerstenbrote bei der Speisung der 5000 ein Symbol der Sonne und die zwei Fische ein solches des Mondes. Die Bibel kennt also auch die Darstellung des Mondes als Fische.

In einer Kirche zu Fritzlar sind die drei Hasen oder Fische durch drei menschliche Figuren ersetzt, die auch in eiligem Laufe dahinstürmen. Sie vertreten die Vollmondsnacht mit dem Monde wie Mondenschein in dem oben besprochenen Zigeunermärchen.

Die drei Hasen findet man auch noch auf einem Wirtshausschild in Michelstadt im Odenwald.

Daß das Charakteristische der Hasenbilder nicht das Dreieck ist, das ihre Ohren bilden, beweisen die drei menschlichen Figuren in der Kirche zu Fritzlar,

denn deren Körperteile bilden kein Dreieck. Das Charakteristische ist vielmehr der eilige Lauf, der auf allen Bildern in die Augen fällt. Aufschluß über diesen geben die Abb. 6 und 7. Abb. 6 zeigt ein Sonnenhaupt mit drei Lauffüßen; aber nur drei Seiten haben Lauffüße, an der vierten fehlt der Lauffuß. Gibt man dieser Seite auch noch einen Lauffuß, so haben wir das bekannte Hakenkreuz, das auch ein Symbol der Sonne

Abb. 6. Triskele einer antiken span. Münze

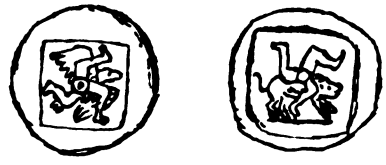


Abb. 7. Münzen der Stadt Aspendos in Pisidien.

ist. Dr. Ernst Krause, Tuisko-Land, S. 351, schreibt über das Hakenkreuz und über die anderen drei Sonnensymbole: „Dagegen dürfte es annehmbarer sein, in den umgebogenen Armen des Kreuzes einfach eine Andeutung der kreisenden Bewegung zu suchen, und dies wird unterstützt durch eine Umbildung, welche das Svastica-Zeichen (das Hakenkreuz) sowohl in Kleinasien wie in Gallien erfuhr, indem man an die Stelle der Kreuzarme gebogene Füße

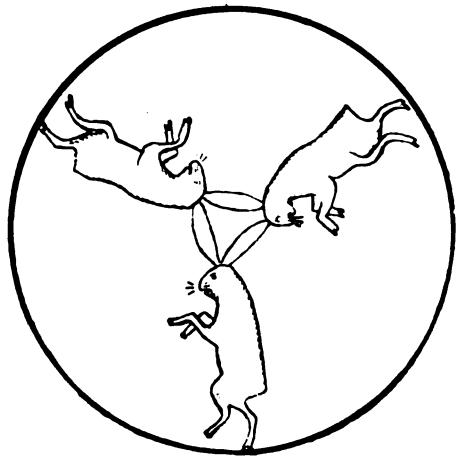


Abb. 8. Drei Hasen im Kloster Murthathal (Schweiz.)

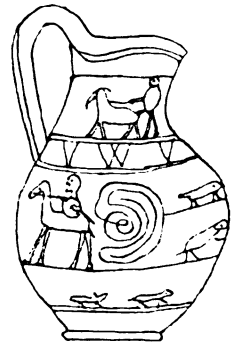


Abb. 9. Der Krug von Tragliatella.

setzte, welche den schnellen Kreislauf noch eindringlicher versinnlichen. Auf Münzen des südlichen Kleinasien, aus Pamphilien, Pisidien und Isaurien, die bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. zurückgehen, sieht man solche sogenannten Triskelen, die durch Adler oder Löwen sich als Embleme einer dem griechischen Helios entsprechenden Verschmelzung des Zeus mit dem Sonnengott charakterisieren". Die Arme des Hakenkreuzes und die Laufbeine des Sonnenhauptes, des Adlers und des Löwen sind also Symbole der kreisenden Bewegung der Sonne. Und daraus ergibt sich, daß die drei Hasen und ihre Verwandten, die innerhalb

eines Kreises auf der Kreislinie in sausendem Laufe dahinstürmen, die kreisende Bewegung des Mondes darstellen. Tatsächlich eine höchst sinnreiche Darstellung dieser Bewegung.

Abb. 8 zeigt uns die drei Hasen nicht in eiligem Lauf, sondern in behaglichem Tanzschritt. Aufschluß über den Tanzschritt geben uns die 7 Labyrinthtänzer (Abb. 10) auf dem berühmten Kruge von Tragiatella (Abb. 9), wo sie zusammen mit einem Reiter (Abb. 11) die Vollmondszeit vertreten. Daß man von 8 Personen gewöhnlich 7 die Vollmondsnacht und nur eine den Vollmondstag vertreten ließ, wissen wir schon. Jeder der 7 Labyrinthtänzer trägt einen Eberschild und drei Speere. Die Eberschilde bekunden,

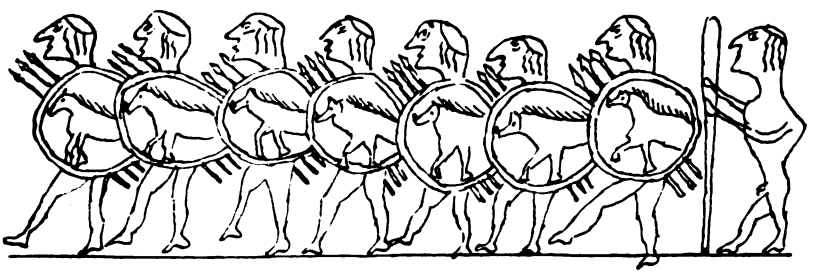


Abb. 10. Die Gruppe der Labyrinthtänzer. (Nach Tafel L. der Jahrbücher des Archäologischen Instituts 1881).

Abb. 11. Die aus der Trojaburg kommenden Reiter. (Aus den Jahrbüchern des römischen Instituts Band 53, Tafel L.)

wie das auch der eddische Eber Sährimnir tut, daß man den Mond auch als einen Eber auffaßte. Die drei Speere der Labyrinthtänzer hat man jedenfalls auf die drei alten 9tägigen Wochen des Mondmonats zu beziehen. Schon die Bibel kennt die drei Speere des Vertreters der Vollmondsnacht, denn Joab, der Vollmondsnachtvertreter und als solcher Feldhauptmann Davids, des Vertreters des Vollmondstages, tötete mit drei Speeren Absalom, den aufrührischen Sohn Davids. Welche magische Kraft man mythischen Tänzen beilegte, zeigt die Angabe, daß Pyrrhos, der Sohn des Achilles, das bisher unbesiegte Ilion durch seine Tanzkunst eingenommen habe[1]).

Wir sehen denn auch, wie die 7 Labyrinthtänzer den Vertreter der Neumondszeit, den weißen Neumondstag als einen nackten Mann, besiegt und gezwungen haben, als Gefangener ihnen zu folgen. Ähnlich wie die 7 Labyrinthtänzer haben es denn auch wohl unsere drei tanzenden Hasen,

[1]) E. Krause, Die Trojaburgen Nordeuropas, S. 280.

die Vertreter der drei alten 9tägigen Wochen eines Mondmonats, allem Anſcheine nach gemacht.

Wiederum anders führt uns die Abb. 12 die drei Haſen vor. Sie laufen und tanzen nicht, ſondern ruhen, wie zwei von ihnen zweifellos zeigen, und der dritte ſcheint ſich auch mit einem Kopfſprunge zur Ruhe begeben zu wollen. Die Abb. 12 zeigt uns demnach die drei Haſen zur Neumondszeit, wo man nichts vom Monde ſieht. Das Band, das in der Mitte aufgerollt iſt und daſelbſt die Jahreszahl 1529 trägt, halte ich für ein Symbol der Zeit. Und iſt das richtig, ſo könnte der Ring über dem Bande die Sonne ſein, neben der am Neumondstage die drei Haſen im Neumonde ruhen.

Nach den obigen Ausführungen ſtellen die Haſenbilder und ihre Verwandten die drei wichtigſten Mondphaſen dar: den zunehmenden Mond, der durch ſeine Tanzkunſt die Vertreter der Neumondszeit beſiegt, den Vollmond, der ſich ſputet, um ſeinen nächtlichen Lauf am Himmel auch rechtzeitig zu vollenden, und den abnehmenden Mond, der ſchließlich am Neumondstage in ſeinem Ruhelager anlangt.

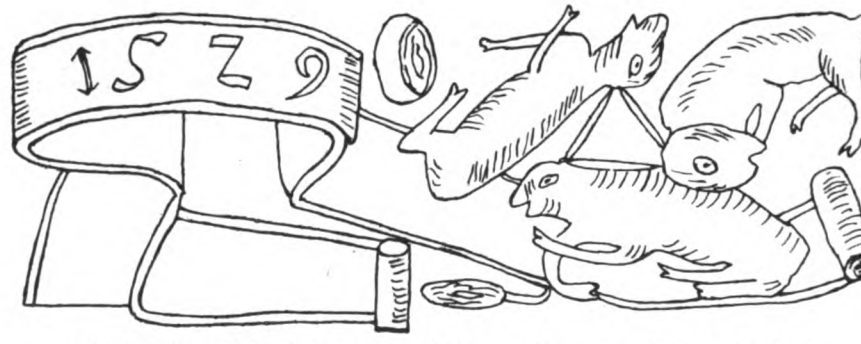


Abb. 12. Die Gotteshaſen in der Kirche zu Lauenen. Berner Oberland.

Höchſtwahrſcheinlich ſind unſere Haſenbilder und ihre Verwandten ſchon ebenſo alt wie das Bild der Labyrinthtänzer auf dem Kruge von Tragiatella, deſſen Anfertigung man in das 7. bis 6. Jahrhundert vor Chr. verlegt. Alſo ſchon lange vor unſerer Zeitrechnung waren unſere alten Vorfahren imſtande, ſolche ſinnreichen Darſtellungen von aſtronomiſchen Erſcheinungen zu geben, wie unſere Haſenbilder und ihre Verwandten ſie zeigen. Daraus muß man ſchließen, daß ſie bereits geiſtig auf einer verhältnismäßig hohen Kulturſtufe ſtanden und nicht mehr die Barbaren waren, als welche ſie heute noch vielfach betrachtet werden.

Wie die Haſenbilder und ihre Verwandten an und in die Kirche kamen, erfahren wir aus einem Briefe, den um 600 Papſt Gregor der Große an den Abt Mellitus ſchrieb. Um die Sachſen leichter zum Chriſtentum zu bekehren, rät er, ſolle man ihre Götzenbilder, nicht aber ihre Tempel zerſtören, dieſe vielmehr mit Weihwaſſer beſprengen und mit Altären und Reliquien verſehen. An den gewohnten Stätten, die nun Gott geweiht ſind, werde die Menge ſich gemütlicher fühlen und ſich Laubhütten um dieſe Kirchen machen, um darin fröhlich die früher zum Opfer beſtimmten Rinder zu verzehren. Das iſt das älteſte heidniſch-chriſtliche Kirchweihbild! Und wenn wir nun Labyrinthe in manchen Kirchen Frankreichs und auch in einer Kirche in Salz-

burg finden, so müssen wir schließen, daß diese sich ursprünglich in heidnischen Tempeln fanden, die man in christliche Kirchen umwandelte. In diesen erhielten sie sich auch selbst dann noch, wenn die alten Kirchen durch neue ersetzt wurden. Daß dies richtig ist, beweist Ernst Krause, Die Trojaburger Nordeuropas, S. 89—100. Und daraus ergibt sich für unsere Hasenbilder, daß diese auch in alten heidnischen Tempeln vorhanden waren und von da in die christlichen Kirchen übergegangen sind. Das Vorkommen der Hasenbilder an weltlichen Gebäuden zeigt wohl, daß sie auch schon früher daselbst angebracht gewesen sind.

Auch in Märchen kommt der Mond als Hase vor. So in dem Märchen von dem Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel. Da der Igel genau so aussieht wie seine Frau, so setzte er sich unten auf einen Acker und seine Frau mußte sich oben auf denselben setzen. Der Igel und seine Frau taten nur so, als ob sie liefen, in Wirklichkeit blieb der Igel unten und seine Frau oben auf dem Acker sitzen. Der Hase lief 71mal zwischen ihnen hin und her, bis er tot war, denn wenn er oben ankam, so rief die Frau des Igels: „Ich bin schon lange da!" und unten machte der Igel es geradeso. In dem Grimmschen Märchen „Hans mein Igel" ist der Igel ein Vertreter der Dämmerung. In unserem Märchen vertritt der Igel die Abenddämmerung und seine Frau die Morgendämmerung. Zwischen den beiden Dämmerungen läuft der Mond oder die Mondnacht als Hase während der Mondabnahme hin und her, bis er am Neumondstage, wo man nichts mehr vom Monde oder der Mondnacht sieht, tot ist. 71 ist der fünfte Teil von den 355 Tagen eines Mondjahres, ein Zeichen, daß unser Märchen schon vorhanden war, als man noch nach Mondjahren rechnete.

Auch die Sage kennt den Mond oder die Mondnacht als Hasen. Der Herr von Langen war einst mit seinen Freunden auf der Jagd. Die Hunde trieben einen Hasen auf, den sie bis in die Nähe eines Bauernhauses verfolgten, wo er durch das Hühnerloch ins Haus sprang. Die in das Haus stürmenden Jäger fanden aber im Hause keinen Hasen, sondern nur ein altes Mütterchen, das keuchend am Herde saß [1]). Bei der Mondabnahme sieht man, wie die Mondnacht sich immer weiter in den Tag schiebt und am Neumondstage, wo der Neumond neben der Sonne steht, völlig in diesem verschwunden ist. Das erklärt, wie in unserer Sage die Vollmondsnacht als ein Hase sich in den weißen Neumondstag als ein altes Mütterchen verwandeln kann.

In einem Märchen aus der Oberpfalz [2]) ist aber der weiße Neumondstag nicht ein altes Mütterchen, sondern ein Mädchen, das immer im Mondenschein spinnt, was man nicht soll. Da zieht es der Mond an, und es ist nun die Spinnerin im Monde. Sein Bräutigam, ein Jäger, wurde zu gleicher Zeit von der Sonne von der Erde genommen und sitzt nun in dieser. Zur Vollmondszeit sind der Neumondstag und die schwarze Neumondsnacht von der Erde verschwunden. In unserem Märchen befindet sich dann der weiße Neumondstag in dem Monde und die schwarze Neumondsnacht in der Sonne.

In der Sage vom Manne im Monde befindet sich aber der ganze 24-stündige Neumondstag im Monde, denn die Neumondsnacht ist das Holzbündel, das der Neumondstag als ein Mann auf dem Rücken trägt.

Befinden sich Vertreter der Neumondszeit zur Vollmondszeit in der Sonne und in dem Monde, so muß man in diesen auch Begräbnisstellen gesehen haben. Begräbnisstellen findet man auch als Rosengärten bezeichnet. Ein

[1]) Schirmeyer: Osnabrücker Sagenbuch. S. 63.
[2]) Klee: Sieben Bücher deutscher Volkssagen. II. S. 167.

solcher Rosengarten befand sich auch an der Iburger Straße in Osnabrück an einer Stelle, die jetzt teilweise vom Friedhof daselbst eingenommen wird. In dem Rosengarten stand ein großer Monolith [1]). Diese Rosengärten sind Symbole des Abendrotes, in dem es nicht schwer hält, einen wundervollen Rosengarten zu sehen. Der Monolith darin vertritt die Abenddämmerung.

Gewöhnliche Leute begruben unsere heidnischen Vorfahren in Hügelgräbern, die man noch überall findet. In ihnen findet man eine große Urne mit Knochenresten, eine kleinere, deren Inhalt sich nicht mehr feststellen läßt, und einen großen unbehauenen Stein. Nach unseren Darlegungen unterliegt es wohl nicht dem geringsten Zweifel, daß wir in der großen Urne die Sonne, in der kleineren den Mond und in dem großen unbehauenen Steine die Dämmerung zu sehen haben. Daß dies richtig ist, läßt sich auch noch auf andere Weise nachweisen. In einem Mythus [2]) schlachtet Thor seine Böcke am Abend und läßt ihre Knochen auf die Felle werfen. Am anderen Morgen weiht er mit seinem Hammer, der Sonne, die Felle mit den Knochen, und die Böcke springen wieder lebendig auf. Thors Böcke stellen am Abend das Abendrot dar. Bei Nachtanbruch werden sie geschlachtet und ihre Knochen sieht man als Sterne während der Nacht am Himmel. Weiht Thor am Morgen die Knochen mit den Fellen mit der Sonne als seinem Hammer, so springen die Böcke als Vertreter des Morgenrots wieder lebendig auf.

In dem Grimmschen Märchen „Von dem Machandelboom" werden aber die Sterne als Knochen in die Sonne als ein seidenes Tuch gebunden und in einer Variation desselben auf die Sonne als einen rotseidenen Faden gereiht. Da finden wir auch Knochen in der Sonne, was berechtigt, die große Urne mit den Knochen in den Hügelgräbern als die Sonne aufzufassen. In der kleineren Urne, dem Monde, werden sich dann die Sachen gefunden haben, die man den Toten mitzugeben pflegte.

Die Abbildungen 1—5 und 8 und 12 sind drei Artikeln entnommen, die Dr. Beda Kleinschmidt in Paderborn in dem Westfälischen Volksblatt 1925 — 30, 1925 — 37 und 1926 — 2 hat erscheinen lassen. Die Abb. 6 und 7 finden sich bei Ernst Krause, Tuisko-Land, S. 351.

Dr. Beda Kleinschmidt ist es auch, der die Ansicht vertritt, daß die drei Hasen ein Symbol der Dreieinigkeit sind. Aus den obigen Darlegungen geht aber hervor, daß man die drei Hasen und ihre Verwandten nur richtig zu deuten vermag, wenn man sich die astronomische Deutung zu eigen macht, wie ich sie in meiner Broschüre „Die Deutung des Mythischen im allgemeinen und im besonderen in Osnabrück und Nordwestdeutschland" und in einem früheren Artikel des Mannus „Mythen-, Märchen- und Sagendeutung" dargelegt habe.

Nachtrag zu den Dreihasen-Bildern.

In dem trefflichen, durch Wolfgang Schultz (Görlitz) in diesem Bande S. 245 ff. eingehend gewürdigten Werke von Karl Spieß, Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn (Wien 1925) wird S. 123 f. ausgeführt, daß in den Alpenländern auf Schüsseln und Tellern geometrische Ornamente bevorzugt wurden: Hakenkreuz, Wirbel und Spirale. Auf einer Schüssel aus Oberösterreich (Abb. 69) sind vier Fische hakenkreuzartig zusammengestellt, auf einer anderen drei Hasen mit zusammenhängenden Ohren. Auf einer ägyptischen Fayenceschüssel der 18. Dynastie haben drei Fische den Kopf gemeinsam, der als gleichseitiges Dreieck mit dem Auge in der Mitte dargestellt ist (Abb. 70).

G. Kossinna.

[1]) Friedrichs: Die Deutung des Mythischen. S. 42.
[2]) Simrock: Die Edda. S. 278.

Altgermaniſcher Geſtirndienſt.

I. Das Zerſtörungswerk an den Externſteinen.

Von Direktor W. Teudt, Detmold.

Mit 5 Abbildungen.

Die Detmolder Landesbibliothek enthält eine aus 40 Nummern beſtehende Literatur über die Externſteine bei Horn im Teutoburger Walde, von denen 11 als eingehendere Monographien bis zu einem Umfang von 200 Seiten

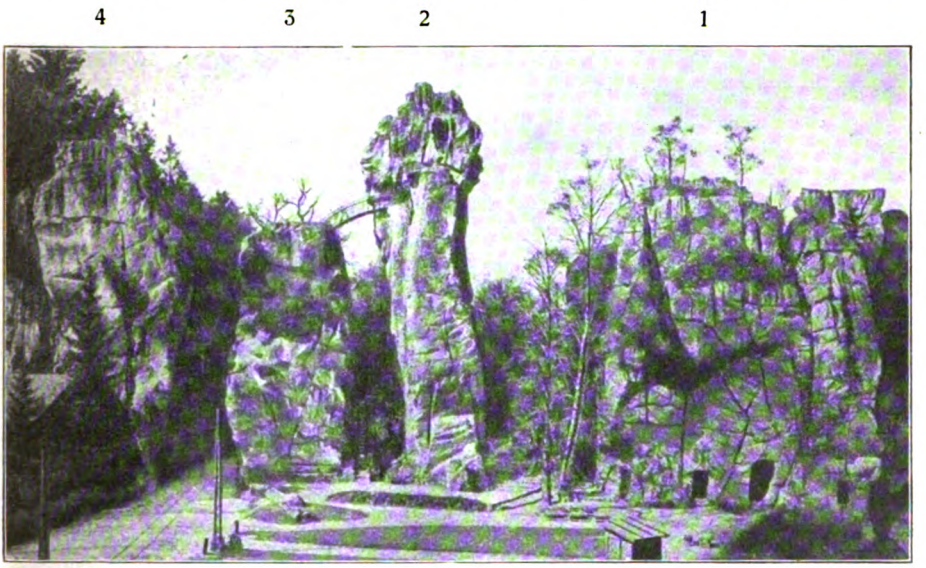


Abb. 1. Der „Eggeſterenſtein“ im Teutoburger Wald.

angeſehen werden können. Dieſe ſtammen ſämtlich aus dem vorigen Jahrhundert, die letzte von Kiſa 1895. Uns, die wir eine weſentlich erweiterte Anſchauung über die altgermaniſche Kultur haben, mutet die ganze Behandlungsweiſe des Gegenſtandes als veraltet an, abgeſehen von Kiſa. Dieſer aber wendet ſeine ganze Aufmerkſamkeit der Grotte im Felſen 1 und der daran befindlichen Skulptur der Kreuzabnahme Chriſti zu und erwähnt den,

wie mir ſcheint, weitaus intereſſanteſten Felſen 2 nur übergangsweiſe. Die übrigen alten Bearbeiter finden ſich mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit mit ihm ab. Wohl ſprechen einige die Vermutung aus, daß der im Kopf des Felſens befindliche Raum doch wohl urſprünglich dem germaniſchen Kultus gedient haben müſſe, aber im allgemeinen beruhigt man ſich dabei, daß er eine chriſtliche Kapelle ſei, die das Paderborner Kloſter nach eigener Angabe

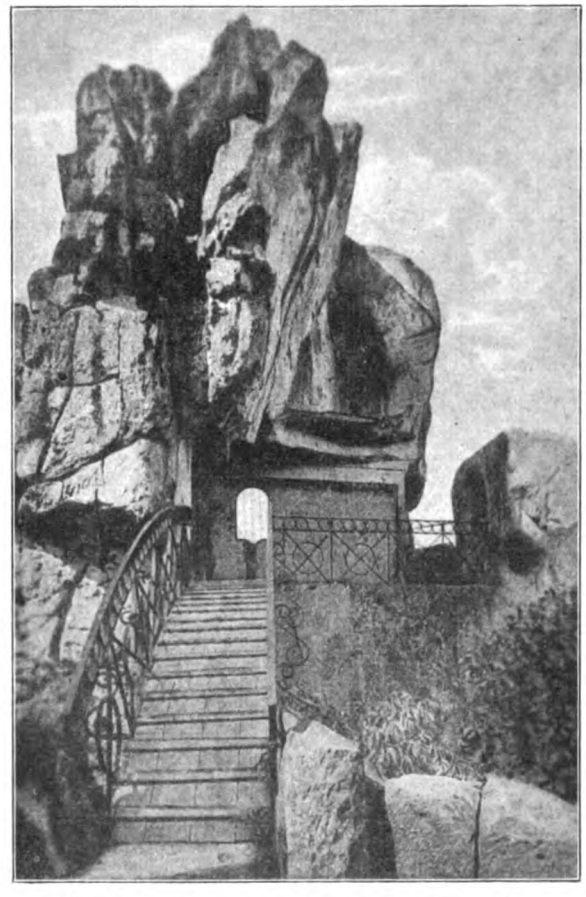


Abb. 2. Zertrümmerter Felſenkopf mit Sacellum.

ums Jahr 1120 habe herſtellen laſſen. Gewiß werden die vom Kloſter beauftragten Arbeiter daran herumgehauen haben, um aus der vorgefundenen Trümmerſtätte irgend etwas Brauchbares für den chriſtlichen Kultus zu geſtalten, aber wir werden ſehen, daß wir es hier in Wirklichkeit mit einem noch verhältnismäßig gut erhaltenen, bedeutſamen Zeugen des altgermaniſchen Kultus zu tun haben, der eine deutliche Sprache von der Höhe der Kultur unſerer Vorfahren in grauer Vorzeit führt.

Ein wachſendes Mißtrauen gegen die Vollſtändigkeit der bisherigen Unterſuchungen und gegen die Richtigkeit der Urteile trieb mich zu eigenen Beobachtungen, deren Veröffentlichung ich hierdurch beginne, nachdem ich

sie einem größeren Kreise von Mitgliedern des historischen Vereins und dem Detmolder Landeskonservator aufgewiesen habe. Die Fortsetzung wird sich darauf beziehen, daß der Sonnenkultus auf den Externsteinen nur ein kleines Stück eines für das Gesamtvolk zentralisierten, das ganze Leben desselben beeinflussenden Gestirndienstes auf breiter wissenschaftlicher Grundlage gewesen ist.

A. Der Felsen Nr. 2 (in alten Urkunden Eggesterenstein).

(Vorbemerkung: Man wolle in dieser Abhandlung nicht die Nummern der Felsen und die Nummern der Abbildungen verwechseln.)

Der säulenförmige Felsen Nr. 2, dessen Höhe etwa 30 Meter beträgt, zeigt an zwei Stellen die unverkennbaren Spuren einer Zerstörung großen Stils. Es ist fast der vierte Teil des Felsenkopfes (Abb. 2), welcher die Bedeckung und die südöstliche Wand des aus diesem Felsenkopfe ausgehauenen, ursprünglich ringsum geschlossenen Hohlraumes (des sog. Sacellums) bildete, gewaltmäßig abgesprengt und in die Tiefe gestürzt. Er zerschellte schon in der halben Höhe seines Falles im Aufschlag auf eine Ecke des Felsens Nr. 3, indem er sie in noch sichtbarer Weise beschädigte, und ergoß seine Trümmer über den Raum neben den beiden Felsen Nr. 2 und 3. Dort liegen sie zu einem Teile noch jetzt, während der andere Teil und wahrscheinlich gerade die bearbeiteten Stücke, bei den Befestigungsbauten des Grafen Hermann Adolf um 1660 ihre Verwendung gefunden haben werden.

Die Absprengung eines solchen ungeheuren Felsteils im Gewicht von mehreren 1000 Zentnern war dadurch möglich, daß seine ganze Nordwestseite mit dem Gesamtfelsen infolge einer durchgehenden Felsspalte überhaupt nicht im Zusammenhang war, daß die Grundfläche des Blocks, abgesehen von der dünnen Südostwand der Höhlung, bereits durch deren Ausarbeitung von dem Gesamtfelsen gelöst war, und daß die einzige ihn mit dem Gesamtfelsen in Zusammenhang haltende Südwestfläche gerade an dieser Stelle eine durchgehende Gipsschicht aufweist, die der Loslösung schon vorgearbeitet hatte, auf jeden Fall aber der Sprengung nur einen verhältnismäßig geringen Widerstand entgegensetzte. Infolgedessen konnte, wenn es noch nötig war, das Gefrierenlassen einer ausreichenden in die Gipsschicht eingeführten Wassermenge den ganzen Sprengblock lösen und zum Abweichen bringen. Damit war die Möglichkeit gegeben, durch das Ansetzen einer Anzahl von Winden die dünne Südostwand zu brechen und den Block nach Südosten herüberzudrücken, bis ihn das Übergewicht zum Sturze zwang.

Während diese Sprengung an der Ostecke des Felsens vorgenommen wurde, ist auf der Nordwestseite eben dieses Felsens 2, etwa in gleicher Höhe und tiefer ebenfalls ein Felsteil, welcher eine unter dem sog. Fenster zu dem Sacellum hinaufführende Treppe trug, abgesprengt worden. Die Treppe führte noch etwas über das Fenster hinaus bis zu den drei noch vorhandenen rätselhaften kleinen Reststufen. Von der vorhanden gewesenen Treppe legen jetzt noch drei in entsprechender Anordnung in den Felsen eingehauene Löcher, die zu Stützpunkten für einen tieferen Teil der Treppe gedient haben, ein deutliches Zeugnis ab (Abb. 3). Mit der Absprengung des Felsteils ist die ganze Treppe beseitigt und zerstört worden.

Es sind Anzeichen vorhanden, daß auch auf der Nordostseite des Felsens ein Umgang vorhanden war, der ebenfalls vernichtet worden ist. Jedoch ist

die Schwierigkeit, dieſen Teil des Felſens näher zu unterſuchen, ſo groß, daß eine ſolche Annahme noch nicht zu einer endgültigen Behauptung erhoben werden kann.

Sowohl die Abſprengung des Kopfteils des Felſens als auch die Abſprengung der Treppe iſt aufs deutlichſte an einer auffälligen Verſchiedenheit des Verwitterungszuſtandes zu erkennen. Farbenton und Beſchaffenheit

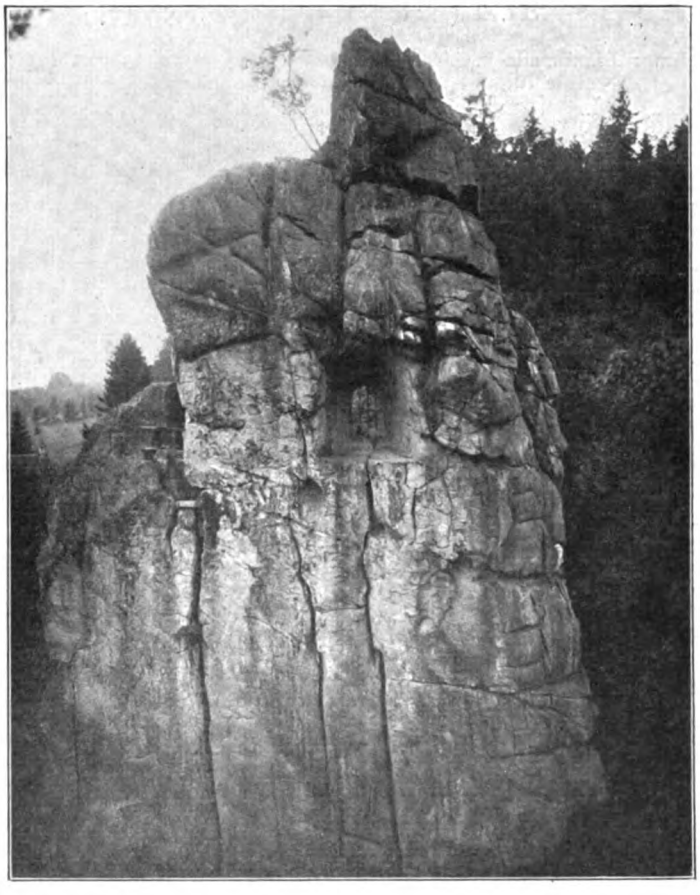


Abb. 3. Zertrümmerter Felſenkopf mit Nordweſtöffnung des Sacellums. Links die Reſtſtufen der abgeſprengten Treppe.

aller übrigen Außenflächen des Felſens laſſen auf eine ungeheuer längere Verwitterungszeit ſchließen, als Farbenton und Beſchaffenheit der Sprengflächen.

Über die Tatſache der Abſprengung iſt kein Zweifel möglich. Es wäre die Frage zu erörtern, ob ſie nicht auch auf Naturvorgänge durch Erdbeben oder allmählichen Verluſt des Zuſammenhalts durch Verwitterung und Waſſerwirkung zurückgeführt werden könne. Der Gedanke, daß ein Naturereignis gleichzeitig an zwei entgegengeſetzten Seiten des Felſens, oder gar,

daß zwei aufeinanderfolgende Naturereignisse so zweckvoll sich ereignet haben sollten, daß dadurch ein Menschenwerk zertrümmert wurde, dessen Beseitigung den zu einer gewissen Zeit obwaltenden heißen menschlichen Bemühungen entsprach, hat von vornherein einen hohen Grad von Unglaubhaftigkeit.

Aber es bedarf noch nicht einmal einer solchen allgemeinen Erwägung. Denn während ein Naturereignis als Ursache der Absprengung der Treppe immerhin denkbar ist, muß die Herabstürzung der Felsblocks über dem Hohlraum durch einen Naturvorgang aus physikalischem Grunde als ausgeschlossen angesehen werden. Nach seiner Ablösung vom Gesamtfelsen durch irgendeine Kraft konnte der Felsblock allenfalls den Hohlraum eindrücken und bis auf dessen Fußboden herunterfacken; aber solange diese ausreichende Unterlage

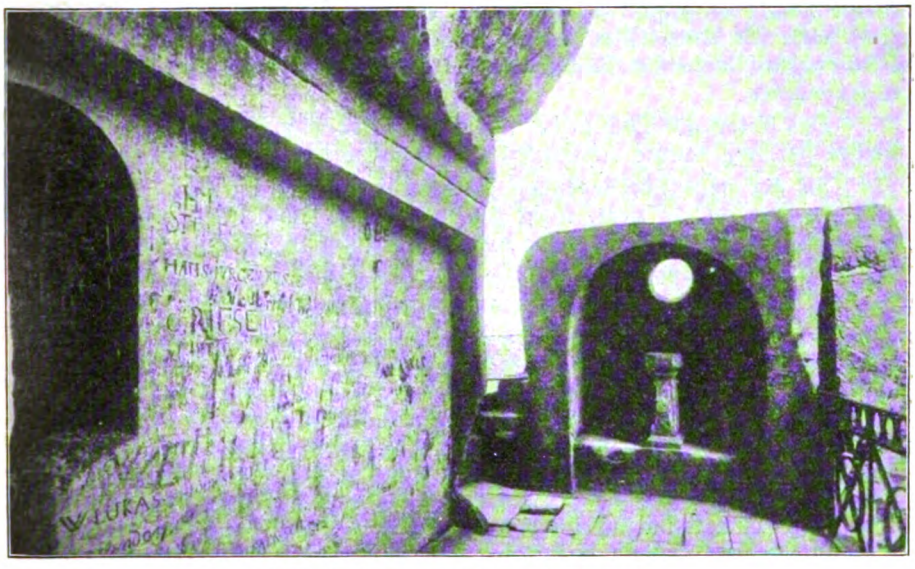


Abb. 4. Sacellum (Sonnenheiligtum).

da war — und sie steht ja heute noch — mußte er oben liegen bleiben, und das um so mehr, als der Hohlraum ihn zwang, nicht nach der Südostseite, sondern nach der Nordwestseite hinüberzuneigen.

Es erübrigt demnach nur die Annahme eines planmäßigen Zerstörungswerks, zu dem ein erheblicher Aufwand von Sachkenntnis und Hilfskräften, von Energie, Mut und Zeit erforderlich gewesen ist. Eine andere Erklärung, als daß die Tat zur Zeit der Einführung des Christentums in dieser Gegend, also von 772 nach Chr. Geb. ab, vollbracht wurde, läßt unsere Geschichtskenntnis nicht zu. Die nachträgliche Zurechtmachung des Orts zu einer christlichen Kapelle, von der übrigens kaum etwas zu bemerken ist, würde ganz in der Linie des in jener Zeit üblichen Verfahrens liegen.

Daß wir zwar eine absichtlich zerstörte, aber noch immer ihre wesentlichsten Merkmale tragende altgermanische Kultusstätte, und zwar ein bedeutsames Sonnenheiligtum vor uns haben, wird durch schwerwiegende Gründe gestützt.

Das Bild Nr. 4 gibt eine gute Anschauung von dem Sacellum, wie es nach seiner Zerstörung von den Mönchen wieder hergerichtet wurde. Seine

Grundfläche ist $3\frac{1}{2} \times 5\frac{1}{2}$ m. Daß es den Eindruck einer christlichen Kapelle mache, wird kaum jemand behaupten wollen. Es widerspricht so ziemlich allen bei der Anlage von christlichen Kultusstätten befolgten Gepflogenheiten.

Die „Apsis" ist so eingerichtet, daß der Priester entweder rechts oder links von dem „Altar" stehen müßte. Dieser „Altar" spottet den Anforderungen, die an ihn zu stellen wären. In einer Breite von 33 cm und einer Tiefe von 79 cm läßt er den heiligen Geräten, dem Meßbuch, dem Kruzifix, der hl. Lampe oder dergleichen keinen Raum. Mit der gleichen Mühe und Sorgfalt, mit der dieser eigenartige Ständer aus dem gewachsenen Fels herausgehauen ist, konnte man einen richtigen kleinen Altar herstellen und dem Priester ein Plätzchen gönnen, um vor ihn hinzutreten. Ein im vorderen Teil des Ständers in die Platte eingehauenes quadratisches Loch (6 × 6 cm groß und 6 cm tief) hatte für einen Altar keinen Zweck, war aber wohl geeignet, ein dem Sonnendienst dienendes Instrument, einen Schattenwerfer oder dergleichen, aufzunehmen.

Das kreisrunde Loch in der scheinbaren Sonnengröße von 37 cm Durchmesser hat recht wenig Ähnlichkeit mit einem christlichen Chorfenster.

In der gegenüberliegenden Wand befindet sich in einer Breite von 180 cm eine 40 cm tiefe, mehr als mannshohe Nische, die von zwei aus dem Fels gehauenen Säulen ohne Kapitäl feierlichst flankiert ist. Bei Annahme einer christlichen Kapelle fehlt für diese Einrichtung jegliche Erklärung.

Wer das auf der Nordwestwand befindliche, auf unserem Bilde 4 noch zu zwei Dritteln sichtbare sog. Fenster betrachtet, dem muß die Harmlosigkeit Kopfschütteln erregen, mit der einige Beschreiber der Externsteine diesen Durchbruch durch einen 215 cm mächtigen Felsen zu motivieren versuchen, angesichts einer Freilichtkapelle, die schon an einem Übermaß von Licht litt. Einer derselben erwähnt, daß es die Aussicht auf den Gipfel des ersten Felsens gestatte. Er hätte besser auf den Sonnenuntergang hingewiesen, aber das paßte ja nicht zu der christlichen Kapelle. Mit dieser Bemerkung soll jedoch keineswegs eine Erklärung dieser rätselhaften Öffnung versucht werden; ich kann nur feststellen, daß sie vorn am Sacellum eine starke Benutzung aufweist (auf dem Bilde bemerkbar), daß in der Mitte ihrer Tiefe die Einrichtung zu einem starken Balkenverschluß vorhanden ist, und daß sie von der abgesprengten Treppe aus zugänglich war.

Der ganze Raum mit dem über dem Ständer befindlichen Sonnenloch ist nicht nach Osten, sondern nach Nordosten auf die am Sommersonnwendtage aufgehende Sonne orientiert. Das Loch ist in einer Höhe angebracht, daß die ersten Strahlen der an diesem Tage hinter dem gegenüberliegenden Hügelrande emporkommenden Sonne das Haupt eines in der oben erwähnten Nische stehenden Mannes trafen. Mit einem einfachen Kompaß läßt sich bereits feststellen, daß die Mittellinie des Raumes durch die Mitte des Loches hindurch genau die erforderliche Richtung zeigt, wenn man weiß, daß diese ein Azimut von $131\frac{1}{2}^0$, bezw. etwas mehr, je nach dem Alter der Anlage, hierorts haben muß. Für den Gebrauch des Raumes als Kultusstätte wäre eine solche Orientierung, wie sie von jedermann nachzuprüfen ist, ausreichend gewesen. Daß sie jedoch tatsächlich eine astronomisch genaue war, die uns befähigen wird, Rückschlüsse auf die Entstehungszeit des Sacellums zu ziehen, werde ich in einer späteren Darlegung nachzuweisen in der Lage sein, sobald diese schwierige Frage und die damit zusammenhängende Sachlage von den astronomischen Sachverständigen ausreichend geklärt ist. Denn es handelt sich

noch um weitere Gestirnlinien und um ein 7 Kilometer entfernt liegendes Gehöft, welches sich mehr und mehr als Ausgangspunkt der astronomischen Betätigung erweist.

Die ganze Fläche der nordwestlichen, auf dem Bilde zum größeren Teile sichtbaren Seitenwand ist sorgfältig, oben stärker als unten, abgearbeitet, und zwar durch eine Steinmetzarbeit, die sich deutlich als aus späterer Zeit stammend kennzeichnet, als die übrige Steinmetzarbeit. Die Wand dürfte Bilder und Zeichen getragen haben, die mit der Verwendung des Raumes im Zusammenhang standen, vielleicht Tierkreisbilder zur Beobachtung des weiter rückenden Aufgangspunktes der Sonne, die aber bei der Verwendung für christliche Zwecke als Ärgernis empfunden sein würden. Der oben besprochenen Öffnung und der sog. Apsis ist nachträglich die Form eines sauber gearbeiteten Rundbogens gegeben worden, während die ursprüngliche Arbeit überall an roherer Ausführung und stärkerer Verwitterung erkennbar ist.

Die drei kleinen auf der linken Seite der Apsis außen am Felsen angebrachten Treppenstufen sind bei der jetzigen Gestaltung der vermeintlichen Kapelle völlig unerklärlich und können weder zum Gebrauch des Priesters, noch zu irgendeinem sonstigen mit der Verwendung als christliche Kapelle zusammenhangendem Zwecke gedient haben. Die Aufpflanzung eines Kreuzes, auf die aus einer oberhalb des Sonnenloches befindlichen Vertiefung wohl mit Recht geschlossen wird, konnte weit einfacher und ungefährlicher von innen aus geschehen. Diese Treppenstufen setzen in Wirklichkeit das Vorhandensein des abgesprengten, die Decke des Raumes bildenden großen Felsteils voraus. Sie dienten zur Besteigung des Felsenkopfes, sei es, daß sich dort noch ein anderes Heiligtum befand, sei es, daß die Besteigung zu dem Zwecke der Beobachtung des Sternenhimmels geschah. An dem stehengebliebenen oberen Felsteile findet sich an entsprechender Stelle noch eine von Menschenhand ausgearbeitete Furche (auf unserem Bilde nicht sichtbar), die zur Aufnahme eines Geländers gedient zu haben scheint.

B. Die große Brücke vom Felsen 4 zum Felsen 3.

Auf dem Felsen Nr. 3 da, wo die aus dem Gestein gehauene jetzige Treppe zu der kleinen in das Sacellum führenden Übergangsbrücke gelangt, sieht man rückwärts und abwärts schauend nahe vor sich auf dem Gestein eine horizontale, schnurgerade, rechtwinklig ausgearbeitete Auskehlung (Nute) in einer Länge von 4 m und in einer Breite von etwa 35 cm (Abb. 5). Sie hat für die daneben heraufführende Steintreppe und auch sonst keine Bedeutung. Die Verwitterung ist eine erheblich stärkere als die des Treppenwerks, und auch an der Steinmetzarbeit erkennt man das noch weit höhere Alter. Die Auskehlung macht den Eindruck eines Lagers für einen großen Balken. An dem dem Felsen Nr. 2 zugekehrten Ende befindet sich eine nach außen ausgreifende, im Winkel von 45° angefügte, in sich scharf rechtwinklig ausgehauene Vertiefung, welche offenbar als Widerlager gedient hat, um ein Rutschen des Balkens in der Längsrichtung nach Felsen Nr. 4 hin zu verhindern. In entsprechender Entfernung, wo der natürliche Fels in gleicher Höhe mit dem soeben besprochenen Balkenlager und in noch größerer Länge ziemlich abgeplattet dasteht, gewahrt man die unverkennbaren Spuren der Lagerung eines zweiten Balkens, und zwar genau parallel dem ersten Balkenlager in einer Spurbreite von 210 cm. Wer diese beiden Balkenlager beobachtet,

dem drängt ſich die Vermutung auf, daß ſie das diesſeitige Auflager einer Brücke geweſen ſein müſſen, die von dem Felſen Nr. 4 her über die jetzige Landſtraße hinweg zum Felſen Nr. 3 herübergeführt hat. Der Blick ſucht unwillkürlich die Stelle, wo die Brücke auf der anderen Seite ihren Anfang gehabt haben muß. Man bemerkt in etwa gleicher Höhe an der nördlichen Ecke des Felſens Nr. 4 ein auffälliges größeres Loch, von Menſchenhand gehauen oder erweitert, von Verwitterung beſchädigt, welches verdächtig iſt, irgendwie zu einer Stützung der Brücke gedient zu haben. Die Brücke kann jedoch nach

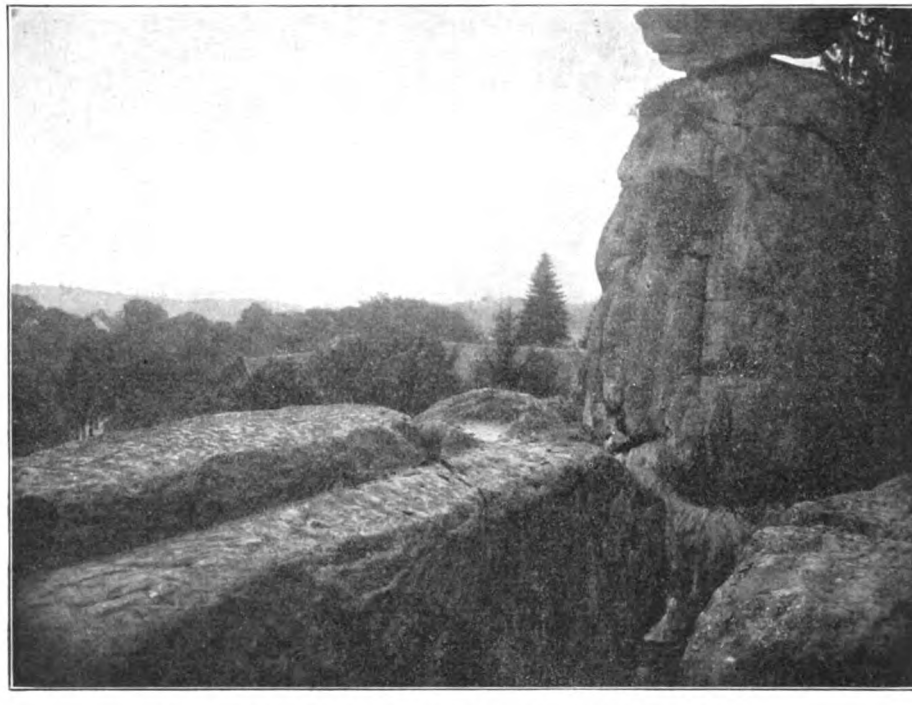


Abb. 5. Links Felſen 3 mit linker Spur des Brückenlagers.
Rechts Felſen 4. Dazwiſchen iſt die Landſtraße.

Lage der Dinge nicht hier gelandet ſein, ſondern muß, an dieſem Punkte ſcharf ſeitwärts vorbeiführend, auf einer weiter entfernten breiten Ausbuchtung des Felſens 4 ihr anderes Auflager gehabt haben. Die Beſtätigung, daß es ſich in der Tat um eine Brücke größeren Ausmaßes, von etwa 21 m Spannweite, gehandelt hat, gibt die Unterſuchung der Verhältniſſe auf der nordweſtlichen Ausbuchtung des Felſens 4 ſelbſt. Dieſer iſt ſchwer zugänglich und wird in den Beſchreibungen der Externſteine überhaupt nicht beſprochen. Hier finden ſich nun durch Menſchenhand hergerichtete Stellen am Felſen, die nur durch den Zweck, als Auflager einer Brücke zu dienen, erklärt werden können und außerdem die deutlichen Spuren einer aus dem Felſen ausgehauenen Bahn, die zur Aufnahme eines der Brücke entſprechenden großen, aus Holz hergeſtellten Aufgangs als geſchaffen erſcheint. Ich übergehe die an dieſem unwirtlichen Felſen ſich ſonſt noch findenden Anzeichen menſchlicher Betätigung,

darunter auch die Zeichnung eines Totenschädels durch Punktierung des Gesteins, die Einmeißelung von Runen u. dgl. —

Einige kleinere Beobachtungen an dem Felsen Nr. 1 sollen hier nicht unerwähnt bleiben. Auf der Südwestseite dieses Felsens, etwa 4 m unterhalb des darauf eingerichteten Aussichtsplatzes, nur zugänglich durch eine Leiter oder Anseilung, fand ich auf einem gut geebneten Felsvorsprunge die unverkennbaren Spuren einer ziemlich geräumigen menschlichen Wohnung. Tiefer unten liegen in einem Spalt mehrere behauene Steine. Ob sie zu der Wohnung gehört haben und bei der Zerstörung heruntergefallen sind, kann erst nach ihrer Hebung erörtert werden. Ferner fallen auf der äußersten Spitze des Felsens 1 nach dem Wasser hin, wo jede Beengung durch die übrigen Felsen aufhört, geradlinig gearbeitete und rechtwinklig aneinanderstoßende Vertiefungen des künstlich geebneten Felsens auf. Sie umschließen in einer Ausdehnung von 4 × 6 m die ganze nach drei Seiten hin aufs schroffste abfallende Felsenspitze und mögen zur Aufnahme eines schweren Holzgeländers gedient haben.

An der dem Felsen 2 zugekehrten Seite dieses Felsens 1 befinden sich starke Anzeichen einer vorhanden gewesenen Verbindung mit dem Felsen 2. Demnach würden alle Felsen 1—4 ein zusammenhängendes System für menschliche Benutzung gebildet haben, deren oberster Zweck in dem Sonnenheiligtum des Felsens 2 zu suchen sein wird. Hieran haben sich meine weiteren Untersuchungen angeknüpft. Über die merkwürdige Geschichte und den Namen des Felsens Nr. 2, dem für sich allein die Benennung „Eggesterenstein" zukommt, wird später noch ein Wort zu sagen sein.

Die dargelegten Tatsachen dürften geeignet sein, ein neues Licht auf die Gesamtbedeutung der Externsteine in der vorchristlichen Zeit und darüber hinaus auf die Kultur unserer germanischen Vorfahren sowie auf die geschichtlichen Vorgänge zur Zeit der Einführung des Christentums zu werfen. Wie es stets das Bestreben der Eroberer war, das zu unterwerfende Volk an seiner empfindlichsten Stelle, am Mittelpunkt seines nationalen Lebens zu treffen, so dürfen wir auch annehmen, daß Drusus, Varus, Germanikus und Karl der Große nicht ohne Grund ihre Züge nach dem Teutoburger Walde unternahmen. Dieses Land — zwischen diesem Gebirge im Südwesten und dem Weserwinkel im Norden und Osten — ist einerseits von dem Zerstörungseifer der ersten christlichen Zeit am schwersten betroffen. Für gründliches Aufräumen sorgte ja Karl der Große selbst, als er sich 772 mit seinem Heer mehrere Tage nahe der intermittierenden Quelle bei Altenbecken, 12 km von den Externsteinen, und später sogar mehrere Wintermonate bei der Herlingsburg bei Schieder inmitten dieses Landes aufhielt. Andererseits war es von den Stürmen der Völkerwanderung verschont geblieben. Die Objekte der Zerstörung sowohl, als auch die Denkmäler der Landeskultur, die den Priestern und Mönchen jener Zeit kein Ärgernis verursachten, waren so zahlreich und so bedeutsam, daß auch noch ihre Trümmer und Überbleibsel erstaunlich groß sind. Sie berechtigen auch jetzt noch zu der Hoffnung auf einen reichen Ertrag für die Wissenschaft.

II. Mitteilungen.

Der Depotfund von Falkenwalde i. d. Uckermark.

Von J. O v. d. Hagen.

Mit 31 Textabbildungen und Tafel XXIX.

Am 7. September 1925 kamen auf dem Grundstück des Bauergutsbesitzers August Lerth in Falkenwalde (Kr. Prenzlau) bei der Ackerbestellung einige Tongefäßscherben und mehrere Bronzegegenstände zum Vorschein. Der anwesende Grundstückseigentümer ließ die Fundstelle mit dem Spaten untersuchen. Es wurde außer den schon berührten, ausgepflügten Bronzen noch die untere Hälfte eines alt angebrochenen Tongefäßes, gefüllt mit Bronzen verschiedener Form und Größe gehoben. Das Gefäß stand angeblich etwa 30—40 cm unter der Erdoberfläche in sandigem Lehm, ohne Steinsetzung. Nachdem die Umgebung der Fundstelle eingehend untersucht, aber nichts mehr gefunden worden war, ließ der Grundstückseigentümer sämtliche Fundstücke in seine Wohnung bringen. Ein Teil der Bronzen wurde jedoch unterwegs abgesondert und „zum Andenken" zurückbehalten, mehrere Stücke davon später auch anderweitig „verschenkt". Erst nach 8 Wochen erhielt der Pfleger des zuständigen Pflegschaftsbezirks Kenntnis von diesem Funde. Es gelang, die abgesonderten Stücke wieder herbeizuschaffen und mit den im Besitz des Grundstückseigentümers verbliebenen zu vereinigen, so daß der Fund als vollständig gelten kann. Derselbe befindet sich jetzt im Uckermärkischen Museum in Prenzlau.

Die etwa 500 m von Falkenwalde entfernte Fundstelle liegt an dem Abhang einer mäßigen, von jeher mit Feldfrüchten bestellten Anhöhe. Es ist anzunehmen, daß das Gefäß mit den Bronzen ursprünglich tiefer unter der Erdoberfläche gestanden hat. Nachdem die durch Beackerung gelockerte und durch Witterungseinflüsse bewegte Humusschicht sich allmählich senkte, verlor es immer mehr von der schützenden Erddecke, bis es schließlich von der Pflugschar oder den Zinken der Egge angegriffen wurde und sein Inhalt zum Vorschein kam. Von dem Tongefäß ist die untere Hälfte und ein kleiner Teil der oberen erhalten geblieben, es konnte als Bruchstück wieder hergestellt werden. Vermutlich ist es als solches schon vergraben, oder der obere Teil ist von den Ackergeräten bereits früher erfaßt und beschädigt worden, die Scherben können, von der Egge verschleppt, verloren gegangen sein. Das Gefäß enthielt folgende Gegenstände aus Bronze: 10 Randbeilklingen, 1 Randmeißelklinge, 4 Griffdolche, 1 Dolchklinge, 2 Zierplatten, 3 Zierscheiben und 58 Ringe, gruppenweise und vereinzelt verschieden in Form, Größe, Ausstattung und Bestimmung. Das Gewicht sämtlicher Bronzen beträgt 13,5 kg (Tafel XXIX).

Beschreibung des Tongefäßes und der Bronzen.

A. Das Tongefäß. Die Wandung ist ausgebaucht, die Standfläche gerade, der Hals etwas eingezogen, an dem Ansatz desselben befindet sich an Stelle eines Henkels ein etwas schräg gerichteter, breiter, in der Mitte wenig ausgeschnittener Zapfen, ein solcher befand

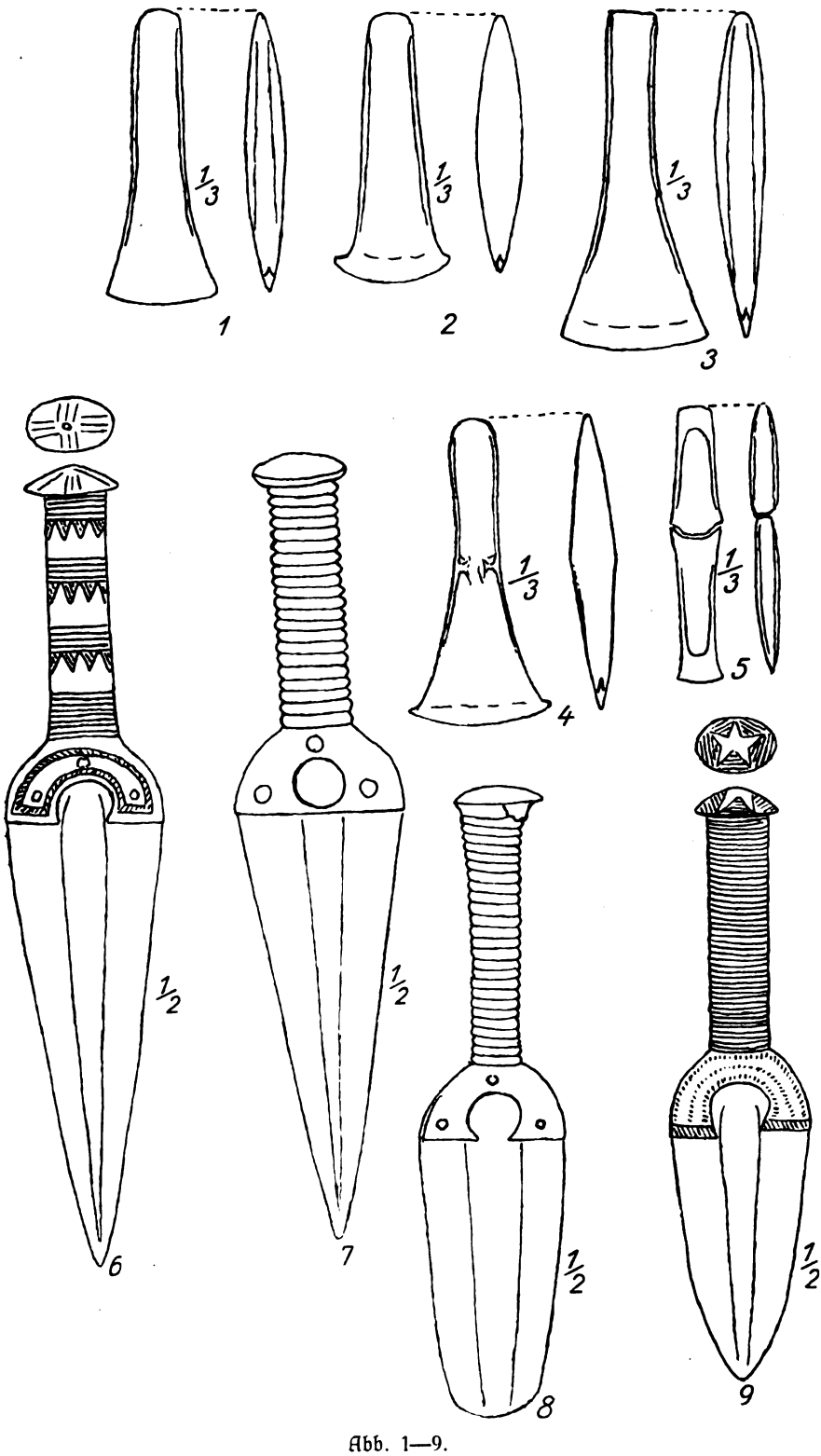


Abb. 1—9.

sich wahrscheinlich auch an der entgegengesetzten, ausgebrochenen, fehlenden Wandung. Die Tonmasse ist im Bruch dunkelgrau, nur mit wenigen Quarzkörnern vermischt. Die äußere Oberfläche ist mit einem dünnen, fein geschlemmten Überzug versehen, geglättet und von rötlich brauner Farbe mit hellen und dunkeln Flecken, die innere stumpf, gelblich grau. Höhe 25 cm, größter Durchmesser der Ausbauchung 28 cm, der Mündung 22 cm, der Standfläche 13 cm (Abb. 13).

B. Die Bronzen.

10 Randbeilklingen.

a—h) Acht annähernd gleichförmige, nach der Schneide zu allmählich verbreitert, 11—12,5 cm lang, an dem abgerundeten, 1—3 mm dicken Bahnenden 17—20 mm, an der bogenförmigen Schneide 48—55 mm breit, in der Mitte 12—14 mm dick, niedrige 1—2 mm hervorragende Seitenränder. Bei mehreren Klingen sind die Schmalseiten durch je 2 am Rande, vom Bahnende bis zur Schneide laufende Längsstreifen fazettiert. Bei einigen ist die Scheide an den Ecken hakenförmig umgebogen. Das Gewicht schwankt zwischen 240 und 305 g (Abb. 1 u. 2).

i) Eine von den vorigen abweichende Klinge, 14,5 cm lang, an dem gerade abschließenden, 2 mm dicken Bahnende 18 mm breit, von der Mitte ab bis zur Schneide weit ausladend, an der bogenförmigen Schneide 68 mm breit, in der Mitte 19 mm dick. Niedrige 1—2 mm hervorragende Seitenränder, die Schmalseiten durch je 2 am Rande, vom Bahnende bis zur Schneide laufende, stark hervortretende Längsstreifen fazettiert. Gewicht 410 g (Abb. 3). Eine in Form und Größe übereinstimmende Klinge wurde mit anderen Bronzen in einem Tongefäß bei Tinsdahl in der Nähe von Blankensee a. d. Elbe gefunden (Mestorf, Vorg. Alt. aus Schleswig-Holstein, Taf. XXII, 214).

k) Eine Klinge mit Andeutung einer Rast, 13 cm lang, an dem 1 mm dicken, stark abgerundeten Bahnende 17 mm breit, von der etwas eingezogenen Mitte ab bis zur bogenförmigen Schneide mit vorspringenden Ecken weit ausladend, niedrige Seitenränder, an der Schneide 65 mm breit. Gewicht 300 g (Abb. 4).

1 Randmeißelklinge, 11 cm lang, an dem 1 mm dicken Bahnende 14 mm, an der winklich ausladenden Mitte 20 mm, an der wenig gekrümmten Schneide 15 mm breit. Niedrige, schwache Seitenränder, die Schmalseiten durch je 4, vom Grat aus nach dem Bahnende und der Schneide, an den Rändern entlang laufende Längsstreifen fazettiert. Gewicht 120 g. Die Klinge ist in der Mitte zu zwei Hälften alt zerbrochen (Abb. 5).

4 Griffdolche.

a) Griff massiv, Querschnitt oval, Griffsäule verziert durch 4 gleichmäßig verteilte Gruppen paralleler Linien, die 3 oberen mit herabhängenden, schräg schraffierten Dreiecken. Knauf oval, die Griffsäule um 4—5 mm überragend, auf der stark gewölbten Oberfläche 4 radial verlaufende Gruppen von je 3 parallelen Linien. Griff und Klinge aus einem Stück gegossen. Der halbmondförmig ausgeschnittene Ansatz der Klinge auf beiden Seiten mit 3 ornamentalen, von einem schmalen, gestrichelten Band eingefaßten Nietköpfen. Klinge flach, auf beiden Seiten eine breite, vom Griffausschnitte bis zur Spitze laufende, leicht gerundete Mittelrippe, die Spitze des Blattes etwas abgerundet. Ganze Länge des Dolchs 23 cm, größte Breite am Griffansatz 45 mm, Gewicht 210 g (Abb. 6).

b) Griff massiv, Querschnitt spitzoval, Griffsäule quer gerippt, Knauf oval, seine gewölbte Oberfläche glatt, die Griffsäule um 3—4 mm überragend. Griff und Klinge aus einem Stück gegossen. Auf dem gerade abgeschlossenen, in der Mitte mit einer runden Vertiefung versehenen Griffabschluß 3 ornamentale Nietköpfe. Blatt mit schmaler, gerundeter Mittelrippe, Spitze abgerundet. Ganze Länge 21,5 cm, größte Breite am Griffansatz 45 mm, Gewicht 240 g (Abb. 7).

c) Griff massiv, Querschnitt spitzoval, Griffsäule quer gerippt, die Gußnaht in der Mitte der Schmalseiten nicht entfernt, Knauf fast kreisrund, schwach gewölbt, nicht genau auf der Mitte der Griffsäule liegend, diese rechtwinklig überragend, an einer Stelle zwischen Knauf und Griffsäule ein Gußfehler. Griff und Klinge anscheinend gesondert gegossen und durch 3 Niete an dem oval ausgeschnittenen Griffabschluß befestigt. Blatt mit sehr breiter, schwach abgerundeter Mittelrippe etwa um ein Drittel verkürzt, unten breit abgerundet. Ganze Länge 18 cm, größte Breite am Griffansatz 38 mm (Abb. 8).

d) Griff massiv, Querschnitt spitz oval, auf der Griffsäule ringsumlaufend dichte parallele Linien, Knauf oval, die stark gewölbte Oberseite verziert durch einen mit Linien begrenzten fünfstrahligen Stern, die Felder zwischen den Strahlen durch wagerechte Linien schraffiert. Die Griffsäule überragt der Knauf rechtwinklig, 5—7 mm weit. Griff und Klinge aus einem Stück gegossen. Griffabschluß oval ausgeschnitten, ohne ornamentale Nietköpfe, an den Rändern der Basis läuft beiderseits ein schräg schraffierter Streifen, von dem 3 halbkreisförmige, zentral angeordnete, durch Querstrichelung gebildete Linien

aufwärts gehen. Blatt mit ſchmaler, abgerundeter Mittelrippe, um ein Drittel verkürzt, unten angeſpitzt. Ganze Länge 16,5 cm, größte Breite am Griffanſatz 39 mm (Abb. 9). Dieſelbe Verzierung der Griffſäule und deren Abſchluß zeigt ein Dolch, der bei Malchin in Mecklenburg unter einem Stein gefunden wurde (Beltz, Vorg. Alt. S. 160).

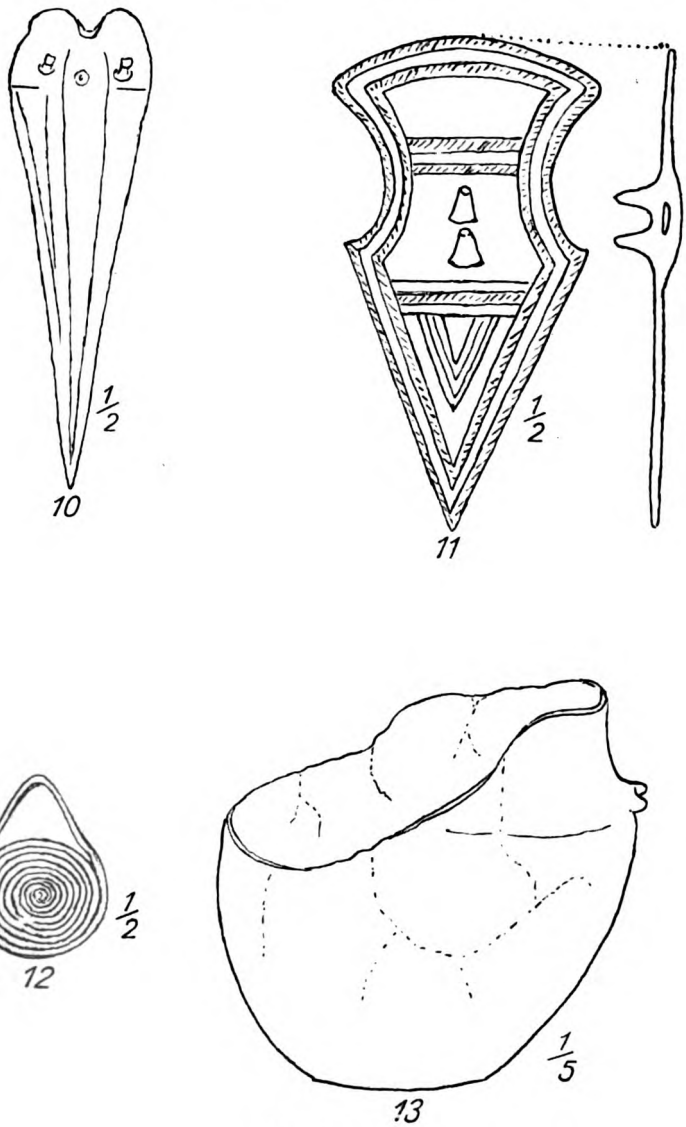


Abb. 10—13.

1 Dolchklinge. Die Schnittränder des Blattes leicht eingezogen, breite, bis zur Spitze reichende, leicht gerundete Mittelrippe, neben derſelben links auf jeder Seite des Blattes eine ſchwächere und kürzere Rippe. Die Klinge am oberen Ende bogenförmig mit einer kurzen Einbiegung in der Mitte abgeſchloſſen. Zu beiden Seiten des Anſatzes der Mittelrippe je ein Nietloch mit einliegendem, beweglichen, pflockartigen, runden Niet, unterhalb

der beiden Nietlöcher, auf jeder der beiden Mittelrippen, ein schwacher rundlicher Einschlag, vielleicht als Merkmal für die Stelle eines noch anzubringen beabsichtigten dritten Nietloches. Ganze Länge 13 cm, größte Breite 37 mm, Gewicht 49 g (Abb. 10).

2 Zierplatten, in Form und Größe annähernd übereinstimmend, schildförmig, oben abgerundet, an der oberen Hälfte beiderseits bogenförmig ausgeschnitten, die untere Hälfte in eine Spitze auslaufend, in der Mitte der verzierten Vorderseite 2 untereinander gestellte, etwa 15 mm weit hervorragende, senkrecht von der Platte sich erhebende, kegelförmige Zapfen, auf der glatten Rückseite der Platte eine längs gerichtete, kräftige Öse. Bei der einen Platte ist die Vorderseite verziert durch 3 an der ganzen Kante entlang laufende schwach hervortretende, abgerundete Parallelleisten, die äußere und innere schräg gestrichelt. Oberhalb und unterhalb der beiden Zapfen je 3 solche Leisten, wagerecht laufend, bei der oberen Gruppe sind die beiden äußeren, bei der unteren ist die mittelste schräg gestrichelt. Von der unteren Gruppe laufen beiderseits je 3 nicht gestrichelte Leisten parallel zu den Randleisten nach unten spitz zusammen. Die andere Platte hat annähernd dieselbe Verzierung, nur sind alle Leisten ohne Strichelung, auch verläuft die oberhalb der beiden Zapfen befindliche Gruppe der Querleisten schwach bogenförmig. Diese Platte ist angeblich bei der Aufnahme des Fundes, wohl infolge der Berührung mit der Pflugschar oder dem Spaten, in der Mitte schräg verborgen und beim Geradebiegen in zwei Teile zerbrochen worden. Ganze Länge der Platten 13 cm, größte Breite 68 und 70 mm, Gewicht 77 und 78 g (Abb. 11). Ähnliche, in Form, Größe und Ausstattung übereinstimmende Zierplatten enthielten die Depotfunde von Punitz, südwestlich von Lissa (Montelius, Chronologie, S. 37) und von Birkau in der sächsischen Oberlausitz (Prähistorische Zeitschrift Bd. 15, S. 78).

3 Zierscheiben aus spiralig aufgewundenem, 1—2 mm starken Draht von rundlichem Querschnitt. Bei der einen, aus 8 festanliegenden Windungen bestehenden Scheibe ist das freie, zugespitzte Ende zu einer Öse aufwärts und wieder abwärts gebogen worden, die Spitze berührt die äußerste Windung der Scheibe tangentenartig. Durchmesser 38 mm, Gewicht 15 g (Abb. 12). Die beiden anderen, nur lose aufgerollten, etwas verbogenen Scheiben haben keine solche Öse. Bei der einen, aus 10 Windungen bestehenden, ist das, freie Ende abgebrochen, doch ist der Ansatz einer Biegung zur Öse noch erkennbar, bei der anderen, aus 8 Windungen bestehenden, läuft das erhalten gebliebene, zugespitzte freie, Ende, etwas verbogen in der Richtung der Windungen. Durchmesser der beiden Scheiben 42 und 39 mm, Gewicht 17 und 11 g.

58 Ringe.

a) Elf ovale, offene, aus einer etwas 10 mm starken Stange von rundem Querschnitt, nach den breit geschlagenen und zu Ösen nach außen umgerollten Enden allmählich verjüngt. Größte lichte Weite 12—14,5 cm, Gewicht 175—210 g (Abb. 14).

b) Drei schwach ovale, offene, nach den Enden zu verjüngt, aus einer 5 mm starken Stange von rundem Querschnitt. Bei dem einen Ring sind die Enden breit geschlagen und zu Ösen nach außen umgerollt, bei den beiden anderen sind die Enden rundlich zugespitzt, hakenförmig nach außen umgebogen und nur die äußersten Spitzen nach außen umgerollt. Größte lichte Weite 9—11 cm, Gewicht 40—53 g (Abb. 15).

c) Zwei ovale, offene, nach den Enden zu verjüngt, mit einer kurzen, gerundeten Anschwellung abschließend. Querschnitt rund. Der eine Ring ist unmittelbar vor den Enden an der Oberseite mit je 6 dicht aneinander gereihten Querfurchen versehen. Größte lichte Weite 10,5 cm, größter Durchmesser des massiven Ringkörpers 15 mm, Gewicht 285 und 300 g (Abb. 16 u. 17).

d) Acht mehr oder weniger ovale, davon 6 offene, bei 2 berühren sich die Enden oder greifen übereinander, aus 9—10 mm starken, nach den abgerundeten, nur bei einem Ring zugespitzten Enden zu verjüngten Stangen von rundem Querschnitt. Größte lichte Weite 10—12 cm, Gewicht 136—180 g (Abb. 18, 19 u. 20).

e) Acht ovale, einige davon fast nierenförmig, nach den sich berührenden oder übereinander greifenden, glatt abschließenden Enden etwas verjüngt. Querschnitt der massiven Ringkörper oval. An den Oberseiten der Enden dicht aneinander gereiht 3—4 Querfurchen, bei einigen 6—11 Querstriche. Größte lichte Weite 10—11 cm, größter Durchmesser 15—20 mm, Gewicht 225—475 g. Bei einigen Ringen sind auf der Innenseite noch Reste der Gußnaht vorhanden (Abb. 21, 22 u. 23).

f) Drei ovale, offene, nach den mit schwacher Anschwellung versehenen, glatt abschließenden Enden zu verjüngt. Querschnitt rund. Größte lichte Weite 52—65 mm, größter Durchmesser des massiven Ringkörpers 15—17 mm, Gewicht 83, 250 und 270 g (Abb. 24).

g) Ein ovaler, offener Ring, nach den glatt abschließenden Enden zu verjüngt, massiv. In der Mitte der Innenseite ist die Gußnaht nicht entfernt worden. Etwa in der Mitte der spitzoval gewölbten Außenseite ist ein 7 cm langes, 15 mm breites Stück nachgegossen und abgeglättet worden, oberhalb desselben befinden sich, nach der Innenseite

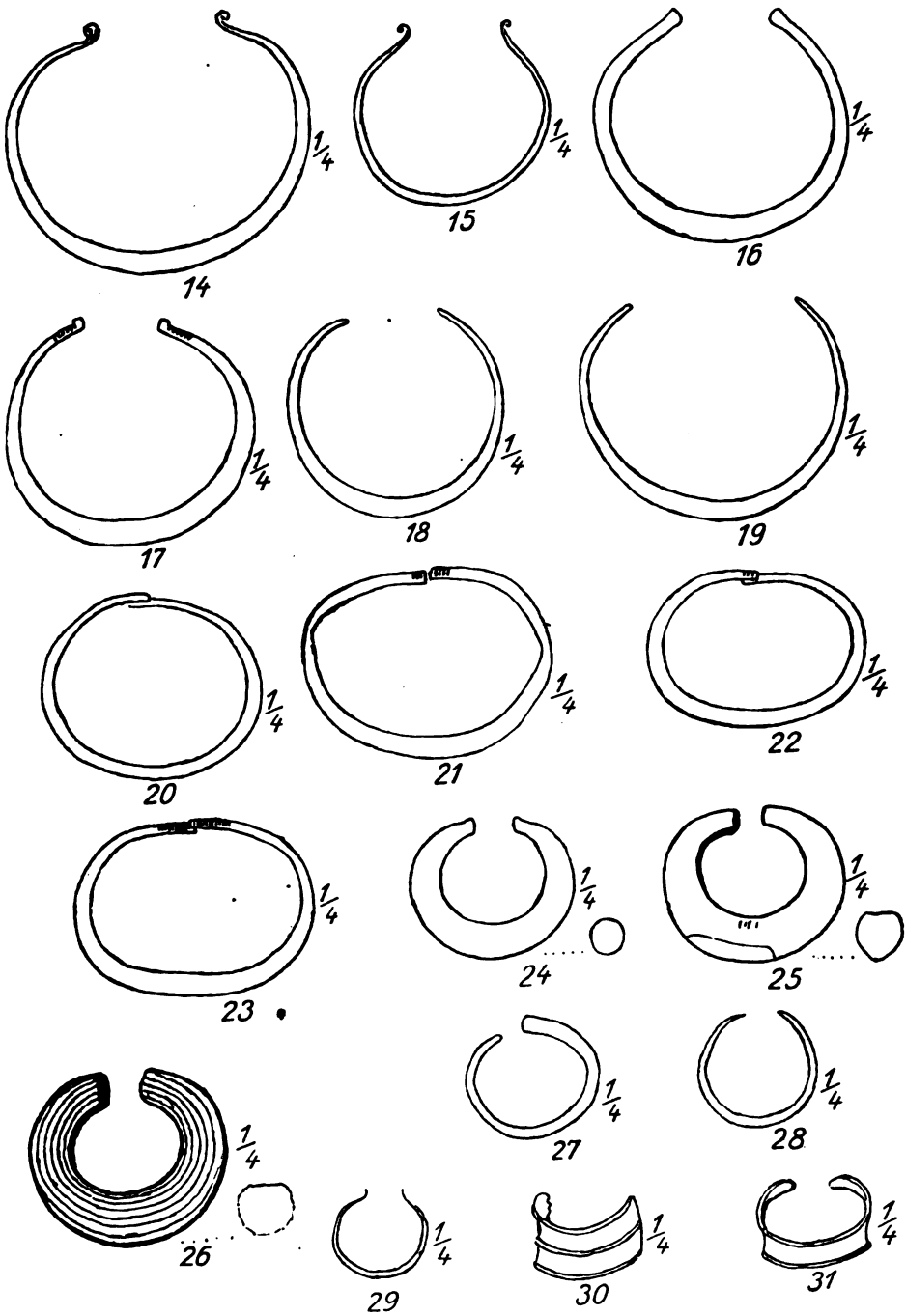


Abb. 14—31.

zu, 3 gleich lange, in demselben Abstand eingeschlagene Striche und neben dem mittelsten links noch ein solcher Strich von der halben Länge. Größte lichte Weite 60 mm, größter Durchmesser des Ringkörpers 26 mm, Gewicht 457 g (Abb. 25).

h) Ein ovaler, offener, massiver Ring, nach den glatt abschließenden Enden zu verjüngt. In der Mitte der Innenseite Spuren der Gußnaht. Die Außenseite durch 14 Längsstreifen fazettiert. Größte lichte Weite 60 mm, größter Durchmesser des Ringkörpers 28 mm, Gewicht 710 g (Abb. 26). Ein ebenso großer, etwas schwererer Ring, „vielkantig", wurde mit anderen Bronzen im Jahre 1887 im Torfmoor Gallemose (Jütland) gefunden (Montelius, Chronologie, S. 51).

i) Fünf Ringe aus rundem, bis 3 mm starken, nach den Enden zu verjüngten, bei einigen zugespitzten Draht, so zusammen gebogen, daß die Enden übereinander greifen. Die Ringe hingen wie die Glieder einer Kette ineinander. Größte lichte Weite 30—40 mm.

k) Sechs ungleichmäßig ovale, offene, aus 5—10 mm starken, mit einer Ausnahme nach den Enden zu verjüngten Stangen. Querschnitt teils rund, teils vierkantig. Bei 3 Ringen sind die Enden glatt abgeschlossen, einer von diesen ist vermutlich aus der einen Hälfte eines größeren und stärkeren Ringes zusammengebogen, da nur das eine Ende verjüngt ist, während das andere an Stärke zunimmt (Abb. 27). Bei zwei Ringen sind die Enden zugespitzt (Abb. 28) und bei einem breit geschlagen und leicht umgebogen (Abb. 29). Größte lichte Weite 40—60 mm, Gewicht 24—90 g.

l) Ein aus spiralförmig gelegtem, 5 mm breiten, 2 mm dicken, an den Kanten abgerundeten Draht gebildeter Ring von 9 Windungen. Der Ring ist in der Mitte durchgebrochen und an jedem Ende fehlt ein Stück. Höhe des Zylinders noch 9 cm, lichte Weite etwa 55 mm. Einige Bruchstücke von diesem oder einem anderen solchen Ring lagen in dem Tongefäß.

m) Drei aus spiralförmig gelegtem, bis 2 mm dicken Draht gebildete Ringe von 2—3 Windungen. Querschnitt des Drahtes bei 2 Ringen rund, bei einem rechteckig. Die Windungen der beiden Ringe aus rundem Draht sind in Abständen von einander gelegt, bei dem einen sind die Enden verjüngt und zugespitzt, bei dem anderen alt abgebrochen. Die Windungen des Ringes aus rechteckig gebildetem Draht berühren sich, das eine Ende ist zugespitzt, das andere alt abgebrochen. Zwei 8 und 9 cm lange, runde Drahtstücke von derselben Stärke wie bei den Ringen, an den Enden zugespitzt, in der Mitte umgebogen, hafteten in den Windungen des einen Ringes. Lichte Weite der 3 Ringe etwa 20 mm.

n) Ein bandförmiger, offener Ring, innen glatt, außen gerippt. Höhe 55 mm. Bei der Aufnahme der Fundstücke verbogen und zerbrochen.

o) Zwei bandförmige, offene Ringe mit niedrigen Seitenrändern. Bei dem einen ist die Außen- und Innenfläche glatt, bei dem anderen ist nur die Innenfläche glatt, die Außenfläche mit einer Mittelrippe versehen (Abb. 30), Höhe 32 mm, größte lichte Weite etwa 60 mm. Beide Reifen sind verbogen und beschädigt.

p) Drei bandförmige, offene, nach den abgerundeten Enden zu verschmälert, der eine mit niedrigen Seitenrändern (Abb. 31). Höhe 15—18 mm, größte lichte Weite 50 bis 10 mm.

Von den 58 Ringen sind 36 als fertig hergestellte Gegenstände anzusehen, sie werden teils als Schmuckstücke getragen worden sein, wie die unter a, b, i, l—p beschriebenen, teils eine andere noch nicht mit Sicherheit festgestellte Bestimmung gehabt haben, wie die zu c, f, g und h, diese sind als Schmuckstücke für Körperteile wohl zu eng und zu schwer, haben auch teilweise keine anderweitige Befestigungsvorrichtung. Von den übrigen 22 Ringen scheinen 14, die Gruppen zu d und k, zu Hals- und Armschmuck vorgerichtet worden und verwendbar gewesen zu sein. 8 Ringe, die Gruppe zu e, könnten an Stelle von Barren in den Verkehr gebracht worden sein und ebenso, wie alle anderen fertig hergestellten Gegenstände aus Bronze als Gegenwerte bei dem Austauschhandel Geltung gehabt haben.

Sämtliche, in dem Tongefäß niedergelegte Bronzen haben die bei Erdfunden vorkommende grüne Patina. Nur wenige Stücke sind stellenweise tief grün und glänzend, die meisten hellgrün mit grauen Flecken und stumpf. Bei zwei schweren, gedrungenen Ringen (Abb. 24 u. 26) ist die Patina von den früheren Besitzern fast ganz und bei einem Dolch (Abb. 9) auf beiden Seiten des Blattes teilweise entfernt worden, angeblich um die Art des Metalles festzustellen und den Stücken ein besseres Ansehen zu geben. Der rötliche Schein der freigelegten Stellen der Oberfläche läßt darauf schließen, daß das Kupfer nur einen geringen Zusatz, etwa 3—6%, von anderen Metallen, hauptsächlich Zinn, enthält.

Der Depotbefund von Falkenwalde gehört in die frühe Bronzezeit (p. I); er ist als Schatzfund und sein Inhalt als Warenvorrat eines Händlers zu betrachten.

III. Bücherbesprechungen.

Otto Kunkel: Oberhessens vorgeschichtliche Altertümer. Marburg (N. G. Elwert) 1926. 271 Seiten, 205 Abbildungen.

Der nördliche Teil des Staates Hessen, das Gebiet zwischen Main, Lahn und Fulda, hat durch Kunkels Inventarwerk eine Katalogisierung seines gesamten vorchristlichen Altertümerbestandes erfahren, die durch die Genauigkeit der Sammlung des Fundstoffes, durch die Zuverlässigkeit in seiner Bearbeitung und die übersichtliche Darstellung vorbildlich ist. Für dieses schöne Ergebnis langjähriger, rastloser Sammeltätigkeit wird nicht nur das Hessenland, sondern die gesamte Vorgeschichtswissenschaft dem Verfasser besten Dank wissen. Stellt das Werk doch ein vorzügliches Nachschlagewerk von bleibendem Werte und einen handlichen Führer durch die Vorzeit dieses Teils von Westdeutschland dar. Wenn man bedenkt, daß der Grundstein des Buches in der schlimmsten Inflationszeit gelegt wurde, so begrüßt man die zahlreichen, scharfen und klaren Abbildungen mit besonderer Freude. Auf Autotypien ist vollständig verzichtet worden; sie wären auch bei vielen Gegenständen nicht so gut am Platze gewesen wie die sehr anschaulichen, nur das Wichtige betonenden Zeichnungen, von denen ein großer Teil von der geschickten Hand des Verfassers selbst stammt. Nur eine empfindliche Lücke ist zu Lasten der wirtschaftlichen Notlage zu buchen, das Fortfallen der vom Verfasser bereits gezeichneten Fundkarte, die in einem Inventarwerke von solcher Gediegenheit nicht hätte fehlen dürfen. Hätte sie doch viel anschaulicher, viel überzeugender, viel unmittelbarer das Bild der wechselnden Besiedlungsverhältnisse Oberhessens vor unseren Augen entrollt, als es das gedruckte Wort tun kann. Möge diese Karte, oder noch besser mehrere Siedlungskarten der Hauptepochen recht bald in einem Nachtragsheft als notwendige Krönung des Werkes der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden.

Oberhessen gliedert sich scharf in zwei Hauptteile. Im Südwesten die fruchtbare Lößbucht der Wetterau, die einer dichten Bauernbevölkerung reichliches Auskommen bot und eine wichtige Verkehrsader und Kulturvermittlerin bildete; im Nordosten der Gebirgsstock des Vogelsberges, mehr abgeschnitten vom Verkehr, die Heimat von einfacheren Jägern und Viehzüchtern, die weniger fest mit der Scholle verknüpft waren. Die beiden so verschiedenartigen Landschaften weisen in der Vorzeit ein eigenartig wechselndes Besiedlungsbild auf, das uns der Verfasser in den die einzelnen Epochen einleitenden Kapiteln in knapper Form entwirft. Wir brauchen auf seine Ausführungen hier nicht einzugehen, da Kunkel selbst sie bereits in den Hauptzügen im Mannus XVI (1924), S. 335—381 niedergelegt hat. Angenehm berührt es, daß die noch ungelösten Fragen offen als solche gekennzeichnet werden. Liegt doch der Wert solcher Inventarwerke in der Zusammenstellung des Fundstoffes, auf dem nun die Forschung weiterbauen kann, und nicht in einer möglichst abgeschlossenen Schilderung der Bevölkerungsprobleme. Für letztere sind außer weiteren planmäßigen Grabungen noch theoretische Forschungen vonnöten, die ein größeres Gebiet umfassen als das verhältnismäßig kleine Oberhessen. Für diese hat der Verfasser einen sicheren Grundstock gelegt, um den manche deutsche Landschaft Oberhessen beneiden muß.

Breslau, im Juli 1926. **M. Jahn.**

Otto Kunkel: Aus Pommerns Urgeschichte. Berlin (E. Hartmann) 1926. 56 Seiten mit 22 Tafeln.

Die Provinz Pommern hat lange Jahre hindurch die sorgende Hand eines Fachmannes entbehren müssen. Sie ist daher in der wissenschaftlichen Bearbeitung wie in der Erfassung und Pflege ihrer Vorgeschichtsfunde arg hinter anderen Landesteilen zurückgeblieben. Diesem unhaltbaren Zustande ist 1924 durch Berufung des Verfassers zum Museumskustos

in Stettin ein Ende bereitet worden. Mit richtigem Blick für das Notwendigste erstrebt Kunkel vor allem eine gute Organisation der Denkmalpflege in der Provinz, um der Vernichtung und Verschleuderung der Urkunden aus der Vorzeit Einhalt zu gebieten. Recht geschickt hat er einen Aufklärungs- und Werbefeldzug in seinem Arbeitsgebiet eingeleitet, um die große Zahl von freiwilligen Mitarbeitern und Helfern zu gewinnen, ohne die eine ausreichende Überwachung der Bodenaltertümer unmöglich ist. Für diese Altertumsfreunde ist auch die kleine Schrift berechnet, die in großen Zügen — auf 20 Seiten — die vorzeitliche Besiedlungsgeschichte des Landes skizziert. Eine wertvolle — räumlich den Hauptteil der Schrift füllende — Ergänzung bieten die 22 Tafeln und ihre Erklärungen. Fast 400 Gegenstände sind auf den Tafeln meist gut wiedergegeben. Nur einigemale hat der Verfasser dem Wunsche, möglichst viele Stücke abzubilden, gar zu sehr nachgegeben auf Kosten der Deutlichkeit einzelner Bilder. Die Tafeln, sämtlich Autotypien, geben dem Fachmann wie dem Laien einen willkommenen Überblick über den Denkmälerbestand Pommerns; gar manches wichtige Stück ist hier zum ersten Male bildlich wiedergegeben worden. Besonders erwünscht sind auch die Literatur- und Inventarnummerangaben bei jedem Stück und ein 7 Seiten langer Wegweiser durch das pommersche Schrifttum. Nehmen wir noch die recht anregend geschriebene Einführung desselben Verfassers: „Vorgeschichtsforschung. Ein Wort an ihre Freunde in Pommern" (Stettin 1925), die in ihren Hauptteilen im 1. Heft des Nachrichtenblattes für deutsche Vorzeit (1926) wieder abgedruckt wurde, und H. Gummels Schrift: „Aus Pommerns Vorgeschichte" (vgl. die Besprechung im Mannus XVII, S. 391) hinzu, so können wir erfreut feststellen, daß Pommern mit einem Schlage reich an volkstümlichen Darstellungen geworden ist. Mögen auch die Inventarisierung und die wissenschaftliche Auswertung seiner schönen Funde bald einen ähnlich erfreulichen Aufschwung nehmen.

Breslau, im August 1926. **M. Jahn.**

Pfizenmayer, Mammutleichen. Darlegungen der Ergebnisse der beiden von der Russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg 1901 bis 1902 nach Ostsibirien und 1908 nach dem Eismeerküstengebiet der Polaren Omulach-Tundra entsandten Expedition zur Einholung von 2 Mammutleichen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1926.

Das Buch bringt mehr, als der Titel vermuten läßt. Zwei vielgestaltige Bereisungen Sibiriens, eines trotz aller auch dort beginnenden Europakultur noch fast unbekannten Gebietes, das 25mal so groß wie Deutschland ist, mit kaum 12 Millionen Bewohnern, unendlicher nordischer Landschaft, Bodenschätze riesigen Ausmaßes bergend, unberührtes Naturland, Jägerparadies, wohl wert, völkerkundlich gründlich durchgeforscht zu werden, — und das Land der immer wieder aus dem seit Vorzeiten gefrorenen Erdboden zutage tretenden Leichen ausgestorbener Tiere. Seit 1707 sind schon wiederholt solche Tierleichen oder Teile in den Besitz der Wissenschaft gekommen; seit Jahrhunderten waren den nord- und ostasiatischen Völkern die Funde riesiger Tiere, die man für unterirdisch lebende Riesenratten hielt, bekannt; in Sagen, Märchen und vielerlei Aberglauben spuken sie in ganz Mittel- und Nordasien. Das Suchen nach Mammut-Elfenbein, seine Verwertung zu kunstgewerblichen Arbeiten ist auch in Europa lange bekannt.

Das Wort Mammut, wohl aus der sibirischen Eingeborenensprache, bedeutet Erdtier. Das bekannte, sehr vollständige Mammutskelett im Museum zu St. Petersburg ist 1799 durch Adams geborgen worden, von den dazugehörigen Weichteilresten war nur Weniges mitgebracht, besonders die überall bekannt gewordenen Haare.

Die Schilderungen Pfizenmayers lassen verstehen, daß es nicht einfach ist, Meldung einer solchen zufällig zutage tretenden Vorweltleiche bis an die Stätten der Wissenschaft zu leiten, und dann gar den Fund zu bergen! Im Juli 1901 begann die erste Fahrt mit 10 Tagen Bahnreise bis Irkutsk, dann bis Jakutsk zu Wagen und zu Dampfer Lenaabwärts; an der mittleren Lena Bekanntschaft mit der religiösen Fanatikersekte der Skopzen, die sich durch Verstümmelung „um des Himmelreichs willen" unfruchtbar machen; weiter auf der Lena, die hier bereits über 10km Breite hat, hinab in die nordische Wildnis. Hochwichtige Beobachtungen machte Pfizenmayer in der Natur und an den Eingeborenen (auch einer Kultstätte) und hatte manches spannende Jagdabenteuer; dann ging es in 19 Tagen durch das Gebirge mit den Resten asiatischer Russenherrlichkeit über Werchojansk, wo Teile eines fossilen Rhinozeros (Tichorhinus) geborgen wurden; weiter der Polarsonne entgegen in das Jakutenland; dort sah Pfizenmayer ein hochinteressantes Brautfest und erlebte immer wieder reiche Jagdfreuden; und dann ging es hinein in die Tundra! Zu Pferd in 1½ Monaten über 2000 km durch Urwälder an die Beresowka; und nun kam im Polarwinter die Ausgrabung des längst berühmt gewordenen Mammutbullen im Ufereis der Beresowka; eine

technische und wissenschaftliche Leistung hohen Ranges [1]). Außer dem Ausgrabungsbericht wird viel anderes, was wissenswert und infolge des guten Erzählerstiles erfreulich zu lesen ist, mitgeteilt. Ein Leckerbissen für die Menschenkunde ist die Beschreibung des Auftretens eines Schamanen mit seiner Jagdzauberzeremonie bei den altsibirischen Lamuten, deren Artung und Lebensweise Pfizenmayer eingehend darstellt. — Mitte Oktober ging die Reise mit 1000 kg Mammutteilen auf Hundeschlitten wieder heimwärts über die Gebirge im Polarwinter; überall wurden auch jetzt die Augen offen gehalten für alles, was zu sehen und zu lernen war. Besuch bei den politischen Verschickten, Renntierschlittenfahrt bis Jakutsk bei 32° Kälte, dann mit Pferd und Schlitten und endlich mit der Eisenbahn nach St. Petersburg — und die Mammutreste konnten infolge der natürlichen Konservierung im nordischen Winter heil geborgen werden. — 1908 folgte die zweite Reise, wieder mit allen Gefahren und mit allem Zauber des Forschens und Findens. Sie brachte wichtige Ergänzungen zu dem ersten Fund: dieses Mal war der Rüssel des Mammutes erhalten; wie beim erstenmal wurden auch viele andere Fossilien in der fundreichen sibirischen Vorzeiterde gefunden. Auch vielerlei interessante und wichtige Feststellungen über Mammutelfenbeinhandel, über Jagd zum Pelzgewinn, zumal über das Fallenstellen der Eingeborenen laufen nebenher und wiederum Erzählungen besonders von anregenden und aufregenden Erlebnissen, namentlich bei Wildschafjagden — manche dem Gegenwartsmenschen belangreiche Seitenlichter fallen auch auf Ostrußland. — Den Abschluß des Buches bildet eine Zusammenfassung der Hauptergebnisse hinsichtlich der Kenntnis des sibirischen Mammuts: Die vielumstrittene Frage nach der Behaarungsart und Haarfarbe des Mammuts wird durch diese Ausgrabungen für das nordsibirische Vorkommen eindeutig beantwortet: rötlichblonde Körperbehaarung und dunklere Fuß- und Schwanzhaare; die Tatsache der Vierzehigkeit ist nachträglich auch an anderen sibirischen Exemplaren nachgewiesen worden, ebenso die Neigung zur spiraligen Einwärtsdrehung der Stoßzähne; die Formen von Schwanz und Rüssel, Afterklappe und Rute erwiesen und anderes mehr. Wichtige Schlüsse konnten aus Futterresten gezogen werden, die sich besonders in den Zahnspalten erhalten hatten. Vorsichtigerweise läßt sich Verfasser nicht auf die Erörterungen des absoluten Alters des Fundes ein: Begleitfauna und Fundumstände weisen für Nordsibirien auf einen dem europäischen Diluvium entsprechenden Zustand hin; auch die viel erörterte Frage, ob es sich bei den nordsibirischen Mammutfunden etwa um eine Sonderart, Lokalform oder dergleichen handelt, bleibt dahingestellt. Die Funde und der Fundbericht ergeben genügend Anhalt für die weitere Untersuchung dieser Fragen. Eine beigegebene Rekonstruktion des nordsibirischen Mammuts ist dankenswert und mindestens für diese Sonderart wohl eindeutig. Auf das — nun vorzüglich gelungene — Buch hatte die wissenschaftliche Welt bereits seit 1913 gewartet; damals hatte Pfizenmayer es bereits fertig geschrieben und Einzelheiten daraus mitgeteilt; des Verfassers vielfache Lebensschicksale haben es verzögert.

Dem Verlag Brockhaus gebührt besonderer Dank für die gute Ausstattung des Werkes, das gleicherzeit unentbehrlich für die Erforschung des Mammuts und seiner Mitwelt ist und ein erfreulicher Zuwachs an Zeugnissen deutschen Forscherfleißes und deutscher Reiselust.

Halle a. S. **Hahne.**

K. Absolon: Bericht über die paläolithische Abteilung am mährischen Landesmuseum und die paläolithische Forschung in Mähren. Casopis mor. zem. musea. 1926.

Dem Berichte ist folgendes Wissenswerte zu entnehmen: Den Grundstock der paläolithischen Sammlung des Museums bilden die angekauften „Museen" Maškas und Křiž's die sich gegenseitig ergänzen. 1923 kam das Slouper „Museum" Knies dazu und in den letzten Jahren 14 kleinere Sammlungen. Die Abteilung enthält nun das Material von 78 paläolithischen Stationen Mährens, eine Vergleichssammlung, namentlich von französischen Sachen, Geräte rezenter niederer Völker, eine osteologische Vergleichssammlung und über 10000 Bücher und Sonderabdrücke.

Mit einigem Zweifel nehmen wir die Versicherung entgegen, daß die Abteilung nunmehr auch „den internationalen Bedürfnissen der Fachgenossen dienen soll". Weitere Arbeiten: Aus Ondratitz wurde in den letzten Jahren soviel neues Material gewonnen, daß diese Station quantitativ den dritten Platz unter den mährischen Stationen eingenommen hat; es ist hier ein sehr reiches Moustérien und ein Aurignacien, das letztere desselben Typus wie in Předmost vorhanden". Aus Pollau-U. Wisternitz werden erwähnt „mehrere Plastiken, in erster Reihe ein Pferdeköpfchen, das lebhaft an die aus einem Kalkaneum geschnitzte

[1]) Hier zeigte sich Pfizenmayers großes Talent, wesentliche Einzelheiten nicht mit Unwesentlichem zu belasten; und selbst aus der Beschreibung der Maßnahmen zur Bergung des Fundes wird eine spannende Erzählung.

Pietteſche Equidenplaſtik von Mas d'Azil erinnert, weiter auch eine wunderbare neue Venus, ſehr ſauber ausgeführt und am Kopfſcheitel merkwürdig durch vier Grübchen im Quadrat bezeichnet." Neu iſt die Verſion, daß das Material dieſer Plaſtiken, das „makroſkopiſch betrachtet, den Eindruck eines gekneteten, ſpäter gebrannten Tones" oder eines eigenartigen kalkartigen Minerals hervorruft", der chemiſchen Prüfung nach aus „ſiliciſierten und karbonatiſierten Knochen" beſtehen ſoll. Es iſt nicht ganz klar, wieſo in dieſem Falle eine bloße chemiſche Unterſuchung einen derartigen Aufſchluß geben kann. Andererſeits weiſen bekanntlich faſt alle Konkretionen, ſo z. B. die ſandig-mergeligen „Löß-kindel", irgendwelche organiſchen Reſte auf, die als „Anziehungsmittelpunkte" gewirkt haben. Die „fremdartige Maſſe" der plaſtiſchen Darſtellungen dürfte alſo doch vielleicht, wie ich ſchon in meinem Aufſatze „Drei mähriſche Vorgeſchichtsfunde" vermutet habe, derartigen Löß-kindeln entſtammen.

Auch die Arbeiten in Przedmoſt haben neues Material geliefert und in Mähriſch-Oſtrau wurde eine neue paläolithiſche Station erſchloſſen.

Den Reſt des Berichtes widmet Abſolon der Rechtfertigung ſeines bekannten, in dem Blatte „The Illustrated London News" veröffentlichten Aufſatzes, den man ſeiner ſonderbaren Aufmachung und der verſchiedenen, ſehr merkwürdig anmutenden Irrtümer und Verwechſelungen wegen ziemlich allgemein als eine eines Gelehrten unwürdige Marktſchreierei aufgefaßt hat. Abſolon ſchiebt die Schuld auf die Redaktion und berichtigt, klärt aber mit keinem Worte auf, warum dieſe Berichtigungen nicht in dem Blatte ſelbſt erfolgten, was um ſo leichter durchzuführen war, als der Aufſatz drei Fortſetzungen hatte.

Brünn. **Karl Schirmeiſen.**

K. Abſolon und **R. Czižek**: Die paläolithiſche Erforſchung der Pekárnahöhle in Mähren. Erſte Mitteilung. Casopis mor. zem. musea 1926.

Der im mähriſchen Landesmuſeum aus der Backofenhöhle zuſammengebrachte Beſtand an paläolithiſchen Geräten uſw. iſt durch die 1925 hauptſächlich von R. Cižek durchgeführten ſyſtematiſchen Grabungen auf 352 Bein- und 1905 Silexſtücke angewachſen. Die vorhandenen Typen laſſen auf Acheuléen, Mouſtérien, Aurignacien — Abſolon faßt ſämtliche mähriſchen Vorkommniſſe der Klingenkultur als Aurignacien auf — und Magdalénien ſchließen. Die Schichten des Aurignacien und Magdalénien wurden nun tatſächlich feſtgeſtellt. Sie ſteigen, wie das vorzüglich aufgenommene Profil zeigt, gegen das Innere der Höhle zu ſanft an. Von Schichten der Fauſtkeilkultur hat ſich bis jetzt nichts gezeigt, man hofft aber von ihnen gegen die Mitte der Höhle zu wenigſtens Neſter vorzufinden, „vorausgeſetzt, daß auch die übrigen Teile der Höhle in ſo mangelhafter Weiſe in früherer Zeit durchforſcht wurden, wie wir dies in den bisherigen Teilen vorzufinden in der Lage waren." Die Ausgrabungen zeigten nämlich — was übrigens auch ſchon aus den vielen Zufallsfunden der letzten Jahre deutlich hervorging — daß M. Kříž's Behauptung, die Höhle ſei von ihm vollkommen ausgeleert worden, ganz und gar unrichtig war. Die Schichten erweiſen ſich an verhältnismäßig nur wenigen Stellen durch frühere Grabungen geſtört.

Von dem Gerätematerial der Höhle wird in der Abhandlung eine Auswahl von 54 Stück in äußerſt trefflichen Abbildungen zur Anſchauung gebracht, darunter zwei Spitzſchaber der Fauſtkeil- und zwei Lorbeerblattſpitzen der Klingenkultur. Aus dem jüngſten Paläolithikum wären zu erwähnen: Speerſpitzen von mehr rechteckigem, von elliptiſchem und von rundem Querſchnitt, ein Hirſchmittelfußknochen, in deſſen Höhlung ſich der Reſt eines „Hornſtücks" befand, das mit Hilfe einer harzähnlichen Maſſe eingekittet war, ein Pferdeſchulterblattſtück mit pfeilzeichenähnlichen Ritzlinien und ein „Kommandoſtab" mit drei pfeilähnlichen Zeichen und der Umrißzeichnung eines Pferdekopfes, die Abſolon als „die erſte Tierzeichnung, die das mähriſche Paläolith aufweiſt", bezeichnet.

Die Grabung legte auch zwei Arbeitsſtätten bloß mit im Halbkreis aufgeſtellten großen Steinen und ziemlichen Mengen von Abſplliſſen, Kernſtücken, unbenützten Silexknollen und Schlagſteinen.

Die Arbeit, bei der bisher 62 m² bis auf den Felsboden abgegraben worden ſind, wird heuer weiter fortgeſetzt.

In einem Anhang berichtet J. Cervinka über die der Nacheiszeit angehörigen Funde aus den oberſten Schichten der Höhle. Es ſind dies Reſte der älteren und jüngeren Bandkeramik, der Jordansmühler und Lengyel- ſowie der Jaiſpitzer (Michelsberger) Keramik und, merkwürdigerweiſe, auch ſolche der Aunjetitzer Stufe, die bis jetzt durch Höhlenfunde nicht vertreten war.

Brünn. **Karl Schirmeiſen.**

Jos. Dobiáš, Nález římských cihel u Mušova (Fund römischer Ziegel bei Muschau). Niederlův sborník 1925. S. 24ff.

Die Tatsachen, auf denen diese interessante, hauptsächlich in geschichtlichen Erwägungen sich ergehende Arbeit fußt, sind folgende (vgl. dazu insbesondere K. Jüttner, Spuren einer römischen Ansiedlung bei Muschau. Ein archäologischer Schulausflug. 52. Jahresbericht des Staats-Realgymnasiums in Nikolsburg 1925):

Der beiläufig ½ Stunde nordwestlich von Muschau (in Südmähren, knapp bei der Mündung der vereinigten Schwarza und Igla in die Thaya) gelegene Burgstall- oder Zeiselberg ist gegen Norden zu in einem weiten Bogen von einem Wall, der G'stätten, umgeben, in dessen humusboden stellenweise kalkiger Mergel nachgewiesen wurde und der auch sonst Merkmale eines mehr oder weniger künstlichen Aufbaues trägt.

Von diesem Burgstallhügel sind nach Schwoy (1793) und Wolny (1836) reiche Funde römischer Münzen des 1. und 2. Jahrhunderts schon seit 1770 bekannt; solche Münzen werden auch heute noch auf dem Muschauer Gebiete häufig gefunden (vgl. J. Matzura, Muschau a. d. Thaya — eine römische Station?, Brünner „Tagesbote" Nr. 115 vom 11. 3. 1925).

In den hinterlassenen schriftlichen Aufzeichnungen des Museumskustos M. Trapp werden ferner von Muschau drei römische Tonlampen und ein römisches Feldzeichen aus Bronze erwähnt, welche Funde allerdings von Prof. A. Rzehak in der prähistorischen Sammlung des Brünner Landesmuseums bei der Übernahme nicht vorgefunden wurden (A. Rzehak, Die prähistorische Sammlung des Franzensmuseums 1899, S. 31).

Über den ersten Fund eines wahrscheinlich römischen Ziegels von Muschau (1870) berichtet der Nikolsburger Arzt Dr. J. Liedermann in den Mitt. d. anthropol. Ges. in Wien III (1873), S. 145.

In der Ortskunde von A. Schwetter und S. Kern (der politische Bezirk Nikolsburg, 2. Abt. 1884, S. 202ff.) schließlich findet sich die Angabe, daß 1882 auf der südöstlichen Seite des Burgstallhügels ein flaschenförmiges Gewölbe von 5 m Höhe entdeckt wurde, dessen Ziegel Inschriften trugen, die die Leute nicht verstanden. Auch früher schon soll auf der nordwestlichen Seite ein kellerähnliches Gewölbe aufgefunden worden sein.

Auf dringliche Aufforderung Prof. Matzuras hin unternahmen nun J. Lieber d. Ä. und G. Rinder am 26. 2. 1925 auf dem Grundstück des erstgenannten Herrn eine Suche nach dem alten Mauerwerk, die am 28. 2. mit dem ersten Erfolge gekrönt war. Im Verlaufe der Grabungen wurde dann eine Feuerungsstelle aufgedeckt, von der sternförmig fünf Mauern ausgehen. Die Ziegel, von denen viererlei Arten vorhanden sind, tragen in der bekanntlich von der Legion X Gemina verwendeten Schuhsohlenumrahmung die Inschrift

LEGXGPF,

also: Leg(io) X G(emina), P(ia) F(idelis).

Das Brünner staatliche Denkmalamt, dem Prof. J. Freising Bericht erstattete, erließ sofort ein Grabungsverbot. Die weiteren Forschungen sollen erst nach Einholung eines Kommissionsberichtes, und zwar von staatlicher Seite aus fortgesetzt werden. Bis dahin heißt es sich also gedulden!

Die Folgerungen, die J. Dobiáš aber schon jetzt aus den bisherigen Funden zieht, sind folgende:

Unter Benützung verschiedener Anhaltspunkte, wobei u. a. auch die vollendete, geradezu klassische Form der Ziegelstempel sehr ausschlaggebend ist, verlegt er die Erbauung der römischen Anlage auf dem Zeiselberge in die Zeit der Markomannenkriege. Die Befestigung ist wahrscheinlich eines jener im Gebiete der Quaden und Markomannen errichteten Kastelle, von denen aus die römischen Besatzungen die Einwohner des Landes so belästigten, daß die Quaden zu den Semnonen auswandern wollten. Das führt zu weiteren Folgerungen. Wäre das Muschauer Kastell südlich der Thaya gelegen, dann könnte man es für eine Grenzfestung halten. So aber ist anzunehmen, daß die Sitze der Quaden zur Zeit der Markomannenkriege sich noch weit nördlicher nach Mähren hinein erstreckt haben müssen. Dobiáš wendet sich hier insbesondere gegen die Anschauungen E. Simeks, der diese Sitze wenigstens von der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Chr. an bloß in die Donaugebiete verlegen möchte. Der Anlaß wird auch benützt, um auf die große Volkszahl der Markomannen und Quaden und auf die ungeheure Bedeutung des Markomannenkrieges für die Römer hinzuweisen. Dobiáš macht darauf aufmerksam, daß dieser Krieg geradezu mit dem punischen verglichen wurde; daß er durch 15 Jahre hindurch das gesamte römische Reich in fieberhafte Aufregung versetzte; daß ihn persönlich beide Kaiser führten; daß in ihm zwei Prätorialpräfekten umkamen; daß an ihm fast alle Legionen beteiligt waren und deren Zahl sogar um zwei vermehrt werden mußte; daß damals wie bei den größten Landeskriegen ins Heer auch Sklaven, Gladiatoren und illyrische Räuber eingereiht wurden; daß dieser Krieg, der nach undenklichen Zeiten wieder einmal die Barbaren bis ins Herz des

Reiches vordringen ließ, die Römer in einen solchen Schrecken versetzte, daß sie schleunigst die Stadtbefestigungen bis tief in den Mittelmeergebieten in vollen Stand setzten; und daß er nicht nur im Volksmunde, sondern auch amtlich, auf Inschriften, der Markomannenkrieg genannt wurde. Für die Bewertung der Volkszahl der beiden kriegerischen Stämme sei es sehr bezeichnend, daß schon in einer einzigen ihrer Schlachten 20000 Römer umkamen, daß sie nach ihrem Einfall in Pannonien einwilligten, von den dort gemachten Gefangenen 50000 wieder herauszugeben und daß die Zahl der römischen Besatzungstruppen in den Gebieten der Quaden und Markomannen je 20000 Mann betrug.

Aus diesem Umschwung in der Anschauung der tschechischen Gelehrten über die vorgeschichtliche Besiedelung des mährischen Gebietes ist wohl die außerordentlich hohe Bedeutung der Muschauer Funde klar ersichtlich.

Karl Schirmeisen.

Beiträge zur Natur- und Kulturgeschichte Lithauens und angrenzender Gebiete. Herausgegeben von Prof. E. Stechow (München). — Darin: Prof. Dr. F. Birkner: „Steinzeitliche Funde aus Lithauen"; Prof. Dr. Günther Enderlein: „Parasitische Insekten aus Lithauen"; Dr. L. Scheuring: „Parasitische Trematoden aus Lithauen"; Prof. Dr. E. Stechow: „Biologische Beobachtungen". (Abhandlungen der math.-phys. Klasse der Bayer. Akademie der Wissenschaften, Suppl.-Band, 2.—5. Abhandlg.) 4°, S. 235—56.

Aus dem vorliegenden Hefte von Abhandlungen, einer Frucht von Prof. Stechows während des Krieges vorgenommenen zoologischen Aufsammlungsreisen durch Litauen, interessiert uns vor allem der Beitrag Prof. Birkners über „Steinzeitliche Funde aus Lithauen unter Berücksichtigung gleichzeitiger Funde aus Bayern" (S. 235—51, mit 4 Taf.). Die Funde sind auch um dessentwillen wichtig, weil sie die ersten ergiebigeren steinzeitlichen Aufsammlungen Szukiewicz's willkommen ergänzen, der in diesem litauischen Gebiete bis 1899 58 steinzeitliche Ansiedelungen feststellen konnte.

Die Funde Stechows entstammen dem von den Flüssen Njemen, Mereczanka, Ula und Kotra umschlossenen Wald- und Sumpfgebiete, und zwar besonders der Gegend von Zubrovo, den Ufern des Berszty-Sees, des Sees von Oziery (Jeziory) und Nowaja Ruda.

Die Fundstellen liegen so gut wie ausschließlich auf dem Grenzstreifen zwischen den glazialen, heute meist von Hochwald bedeckten Dünen und der sumpfigen Niederung der Flüsse und dem Wasser der Seen, also auf einem Boden, der oft halbinselartig geschützt liegt und dessen durchlässiger Sand eine etwas lichtere Bewaldung zur Folge hat.

Die Funde wurden oberflächlich gemacht, lagen also wohl in geringer Tiefe, aus der sie der Pflug herausgeholt hat. Keramik war nur zweimal durch Scherben belegt, alle Siedlungsspuren, Knochen usw. blieben aus. Die Funde sind an den Fundstätten ziemlich gleichmäßig oberflächlich verteilt, zeigen also keine deutliche Konzentration etwa um Herdstellen oder dgl.

Der Feuerstein der Werkzeuge stammt aus dem kretazischen Senon, der heute mit tertiärem und vor allem quartärem Sand, Kies und Lehm bedeckten Gegend, die als Fortsetzung der Grundmoränenlandschaft des Preußischen Landrückens nach dem Osten zu aufzufassen ist.

Nun zu den Typen selbst. Unter den etwa 400 Stück zählenden Feuersteingeräten der Stechowschen Aufsammlungen (denen sich mehrere Tausend Abschläge anreihen) sind in recht gleichmäßiger Verteilung auf die einzelnen Fundstellen vertreten: Klingen (zweischneidig und mit gedengeltem Rücken), Spitzen, Schaber und Klingenschaber, Kratzer und Klingenkratzer, Stichel von beinahe paläolithischem Gepräge usw.

An „jüngeren" Typen liegen einige Pfeilspitzen mit mehr oder minder guter Flächenbearbeitung und konkaver Basis und zwei Kernbeile vor, von denen eines, nach dem erhaltenen Schliffrest, an den Limnhamntypus erinnert, während diese Ableitung für das zweite Stück nicht recht überzeugt.

Am wichtigsten sind die ziemlich häufigen geometrischen Silices von Dreieck- und Trapezform, die schon aus den Publikationen Szukiewicz's bekannt sind; doch scheinen seine Fundstellen im gleichen Gebiete mehr dem entwickelten Neolithikum anzugehören.

Birkner vergleicht diese neuen litauischen Funde, soweit sie komparativ brauchbare Typen aufweisen, sowie den Gesamtcharakter der Fundgruppen zunächst mit den bekannten nordbayerischen „Tardenois"-Fundgruppen aus den Gebieten um Lichtenfels, Ansbach und Neumarkt in der Oberpfalz. Auch bei diesen handelt es sich um Oberflächenfunde, die zum Teil auf losem Sandboden liegen, häufig an die Stellen gebunden sind, wo am Höhenrande der Quellhorizont ausstreicht und die bei völligem oder fast völligem Mangel von Funden, die auf Seßhaftigkeit hinweisen, das gleiche Inventar enthalten: Tardenois-

Typen, Stichel und andere Werkzeuge mit Paläolithreminiszenzen und (spärlich) Pfeilspitzen oder einige andere vollneolithische Artefakte. Das Gesamtbild zeigt also die Hinterlassenschaft einer Jägerbevölkerung, die der ackerbautreibenden bandkeramischen Bevölkerung der bayerischen Lößgebiete zeitlich voranginge.

Birkner macht dabei zwischen der noch glazialen Mas d'Azil-Stufe und dem Tardenoisien eine schärfere Unterscheidung, als sie seit Obermaier anerkannt wird, und zieht nun die wohlbekannten Tardenois-Fundprovinzen Polens, Rußlands, Ostpreußens, Belgiens und Nordfrankreichs, bis nach Spanien hin, zum Vergleich heran. In den östlichen Vorkommen dieser Gruppen glaubt er ihre stärkste Entfaltung zu erkennen und leitet sie, gestützt auf die im Neolithikum bisher fehlenden Stichel usw., vom ostpeuropäischen Jungpaläolithikum ab. Einflüsse des Vollneolithikums, das also die untere zeitliche Grenze darstellt, äußerten sich in den vereinzelten Pfeilspitzen, Steinbeilen und Scherben.

Während Obermaiers „Epipaläolithikum" (Endcapsien, Tardenoisien und Azilien) aus dem Capsien entstanden sein soll und sich im Mittelmeergebiete bis zur Krim, sowie über Frankreich nach Mittel-, Nord- und Osteuropa verbreitet haben soll, glaubt Birkner an den osteuropäischen Ursprung dieser Tardenois-Kulturen, die einerseits über Syrien und Nordafrika bis nach Westeuropa, andererseits über Polen ebenfalls nach dem Westen gedrungen sein sollen.

Die mesolithische Forschung steht heute mit im Vordergrunde der Erörterung. Birkners Arbeit und Stechows Funde sind ein wertvoller Beitrag zu ihrem Fortschritt.

Man wird allerdings die Möglichkeit nicht aus dem Auge verlieren dürfen, daß uns recht einheitlich erscheinende Fundkomplexe doch verschieden zu werten sind (zumal es sich um eine Hinterlassenschaft handelt, die in gewissem Sinne an ähnliche topographische Voraussetzungen gebunden ist); mit anderen Worten, daß Tardenois-Fundgruppen ein Rückzugsgebiet, ein Ausweichen älterer Kulturen vor dem mächtig eindringenden Protoneolithikum oder gar schon Vollneolithikum darstellen können und sonach chronologisch und genetisch unter Umständen recht wenig besagen könnten. Stratigraphisch gilt dies ohnehin wenigstens für das osteuropäische Tardenoisien.

Vollneolithische Typen in solchen Tardenoiskomplexen erschienen dann unter einem ähnlichen Gesichtspunkte, wie Eisenmesser oder aus Flaschenglas gefertigte Geräte, z. B. der Weddas auf Ceylon.

Einer solchen Deutung kommt übrigens auch Birkners neueste Behandlung lithischer Probleme entgegen: Die Urbewohner Deutschlands. Leopoldina (Halle), 2, 1926, 28—29. (Korr.-Anm.).

Wien. **Adolf Mahr.**

IV. Nachrichten.

Emil Walter †.

Am 6. Juli 1926, in früher Morgenstunde, ward Geheimer Studienrat Professor Dr. Emil Walter aus langer Krankheit von einem sanften Tode heimgeholt. Geboren war Emil Walter am 18. Januar 1851 zu Mühlhausen in Thüringen. Er studierte in Halle vornehmlich Sprachen und Geschichte. Nach Pommern siedelte er 1877 über. Von Ostern 1878 an war er am Marienstiftsgymnasium zu Stettin über 40 Jahre lang im Amte. Während des Krieges noch hat er unverdrossen seine besten Kräfte seiner Schule gewidmet. Ostern 1921 trat er als 70jähriger in den Ruhestand. Das Andenken zu rühmen, das er als Lehrer, Kollege und Freund nach dem Urteil aller beruflich ihm Nahestehenden hinterlassen hat, ist hier nicht der Ort.

Daß Emil Walter rasch in Pommern heimisch geworden, ja selber zum echten rechten Pommern geworden ist, mag bis zu einem gewissen Grade vielleicht dem Umstande zu verdanken sein, daß er hier noch viel stammverwandtes Blut aus alter Koloniſtenzeit vorfand. Vor allem aber brachte er auch den besten Willen mit, den neuen Wirkungskreis als wahre Heimat sich zu erobern. Sein Bildungsgang wies ihm den Weg dazu über die Geschichte und Altertumskunde des Landes hin. In der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde war er, unter Hugo Lemckes Vorsitz lange dem Vorstande angehörend, rastlos tätig.

Wir gedenken hier seiner Verdienste um die Vorgeschichte der Provinz — sie kamen auch dem Museum des Vereines, der jetzigen Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer, zugute. Unvergessen soll ihm sein, daß er in der mehrjährigen Vakanzzeit nach Adolf Stubenrauchs Tode seinem hohen Alter und den mißlichen Nachkriegsverhältnissen zum Trotz das Amt des Vertrauensmannes für die Bodenaltertümer und die Wacht über das Museum übernahm, um größere Schäden zu verhüten; und rühmenswert ist gewiß auch, daß er selber sich dabei nur als Statthalter fühlte und seinen ganzen Einfluß für eine baldige endgültige Besetzung dieser Ämter aufbot.

Emil Walter war kein Lokalforscher im engen Sinne des Begriffes. Eigene Ausgrabungen hat er nur selten vorgenommen; kein Wunder bei der großen Ausdehnung der Provinz: der Hauptberuf fesselte ihn zu sehr an den Ort seiner dienstlichen Tätigkeit. Auch ging seine Neigung — bei einem Schulmanne verständlich und nützlich — bewußt mehr auf die Erfassung und Verarbeitung der gesicherten Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der Anthropologie, besonders der Vorgeschichte, aus, als auf die Lösung von Einzelproblemen. Er suchte die pommerschen Altertümer in größere wissenschaftliche Zusammenhänge einzuordnen.

So war Emil Walter innerhalb seines Wirkungsbereiches derjenige, der durch Wort und Schrift Sorge trug, daß man hier nicht ganz in bloßer Altertümerkrämerei erstarrte. Nach draußen aber hat er — ein Gründungsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte — fleißig und so gewissenhaft wie möglich der Wissenschaft mannigfachstes und wertvollstes Material vermittelt: ohne ihn könnte Pommern der allgemeinen Forschung kaum so viele Aufschlüsse über die heimische Vorgeschichte verdanken; und mehr als nur ein Fachmann, der unsere Kenntnisse auf Grund pommerscher Quellen erweitern durfte, nicht zuletzt gewiß der Herausgeber dieser Zeitschrift, wird gern die förderliche Tätigkeit Emil Walters anerkennen. Er verdient es, und es lohnt sich wohl auch, daß wir uns an dieser Stelle seiner wichtigeren Arbeiten kurz erinnern:

1. Prähistorische Funde zwischen Oder und Rega; Programm des Marienstiftsgymnasiums zu Stettin; Stettin (Herrcke u. Lebeling) 1889. 28 Seiten, 1 Karte.
2. Die steinzeitlichen Gefäße des Stettiner Museums; in: Beiträge zur Geschichte und Altertumskunde Pommerns (Lemcke-Festschrift), Stettin (Herrcke u. Lebeling) 1898. S. 1—20 mit 30 Abb.

3. Die römische Inschrift des Kossiner Bronzegefäßes; in: Monatsblätter der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde III, S. 55—57. 1889.
4. Das Gräberfeld auf dem Galgenberge und slavische Grabfunde bei Wollin; in: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie usw. 1981, S. 708—717 mit 12 Abb.
5. Die Ausgrabung in Arkona (Rügen); in: Mannus Ergänzungsbd. III, S. 104—109.
6. Die Entwicklung des Museums der Gesellschaft; in: Monatsblätter der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde XIII, S. 97—111. 1899.
7. Die Entwicklung des Stettiner Museums in den letzten zehn Jahren; in: Mannus III, S. 140—155 mit 14 Abb. 1911.
8. Berichte über die prähistorischen Erwerbungen des Museums; in: Jahresbericht 52—58 der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, erschienen in den Baltischen Studien XL (1890) bis XLIV (1894) und XLVI (1896).
9. Berichte über Altertümer und Ausgrabungen in Pommern 1896—1914; in: Baltische Studien Neue Folge I (1897) bis VI (1902) und VIII (1904) bis XIX (1916).
10. Über Altertümer und Ausgrabungen in Pommern 1915—1921; in: Monatsblätter der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde XXXI (1917) bis XXXVI (1922).
11. Neuere Literatur zur Vorgeschichte Pommerns; in: Mannus XIII (1921), S. 215 bis 226.
12. Konservator Stubenrauch, Stettin †; in: Mannus XIV (1922), S. 317f.

Es würde zu weit führen, wollten wir im einzelnen der fruchtbaren Tätigkeit nachgehen, die Emil Walter als Referent über literarische Neuerscheinungen auf seinem Lieblingsgebiete in verschiedenen Fachzeitschriften, namentlich im Zentralblatt für Anthropologie, ausgeübt hat. Gerade in seinen Anzeigen kommt — uns Heutigen, die wir in dieser Hinsicht leider nicht immer verwöhnt werden, besonders wohltuend — die vornehme Sachlichkeit und die Bescheidenheit seines lauteren Charakters zum Ausdruck, der ihm die Zuneigung aller erwarb, mit denen er zu verkehren hatte. Niemand aber, der anläßlich seines Ablebens des Menschen Emil Walter gedachte, hat vergessen, den mit zuverlässigem Ernst harmonisch gepaarten gesunden Humor und das fröhliche Lachen zu erwähnen, mit dem der Entschlafene als wahrer Lebenskünstler alles Schöne, Gute und Edle genoß, manchen Schatten sich und anderen verklärte. So erhob die dankbare Erinnerung das Begräbnis Emil Walters für alle Teilnehmer zu einer Feierstunde.

Stettin. **O. Kunkel.**

Todesfälle von Mitgliedern.

Am 30. November 1925 starb Rittergutsbesitzer Ernst Franke auf Rohrsheim bei Halberstadt, einer der Gründer unserer Gesellschaft.

Im Laufe des Jahres 1926 starb Studiendirektor Sieben in Wimpfen a. Neckar, Mitglied seit 1922.

Am 2. Mai 1926 starb plötzlich Buchhändler Richard Backofen, Inhaber der Plahnschen Buchhandlung in Berlin, dem der Vertrieb der Mannusbibliothek ständig sehr am Herzen gelegen hat.

Im Juli 1926 starb zu Meiningen Dr. med. Bohl, Mitglied seit 1914.

Am 12. September starb zu Berlin an den Folgen der Kriegsstrapazen nach langem schweren Leiden Herbord Snethlage, Sohn unseres hochverdienten Schatzmeisters, der hiermit seinen dritten und letzten Sohn als Opfer des Weltkrieges hingeben mußte.

---

70. Geburtstag des Berliner Musikhistorikers Univ. Prof. Oskar Fleischer.

Am 2. November dieses Jahres wurde der über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte Musikhistoriker Geh. Reg.-Rat Dr. Oskar Fleischer, der unserer Gesellschaft seit ihrer Gründung als Mitglied, seit 1911 als Ausschußmitglied angehört und 1924 bis 1926 stellvertretender Vorsitzender war, 70 Jahre alt. Geboren in Zörbig (Prov. Sachsen) widmete er sich, nach Beendigung seiner Gymnasialzeit an der altbekannten Latina in Halle, dem philologischen und musikwissenschaftlichen Studium in Halle und Berlin, wurde von der Preußischen Regierung auf eine zweijährige Studienreise nach Italien, Frankreich und Belgien, und 1892 als Vertreter Deutschlands zur internationalen Musikausstellung

nach Wien geschickt. Im selben Jahre habilitierte er sich für Musikwissenschaft an der Universität Berlin und wurde drei Jahre darauf a. o. Professor daselbst. Die staatliche Musikinstrumentensammlung in Berlin, die bedeutendste ihrer Art in der ganzen Welt, ist im wesentlichen seine Schöpfung. Ebenso geht die Begründung der internationalen Musikgesellschaft, die für die Musikforschung von großer Bedeutung wurde, auf ihn zurück. Die Musikwissenschaft, die bis zu seiner Zeit sich in der Hauptsache in biographischen und Spezialforschungen erschöpfte, wurde unter seiner Führung zu einer kulturkundlichen Disziplin. Er erkannte die grundlegende Bedeutung der griechischen und germanischen Musik und erschloß durch seine Entzifferung der alten Tonschriften die musikalischen Schätze des Mittelalters (vgl. Mannus 15, S. 327f.). Die Grundzüge der vergleichenden Musikwissenschaft sind ebenfalls von ihm festgelegt worden. Durch szenische Darstellung versuchte er in seinen „Musikalischen Bildern aus Deutschlands Vergangenheit" weiteren Kreisen einen Einblick in die geschichtliche Entwicklung der deutschen Musik zu geben.

Auf all diesen Gebieten sind von ihm zahlreiche Veröffentlichungen, teils in Form von großen Werken, teils als Aufsätze in den verschiedensten Zeitschriften und Tageszeitungen erschienen. Aus der Vereinigung systematischer philologischer Arbeit, philosophischer Einsicht in die Grundelemente künstlerischen Schaffens und Gestaltens und intuitiven Einfühlungsvermögen in den Geist der einzelnen musikalischen Entwicklungsepochen erklärt sich die einzigartige Stellung Oskar Fleischers in der deutschen Musikwissenschaft.

Die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte hat er oft durch seine aus reichstem Fachwissen geschöpften, lebensprühenden Vorträge erfreut und erhoben, wofür ihm auch bei dieser Gelegenheit herzlicher Dank gesagt sei. Dr. **Johannes Radloff.**

Otto Sigfrid Reuter,

Telegraphendirektor, Bremen, unser Mitglied und geschätzter Mitarbeiter, beging am 2. September 1926 seinen 50. Geburtstag. Er entstammt einer alten niedersächsischen Familie aus dem Hildesheimschen und wurde am 2. September 1876 zu Leer in Ostfriesland geboren. Nach dem Besuche des Gymnasiums in Leipzig (Thomasschule) widmete er sich dem Postfach und kam, nachdem er zuletzt längere Jahre in Berlin und Elberfeld gewirkt hatte, 1917 nach Bremen, wo er bald die Leitung des Telefonamtes Roland übernahm.

Schon 1905 hatte er ein Schauspiel „Heilwig Rennenberg" veröffentlicht und 1909 einen Roman „Hero Omkens Ausfahrt und Heimkehr", der großen Anklang gefunden hat. Und vielleicht wäre er als Dichter und Schriftsteller auf dieser Bahn fortgeschritten, wenn ihn nicht die altgermanische Glaubenswelt immer mehr in ihren Bann gezogen hätte. Seine jahrzehntelangen Forschungen auf diesem für die Erkenntnis germanischer Wesensart so bedeutsamen Gebiete zeitigten endlich im Jahre 1921 „Das Rätsel der Edda", ein Werk, das gleich bei seinem Erscheinen solches Aufsehen erregte, daß der ersten Auflage des ersten Bandes bereits im folgenden Jahre (1922) eine zweite Auflage folgte, während der zweite Band 1923 erschien. Der Verfasser versucht darin, an die schwierigen Fragen, die sich aus der leider nur bruchstückartigen Überlieferung der altgermanischen Glaubenswelt ergeben, auf neuen Wegen heranzukommen, und weist nach, daß sich aus den, wie man annahm, nahezu ausgeschöpften Quellen neue wertvolle Erkenntnisse gewinnen lassen, wenn man ihre teilweise sehr enge Beziehung zur Zeitrechnung unserer Altvorderen gebührend berücksichtigt. Ausgedehnte Vergleiche mit der vielfach übereinstimmenden Überlieferung der uns verwandten alten Inder, Perser, Griechen und Römer ergänzen seine Entdeckung in erwünschter Weise, so daß sein Werk eine Fundgrube wertvoller Anregungen auch da ist, wo nicht unbedingt sichere Schlüsse gezogen werden können. Und wenn auch einzelne seiner Aufstellungen noch keine allgemeine Anerkennung gefunden haben, so bleibt doch die grundsätzliche Bedeutung der neuen Arbeitsweise bestehen (vgl. die Besprechung im Mannus 15, 1923, S. 179ff.). Überdies hat er, seitdem er vor zwei Jahren infolge der Abbauverordnungen aus seinem Amte scheiden mußte, die so gewonnene Muße ganz in den Dienst seiner Forschung gestellt und eine Fülle neuer wertvoller Funde zutage gefördert. Sie sind im „Mannus" sowie in den Vorträgen vor unserer und anderen wissenschaftlichen Gesellschaften der Öffentlichkeit unterbreitet worden und haben im Verein mit dem Hauptwerk uns gelehrt, den Glaubensanschauungen unserer Vorväter größere Bedeutung und Tiefe beizumessen, als man ihnen bisher gemeinhin zugebilligt hat. Der weiteren Aufhellung des Dunkels, das über der Frühzeit germanischer Weltanschauung liegt, widmet er fernerhin seine Kraft. Mögen seiner Arbeit noch viele Erfolge beschieden sein!

Bremen. **v. H.**

Erklärung.

Der Aufsatz von J. Renck „Die paläolithischen Funde von Lämmerspiel" im Mannus XVIII Heft 1/2 S. 129ff enthält eine derartige Menge von Unrichtigkeiten und Irrtümern, daß ich mich im Interesse der Sache und der Sauberkeit unserer Forschung zu einer Richtigstellung verpflichtet fühle.

1. Herr Renck bezeichnet sich als Entdecker der Station. Der wahre Tatbestand ist folgender: In der Pfingstwoche 1921 machte der damals in Offenbach tätige Studien-Assessor Dölzing mit dem Gymnasiasten L. eine geologische Exkursion in die Basaltbrüche und Sandgruben bei Lämmerspiel; hierbei fand L. auf den höher gelegenen Äckern außerhalb der Sandgruben die von Renck auf S. 137 unter Nr. 10 abgebildete Klinge, die von Renck als Artefakt erkannt wurde. Mit den Fundmassen aus den Sandgruben hat das Stück also nichts zu tun und ist frühestens dem Aurignazien, vielleicht gar erst dem Neolithikum zuzurechnen. Den fundführenden Sandgruben hat Renck wiederholt eine Bedeutung abgesprochen und mehrfach sogar die Artefaktnatur der dort gemachten Funde geleugnet, auch dem damaligen Landes-Denkmalpfleger Prof. Dr. Anthes gegenüber. Die entscheidende Erkenntnis, daß in den Sandgruben altpaläolithische Funde lägen, wird vielmehr dem Studien-Assessor Dölzing verdankt, der uns im Dezember 1922 im römisch-germanischen Zentralmuseum eine Auswahl unverkennbarer Moustérientypen vorlegte. Ich verschaffte mir völlige Gewißheit durch eine Sondierung zwischen den Jahren und führte dann in den Osterferien 1923 die Ausgrabung aus, über die Dölzing und ich berichtet haben. Der Anspruch von Renck, die Station entdeckt und für die Wissenschaft gewonnen zu haben, ist somit unhaltbar.

2. Seine Entdeckung der paläolithischen Station datiert Renck auf S. 129 in das Jahr 1922, S. 131 dagegen 1923 (das Jahr meiner Ausgrabung), die ersten Funde wurden dagegen bereits Pfingsten 1921 gemacht.

3. Renck schreibt: „Ich ging mit . . . auf die Suche und wir fanden über 500 Artefakte" usw. Die Behauptung ist wahrheitswidrig; die Funde wurden gemacht bei der Ausgrabung, die ich im Auftrage des Landesamtes für das Bildungswesen als Altertums-Denkmalpfleger für Starkenburg Ostern 1923 unter Assistenz von Dölzing machte. Die Ausgrabung war Renck bekannt, da er als Zuschauer (aber nur als solcher) mehrere Tage an ihr teilgenommen hat. Die von Renck abgebildeten Artefakte entstammen mit Ausnahme des Stückes Nr. 10 sämtlich dieser meiner Ausgrabung. Die Angaben über den Verbleib der Funde sind ungenau.

4. Der dem Aufsatz beigegebene Lageplan ist eine verschlechterte Auflage meiner in der „Germania" veröffentlichten Neuaufnahme. Aus den zwei Brandgräbern der germanischen Spät-Latènezeit zwischen der südlichen Sandgrube und dem Nadelwald sind dabei „2 Grabhügel" geworden. Die Gräber sind schon vor Jahrzehnten zerstört.

5. Renck ist nicht imstande, aus eigenem Wissen und Forschen ein Urteil über paläolithische Funde abzugeben. Woher seine neuen Kenntnisse stammen, verrät der Ansatz der Station in das „Micoquien". Noch vor 2 Jahren wies Renck in einem Zeitungsaufsatz die Lämmerspieler Funde den Phönikern (!) zu und meinte die Wahl des goldbraunen Chalzedonmaterials durch die Ähnlichkeit mit dem von den Phönikern verhandelten Ostsee-Bernstein erklären zu können. Seine völlige Ahnungslosigkeit in Dingen der prähistorischen Archäologie wird ferner durch die Tatsache beleuchtet, daß er erneut (wie seinerzeit während meiner Ausgrabung trotz eingehender Belehrung) die Scherbenfunde in der Nähe der Station mit den paläolithischen Funden in Verbindung bringt.

6. Da die bisherigen Funde trotz ihrer Reichhaltigkeit nicht ausreichen, alle Fragen zu lösen, hatte ich eine größere Veröffentlichung zurückgestellt, bis bei gegebener Gelegenheit ein größeres Geländestück durchforscht werden konnte. Der Aufsatz des Renck wurde ohne Verständigung mit mir veröffentlicht, trotzdem hat Renck sich nicht gescheut, ganze Strecken lang meine Gedankengänge und zuweilen selbst meine Worte zu übernehmen, ohne diese Entlehnung in der üblichen Weise kenntlich zu machen.

Ich fasse zusammen: Renck hat die ihm wohlbekannten Grabungen und Arbeiten Anderer bewußt verschwiegen und sich deren wissenschaftliche Ergebnisse anzueignen versucht. Eigener Wert kommt seinen Ausführungen nicht zu.

Mainz, 30. Oktober 1926.

Prof. Dr. **Fr. Behn**
Altertums-Denkmalpfleger für Starkenburg.

Drei Berichtigungen zu Schirmeisens Aufsatz „Neue diluvialarchäologische Funde aus Mähren" (Mannus 18, 1926, S. 203 ff.).

1. Unrichtig ist die Angabe (S. 206), daß der Kustos des Mährischen Landesmuseums Dr. Zdenko Jaroš die „Venus" des Mammutfundplatzes bei Pollau entdeckt habe, vielmehr war dies der Kustos des Mährischen Landesmuseums Prof. Dr. Karl Absolon, der die wissenschaftlichen Grabungen 1924 dort eingeleitet und bis jetzt größtenteils auf eigene Kosten für das Mährische Landesmuseum durchgeführt hat.

2. Unrichtig ist weiter die Angabe (S. 207), daß R. Czischek im Auftrage des Landesmuseums in der Backofenhöhle (Pekarna) erfolgreiche Grabungen durchgeführt habe. Vielmehr wurden die Grabungen auch hier von Prof. Absolon ins Leben gerufen und auf Grund seines durchdachten, auf Jahre ausgedehnten Arbeitsplans auf eigene Kosten durchgeführt, während R. Czischek nur von Absolon als Mitarbeiter für diese Fundstätte bestellt worden ist.

3. Was die Bemerkungen über die Grabungsarbeiten auf dem Lateinerberg (Stránská skála) bei Brünn betrifft (S. 202 f.), so sind diese Arbeiten nicht nur von tschechischer Seite ausgeführt worden, sondern es ist wie Prof. Absolon, so auch ein deutscher Geologe Prof. Dr. Franz Krumpholz im Auftrage des Mährischen Landesmuseums daselbst tätig. Auch sind nach der Meinung dieser Herren die Ansichten Schirmeisens über den Fundplatz, besonders was die stratigraphische Gliederung und die altdiluvialen Mahlzeitreste betrifft, irrig.

Geheimrat Kossinna seiner amtlichen Verpflichtungen entbunden.

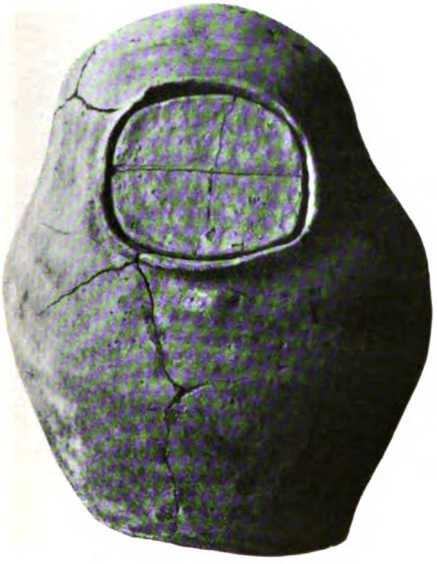
Unser erster Vorsitzer, Geheimrat Kossinna, ist, da er am 1. Oktober d. J., die gesetzliche Altersgrenze erreicht hat, seiner amtlichen Verpflichtungen als Universitätsprofessor vom Ministerium entbunden worden, wird aber seine Vorlesungen und Übungen vorläufig noch fortsetzen. Für die Nachfolge in seinem Lehramt sind dem Ministerium von der philosophischen Fakultät der Universität Berlin folgende drei Vorschläge gemacht worden: 1. Universitätsprofessor Dr. Max Ebert in Königsberg i. Pr.; 2. Professor Dr. W. Bremer, Vorstand des Nationalmuseums irischer Altertümer in Dublin; 3. Dr. Nils Åberg, Dozent an der Universität Uppsala.

Walter Bremer †.

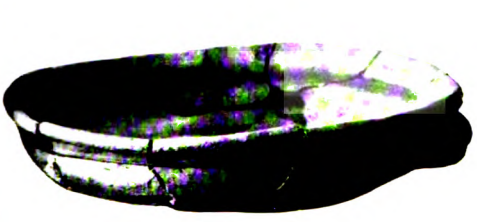
Kurz vor Versendung dieses Mannusheftes erhalte ich die Anzeige vom Tode des Prof. Dr. Walter Bremer, M. R. J. A., Curator of Irish Antiquities, National Museum, Dublin, der am 19. November 1926 erfolgt ist. Bremers einzige größere Abhandlung „Eberstadt ein steinzeitliches Dorf der Wetterau" (Präh. Zeitschr. V. 1913) erweckte günstige Erwartungen für zukünftige Leistungen, die der Tod nun verhindert hat.

Eine Pflegstätte der Astronomie in Germanien.

Zu der in der Abhandlung S. 355, oberste Zeile, gegebenen Andeutung wird uns nach Schluß des Heftes vom Verfasser, Direktor Teudt, mitgeteilt, daß sich die Annahme in vollem Umfange bestätigt habe. Nach dem aus dem Astronomischen Recheninstitut der Universität Berlin eingegangenen Gutachten ist der Gutshof Gierke bei Kohlstädt am Teutoburger Walde in seiner Gesamtanlage nach astronomischen Rücksichten geschaffen und die Vermutung wird wach gerufen, daß in ihm eine Pfleg- und Lehrstätte der Astronomie aufgefunden worden ist.



1



6a

6b

6b

6c

König, Gräberfeld der Hausurnenzeit bei Kledewitz.

Drei Berichtigungen zu Schirmeisens Aufsatz „Neue diluvialarchäologische Funde aus Mähren" (Mannus 18, 1926, S. 203 ff.).

1. Unrichtig ist die Angabe (S. 206), daß der Kustos des Mährischen Landesmuseums Dr. Zdenko Jaroš die „Venus" des Mammutfundplatzes bei Pollau entdeckt habe, vielmehr war dies der Kustos des Mährischen Landesmuseums Prof. Dr. Karl Absolon, der die wissenschaftlichen Grabungen 1924 dort eingeleitet und bis jetzt größtenteils auf eigene Kosten für das Mährische Landesmuseum durchgeführt hat.

2. Unrichtig ist weiter die Angabe (S. 207), daß R. Czischek im Auftrage des Landesmuseums in der Backofenhöhle (Pekarna) erfolgreiche Grabungen durchgeführt habe. Vielmehr wurden die Grabungen auch hier von Prof. Absolon ins Leben gerufen und auf Grund seines durchdachten, auf Jahre ausgedehnten Arbeitsplans auf eigene Kosten durchgeführt, während R. Czischek nur von Absolon als Mitarbeiter für diese Fundstätte bestellt worden ist.

3. Was die Bemerkungen über die Grabungsarbeiten auf dem Lateinerberg (Stránská skála) bei Brünn betrifft (S. 202 f.), so sind diese Arbeiten nicht nur von tschechischer Seite ausgeführt worden, sondern es ist wie Prof. Absolon, so auch ein deutscher Geologe Prof. Dr. Franz Krumpholz im Auftrage des Mährischen Landesmuseums daselbst tätig. Auch sind nach der Meinung dieser Herren die Ansichten Schirmeisens über den Fundplatz, besonders was die stratigraphische Gliederung und die altdiluvialen Mahlzeitreste betrifft, irrig.

Geheimrat Kossinna seiner amtlichen Verpflichtungen entbunden.

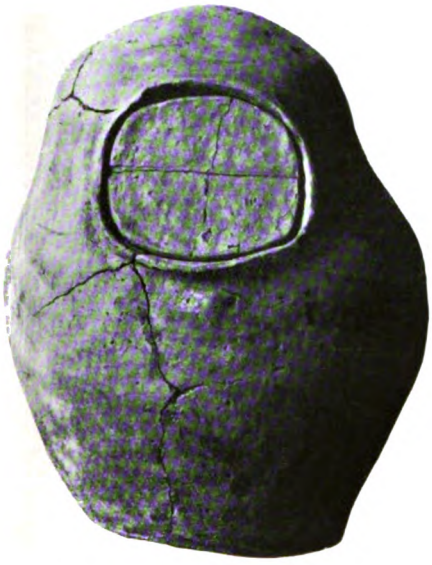
Unser erster Vorsitzer, Geheimrat Kossinna, ist, da er am 1. Oktober d. J., die gesetzliche Altersgrenze erreicht hat, seiner amtlichen Verpflichtungen als Universitätsprofessor vom Ministerium entbunden worden, wird aber seine Vorlesungen und Übungen vorläufig noch fortsetzen. Für die Nachfolge in seinem Lehramt sind dem Ministerium von der philosophischen Fakultät der Universität Berlin folgende drei Vorschläge gemacht worden: 1. Universitätsprofessor Dr. Max Ebert in Königsberg i. Pr.; 2. Professor Dr. W. Bremer, Vorstand des Nationalmuseums irischer Altertümer in Dublin; 3. Dr. Nils Åberg, Dozent an der Universität Uppsala.

Walter Bremer †.

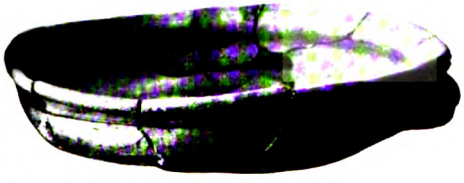
Kurz vor Versendung dieses Mannusheftes erhalte ich die Anzeige vom Tode des Prof. Dr. Walter Bremer, M. R. J. A., Curator of Irish Antiquities, National Museum, Dublin, der am 19. November 1926 erfolgt ist. Bremers einzige größere Abhandlung „Eberstadt ein steinzeitliches Dorf der Wetterau" (Präh. Zeitschr. V. 1913) erweckte günstige Erwartungen für zukünftige Leistungen, die der Tod nun verhindert hat.

Eine Pflegstätte der Astronomie in Germanien.

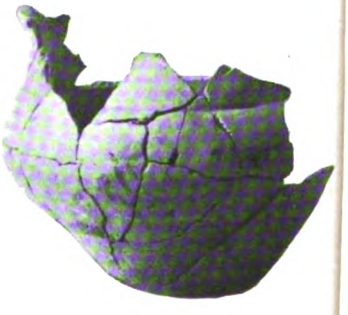
Zu der in der Abhandlung S. 355, oberste Zeile, gegebenen Andeutung wird uns nach Schluß des Heftes vom Verfasser, Direktor Teudt, mitgeteilt, daß sich die Annahme in vollem Umfange bestätigt habe. Nach dem aus dem Astronomischen Recheninstitut der Universität Berlin eingegangenen Gutachten ist der Gutshof Gierke bei Kohlstädt am Teutoburger Walde in seiner Gesamtanlage nach astronomischen Rücksichten geschaffen und die Vermutung wird wach gerufen, daß in ihm eine Pfleg- und Lehrstätte der Astronomie aufgefunden worden ist.



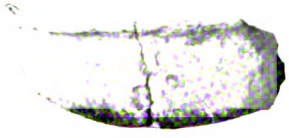
1



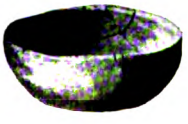
6a



6b



6b



6c

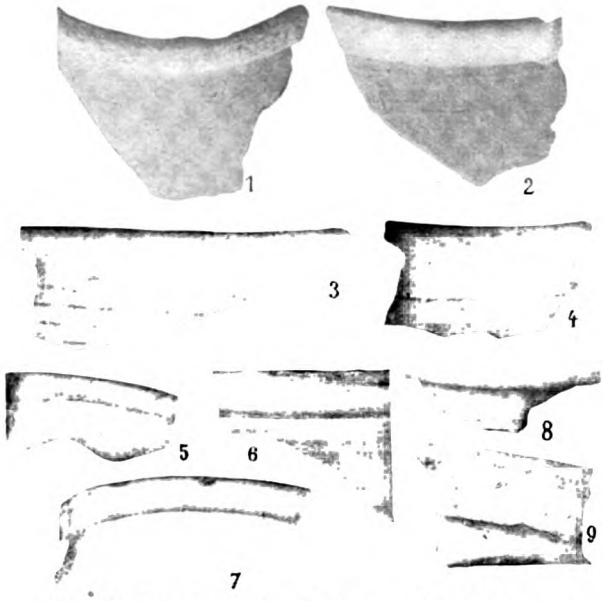
König, Gräberfeld der Hausurnenzeit bei Kleckewitz.

UNIV. OF MICH.

Jahrh.
er mit

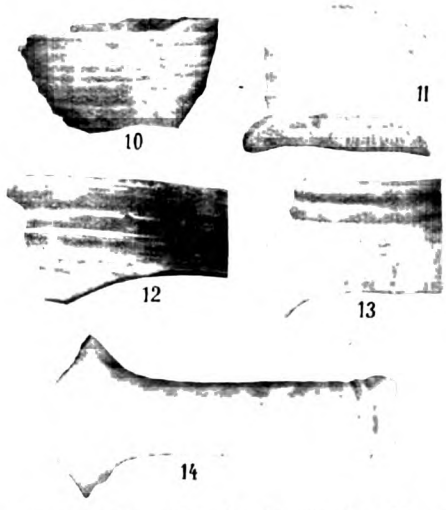
14. oder
ß. Ende
rben mit
mtiegels,

ch, Leipzig.



Mittelalterliche keramische Funde aus Frankfurt/Oder.

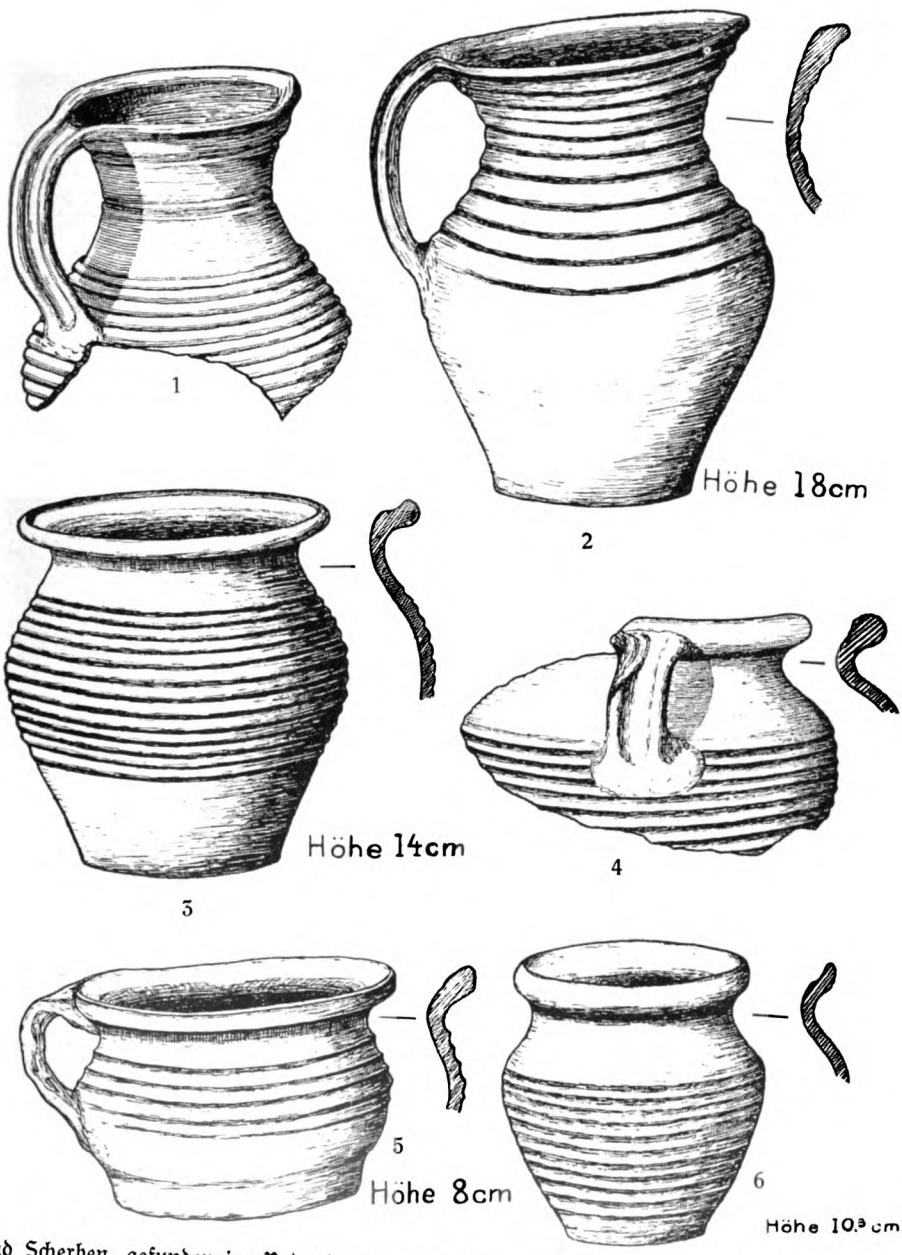
Nr. 1—4 u. 8 Unglasierte Scherben mit lippenförmigem Randprofil. Ende 13. u. Anfang 14. Jahrh. Nr. 6 u. 9 Ränder mit dornartigem oder halskrausenartigem Profil. 14. Jahrh. Nr. 5 u. 7. Ränder mit lippenförmigen bzw. halskrausenartigem Profil von innen gesehen mit der Randhohlkehle.



Mittelalterliche keramische Funde aus Frankfurt/Oder.

Nr. 10 innenglasierter Unterteil eines kleinen Töpfchen, außen mit Gurtfüßchen verziert. Ende 14. oder 15. Jahrh. Nr. 11 unglasiertes Bodenstück, breite rundliche Gurtfüßchen und tellerartigem Fuß. Ende 13. und Anfang 14. Jahrh. Nr. 12 u. 13. Mit Bleiglasur innen und am Rand überzogene Scherben mit stark profiliertem Profil. Spätes Mittelalter 15. u. 16. Jahrh. Nr. 14. Tönerner Griff eines Leimtiegels, innen mit gelber Bleiglasur. Spätes Mittelalter.

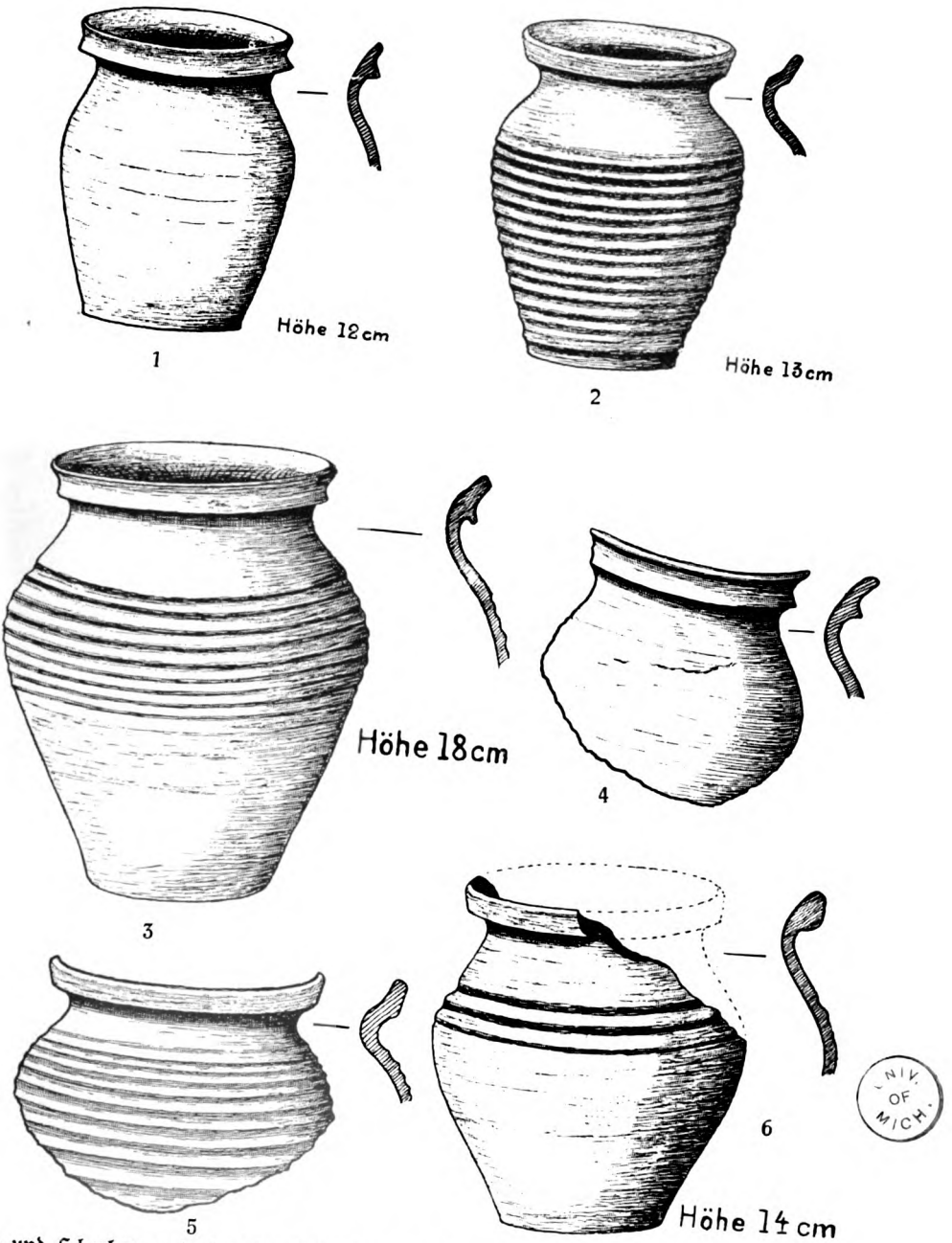
UNIV. OF MICH.



Gefäße und Scherben, gefunden im Petersturm zu Liegnitz. 2. Hälfte 13. und Anfang 14. Jahrhunderts.

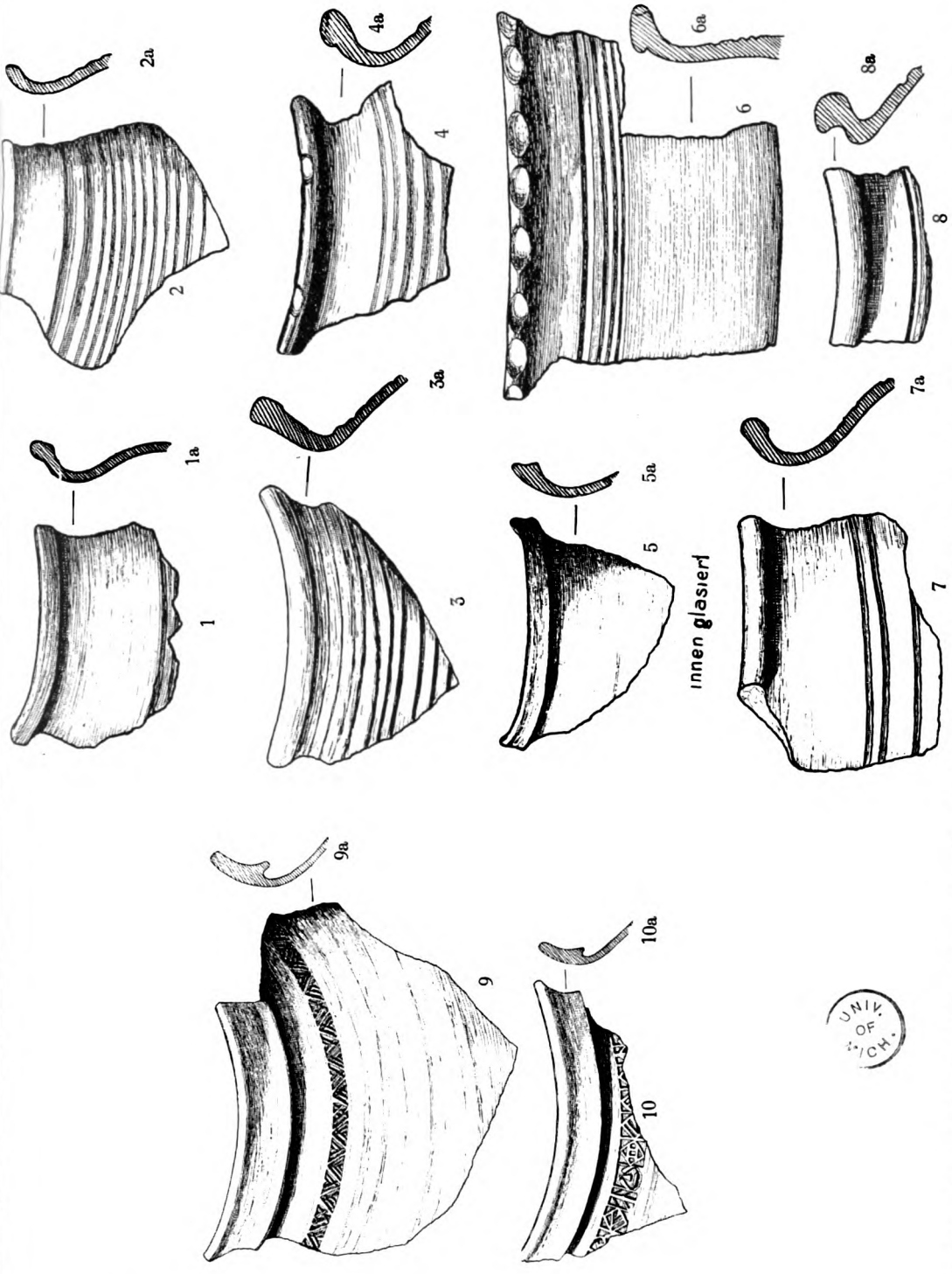
1—6. Scherben, z. T. mit Henkeln, verziert durch schräge Einstiche, Laufrad, sog. römisches Zahlenmuster oder wellenförmige Knetungen. Einfluß der deutschmittelalterlichen Keramik auf die slawische, wohl schon Mitte 13. Jahrhunderts. Nr. 7 Ausgußtülle mit mastenartiger Knetung. 9 Tonstürzel mit Querschnitt des unteren Randprofiles (Nr. 8). 10—13. Spätslawische Scherben. 12. und 13. Jahrhundert. 14. Früher deutsch-mittelalterlicher Scherben, gleichfalls Fundort Petersturm zu Liegnitz.

UNIV. OF MICH.



Gefäße und Scherben, gefunden im Petersturm zu Liegnitz. (Ried.-schles. Museum zu Liegnitz.)
2. Hälfte 13. und Anfang 14. Jahrhunderts.

UNIV. OF MICH.



Gefäßscherben, gefunden im Petersturm zu Liegnitz. Nr. 9 und 10. Scherben mit halskragenartigem Randprofil und sog. römischen Zahlenmuster auf der Hälfte. 13. u. 14. Jahrh.

Abb. 1. Jörg Syrlin, Bildschnitzer in Ulm, geb. 1430. Selbstbildnis. (Mit Erlaubnis des deutschen Kunstverlags in Berlin.)

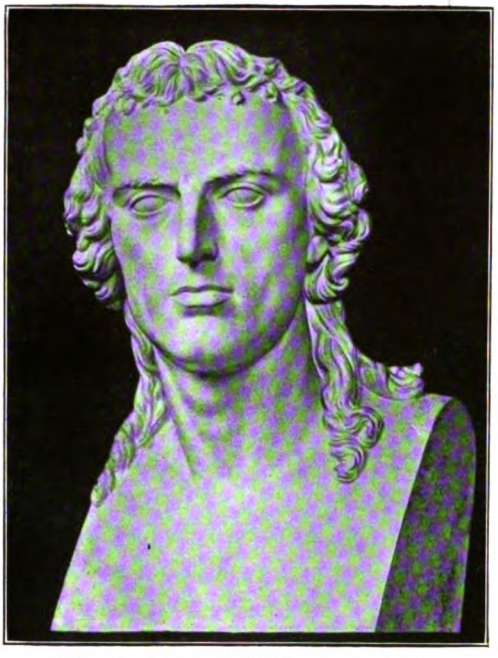


Abb. 2. Friedrich Schiller, geb. 1759. Büste von Dannecker. (Nach einer photographischen Wiedergabe in dem Werk „Das deutsche Volkstum" von Hans Meyer. Mit Erlaubnis des Bibliographischen Instituts in Leipzig.)

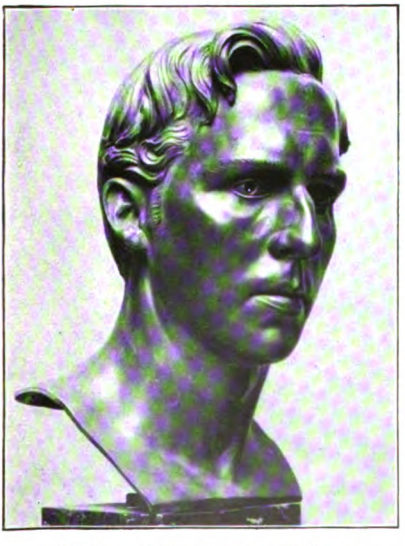


Abb. 3a. Emil Epple, Bildhauer, geb. in Stuttgart 1877, jetzt München 42. von der Pfordtenstraße 23. Selbstbildnis im Alter von 30 Jahren. (Mit besonderer Erlaubnis des Künstlers.)

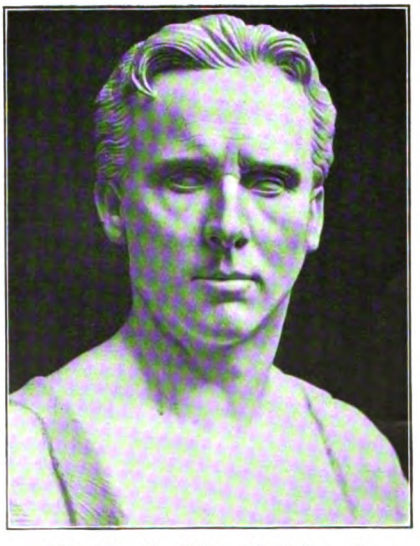


Abb. 3b. Derselbe, 49 Jahre alt.

UNIV. OF ILL.

Abb. 5. Ein Herr aus Heilbronn.
(Mit besonderer Erlaubnis.)

Abb. 4. Junger Bauer aus dem Ries bei Nördlingen.
(Mit Erlaubnis des Verlages von
Ludwig Riffelmacher in Fürth.)

Abb. 6. Ein alter Arbeiter vom Münsterbau in
Ulm. | Steinfigur am Turm des Münsters.
(Mit Erlaubnis des deutschen
Kunstverlags in Berlin.)

UNIV. OF WICH.

UNIV. OF MICH.

BOUND

MAY 31 1940

UNIV OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03457 2043